

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1831.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1831

by unknown author

Göttingen; 1831

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

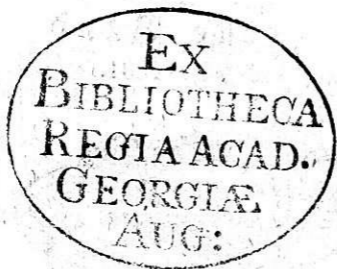
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACAD.
GEORGIÆ
AUG:

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 3. Januar 1831.

G ö t t i n g e n.

Wenn bey dem Hauptzweck dieser Blätter, so weit ihr Umfang und ihre Hülfsmittel es gestatten, die Fortschritte der Wissenschaften überhaupt zu bezeichnen, sie zugleich dazu bestimmt sind, in dieser Rücksicht als Annalen unserer Universität, für das was hier dafür geleistet ist und geleistet wird, zu dienen; so ist es uns sehr erwünscht, diesen neuen Jahrgang mit der Anzeige mehrerer, zunächst aber einer Schrift beginnen zu können, die den Lesern gewiß eben so erfreulich als unerwartet ist. Der ehrwürdige Geschichtschreiber des protestantischen Lehrbegriffs tritt noch einmal auf, um mit einer Fortsetzung und Beschluß seines Werks ihm die Krone aufzusetzen, und zugleich seine schriftstellerische Laufbahn damit zu beschließen. Vor uns liegt:

Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. G. J. Plank. 1831. VIII u. 370 S. in 8., bey Vandenhoeck und Ruprecht.

Die Vorrede belehrt uns, daß dieser Band bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, und es allerdings der Wille des Verfs. gewesen sey, die Geschichte bis in das jetzige Jahrhundert herunter zu führen, daß aber äußere Hindernisse dieß nicht gestatteten. Müssen wir nun gleich die Geschichte dieses neuesten Zeitraums entbehren, so ist dieselbe doch bis auf denjenigen Zeitpunkt heruntergeführt, wo durch die Erscheinung der allgemeinen deutschen Bibliothek, und die Anwendung der Interpretation der Classiker auf unsere heil. Bücher, die dogmatische sowohl als exegetische Theologie ihre nachmalige Gestalt erhielt. Gewiß war also auch hier der passendste Endpunct; und wenn der Verf. die Gegenwart von seiner Geschichte ausschloß, so hat er es dadurch zugleich sich selbst und den Lesern erleichtert die Vergangenheit, die er zu schildern hatte, mit der ruhigen Unparteylichkeit zu betrachten, welche sie auch für die Gegenwart eigentlich lehrreich macht. Wer mit der Geschichte der Theologie nicht unbekannt ist, wird auch den Inhalt dieses Bandes im Ganzen im voraus sich sagen können. Die Geschichte der traurigen syncretistischen Streitigkeiten und Händel zwischen Lutheranern und Calvinisten füllt die ersten acht der 22 Kapitel aus, in welche das Ganze zertheilt ist. Also nach einer Schilderung der Lage, in welche die lutherische Theologie durch die Concordienformel gesetzt war, und der Richtung, welche der Geist derselben nahm, der Anfang jener Streitigkeiten; die Helmstädtischen Händel seit dem Austritt von Calixt, und ihre Resultate. Hierauf von 9ten bis 14ten Kapitel: Geschichte des Pietismus; Spener, Francke, Breithaupt; und ihre Gegner, Carpzwow, Mayer u. a.; Einfluß der Wolfischen Philosophie, und der Herrnhuthischen Partey.

Alsdann vom 15ten bis 21sten Kapitel die Verhältnisse gegen die catholische Kirche; Versuche zu Vereinigungen und unglückliche Erfolge; und zuletzt: Zeichen aus denen erhellt, daß eine Veränderung mit dem Geiste unserer Theologen bereits vorgegangen war.

Gewiß erwarten unsere Leser keine weitere Auszüge aus einem Buche, das bald in den Händen Aller seyn wird, welche für die Geschichte des Christenthums sich interessieren. Sie werden darin dieselbe Milde der Gesinnung, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben; dasselbe Streben, jedem sein Recht widerfahren zu lassen, finden, das sie schon aus den frühern Werken des Verf. kennen. Wird auch von dem Gezänk der protestantischen Zeioten mit verdientem Unwillen gesprochen, so wird doch ihre Gelehrsamkeit nicht verkannt; und wenn die Reformen eines Spener und seiner Nachfolger gebilligt werden, so werden doch auch die Nachtheile die daraus hervorgingen nicht verschwiegen. Sie werden zugleich das Ganze mit eben der Wärme und Lebendigkeit behandelt finden, die sie in den Werken aus der früheren Zeit so oft bemerkt haben; und der Stoff selber begünstigte es, daß das Interesse mit dem Fortgange der Untersuchung auch steigen mußte.

Mit einem heitern Blick in die Zukunft, den selbst die Stürme der Zeit nicht haben trüben können, schließt der Verf. am Ende der Vorrede sein Werk; wir wollen diese tröstende Aussicht unsern Lesern nicht vorenthalten, da die Stimme des Mannes, der die Geschichte des Christenthums wie wenige seiner Zeitgenossen überschaute, auch für sie erheiternd seyn wird. 'Ich glaube (so heißt es hier) nach allen Zeichen der Zeit urtheilen zu können, daß die glückliche Pe-

riode nahe ist, die man als einen Wendepunct in der Geschichte des Christenthums betrachten darf. Wenn diese Zeichen nicht trügen, so ist die Zeit nahe, wo eine der Absichten des Christenthums erfüllt seyn wird. Dahin soll und wird es nicht kommen, daß die Erkenntniß, auch die wissenschaftliche Erkenntniß davon, gleich hell und klar, — aber dahin scheint sich alles anzulassen, daß eine solche Erkenntniß davon die allgemeinere werden wird, welche dem Verstand und dem Herzen in gleichem Grade wohl thut; und die Forderungen der Einen zu eben der Zeit befriedigt, da sie die Bedürfnisse der Andern erfüllt. Dieß kann nicht erfolgen, so lange Menschen es bleiben, die durch die Lehre Jesu beglückt und beseligt werden sollen, daß jedem die nämliche Ansicht davon zu Theil werden wird; aber dieß kann erfolgen, daß jeder die bessernde, die reinigende und belebende Kraft der Lehre Jesu in gleichem Maße fühlt, und mit gleicher Liebe und Stärke in sein Herz aufnimmt; dieß scheinen mir Zeichen der Zeit zu verbürgen, die schon mehrmals, wenn auch nicht in gleichem Grade, diese Wirkung gehabt haben; dieß scheinen mir gerade die Auftritte neuerer Zeit zu verbürgen, von denen man das Gegentheil oder die umgekehrte Wirkung befürchtete. Und was könnte dem alten Manne, am Rande des Grabes, erwünschter seyn, und womit könnte er die Beschäftigung seines Lebens schicklicher schließen, als daß er die Annäherung der glücklichen Periode zuvor begrüßte, die ihn die Erfüllung der Bitte: zu uns komme Dein Reich! erwarten läßt.

P a r i s.

Histoire du Commerce entre le Levant, et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. Ouvrage qui a été couronné en 1828 par l'académie royale des inscriptions et belles lettres. 1830. Imprimerie royale. (2 Bde. 344 u. 376 S. in 8.)

Das vorliegende Werk ist eine neue willkommene Frucht der rastlosen, gründlichen Thätigkeit unseres wackern Landsmannes Depping in Paris und zugleich ein Beweis der Anerkennung die seine Verdienste in Frankreich finden, da dieß schon die zweyte seiner Schriften ist die von der Academie den Preis erhalten hat. Eine solche Anerkennung ist aber nicht nur deshalb um so erfreulicher weil Herr Depping ein Deutscher ist, sondern auch weil wenige Gelehrte in Paris unter den verschiedensten Verhältnissen und Herrschaften eine so freysinnige Unabhängigkeit und Anspruchslosigkeit bewahrt und so wie er alle kleinlichen Mittel verschmäht haben. Gunst, Ehre und Vortheil zu erlangen. Zu bewundern ist auch, daß der Verf. bey seiner so vielseitigen Thätigkeit auf einem andern Gebiete der Litteratur — er ist bekanntlich einer der thätigsten und unentbehrlichsten Mitarbeiter der bedeutendsten Pariser Zeitschriften, besonders der Ferussachschen Unternehmung — noch Muße zu so gründlichen Untersuchungen gefunden hat. Auch hier wie bey seinem Werke über die Züge der Normannen kommt es ihm trefflich zu statten, daß er nordische und südliche, deutsche und französische Quellen mit gleicher Leichtigkeit benutzen kann, ein Vorzug, den er vor fast allen französischen und vor den meisten deutschen Gelehrten voraus hat. Uebrigens ist der Verf. selbst —

vielleicht zu weit — entfernt sein Werk für eine vollständige Geschichte des wichtigen Gegenstandes zu halten, und jedenfalls ist es ein so bedeutender Beytrag dazu, daß es jeder künftigen Untersuchung zum Grunde gelegt werden muß. — Wir gehen nun zu einer möglichst gedrängten Uebersicht des reichen Inhalts dieses Werkes über, wobey wir etwanige Zweifel um so mehr unterdrücken, da uns Mittel und noch mehr der Raum fehlen würde, sie zu belegen. Die Einleitung gibt einen flüchtigen aber getreuen Umriss der Geschichte des Handels im mittelländischen Meere, und der Handelsstraßen die dessen Häfen in der Levante mit Indien und China in Verbindung setzten, von den ältesten Zeiten bis auf das Mittelalter. Ein solcher Ueberblick, obgleich er Bekannteres enthält, durfte doch um so weniger fehlen, da die Handelsstraßen, deren Richtung größtentheils durch permanente Localumstände bestimmt wurden, auch während der Epoche, die der eigentliche Gegenstand der Untersuchungen des Verfs. ist, wesentlich dieselben blieben, die sie seit den frühesten Zeiten gewesen waren, und auf denen nur die Völkerstämme wechselten, die in der Herrschaft dieser Länder einander verdrängten. Zu unserem Zwecke genügt es, unter diesen Handelsstraßen folgende als die bedeutendsten zu bezeichnen: von China durch Mittelasien, nördlich vom Caspischen Meere nach dem schwarzen Meere; von China und Indien durch Mittelasien und Persien südlich vom Caspischen Meere über Bagdad, dann Aleppo oder Damascus nach den Syrischen Häfen; dann die Verbindungen mit Indien, die zum Theil zu Wasser Statt fanden, nach den Häfen des Persischen Meerbusens; dann durch das nördliche Arabien nach Syrien oder Alexandrien — nach den Häfen des rothen Meeres und von da

nach den Aegyptischen Märkten. — Weniger bekannt, aber auch von dem Verf. selbst in Zweifel gezogen ist eine von Arabischen Schriftstellern (Mastudi, goldene Wiesen) angegebene wechselseitige Seecommunication zwischen den Arabischen Häfen des rothen Meers und den Chinesischen Häfen Gampu und Saithuna. — Die beiden ersten Kapitel enthalten hauptsächlich eine Darstellung der Producte, des Zustandes der Märkte in den Ländern die mittelbar oder unmittelbar zu dem Handelsgebiet des Mittelalters gehörten. Das erste Kapitel handelt in dieser Hinsicht von Indien, Arabien und Persien; den großen Stapelplätzen Cambaya und Calicut, Ormuz und Aden für den Handel von Persien, Arabien, Kleinasien und Aegypten mit Indien und also mittelbar zwischen Europa und Indien, und Malaca für den Handel zwischen Indien und China und den Asiatischen Inseln. Ueber diese Gegenstände sind zwar wenig andere Nachrichten zu benutzen als die der Portugiesen, die zuerst diese letzten Glieder der Kette entdeckten, welche den Westen von Europa mit dem Osten von Asien verband, und unmittelbar an den, bis dahin in fabelhaftes Dunkel gehüllten Quellen schöpften, aus denen die beneideten Genüsse der Reichen und Mächtigen in Europa seit Jahrtausenden strömten; und der Verfasser konnte daher hier wenig neue Aufschlüsse geben, die nicht schon in Schriften über den portugiesischen Handel zu finden wären, dennoch aber können wir uns nicht enthalten hier anzuführen, was er über den Handel von Malaca sagt, da es ein lebendiges Bild gibt, zu dem der gegenwärtige indische Handel kaum ein Gegenstück darbieten möchte: 'Hier fanden sich Bewohner von fast allen Gegenden Asiens ein; Kaufleute aus Suzerata, Perser, Turkmanen, Armenier,

Araber, Hinduß, Malayen, Chinesen, Japaner, auch Africaner von Quiloa, Melinde, Magadojo. Biermastige Chinesische Funken brachten Porcellan, rohe Seide, Seidenwaaren (bes. Damaste), Zinn, Alaun, Moschus, Rhabarber, Perlen und künstliche Handarbeiten dahin. Von Siam fanden sich Kaufleute ein um Slaven, Gewürze, Brocate von Cambaya ic. zu kaufen, und gegen wohlriechende Holzarten einzutauschen. Prahmen aus Java und andern Inseln des Asiatischen Archipels führten diesem Markte Reis und andere Lebensmittel, Muscatnüsse, Aloe und Waffen zu; sie waren von ganzen Familien malayischer Seeleute bewohnt, die keine andere Heimath hatten. Cambaya, Meliopur, Paliacata, Bengalen ic. sandten ihre Indiennes nach Malaca; arabische und maurische Kaufleute brachten wohlriechende Harze und alles was Africa und Europa für diesen Markt passendes, nütliches oder merkwürdiges liefern konnte. Nach den Berichten der ersten Portugiesen, die sich zuerst in dieses reiche, bunte Treiben versetzt sahen, zählten die großen Handelsherren in Malaca das Gold scheffelweise und kannten kaum selbst den ganzen Umfang ihrer Reichthümer; welche Lockungen für arme, kriegerische Abenteuerer, deren religiöser Fanatismus Alles dieß als gute Beute ansah! Ihre Fahrzeuge besuchten die Sundainseln, Sumatra, Borneo, Java, und führten ihnen Benzoe, Pfeffer, Kampher, Ingwer, Gold, Seide und andere Gewürze zu, die sie auf ihrem Markte schon zehn bis funfzehn mal theurer verkauften, als sie dieselben an Ort und Stelle eingekauft hatten; wonach man das zunehmende Steigen der Preise dieser Waaren von einem Stapelplatz zum andern bis zu den europäischen Märkten sich denken kann.'

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 6. Januar 1831.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire du Commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. etc.

In diesem Berichte finden wir der Europäischen Waaren nur im Allgemeinen erwähnt, und es scheint uns wahrscheinlich daß dieß hier mehr eine im Eifer des Auswählens mit unterlaufende Voraussetzung ist, als eine zuverlässige Thatsache, und man kann (nach den Berichten der Portugiesen) wohl annehmen, daß die Europäischen Producte nur bis zu den Märkten der Westküste von Hindostan gelangten. Hier aber (z. B. in Calicut) fanden die Portugiesen zu ihrem großen Erstaunen Wein aus Candia, Damaste aus Lucca, Sammt und andere Europäische Stoffe, so wie Venetianische und Genuesische Geldmünzen. — Uebrigens ist wohl kein Zweifel, daß nur ein sehr kleiner Theil der aus Indien nach Europa fließenden Waaren mit Europäischen Fa-

bricaten bezahlt wurde, bey weitem der größte Theil aber mit baarem Gelde auf den Märkten der Levante und Aegyptens. Was den Verkehr zwischen diesen, besonders zwischen Aegypten und den Indischen Märkten betrifft, so finden wir auch in dem vorliegenden Werke eine Lücke, die zu einer ferneren Untersuchung des Gegenstandes Veranlassung geben sollte. Es ist nämlich nirgends genügend erklärt, welche Aegyptische Producte in den Indischen Handel kamen; denn Pferde und einige Aegyptische Münzen, von denen an einer Stelle die Rede ist, können die außerordentliche Consumtion Indischer Producte den zum Sprichwort gewordenen orientalischen Luxus von Kairo nicht erklären; und ist es also auch wahrscheinlich, daß Aegypten so wie Europa größtentheils nur Gold und Silber auf die Indischen Märkte schickte, so ist dieß doch nirgends bestimmt gesagt oder ein Verhältniß angegeben. Das zweite Kapitel enthält eine ausführliche Beschreibung der Aegyptischen Märkte und Fabricate. Die Einfuhr nach Aegypten aus Europa bestand besonders in Bauholz und verarbeitetem Holz, Eisen und Waffen, Zinn, Bley, Kupfer, Quecksilber, Venetianische Glaswaaren (besonders auch für den Schonenhandel ins Innere von Africa), wollene Tücher, Kamelote, Wachs, Safran, Seife, getrocknete Früchte. Schonen machten einen Hauptartikel auf dem Aegyptischen Märkte aus; sie kamen theils mit Caravanen aus dem Innern, theils aber auf Europäischen, besonders Venetianischen Schiffen und Rechnung aus Kleinasien und Georgien. So waren es Christen selbst welche ihren erbittertsten Feinden, den Mameluken, die Herrschaft von Aegypten erleichterten. — Die Ausfuhr aus Aegypten nach Europa bestand haupt-

fächlich in Indischen Waaren, deren Hauptstapelplatz Alexandria war, so lange Aegypten unter seinen Arabischen Sultanen stand. An eigentlich Aegyptischen Producten finden wir nur Leinenzeuge, und schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurde umgekehrt auch Leinwand aus Europa (besonders Mailand) nach Aegypten ausgeführt. Daß Aegypten Getreide ausgeführt habe vermuthet der Verf. nur, dagegen er aber bestimmte Fälle angibt, wo Getreide (wahrscheinlich von dem schwarzen Meere) durch christliche Kaufleute eingeführt wurde. Wenn wir übrigens erfahren, daß in den besten Zeiten Venedig nur für 300,000 Ducaten Waaren jährlich nach Aegypten einfuhrte und dagegen den hohen Preis und die große Menge Indischer und Arabischer Producte annehmen, die von Alexandria nach Venedig ging, so geht schon daraus hervor, daß der bey weitem größte Theil mit baarem Gelde bezahlt wurde. Für inländische Consumption wurden übrigens in Aegypten auch feine baumwollene und seidene Zeuge, und Papier (früher eine seiner Hauptausfuhren) eingeführt, und am ganzen Nil hinauf bis nach den Wasserfällen erhoben sich im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert Städte und Dörfer, reich und blühend durch Gewerbe und Handel. — Die wilde Kriegerherrschaft der Mameluken zerstörte seit der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts den innern Wohlstand, auch der Handel wurde oft gestört, zum Theil durch die Schuld der Christen.

In dem Maße wie der Handel mit Aegypten abnahm, fanden die Indischen Waaren ihren Weg mehr nach den Syrischen Stapelplätzen, wo der Europäische Handel durch die Eroberungen der Kreuzfahrer begünstigt wurde. In Jaffa, Acre, Barut und andern Häfen erhoben sich

Factoreyen der Venetianer, Genueser, Marseiller, Catalonier u. s. w. In zweyter Linie wurden Jerusalem, Damascus, Aleppo mehr wie je der Sammelplatz zahlreicher Caravanen, welche diese Märkte mittelbar oder unmittelbar mit allen Theilen Asiens in Verbindung setzten. In Aleppo allein langten jährlich über 15000 beladene Camele an. In dritter Linie erscheinen endlich Basfora und Bagdad, die jedoch allem Anscheine nach schon außerhalb des unmittelbaren Handelsgebiets der Europäer liegen, wir müßten dann fühne Reisende wie die Polos und andere ausnehmen, die als Kundschafter und Vorkämpfer des Fränkischen Handelsgeistes erscheinen. Die wichtigsten Ausfuhr-Artikel dieser Märkte waren ohne Zweifel Indische, Chinesische, Arabische Producte, und es geht aus des Verfs. Untersuchung nicht ganz klar hervor, welche Gegenstände Syrien selbst nach Europa lieferte, Seide etwa ausgenommen. Die Europäische Einfuhr mußte, so lange Syrien eine Fränkische Colonie war, größtentheils in Europäischen Producten und Fabricaten aller Art, für die Consumption der Ansiedler bestehen. Den Ungläubigen, die schon seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wieder allmählich die Franken verdrängten, wurden, wie in Aegypten, Waffen und andere Kriegs- und Schiffsbedürfnisse zugeführt. — Auch Cypren nahm unter Fränkischen Königen einen bedeutenden Theil an diesem Handel. Es diente als Stapelplatz für die Waaren der Aegyptischen und Syrischen Märkte, zu denen es seine eignen Producte: Wein, Früchte, Zucker, Storax, Indigo, Baumwolle, Seide fügte und dafür Europäische Fabricate aller Art, besonders Tücher bezog. — Kleinasien scheint (die Küsten des schwarzen Meeres ausgenommen) verhältnißmäßig

nur wenig Antheil an dem Verkehr mit den Franken genommen zu haben, da es als eine vorspringende Halbinsel außerhalb der eigentlichen großen Caravanenstraße lag, da die von Osten nach Westen gehenden die nähere Küste von Syrien und dem schwarzen Meere vorzogen, die Verbindung zwischen Bagdad, Bassora, Tauris und Trebizonde aber hinter der Halbinsel herum ging. Ueberdies hatte die Seldschukische Ueberschwemmung Kleinasien seines innern Wohlstandes beraubt, und es konnte nur wenig eigene Producte dem Handel bieten. Doch fand einiger Verkehr in den Häfen von Tarses und Satalia Statt, wohin besonders Florentiner Waaren für Iconium, die Hauptstadt der Seldschukischen Sultane, brachten und unter andern Dragant einkauften. Auch der Hafen von Smirna zog schon im dreyzehnten Jahrhundert einige Italiänische Kaufleute an.

Constantinopel hatte durch die Fortschritte des Islam, welche aus den schönsten Provinzen des ehemaligen Griechischen Kaiserthums viele Einwohner mit Hab und Gut nach der Hauptstadt trieben, an Bevölkerung, an Reichthum, an Wichtigkeit für den Handel eher zu als abgenommen. Die Zölle brachten jährlich an zwey und dreyßig Millionen Scudi ein; Constantinopel mußte nicht nur durch seine eigene ungeheure Consumtion von Waaren aller Art, den Handel beleben, sondern auch als Hauptstapelplatz wichtig seyn; theils für Indische Waaren, die von hier auch auf Landwegen nach den Slavischen Ländern und bis Oestreich und Böhmen gingen; theils aber und besonders für die Waaren die aus den Häfen des schwarzen Meeres kamen. Alle Handelsvölker des Mittelmeeres drängten sich daher auch auf dem Markte von Constanti-

nopel, und suchten durch Unterhandlungen oder Gewalt Handelsvortheile zu erlangen. An ihrer Spitze standen die Genueser und Venetianer, als unversöhnliche Nebenbuhler. Die Eroberung von Constantinopel durch die Franken (1204) gab den Venetianern, die Wiedereinsetzung der Paleologen durch Hülfe der Genuesen (1264) diesen letzten das Uebergewicht. Die Eroberung durch die Türken ließ ihnen jedoch, als Lohn für den Verrath womit sie sie begünstigt, nur den traurigen Trost, weniger schimpflichen Mißhandlungen und Bedrückungen ausgesetzt zu seyn als ihre Nebenbuhler.

Constantinopel hatte aber auch noch eine eigenthümliche Wichtigkeit, als Schlüssel zum schwarzen Meere, dessen Handel damals nicht weniger bedeutend war als zur Zeit der höchsten Blüthe Athenischer Colonien an diesen Küsten. Auf diesem Gebiete behielten die Genuesen, doch nicht ohne blutige Kämpfe, das Uebergewicht. Zahlreich waren ihre Factoreyen an der Küste, durch Verträge mit den Kaisern von Trebizonde, mit den Tartarenfürsten, welche an der Ost- und Nordküste des schwarzen Meeres herrschten, begünstigt. Trebizonde war ein Markt für Chinesische, Indische, Persische und Arabische Waaren (die über Erzerum und Tauris vom Persischen Meerbusen her kamen) — für Kamelote, welche in Armenien (zum Theil auf Rechnung der Venetianer) gefertigt wurden — für Getreide aus Tauris — für Seide, Kermes und Alaun, die im Lande gewonnen wurden — für Seiden- und Baumwollenzeuge, die ebenfalls in Trebizonde in großer Menge und Güte fabriciert wurden. Diese Waaren wurden von Genuesen und Venetianern theils nach Constantinopel, theils nach den nördlichen Häfen des

schwarzen Meers für den Verbrauch Rußlands und der Mongolen ausgeführt, und dagegen Europäische Zeuge, Seide, trockene Früchte, kurze Waaren eingeführt, die dann zum Theil wieder nach Tauris und Persien gingen. Sogar die Russen haben, nach Arabischen Nachrichten, im vierzehnten Jahrhundert Zeuge nach dem Innern von Asien über Trebizonde geschickt, und die Tartaren lieferten Kamelote, die ihren Weg bis nach den Europäischen Märkten fanden. So wie Trebizonde eine Mündung für den Handel mit dem südlichen Mittelasien, Indien und Arabien, so war es Caffa, eine Colonie der Genuesen, für die Producte des eigentlichen Mittelasiens und des nördlichen Asiens und Rußlands. Die näher gelegenen Küstländer lieferten dahin Getreide, Tauris Seide, Indigo, Gewürze, Moschus, Zucker; das nördliche Asien und Rußland Pelzwerke. Die Genuesen führten diese Waaren nach Constantinopel, nach Trebizonde, nach Aegypten, nach Syrien, nach Europa aus und dagegen theils Europäische Fabricate und Producte (besonders Del, Wein), theils aber auch Indische, Arabische Waaren von Trebizonde und den Syrischen und Aegyptischen Stapelplätzen ein. Mit diesen Waaren wurden jedoch die in zweyter Linie liegenden Märkte, Tauris, Tana auch wie es scheint durch Caravanen aus dem Innern von Asien, nördlich und südlich vom Caspischen Meer und auch von Astrachan zu Wasser, so wie von Bassora und Bagdad her versehen. So bedeutend war der Handel von Caffa, daß als die Türken und Tartaren es 1474 eroberten, 80,000 Einwohner als Sklaven verkauft wurden. Nicht viel geringer und ebenfalls in den Händen der Genuesen war der Reichthum, der Verkehr von Saldaja. Ei-

ner der wichtigsten Zweige in diesem Theile des Genuesischen Handels war der Sklavenhandel, dessen Hauptmarkt Derbend am Caspischen Meere war, wo die Genuesen Circassische und Georgische Sklaven kauften, um sie nach Aegypten zu verkaufen. Von Derbend brachten viele große Fahrzeuge Asiatische und Europäische Waaren nach Astrachan, von wo ebenfalls Sklaven auf den Markt von Derbend, ferner Pelzwerk, Gewürze, Seidenwaaren auf die Märkte der Genuesen kamen. Auch die westlichen Küsten des schwarzen Meeres entgingen dem rastlosen Handelsgeist der Genueser und Venetianer nicht, wie die Verträge mit den bulgarischen Fürsten beweisen, die besonders im Fall die Verbindung zur See gestört war, für Venedig sehr wichtig waren. — Die Türkischen Eroberungen machten, wie gesagt, diesem lebhaften Verkehr größtentheils ein Ende, dessen Wiederbelebung unstreitig keine der unwichtigsten Aufgaben und Aussichten der Civilisation des 19. Jahrhunderts ist.

Nachdem der Verfasser in den beiden ersten Kapiteln gewissermaßen den Kampfplatz und den Siegespreis beschrieben hat, geht er nun in den folgenden auf die einzelnen Europäischen Handelsvölker über, welche abwechselnd oder gleichzeitig um dieses goldene Vließ gekämpft haben, und gibt die Mittel an, deren sie sich bedient um ihren Zweck zu erreichen, und berichtet, so weit es ihm möglich war, die innern und äußern Einrichtungen ihres Handels, ihrer Betriebsamkeit. Nirgends tritt das kräftige, mannigfache Leben des Mittelalters lebendiger hervor als hier, und ein solches Bild ist gerade für unsere Zeit um so belehrender, da man endlich wieder anfängt einzusehen, daß die eigentliche Kraft der Staaten besonders auf einer mög-

lichst Freyen, kräftigen Entwicklung, städtischer Verfassung und Lebens beruht. Und ist auch eine solche Zersplitterung der Kräfte, wie damals Statt fand, nicht mehr zu wünschen und zu fürchten, so mag es uns doch zur Belehrung und Beschämung gereichen, zu sehen, welche großartige Resultate dennoch jene so zersplitterten oft unverdöhnlich feindseligen Kräfte, erlangt haben. — Venedig eröffnet im dritten Kapitel die Reihe, im vierten sind Genua, Pisa, Florenz abgehandelt; im fünften Barcelona; das sechste enthält Marseille, Avignon, Montpellier, Narbonne, dann eine kurze Uebersicht des mittelbaren Antheils, den die Handelsstädte des Nordens an dem Levante-Handel hatten, z. B. La Rochelle, die Flandrischen Städte, die Hansa, die süddeutschen Städte, endlich England. Es versteht sich von selbst, daß es nicht die Absicht des Verfs. seyn konnte, diese Punkte anders als beyläufig zu berühren, so wie er auch bey den Handelsstädten des Mittelmeeres keine erschöpfende Darstellung ihres Gesammthandels beabsichtigt, sondern (so weit es möglich ist) sich auf ihre Verbindungen mit dem Orient beschränkt. Es wäre unbillig von ihm zu verlangen was er sich nun einmal nicht zur Aufgabe gemacht hat, allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß aus dieser Isolierung eines einzelnen, wenn auch des bedeutendsten, Handelszweiges, Undeutlichkeiten und Lücken entstehen, die nur durch die Wechselwirkung und den nothwendigen Zusammenhang aller andern Theile des Handels und der Betriebsamkeit erklärt und ausgefüllt werden konnten.

Die innere Einrichtung des Venetianischen Handels und der Gewerbe, die ihn zum Theil ernährten, ist einer der vielen Beweise, wie

schwer ja unmöglich es für uns ist, einen klaren Begriff von der Wechselwirkung von Ursache und Folge zu haben, in einem uns durch Zeit, Raum oder Verschiedenheit der ganzen Bildung fernen Zustande. — Unter allen diesen Einrichtungen ist kaum eine, die nicht nach allen Grundsätzen der neuern politischen Oeconomie gerade das Gegentheil von dem hätte bewirken sollen, was sie wirklich bewirkt hat, und unsern Weisen bleibt kaum etwas anders übrig als zu sagen: der Venetianische Handel habe sich nicht vermögge sondern trotz aller dieser verkehrten Einrichtungen entwickelt. Diese konnten und durften sich ein für alle mal keine andere Wirkungsart anmaßen, als ihnen in den Systemen unserer Staatswirthschaftslehren zugeschrieben wird. Obgleich uns nun solche Erklärungen nicht ganz genügen, so sind wir doch auch in diesem Falle geneigt genug zu glauben: que le malade a guéri malgré les médecins, und begnügen uns die wichtigsten dieser Einrichtungen anzudeuten. Daß ein Hauptzweck der Venetianischen Handelspolitik die Ausschließung der Fremden von allem Antheil daran war, läßt sich denken; und eine Abgabe von 50 Procent des Werthes auf alle von Fremden und auf fremden Fahrzeugen eingeführten Waaren mochte leicht die Stelle einer Navigationsacte vertreten. Sonderbar genug aber ist es, daß in Bezug auf den Landhandel ein ganz entgegengesetztes System bestand, indem den Venetianischen Kaufleuten ausdrücklich untersagt war, Waaren nach Deutschland, Ungarn u. s. w. selbst zu versenden, oder sie von dort her zu holen. Dieß blieb den Deutschen, Ungarn u. s. w. ausschließlich überlassen; aber von den Waaren die sie in Venedig einführten, durften sie nichts wieder aus-

führen, sondern sie mußten alle verkauft werden, sey es nun zum Verbrauch an Ort und Stelle, sey es zur weiteren Versendung nach der Levante, die nur durch Venetianer geschehen durfte.

Aber auch den Bürgern der Republik selbst stand die Theilnahme an dem Handel keinesweges frey, sondern diese wurde durch besondere Vergünstigungen des Staates (also der Oligarchie) bedingt, welcher auch auf die Art und Weise wie der Handel betrieben wurde, den unmittelbarsten Einfluß ausübte. Jährlich gingen zu bestimmten Zeiten Flotten nach den verschiedenen Häfen ab, die zu dem Handelsgebiet der Republik gehörten. Sie standen unter einem von dem Staate ernannten Befehlshaber, der die genauesten und ins Einzelne gehenden Verhaltbefehle hatte; sie bestanden theils aus bewaffneten, dem Staate zugehörigen Galeeren, theils Fahrzeugen von Privatleuten; aber auf diese letztere verladene Waaren zahlten fünf Procent vom Werth; und auch die Benutzung jener war eine Vergünstigung und wurde häufig als Monopol auf eine Reise oder ein Jahr verkauft. Die Befehlshaber der Galeeren waren wie sich denken läßt, Nobili. Die Zahl dieser Flotten, ihre Bestimmung, ihre Verhaltungsbefehle wechselten nach Umständen. So z. B. finden wir im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts fünf solcher Flotten, wovon die erste nach Catalonien und Syrien im Januar abging — die zweyte nach Flandern im April — die dritte nach Morea und Trebizonde im Julius — die vierte nach Barut und Syrien im August — die fünfte nach Alexandria im September. Es scheint also, daß nach Syrien zwey Flotten gingen, wovon die erste zuerst in Barcelona Waar-

ren absetzte. Zuweilen gingen außerdem noch besondere Abtheilungen nach Africa, Irland, Portugal, England; im vierzehnten Jahrhundert dagegen finden wir eine Zeitlang nur drey, nach Syrien, Tana (dem schwarzen Meer) und Flandern. Waren die Meere sehr unsicher so wurden mehrere Abtheilungen vereinigt, oder auch einige Galeeren abgesandt, um besonders in den Gewässern von Cypruß zu kreuzen. Zuweilen aber wurde dann der Seehandel ganz untersagt und die Waaren aus der Levante vom schwarzen Meer oder Constantinopel aus durch Bulgarien zu Lande transportiert. Der Hauptzweck dieser Flotten war der unmittelbare Verkehr zwischen Venedig, der Levante und Flandern; aber unterwegs nahmen sie auch die Producte der dazwischen liegenden Länder auf; Alles jedoch nach genauem oft wechselnden Vorschriften. So durfte z. B. die Flandrische Flotte auf der Hinreise bloß in Venedig laden, auf der Rückreise aber nach Belieben überall. Noch auffallender aber muß uns ein anderer Grundsatz erscheinen, der in dem Verkehr mit Flandern beobachtet wurde. Es durften nämlich für die nach Flandern ausgeführten Waaren (theils Asiatische Producte, theils Venetianische Fabricate) weder baares Geld noch Wechsel nach Venedig gebracht werden, sondern nur Waaren, theils Flandrische Fabricate, theils rohe Stoffe, besonders Wolle. Der Zweck einer dem Anscheine nach so unzweckmäßigen Maaßregel läßt sich kaum befriedigend errathen, z. B. sollte vielleicht dadurch den Venetianischen Fabriken immer eine hinreichende Menge roher Stoffe und in der Ausfuhr nach der Levante ein gehöriges Verhältniß von Fabricaten und baarem Gelde gesichert werden? Doch ist leicht einzusehen, wie wenig die Noth-

wendigkeit, geschweige den Nutzen jener Beschränkung erklärt. Noch ist zu bemerken, daß der Verf. kein einziges Beispiel eines unmittelbaren Verkehrs durch Venetianische Schiffe zwischen Flandern und der Levante erwähnt, was doch die Preise der Levantischen Waaren so sehr vermindert, und also den Venetianern einen Vorzug vor ihren Nebenbuhlern auf den Flandrischen Märkten verschafft hätte.

Obgleich der größere Theil des Venetianischen Handels Zwischenhandel war, so nahmen doch die eigenen Fabricate einen sehr großen Theil daran, sowohl in der Land- als Seeausfuhr; des Salzhandels nicht zu gedenken. Die bedeutendsten derselben waren Waffen, Wachs, und besonders Seidenzeuge und Glaswaaren, und in Bezug auf diesen Theil der Betriebsamkeit leuchtet die Zweckmäßigkeit der Venetianischen Staatswirthschaft zum Theil auf den ersten Blick ein. Kein Gewerbe wurde durch einen besondern Schutz, z. B. durch Ausschließung fremder Fabricate begünstigt, sondern höchstens durch erschwerte Ausfuhr und begünstigte Einfuhr der rohen Stoffe; es fiel z. B. dem Staate nicht ein, zu Gunsten der inländischen Wollarbeiter, Französische und Flandrische Tücher, die nun einmal in der Levante vorgezogen wurden, durch Einfuhrzölle zu drücken. Dagegen wurde aber auch kein Gewerbe mit Abgaben belastet, sondern alle waren nur beschränkt durch die Silbeneinrichtungen, die man zur Behauptung des Credits im Auslande durch gute Waare für nöthig erachtete, und die es auch seyn mochten, da noch viel mehr wie jetzt die mechanischen und chemischen Proceduren der verschiedenen Gewerbe Geheimnisse waren, ohne deren Kenntniß der

Ueingeweihte keine gute Waare liefern, sondern nur dem Ruf des Gewerbes schaden konnte. So konnten also in Venedig keine erzwungene, erkünstelte Industriezweige aufkommen und die vorhandenen gediehen bloß durch wirkliche Ueberlegenheit über fremde Nebenbuhler. Sollten wir aber angeben worin die Hauptursache der Blüthe des Handels und der Industrie und dadurch der Macht Venedigs lag, so wäre es dieß, daß alle Erwerbszweige entweder ganz frey oder doch nur mit höchst unbedeutenden Abgaben belegt waren. Sehen wir dagegen wie das Hauptverdienst oder wenigstens der Hauptzweck unserer neuern Staatsverwaltungen zum Theil noch jetzt darin besteht, jeden Erwerbszweig auf möglichst vielfache Weise mit Abgaben zu belasten, wie unsere Finanzminister ihren schönsten Ruhm darin gesucht haben, an dem Patienten immer und immer noch eine Stelle aufzufinden, die die Möglichkeit eines Aderlasses, Raum für einen Schröpfkopf darbietet, so müssen sich wohl einige Zweifel an der Unfehlbarkeit unserer Civilisation, oder vielmehr einige Erklärungen für deren in so vieler Hinsicht traurige und dem Anscheine nach kaum heilbare Resultate aufdrängen. — Als eine der Hauptursachen der ins ungeheure vermehrten Ausgaben und Auflagen hat man die stehenden Heere angegeben, allein man darf nicht vergessen, daß die Venetianische Kriegsmacht ebenfalls fast ganz aus besoldeten, stehenden Heeren bestand. Was man nun übrigens von den Handelsseinrichtungen der Republik denken mag, die Resultate derselben sprechen laut genug: eine Handelsflotte (im Anfang des 15ten Jahrhunderts) von 3000 Fahrzeugen mit 25000 Matrosen, außer 300 großen Schiffen von 700 Ton-

nen; zu ihrem Schutze waren zu jeder Zeit 45 große Galeeren in See, mit 11000 Seeleuten und Kriegern bemannt. Im Jahre 1421 zählte der Doge Mocenigo mit freudigem Stolze auf: Mailand zahle jährlich an Venedig 1600000 Ducaten, der Verkehr mit der Lombardey belaufe sich auf 28 Millionen Ducaten, allein 84000 Stücke Tuch würden dahin ausgeführt, Zucker für 15000, Sklaven für 30000, Seiden- und Goldzeuge für 25000 u. s. w. Diese Uebersicht eines Handelsgebietes, daß nur einen kleinen Theil des Gesammthandels der Republik ausmache, gibt einen ungefähren Begriff von dem Ganzen, und wir möchten es dem Verf. fast Dank wissen, daß er sich nicht auf ausführlichere Ein- und Ausfuhrtabellen eingelassen hat, um, wie es so oft geschieht, sich und andere zu täuschen. — Nachdem wir der Königin des Mittelmeeres so ausführlich erwähnt haben, erlaubt uns der Raum nicht, dem Verf. in seinen Untersuchungen über die untergeordneten Handelsstaaten mit derselben Ausführlichkeit zu folgen. Auch scheint es ihm selbst bey mehreren nicht gelungen zu seyn, sehr befriedigende Angaben zu finden. So z. B. erfahren wir über die Handelsseinrichtungen der Genueser nichts wesentliches, als daß dem Handel mit dem schwarzen Meere eine eigene Behörde von sechs Mitgliedern, *uffizio di gazaria* vorstand. Einen Begriff von dem Betrag des Genuesischen Handels geben jedoch Thatsachen wie die, daß 1379 eine einzige Galeere eine Ladung von 150000 Ducaten an Werth trug. — Von Pisa erfahren wir zwar wohl daß der Handel mit Africa und Sicilien dem mit der Levante gleich kam, oder ihn sogar übermog, aber nichts Näheres über

die Gegenstände und Einrichtungen jenes Handels. Der unmittelbare Antheil von Florenz an dem Levantischen Handel beginnt bekanntlich erst mit der Erwerbung von Livorno 1421 und seit dieser Epoche erscheinen die Florentiner auch in den Handelsverträgen mit muhamedanischen Fürsten gewissermaßen als Erben der Pisaner, und scheinen anfangs im Kleinen das System periodischer Handelsflotten den Venetianern nachgeahmt zu haben, seit 1480 aber fanden sie es vortheilhafter diesen Zwang aufzuheben. Wichtig für die Florentinische Industrie war schon früher, wie es scheint im dreizehnten Jahrhundert, die Ansiedelung einer halbggeistlichen Bruderschaft von Wollenwebern, der *frati umili*, gewesen. Bekannt ist die große Ausdehnung der Florentiner Wechselgeschäfte.

In Spanien trat Barcelona als Nebenbuhlerin der Italiänischen Handelsrepubliken auf; aber da die Geschichte des Catalanischen Handels nach den Arbeiten eines Capmany wenig Stoff zu neuen Untersuchungen gibt, auch der Verfasser später noch einmal auf den Gegenstand zurückkömmt, so genügt es hier an die fast republicanische Verfassung, deren Barcelona unter ihren Grafen und später unter den Königen von Aragon genoß, an ihr Consulat de Mar zu erinnern, und zu bemerken, daß wir dennoch auch hier eigentlich wenig Näheres von den Einrichtungen und Maaßregeln wissen, womit man den Handel, die Betriebsamkeit die ihm Nahrung gab, zu befördern suchte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 8. Januar 1831.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Histoire du Commerce entre le Levant, et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. etc.

So ist z. B. kleinlicher Gewerbszwang durchaus keine genügende Erklärung dafür, daß Barcelona nur sehr wenig eigene Fabricate in den Handel brachte; denn jener fand im Mittelalter überall und namentlich wie wir sahen auch in Venedig Statt, und der Verf. sucht sich hier offenbar mit einer Phrase zu helfen. Geringe Zölle und besonders Unabhängigkeit von den Launen und Bedürfnissen eines Hofes erklären die Blüthe des Barcelonesischen Handels am besten, und er verfiel als diese Vortheile nach und nach verloren gingen. Dieser Handel blieb hauptsächlich Zwischenhandel.

Große Aehnlichkeit mit der Lage und dem Handel von Barcelona finden wir in demjenigen von Marseille. Diese alte Colonia der Griechen hatte

auch während der Völkerwanderungen eine Spur von Handel und Municipalverfassung und auch unter der Herrschaft der Grafen von Provence bis ins 14te Jahrhundert eine fast republicanische Unabhängigkeit und Verfassung bewahrt. Auch Marseille lieferte verhältnißmäßig wenige eigene Fabricate in den Handel, sondern war der Stapelplatz der Levantischen Waaren, der Zeuge und Tücher welche in Languedoc, der Picardie und Normandie in großer Menge und Güte verfertigt wurden. Das Bestreben, die Ausfuhr dieser und die Einfuhr jener so viel wie möglich auf eigenen Schiffen zu sichern, ist allerdings in manchen Statuten und Verordnungen sichtbar, doch gestehen wir, daß auch hier die Resultate der Untersuchungen des Verfs. uns nicht befriedigend scheinen. Als eine Merkwürdigkeit führen wir an, daß die im 13ten Jahrhundert gesammelten Statuten von Marseille den Grundsatz aussprechen: auch im Falle eines Krieges zwischen zwey Völkern solle das Eigenthum von Privatpersonen durchaus nicht verletzt werden. Man sieht daraus eigentlich nur, daß Marseille zu den Schwächern gehörte, deren fromme Wünsche in dieser Hinsicht von jeher von den Mächtigen mit Verachtung vernommen würden. Nicht weniger lobenswerth und von wirklicherem Nutzen war ohne Zweifel die durch Verträge mit dem Bischof ausdrücklich gesicherte Freyheit des Cultus für Mahomedaner und Juden. — Ein wichtiger Erwerbsszweig, der zu eigenen Statuten Veranlassung gab, war die Ueberfahrt von Pilgern nach dem gelobten Lande, und fremde Schiffe die deren im Hafen von Marseille an Bord nahmen, mußten ein Drittel der Fracht an die Stadt bezahlen. — Zur Zeit der größten Blüthe des Levantischen Han-

bels von Marseille, im dreizehnten Jahrhundert fanden die Fabricate des Innern von Frankreich auch einige andere, später ganz verschüttete Auswege, so z. B. Nigues mortes und Lates, ersteres in Verbindung mit den weltberühmten Märkten von Beaucaire, letzteres für Montpellier. Auch Narbonne und Perpignan standen in directem Verkehr mit der Levante. Mittelbar von großer Wichtigkeit für den ganzen Handel mit der Levante war La Rochelle der Hauptstapelplatz für die Englische Wolle und Französische Weine. — Nächst den bekannten allgemeinen Ursachen des Verfalls des Handels im Mittelmeer haben auf den Antheil, den die Handelsstädte des südlichen Frankreichs daran nahmen, wohl besonders der allmähliche Verlust der Städteunabhängigkeit, die zunehmende Macht und Einmischung königlicher Beamten in ihre Angelegenheiten verderblich gewirkt. Denn finden wir auch noch 1468 eine königliche Verordnung, wodurch die Einfuhr Levantischer Waaren auf fremden Schiffen verboten wurde, so läßt sich doch leicht denken, wie wenig solche einzelne, vorübergehende Maaßregeln die beständige, auf den unmittelbarsten eigenen Vortheil begründete, immer nahe, alle Localitäten genau kennende Fürsorge der alten Stadtbehörden ersetzen konnte — wie sehr sie durch alle Nachtheile einer verworrenen, verschwenderischen, oft despotischen, oft ganz anarchischen Staatsverwaltung aufgewogen wurden. Mit Recht sieht der Vf. in den von allen Städten, welche Antheil an dem Levantehandel nahmen, in den von ihnen besuchten Häfen errichteten Consulaten, eine Uebertragung und Nachahmung der Handelsgerichte, welche schon unter Römischer Herrschaft die Streitigkeiten der Kaufleute schlichteten, und den Germanischen Sitten

und Ansichten so sehr entsprechend und ihnen gemäß modificiert ins Mittelalter übergangen. Doch scheint uns der Verf. nicht genug hervorgehoben zu haben (obgleich er es andeutet), daß die Entstehung solcher Gerichte ohne Zweifel viel älter ist, als ihre Einrichtung in dieser oder jener bestimmten Form, oder ihre älteste bis auf uns gekommene ausdrückliche Erwähnung, z. B. der Venetianischen *pregadi* im Anfang des 13ten Jahrhunderts, des Consulats in Pisa 1161, des *consulat de mar* in Barcelona 1347. Die förmliche Einrichtung dieses Gerichtshofes durch eine Verordnung des Königs Pedro IV. in diesem Jahre scheint uns in der That ein Rückschritt, ein Zeichen und eine Ursache des Verfalls der Stadtfreyheit und des Handels, die ohne allen Zweifel bey den 1279 zuerst gedachten, von den Kaufleuten aus eigener Mitte erwählten Schiedsrichtern besser berathen waren. Dieser Gegenstand führt den Verf. auf die vielbesprochene, unter dem Namen *Libre de consulat de mar* bekannte, in Catalanischer Sprache verfaßte und im ganzen Mittelmeer gültige Gesetzsammlung. Ohne ausführlich auf diesen Punct einzugehen oder etwas Neues darüber mitzutheilen, erklärt sich der Verf. für die unstreitig wahrscheinlichste Ansicht, daß diese Gesetze, wenigstens ein großer Theil derselben keineswegs zuerst in Barcelona und im 13ten Jahrhundert verfaßt, sondern nur eine Compilation der mit dem Handel des Mittelmeeres selbst ausgebildeten, zum Theil auf Traditionen aus der Römischen Gesetzgebung und insofern wenn man will auch auf die ältesten Seegesetze der Rhodier begründeten Gesetze und Gebräuche seyen. Was nun die Errichtung der Consulate in den Häfen der Levante betrifft, so erklärt es der Verf. (sehr

vernünftig) für eine unnütze Mühe, die Entstehung eines jeden einzelnen Consulats der verschiedenen Handelsstädte genau nachzuweisen, da die erste Erwähnung keinesweges als ein Beweis für die Zeit der ersten Entstehung gelten kann. Diese Einrichtungen lagen so sehr in den Sitten des Germanischen Mittelalters und der Natur der Dinge, daß man ohne weitern Beweis annehmen kann, daß sie gleichzeitig mit dem Handel selbst sich entwickelten; so hatten z. B. einem Statut von Marseille zufolge zehn bis zwanzig Kaufleute dieser Stadt, die sich an irgend einem fremden Orte, oder zu Schiffe befanden, das Recht einen Schiedsrichter unter sich zu wählen. Anfangs war ein solches Gericht vor dem Landesherrn geduldet oder ignoriert; so wie der Handel zunahm, nahm auch der Wirkungskreis des Gerichtes zu und man verschaffte ihm durch Verträge Anerkennung und Schutz von dem Landesherrn. So wie nun aber die Kreuzzüge besonders dazu beytrugen den Handel der Franken in der Levante zu heben, so traten auch während derselben und in den durch sie eroberten Ländern die Consulate bedeutender hervor. — Die Assises von Jerusalem enthalten die Errichtung oder Anerkennung des Handelsgerichtes zu Akre, das aus zwey Franken und vier Syrischen Christen bestand, und dem sowohl Franken als Syrer und Juden unterworfen waren. Dieß Gericht scheint sich jedoch bald wieder in die Consulate der einzelnen Stadtgenossen zersplittert zu haben; denn jede Stadt, die nur irgend in unmittelbarem Verkehr mit der Levante stand, hatte, man könnte sagen *ipso facto*, ihr Consulat; freylich eben so vorübergehend und untergeordnet wie dieser Verkehr selbst, z. B. der von Nigues mortes, Marbonne u. s. w.

Am bedeutendsten erscheinen wie sich denken läßt die Venetianischen Consul oder Baili, in den größern Plätzen, wo sie mit äußerem Glanz und Würde auftraten, eine bestimmte Besoldung, zwey Nobili als Beyfizer, Trabanten zc. hatten. Auch die Genueser blieben wenig hinter ihnen zurück und der Podesta von Pera wurde als einer der ersten Vasallen des Griechischen Kaiserreichs angesehen. — Uebrigens sind in allen Verträgen die mit Griechischen, Fränkischen, Tartarischen oder Mohamedanischen Fürsten wegen der Consulate geschlossen wurden, die Hauptpunkte dieselben: Vorbehalt der Criminaljustiz und der Streitigkeiten mit Eingebornen, aber freye Gerichtsbarkeit in allen Streitigkeiten der Landsleute, Aufsicht über das Innere der fonda alsondega oder des Khans. Diese Fondas waren Gebäude die den Kaufleuten einer Station oder Stadt zu Wohnung und Waarenlager dienten; gewissermaßen Colonien inmitten der fremden Städte, nach Umständen auch wohl die Gestalt und den Zweck einer Burg einnehmend, z. B. Pera; unter mächtigen Herren aber, z. B. in Alexandria, auch eben so oft fast zum Gefängniß erniedrigt, wo — wie in unsern Tundelstraßen — jeden Abend die Bewohner eingesperrt und von Mohamedanischen Hütern bewacht wurden.

Das achte und neunte Kapitel handelt von den Verträgen mit fremden Fürsten und Herren, Griechischen, Tartarischen, Türkischen, Arabischen, Fränkischen, Berberischen, wodurch die Handelsstädte ihre Interessen in der Levante und an der Nordküste von Africa zu sichern suchten, und zwar der Reihe nach von den Verträgen einer jeden der bisher erwähnten Städte. So wichtig dieser Gegenstand ist und so viel Abwech-

selung er zeigt durch die beständigen Bemühungen nach jeder durch eigene oder fremde Schuld herbeigeführten Störung neue Verbindungen anzuknüpfen, durch die unermüdlige Thätigkeit und Kühnheit, womit auch die unbedeutendste Stadt jede günstige Gelegenheit benutzte um in ihrem eigenen Namen aufzutreten und, gleich den mächtigsten, Rechte zu erwerben; so entsteht doch auf der andern Seite eine gewisse Einförmigkeit dadurch, daß der Zweck und Inhalt dieser Verträge fast immer wesentlich derselbe ist und sich auf dieselben Gegenstände die Rechte der Consulate, der Fondaß und die Ein- und Ausfuhrzölle beziehen. Sehr selten wurden auch die Rechte und Vortheile die dem Einem eingeräumt worden waren, Andern verweigert; denn eine Ausschließung aller Nebenbuhler von dem Herrn des Landes zu erzwingen, dazu war keine dieser Städte stark genug, um so weniger da sich sogleich alle Andern mit Jenem vereinigt hätten. Sie mußten sich daher begnügen, sich unter einander selbst anzufeinden, und wo der Landesherr es zuließ, fehlte es nicht an blutigen Kämpfen, indem die Kaufleute einer Stadt die Fonda der andern angriffen und zerstörten und die Segner verjagten, während ihre Schiffe sich auf allen Meeren mit gränzenloser Erbitterung verfolgten und bekämpften. — Auf einzelnes einzugehen erlaubt uns der Raum nicht, doch können wir nicht umhin ein auffallendes Beyspiel anzuführen von der Art wie jeder Umstand zur Förderung der Handelsinteressen benutzt wurde. 1380 erhielt ein edler Genuese, Megollo Pescari, einen Backenstreich von einem Günstling des Kaisers von Trebizonde Alexis, und da dieser ihm Genugthuung weigerte, rüstete er zwey Galeeren aus und verwüstete die Küsten des Reiches, bis der Kaiser

sich erbot seinen Günstling auszuliefern. Der Genuese verwarf diesen Antrag mit Verachtung und der Erklärung: an einem Weibe wolle er keine Rache nehmen; dagegen zwang er den Kaiser den Genuesen neue Handelsvortheile einzuräumen. — Merkwürdig scheint uns auch der Vertrag wodurch Ancona sich 1257 Handelsvortheile in Palästina erwarb und dagegen dem Königreich Jerusalem mit fünfzig Reissigen zu dienen verspricht.

Das zehnte Kapitel handelt von den Hindernissen und Schwierigkeiten, welche der Handel in der Levante fand. Verbote und Bannflüche der Päpste gegen den Verkehr mit den Ungläubigen, besonders aber gegen die ihnen zum großen Nachtheil der Kreuzzüge und der Christenheit geleisteten Zufuhr an Waffen, Kriegs- und Schiffsbedürfnissen aller Art und gegen den Menschenhandel nach Aegypten, wurden selten beachtet, leicht durch Dispensationen umgangen. Aber dieser Triumph des kaufmännischen Eigennuzes über die Interessen der Christenheit regte einige heftige Eiferer auf, so z. B. Marin Sanuto und Raimund Lull, deren ausführliche Vorschläge zur Vertreibung der Mohamedaner aus Syrien und Aegypten, wirklich großartige und keinesweges unausführbare Ansichten enthalten: Vernichtung der Macht des Aegyptischen Sultans durch Aufhören aller Zufuhr von Sklaven, Waffen, Schiffbauholz u. s. w. — seiner von Böllen abhängigen Finanzen durch unmittelbaren Verkehr mit Indien durchs Innere von Asien, gesichert durch Verträge mit den Mongolen — Errichtung einer Flotte zur Handhabung dieser Maßregeln, wozu ja die militärischen Orden den Keim enthielten. — Zu den wichtigsten Hindernissen des Handels gehörten ohne Zwei-

fel die Streitigkeiten und Kämpfe der Handelsvölker unter einander, besonders der Genuesen gegen Pisaner, Catalanen und Venetianer — oft auch der Uebermuth dieser nicht selten als Seeräuber oder geradezu als Eroberer auftretenden Kaufleute. Hierher gehört denn auch der abenteuerliche Zug einer Handvoll Catalanier, die in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts der ganzen Macht des Griechischen Kaiserthums trogten. — Gleiche Gewaltthatigkeiten, zuweilen Vergeltungen von Seiten der Landesfürsten, besonders des Sultans von Aegypten, der fanatische Christenhaß der Mameluken brachte den Handel oft sehr ins Gedränge.

Das elfte und zwölfte Kapitel enthält bekanntere Gegenstände, doch nicht ohne lehrreiche zum Theil wenig bekannte Einzelheiten. Dieses die Türkischen Eroberungen und ihre Folgen auf den Handel, jenes die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und die dadurch herbeigeführte gänzliche Umwälzung in dem Handel und durch ihn in der Civilisation Europas. Der Raum zwingt uns jedoch diese Anzeige zu schließen, mit der Hoffnung, daß der Verfasser seine Untersuchungen auf diesem Gebiete fortsetzen und besonders der Geschichte des Handels und der Betriebsamkeit der Französischen Städte im früheren Mittelalter seine Aufmerksamkeit schenken möge, wozu es ihm nicht an Gelegenheit und Mitteln aller Art fehlen kann, so weit die Quellen sich überhaupt noch erhalten haben.

M a r b u r g.

Lehrbuch der historischen Propädeutik und Grundriß der allgemeinen Geschichte, zum Gebrauch bey academischen Vorlesungen entworfen von Dr. Friedrich Rehm. 1830. 122 S. in 8.

Der als Lehrer der Geschichte und Schriftsteller verdiente Herr Professor Rehm, erwirbt sich durch dieses Lehrbuch, wovon wir den Inhalt angeben wollen, ein neues Verdienst, da es auch für andere sehr brauchbar seyn wird. Nachdem im ersten Abschnitt der Begriff der Geschichte bestimmt worden, folgen in dem zweyten die historischen Elementarwissenschaften. Der Verfasser rechnet zu diesen 1. die Chronologie, von welcher nach den nöthigen Vorkenntnissen die einzelnen Aeren bestimmt und erläutert werden. 2. Die Geographie, des Alterthums, des Mittelalters, der neueren Zeit. 3. Die Ethnographie, Abtheilung der Völker nach Rassen und Lebensart. 4. Genealogie. Historische Tabellen. Der dritte Abschnitt umfaßt die historischen Hülfswissenschaften, Sprachkunde, Philosophie. Der vierte Abschnitt: Historische Forschung (Historioma-thie): 1. Critik. 2. Quellen, Traditionen, Monumente, schriftliche Denkmäler jeder Art. Fünfter Abschn. Historische Kunst (Historiographie). Nach mehreren sehr treffenden Vorerinnerungen, Bemerkungen über historische Auswahl, Anordnung, und Stil oder Darstellung. Der sechste Abschnitt: Geschichte der historischen Forschung und Kunst, mit Anführung der vorzüglichsten Geschichtsschreiber. — Wir haben diese einzelnen Abschnitte aufgezählt, um den Lesern einen Ue-berblick des Inhalts zu geben. Man wird nicht

leicht etwas darin vermiffen, was hier erwartet werden konnte. Nur hätten wir gewünscht, daß es dem Verfasser beliebt hätte, den Begriff der pragmatischen Geschichte zu bestimmen, da dieser so oft falsch gefaßt wird, wenn man darunter ein vages Raisonnement über Geschichte versteht. Pragmatische Geschichte ist aber nichts anders als Darlegung der Geschichte in ihrem Zusammenhange, so weit dieser von so beschränkten Wesen, als wir sind, erforscht werden kann. Daß dadurch, nicht aber durch die bloße Angabe von Thatsachen, wie wir es so oft von denen behaupten hören, die, wie sie sagen, kein Raisonnement in der Geschichte wollen (als wenn Erforschung und Darlegung des Zusammenhangs der Begebenheiten nicht auch Raisonnement wäre!) die Geschichte erst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben wird, ist für jeden denkenden Menschen so klar, daß es keines weiteren Beweises bedarf. Allerdings steckt dieses auch in dem was der Verf. in dem Abschnitt über die historische Kunst so schön sagt: wir hätten nur gewünscht, daß er den Begriff selbst recht klar gemacht hätte. Sonst enthält jeder Abschnitt diejenigen Erörterungen und Bestimmungen die hier nöthig waren, und auch eine ausgesuchte Literatur ist jedem beygegeben.

Hn.

B r e s l a u.

Verlag von F. D. Gräson, 1830: Anatomische Demonstrationen, oder: Sammlung colossaler Abbildungen aus dem Gebiete der menschlichen Anatomie. Zur Erleichterung des Unter-

richts und der Selbstbelehrung. Besorgt von Wilhelm Seerig. 40 S. in 8. und 4 Stein-
drucktafeln in Fol.

Der Werth der anatomischen Abbildungen, die in der neuern Zeit in so großer Menge erschienen sind, ist sehr verschieden. Die meisten sind nicht nach Präparaten verfertigt, sondern sind nur Copien anderer Abbildungen, wobey der Herausgeber einen beträchtlichen Zeitaufwand vermeidet, und der Preis natürlich viel mäßiger werden muß. Da jedoch der Künstler, besonders wenn er in dergleichen Arbeiten noch nicht viel Uebung hatte, statt die Natur zu erreichen nur das vorliegende Bild wiederzugeben strebt, so entfernt sich die Copie immer mehr als das Original von der Natur, und die Vergleichung zeigt leicht, daß wenn auch manche Copien sich durch ihren künstlerischen Werth empfehlen, dieselben doch in der Treue des Ausdrucks mangelhaft sind. Wenn es nun bloß darauf ankömmt, dem Studierenden das Repetieren der Anatomie zu erleichtern, so sind freylich auch solche Abbildungen nützlich, keinesweges aber ist Ref. der Meinung, daß schlechte oder mittelmäßige Kupfertafeln für den Anfänger in der Anatomie die Stelle der guten ersetzen. Einen ungleich höhern und wahrhaft wissenschaftlichen Werth haben aber die Abbildungen, die nach eigenen neuen Präparaten verfertigt sind, selbst abgesehen davon daß die meisten derselben nicht einer bloßen Speculation, sondern dem rühmlichen Streben, die Wissenschaft dauernd zu fördern, ihren Ursprung verdanken, und daß der Künstler in der treuen Nachahmung der Natur selbst eigenen Ruhm sucht. In dieser Rücksicht kann Ref. nicht um-

hin die so zweckmäßig eingerichteten, und ausnehmend schönen und getreuen anatomischen Abbildungen, die durchaus nach eigends dazu verfertigten Präparaten von unserm Herrn Hofrath Langenbeck herausgegeben sind, als Muster zu erwähnen. — Die vorliegenden Steindrucktafeln des Herrn S. sind nicht nach eigenen Präparaten verfertigt, sondern in der Absicht den in der Anatomie weniger gut vorbereiteten jungen Leuten auf eine leichte und wohlfeile Art zu Hülfe zu kommen, aus andern Werken entlehnt. Um der größern Deutlichkeit willen wurde das vergrößerte Format gewählt. Die erste Tafel stellt die Gesichtsnerven, welche unmittelbar unter der Haut liegen nach Meckel dar; die zweyte enthält den Verlauf des nervus trigeminus nach Bock, mit einigen Abänderungen, die recht paßlich sind. Die dritte enthält Abbildungen des Hörorgans nach Sömmerring. Auch auf der vierten Tafel sind Theile des Hörapparats, außerdem aber einige Theile des Auges nach Haller abgebildet. Der Steindruck ist im Ganzen recht gut.

H . . . st.

P e s t h.

Gemählde von Ungern von Johann von Chaplowicz. Erster Theil 345 Seiten. Zweyter Theil 332 S. in 8. 1829.

Der Ausdruck Gemählde bezeichnet hier eine statistische Beschreibung, in so fern man diesen Ausdruck in seinem weitern Sinne nimmt. Ungarn, heißt es im Anfange, sey Klein Europa, indem es fast Alles in sich vereinigt, was das

übrige Europa aufzuzeigen hat. Allerdings ist dieß in einem gewissen Umfange wahr; allein die Ausführung davon, öfter in das spielende fallend, nahm uns anfangs etwas gegen das Werk ein, wiewohl diese Fehler nachher vermieden sind. Das ganze Werk zerfällt in acht Abschnitte. In dem ersten geht der Verfasser von der Geographie des Landes aus, wobey besonders auf die physischen Merkwürdigkeiten Rücksicht genommen ist. Der zweyte Abschnitt enthält die Eintheilung nach Comitaten, Bezirken, Städten und Dörtern. Der dritte die Bewohner nach ihrer Abstammung und Lebensart. Die Volkszahl, mit Einschluß der Nebeländer, Croatiens, Slavoniens und der Militairgränze wird auf zehn Millionen angegeben, und beträgt also ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung der gesammten Monarchie. Bey der Lebensart bleibt nicht unbemerkt, welche Veränderung darin unter den höheren Ständen die Papiergeldepoche durch den erhöhten Luxus bewirkt habe. Der vierte Abschnitt gibt über die Religion, die bestehende Hierarchie und kirchliche Einrichtungen Nachrichten. Der fünfte, der letzte dieses Bandes, über Literatur, Wissenschaften und Künste. Das zu Pesth gegründete Nationalmuseum hat diesem zufolge bereits einen Fonds von mehr als einer Million Gulden. Auch die Universität in Pesth ist eine der reichsten. Sie hat 49 Professoren, 4 Adjuncten und 9 Assistenten. Die Zahl der Studierenden belief sich auf 985; die Bibliothek ist über 60,000 Bände stark. Auch über die protestantischen Lehranstalten werden Nachrichten gegeben. Wie unwissend und ohne Unterricht die große Volksmasse sey, verschweigt auch

der Verfasser nicht. Eine sehr angenehme Zugabe zu diesem Bande ist eine ethnographische Charte Ungarns und der Nebenländer (außer Siebenbürgen), auf der die Wohnsitze der verschiedenen Völkerstämme, der Ungern oder Madjaren, der Deutschen, Ruthenen, Walachen, Croaten und Servier durch die Illumination unterschieden sind. Die der Madjaren nehmen das Innere ein; um sie herum die der andern; nur die Deutschen haben sporadisch zwischen den Madjaren auch einzelne Wohnsitze. — Der zweyte Theil handelt in Abschnitt VI. zuerst von der Industrie, Landwirthschaft sowohl als Handel, wohin auch besonders der Weinhandel gehört, da die Nachbarländer großen Theils mit Ungernschen Weinen versehen werden. Das Vaterland des berühmten Tokaiers beträgt nicht über 5 bis 6 Quadratmeilen. Der ganze Ertrag wird auf 160,000 bis 180,000 Eimer geschätzt, wovon nur ein kleiner Theil zum Ausbruch verarbeitet werden kann. Der VII. Abschnitt handelt von der Verfassung, die hinreichend bekannt ist; und der VIII. und letzte von Nationalgebräuchen und Festen. Die Gastfreundschaft des Adels ist unbeschränkt; manche der großen Guttsbesitzer dulden keine Wirthshäuser, damit ihnen ihre Gastfreundschaft nicht beschränkt werde. Gewiß kein anderes Asiatisches Volk hat sich in Europa so veredelt als die Ungern; möge denn nur keine blinde Vorliebe für das Bestehende ein Hinderniß für nothwendige Reformen seyn!

K ö n i g s b e r g.

Die Ankündigung einer Schulfeyer daselbst durch den Herrn Director *Struve*, dessen grammatische Untersuchungen über *Herodot's* Sprachgebrauch wir früher angezeigt haben, ist dießmal begleitet von einem Aufsatz des Lehrers Herrn *Gryczewski*: *de substantivis Latinorum deminutivis*. 1830. 12 Seiten in Quart. — Die Bildung der lateinischen Deminutiva wird darin auf folgende Regeln zurückgeführt: 1. Die Deminutiva behalten stets dasselbe genus als das Stammwort. 2. Zusammengesetzte Substantiva haben nie ein Deminutivum. 3. Kein Substantivum Deminutivum das auf *us* endet ist ein Femininum. 4. Die Masculina der ersten Declination die sich auf *a* endigen, bilden auch nur Deminutiva mit gleicher Endung. Hierauf werden die lateinischen Deminutiva nach ihren Endungen durchgegangen, die auf *ulus* und *ula*, auf *culus* und *cula*; auf *ellus* und *cellus*; auf *unculus* und *uncula*. Von jedem werden die Regeln angegeben, und durch zahlreiche Beyspiele erläutert. Wie zweckmäßig und verdienstlich solche specielle Spracherörterungen für Schulschriften sind, ist schon bey anderer Gelegenheit von uns bemerflich gemacht.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 10. Januar 1831.

G ö t t i n g e n.

Conradi Joannis Martini Langenbeck
Icones anatomicae. Neurologiae Fasciculus I.
Tabulae aeneae XXXIV. Fasciculus II. Ta-
bulae aeneae XI. Fasciculus III. Tabulae ae-
neae XXIX. Angiologiae Fasciculus I. Ta-
bulae aeneae XI. Sumtibus auctoris. Pro-
stant in libraria Dieterichiana. Fol. max.

Dies ist nach den trefflichen Hallerschen Icon-
anatom. das zweyte große anatomische Kupfer-
werk, was von Göttingen nicht allein ausgeht,
sondern auch durch die Neuheit der Darstellun-
gen durchaus als Original von der Hand des
Herausgebers geschaffen worden ist. Der Verf.
hat keinem Anatomen sein Eigenthum geraubt,
keine Copien gegeben, dessen sich die neueren
anatomischen Kupferwerke nicht rühmen können;
und bedeutende Summen verwandt. Um so
strafbarer ist das Plagium anatomicum, was
der Professor Weber in Bonn begangen hat;
der die schönen Abbildungen vom Hirne aus
dem ersten Fascikel der Neurologie geraubt und

seinem anatomischen Atlas — einer Niederlage von Gütern, die Sömmerring, Rosenmüller, Liedemann, Bock, Reil, Waltherr, Caldani, Gall u. m. a. entwandt worden sind, und noch entwendet werden sollen — einverleibt hat, wo sie noch dazu so bejammernswerth verunstaltet dastehen. Die Sache ist allerdings stark! Was wird das für Folgen haben? Jeder muß sich scheuen mit seinem Eigenthum hervorzutreten, und so wird die Wissenschaft leiden. — Wenn bey vorliegendem Opus archetypum die Triebfeder: 'Valet amor rei' war, so magß bey dem Copieren wohl heißen: 'Valet amor pecuniae'. Der erste Fascikel der Neurologie enthält Abbildungen vom Gehirne, von Eberlein (ausgenommen Tab. VI, V. VI. VII. IX. X. XI., welche von Riepenhausen gezeichnet worden sind) gezeichnet, und von Coutant gestochen. Tab. I. stellt das Hirn und das Rückenmark von der dura Mater bedeckt von hinten dar. — Tab. II. gibt die nämliche Ansicht nach weggenommener dura Mater. — Auf Tab. III. sind die Basis encephali und die Medulla spinalis zu sehen. Auf Tab. IV — XVII sind die verschiedenen Provinzen des Gehirnes topographisch gezeigt worden. — Auf Tab. XVII — XXXIV findet man die Structur des großen und des kleinen Gehirns. — Die Abbildungen des zweyten Fascikels sind von Eberlein gezeichnet, von Vogel d. j., Riepenhausen und Schleich gestochen. — Tab. I. zeigt den Abgang der Nerven von der Medulla spinalis, und den Uebergang zu den Extremitäten. Tab. II. enthält einen Kopf, woran der Ursprung und Verlauf der Hirnnerven zu sehen ist. — Auf Tab. III — VI. sind einige von den Hirnnerven besonders abgebildet. — Auf Tab. VII. sind die Gesichtsz-, Hals- und Armmerven angezeig- ben. — Tab. VIII. zeigt den Ursprung und

die Verbindung des Nervi sympathici mit der Medulla spinalis. — Tab. IX und X zeigen die Nerven der Zunge, des Larynx, der Lunge und des Herzens. — Auf Tab. XI. ist der Verlauf des Nervi sympathici magni vom Abducens und Vidianus bis zum Ganglion coccygeum, in Verbindung mit den Hals-, Brust-, Unterleibs- und Armnerven abgebildet worden. — Die Abbildungen des dritten Fascikels hat Eberlein gezeichnet, gestochen sind sie theils von Vogel, Rippenhausen, Grape, Heß und Eberlein. — Tab. I. stellt die Nervi molles, die Plexus im Thorax, Unterleibe und Becken dar. — Auf Tab. II und III sind Theile, die auf Tab. I. im Zusammenhange gegeben, einzeln dargestellt worden. — Tab. IV. V. VI. VII und VIII. enthalten die Nervi lumbales und sacrales mit ihrem Uebergange zur untern Extremität. — Auf Tab. IX sieht man die Nerven des männlichen Perinaei, auf Tab. X. die des Penis, auf Tab. XI. die des weiblichen Perinaei und auf Tab. XII die Nerven des Uterus. — Tab. XIII u. XIV enthalten die Armnerven. — Auf Tab. XV sind der Nervus cervicalis primus, secundus und tertius abgebildet. — Tab. XVI zeigt die Verbindung des Sympathicus mit dem Vidianus und dem Oculomotorius. — Auf Tab. XVII findet man die Nervi dentales, das Ganglion petrosum, den Nervus Jacobsonii, die Verbindung des Sympathicus magnus mit dem Vidianus, dem Abducens und dem Nervus Jacobsonii, und die Anastomose des Facialis mit dem Vidianus. — Tab. XVIII zeigt die Verbindung des Sympathicus mit dem Ramus Jacobsonii und dem Ganglion ciliare. Auf Fig. 1 und 2 sieht man den Nervus centralis retinae. — Auf Tab. XIX sind die Aeste des ersten Nervenpaares am Septo narium und die

Nerven der Schleimhaut dieser Scheidewand in Verbindung mit den Ästen in der Schleimhaut des Mundes dargestellt worden. — Tab. XX gibt eine Ansicht von der Ausbreitung des ersten Astes des fünften Nervenpaares. — Eine Tabula addititia enthält Darstellungen von der Decussation der Sehnerven, dem Ursprunge des ersten und sechsten Nervenpaares und von den Gefäßen der Nerven. — Auf Tab. XXI u. XXII sind die Nerven der Nasenhöhle, auf Tab. XXIII der Nasociliaris und auf Tab. XXIV das Ganglion an der innern Fläche des dritten Astes des fünften Paares abgebildet. — Tab. XXV. XXVI. XXVII und XXIX geben Ansichten von allen Nerven des Gehörorgans. — Mit diesem Fascikel ist die Neurologie geschlossen. — Tab. I des ersten Fascikels der Angiologie stellt eine aus drey Theilen bestehende große Figur dar, woran die Arterien des Gesichtes, Halses, die Mammaria interna, mit der Epigastrica anastomosierend, und die Arterien der Extremitäten zu sehen sind. — Auf Tab. II sieht man an einer Figur die tiefer liegenden Arterien des Gesichtes, Halses, die Becken-, Unterleibs- und Brustschlagadern. — Tab. III. gibt noch eine besondere Ansicht von den Arterien am Halse. — Auf Tab. IV ist der Verlauf der Vertebralis zu sehen. — Tab. V gibt eine Ansicht von der Lage der Carotis in dem Trigonum zwischen dem Sternocleidomastoideus, Omohyoideus und Digastricus, von der Lage der Subclavia am äußern Rande des Scalenus anterior. Zugleich sind die Intercostales und die Coelica abgebildet. — Auf Tab. VI sieht man den Verlauf der Mesaraica superior und auf Tab. VII den der Coelica sinistra. — Tab. VIII stellt die Ausbreitung der Aorta von hinten nach oben und nach unten dar. — Tab. IX.

enthält eine Ansicht des Herzens, der Gefäße am Halse und in der Basis cranii von hinten. Sämmtliche Abbildungen sind von Eberlein gezeichnet und von Riepenhausen, Grape und Heß gestochen.

E b e n d a s e l b s t

1830, bey Dieterich, X und 128 S. gr. 8. Bemerkungen und Hypothesen über die Inscriptionenreihen der Pandectenfragmente. Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Dr. Stli. Aug. Reimarus.

Es sind nun zehn Jahre, daß der jetzige Herr Prof. Blume über die Ordnung der Fragmente in den einzelnen, versteht sich, freylich nur größern, Digestentiteln eine Entdeckung bekannt machte, von welcher wenigstens der Unterz., dem sie zufälliger Weise etwas früher mitgetheilt worden war, glaubte, Ant. Augustinus und Cujas würden sich sehr gefreut haben, sie entweder selbst zu machen oder auch nur sie von einem Andern zu lernen. Den lebhaftesten Antheil daran hat vor dem Publicum wohl der Unterz. genommen, theils in einem Aufsatze für die Französische Themis, der denn freylich wenig deutschen Lesern bekannt werden konnte, theils denn aber doch auch in seinem Lehrbuche der Digesten, welches allerdings nicht Das enthält, wodurch gar manche ungefähr gleichnamige Bücher so sehr gangbar geworden sind, wovon aber doch schon vor einiger Zeit eine zweyte, wesentlich vermehrte, Auflage erschienen ist. Die Erwartung aber, daß unsere beliebtesten civilistischen Schriftsteller, oder was vielleicht noch wünschenswerther gewesen wäre, die Docenten, deren Ansichten aus den ihnen nachgeschriebenen Heften sich fast noch weiter verbreiten, viel Rück-

sicht auf die drey oder, wie man allenfalls auch sagen könnte, auf die vier Blume'schen Reihem nehmen würden, nicht sowohl um zu wiederholen was schon gesagt worden war, als vielmehr um es zu berichtigen und weitem Gebrauch davon, besonders für die so äußerst dürftige Geschichte der Bearbeitung des Römischen Rechts durch die classischen Juristen selbst und ihre Nachfolger bis auf die Compileren, zu machen, ist bisher durchaus noch nicht in Erfüllung gegangen. Um so erfreulicher ist es denn also, in der gegenwärtigen Schrift einen Anfang zu Dem, was man schon lange gewünscht hatte, zu finden. Herr Doctor Reimarus, der mit den in der gelehrten Welt so bekannten Männern seines Namens fast gar nicht zusammenhängt, ein Landsmann und hiesiger Universitätsgenosse von Blume, auch noch zugleich mit Diesem, aber noch immer, Advocat in Hamburg, hatte Diesem nach in Vorlesungen noch Nichts von Blumens Entdeckung hören können. Daß er aber auch nachher von ihr 'lange Zeit eine uur dürftige Notiz hatte', ist gewiß kein so seltenes Beyspiel, als die Freymüthigkeit, mit der er es gesteht; der Unterz. freut sich aber, daß gerade er es war, der diesen Bearbeiter dazu veranlaßte, es zu werden, so wie dieß früher bey Hn. Zur Nedden der Fall gewesen ist, mit welchem sich Hr. Dr. R. in manchen Zusammenstellungen begegnet, ohne etwas von Dem zu wissen, was erst in der zweyten Ausgabe des Lehrbuchs der Digesten hinzugekommen ist, ein Umstand, welcher auch wohl verdient, ausgehoben zu werden, da er bey weitem nicht bloß bey unserm Verf. vorkommt. Ungleich seltener, kann man auch hier sagen, ist der Umstand, daß der Verf., um sein Buch auszuarbeiten, den Aufenthalt bey unserer Bibliothek seinem gewöhnlichen vorgezogen hat.

Sehr richtig unterscheidet er bey Blume die Entdeckung selbst und die Erklärungsart. Gegen Erstere läßt er zwar im ersten Kapitel einen Anti-Blume auftreten, welcher so weit geht, die Annahme der drey Reihen mit einer bey der Folge der Loose in einer Ziehungsliste zu vergleichen, weil ja doch auch dort Abweichungen seyen, mit Hülfe von welchen sich selbst bey etwas so ganz Zufälligem Vieles entschuldigen ließe. Im zweyten Kapitel wird nun gegen die Annahme von drey gleichzeitigen Commissionen die Einwendung ausgeführt, welche auch der Unterz. von jeher für unbeantwortlich gehalten hat, daß auf diese Art gar viele Arbeit hätte gethan werden müssen, die nachher bey der Vergleichung überflüssig erschienen wäre, weil zwey oder gar alle drey Commissionen dieselben Sätze ausgezogen hätten. Das Wichtigste, das, womit sich, außer den zwey ersten Bogen, die ganze Schrift beschäftigt, und worin der Vf. einen, man kann wohl sagen, ungeheuern Fleiß bewiesen hat, ist denn das dritte und letzte Kapitel, dessen Hauptgedanke darin besteht, zum Behufe der Institutionen, von denen man nicht weiß wie früh Justinian befohlen habe, sie zu verfertigen, und bey denen sich der Vf. erlaubt, anzunehmen, sie seyen eben so früh angefangen worden, als die Digesten, hätten die Compileren die Sabinus- und die Edicts-Reihe ausgezogen, wie sich dieses aus der Vergleichung der Institutionen von Gajus mit Justinian's Institutionen ergibt. S. 92 macht er sich selbst die Einwendung, daß zu den Institutionen, wie wir sie nun haben, bey weitem keine so mühsame Vorbereitung erfordert wurde. Er sucht aber, durch allerley Möglichkeiten die Thatsache zu erklären, daß die zwey ersten Massen doch unleugbar viel mehr in unsern Digesten mit einander verarbeitet sind, als die Papinianusmasse. Bez-

tere sey nun eigentlich für die Digesten excerpiert worden, und erst später habe man sich die Bequemlichkeit gemacht, die für die Institutionen angelegten Excerpte auch für die Digesten zu brauchen und was für diese bestimmt war, nur als Anhang damit zu verbinden. Was ihm dabey als eine Art Beleg höchst erwünscht ist, sind die Worte der const. Tanta §. 9 (12): ut primum separari coepit, welche er von zweyerley getrennten Excerpten, den einen für die Institutionen und den andern für die Digesten verstehen will, wogegen sich freylich Mehreres einwenden läßt, namentlich daß ja auch der Constitutionen-Codex zu den tribus voluminibus gehöre, auf welche sich diese Worte ausdrücklich beziehen, ob er gleich zu den drey Jahren, in welchen das Ganze verfertigt worden seyn soll, nicht besser paßt, als manches Andre, was aus Justinian's Kanzley auf uns gekommen ist.

Ließe sich also der hier bemerkte, sowohl was die Menge, als was die Stellung der Fragmente und die Verarbeitung betrifft, wohl unleugbare Unterschied der zwey ersten Reihen von der Papinianus- und, man kann nicht immer sagen Post- sondern auch zuweilen Ante-Papinianum, also wohl eher Cum-Papiniano-Reihe nicht einfacher so erklären, man war in dem Auszeichnen von Stellen für die Digesten noch nicht bis an diese Zugabe gekommen, als die Institutionen verfertigt wurden, und so würde was der Bf. als Ursache ansieht, eher die Wirkung seyn, die Institutionen paßten mehr zu den zwey ersten Reihen, nicht weil man diese für sie ausgezogen und dann für die Digesten benutzt hätte, sondern weil, was für die Digesten damals ausgezogen war, auch für die Institutionen benutzt wurde.

Hugo.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

D e n 13. J a n u a r 1831.

L e i p z i g.

1828, bey Vogel: Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii S. S. theol. doct. ejusdemque et litter. orient. in academia Gryphisvaldensi prof. publ. ord. etc. chrestomathia arabica ex codicibus manuscriptis Parisiensibus, Gothanis et Berolinensibus collecta atque tum adscriptis vocalibus, tum additis lexico et adnotationibus explanata. 547 S. und XXIV S. Borr. in gr. 8.

Schon hat man fast mehr arabische Chrestomathien, Anthologien u. s. w. als griechische oder lateinische. Aber freylich haben jene einen ganz andern Ursprung und andere Bedeutung. Hat ein Universitätslehrer der arabischen Sprache sich mit einer Zahl ungedruckter arabischer Schriftsteller beschäftigt: er glaubt das Wichtigste daraus nicht leichter bekannt machen zu können, als unter einem allgemeinem Namen und nicht ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Anfänger, also auch, bey der Schwierigkeit ein vollständiges Wör-

terbuch zu haben, gewöhnlich mit Hinzufügung eines Specialwörterbuchs. So sehr solche Werke daher auch den Namen von Chrestomathien verdienen mögen: immer haben sie auch einen höhern Werth und fordern eine genauere Critik.

Obige neue Chrestomathie enthält außer einigen aus dem Roman der Tausend und eine Nacht genommenen Erzählungen nur bisher ungedruckte und unbekannte Stücke. Den größten Theil S. 1 — 97 füllen Erzählungen aus den Tausend und eine Nacht, der Geschichte Antara's und ähnlichen belletristischen Schriften späterer Araber. Es folgen einige historische Stücke S. 98 — 150; eine sehr ausführliche und historisch wichtige Erzählung über die Verwaltung der Provinz Sind unter dem Chalif Almansur, aus Thabari's großen Annalen; über den Zug des Empörers Munas gegen Bagdad und den Tod des Chalifen Muftadir, aus einem ausführlichen, von den 'goldenen Wiesen' verschiedenem Werke Masudi's; über die Ankunft und Regierung des ersten fathemitischen Chalifen in Aegypten, Elmoisledinillah, aus Makrizi's Geschichte der ägyptischen Chalifen. Aus Ibn-Challekan's Biographien ist ausgezogen die Lebensbeschreibung Hammad's, eines der berühmtesten mündlichen Erzählers und Dichterkenners; wer sich richtige Begriffe über die Art der Erhaltung der ältern Gedichte im lebendigen Munde der Nachwelt machen will, lese diese merkwürdige Lebensbeschreibung. Daran schließt sich die Lebensbeschreibung einer der berühmtesten Sängerinnen, Assa el maila, aus dem großen Kitab alaghani (Liederbuch), und des Dschemil ben mamer, eines zartfühlenden Dichters aus dem an solchen Dichtern reichen Stamm der Udsriten. Zuletzt S. 151 — 176 eine Sammlung kleinerer Gedichte und Epi-

gramme, von spätern Dichtern in einer gewöhnlichen, leichten Sprache. Es erhellt aus diesem Inhalt, daß die hier gedruckten Stücke zwar nicht denen an Wichtigkeit gleich kommen, welche de Sacy's Chrestomathie enthält: aber doch mit Vorsicht vom Herausgeber so ausgewählt sind, daß alle Fragmente der ältern und schwerern Sprache ausgeschlossen blieben, und diese Chrestomathie als eine Einleitung zu der de Sacy'schen betrachtet werden kann. Sehen wir nun, wie der gelehrte Herausgeber den Text gegeben, und wie er ihn im Glossar und den Anmerkungen erläutert hat.

Der Text ist zwar in dem letzten Theil des Buchs ziemlich rein, und es zeigt sich aus der richtigen Setzung der Vocale, wie wohl der gelehrte Herausgeber im Ganzen ihn verstanden hat: aber in dem ersten Theil besonders hätte er, auch ohne weitere Hülfe von Handschriften, durch vollständige Benutzung aller innern Mittel zu seiner richtigen Verstandniß, sehr oft correcter werden können. So ist ein Hauptmittel, die genaue Beachtung der sehr consequenten und sichern Metra, fast ganz unbeachtet geblieben; oft scheint der Herr Herausgeber das Metrum nicht gesucht zu haben, welches in einem Gedicht herrscht, so wie die rythmischen Gesetze vom Endreim. Es scheint passend hier in einigen Beyspielen die Wichtigkeit der genauesten Beachtung der Metra zu zeigen. In das Metrum Taviil S. 17 paßt unmöglich die Aussprache

نُظِرْتُ; möglich ist nur نَظَرْتُ, wodurch die Ansicht vom Sinn des ganzen Verses (vom Vf. übersetzt S. 546) nothwendig geändert wird. B. 2 ist für بهجر من هاجر, so wie

ني, zu lesen. Das Metrum Munsarich ist S. 48, so wie in dem viermal vorkommenden Verse S. 133 — 137 durch die vom Herausgeber angenommene Aussprache verkannt. S. 49 فاني für فائني zu lesen verlangt das Metrum Chasif. S. 57 passen Punctuation und Lesart wenig zu dem Metrum Camil; einiges ist leicht zu verbessern, wie B. 1 موانس für موانس. S. 62 muß nach dem Metrum Tavil der Reim stets in هاجع verändert, B. 3 مقنعا und داعي gelesen werden. S. 67 die seltene Form des Pronomen هذي zu setzen für هذو vergl. S. 147, 8. S. 76 zeigt viele Fehler gegen Metrum und Reim, wie L. 10 gewiß صبيدع و فلازة und تبع, قومه, wodurch sich der Sinn auch bedeutend ändert. S. 88 ist das Metrum Redschez, vollständig mit drey Füßen, so daß jeder einzelne Vers mit dem Reim endigt (de metr. p. 36); die zwey Fehler B. 1 werden durch die einzige, sichere Verbesserung تلتنجين für تلتنجي gehoben; B. 3 ist für ل عند zu lesen, und B. 4 nach dem Reim gewiß الغلب (der Sieg) für العلي; S. 148 ثواء im stat. const., so daß der Sinn sich ändert. Es ist nicht möglich und unnöthig

hier alle übrigen Fehler zu berühren; daß aber ohne die genaueste Kenntniß oder Beachtung der Metra keine arabische Schrift correct und sicher herausgegeben und erklärt werden kann, hat Ref. hier aufs neue an einem großen Beyspiel bestätigt gefunden. Zusammenhängt damit die Beachtung des Reims der sich höher hebenden Prosa, wie die Prosa sich in Reden und in dem spätern affectierten historischen Style zeigt. So ist S. 78, 2 gewiß **الاعد** als Reim zu **الربى** zu lesen; auch sollten im Druck immer die durch den Reim schließenden Redetheile durch größern Zwischenraum getrennt werden, welches an sich passend, und in Handschriften, wie Ref. bemerkt hat, sehr beständig beobachtet wird.

Das Glossar S. 179 — 514 ist zwar, so viel Ref. bemerkt hat, sehr vollständig, und nicht bloß nach Golius und Castellus, sondern auch nach dem Ramus und de Sacy's Hariri bearbeitet: dennoch reicht es zum Verständniß des Texts oft nicht hin, welches um so mehr zu bedauern ist, da 'nach den Grenzen dieses Buchs' die wenigen Anmerkungen nicht bis zur Critik und Erklärung des Textes kommen, auch eine Uebersetzung fehlt. Bey schwierigen Stellen hat Ref. oft vergeblich das Glossar befragt, oft auch die in der Punctation liegende Erklärung verlassen müssen. Es sey verstattet über einiges hier zu reden. S. 67

kann man **قاص لرحب** nicht, nach der von Cast. zufällig allein angegebenen Bedeutung dieser Verbindung, durch 'moriens' erklären; so würde der Dichter hier, nach dem Zusammenhange, nothwendig **قاصياً** gesagt haben: der

Dichter verbindet es mit الموت, in dem Sinn also: 'bis zu ihm kommt der Tod, beschließend sein Ziel'. Was das Glossar über باع ausfragt ohne Angabe der Grundbedeutung, paßt nicht zu S. 88, der einzigen Stelle wo es sich findet;

hier ist باع in der Bedeutung 'Arm', und der Sinn: 'wie lang ist dein Arm'; wie Kürze und Länge des Arms bey Hebräern und Arabern öftere Bilder sind für Schwäche und Stärke.

Wenn S. 65 باخبات auszusprechen wäre, so würde das Wort hier auch nach der Erklärung des Glossars keinen passenden Sinn haben; Ref.

zweifelt daher nicht, man müsse باخبات lesen

in der im Glossar gar nicht angegebenen Bedeutung: 'betend in Demuth'; für diese Bedeutung zeugt Ibn-Doreid's Gedicht B. 57 Scheid. — Doch dieser Eigenschaften ungeachtet wird jeder Kenner des Arabischen mit Dank die hier zuerst bekannt werdenden Stücke aufnehmen, wie denn das Buch, unter verständiger Leitung eines geübten Sprachkenners, auch von Anfängern nicht ohne Nutzen gebraucht werden kann. Ref. verbindet mit dieser Anzeige die einer ähnlichen Schrift:

S t . P e t e r s b u r g .

1828, literis academicis: Fragmenta arabica. E codicibus manuscriptis Parisinis nunc primum, publicis sumtibus, edi-

dit D. R. Henzius, a cons. aul., exeg. et ll. oo. in Caesarea universitate literaria, quae Dorpati constituta est, P. p. o. 216 S. arab. Text, VIII S. Borr. und 4 S. notanda et corrigenda in gr. 8.

Dieses Buch enthält zwar nur zwey größere Bruchstücke aus ungedruckten arabischen Schriften, von denen der Anfang zum Besten der Anfänger mit Vocalpuncten gedruckt ist; Bemerkungen, außer wenigen critischen, und Erklärung schwerer Stellen sucht man vergebens: aber der genaue Druck, die richtige Vocalisation, und die ganze Einrichtung des Werks zeigen dem Kenner genug, daß der, jetzt schon verstorbene, Herausgeber die Texte sehr wohl verstand, deren Druck er besorgte. Das erste Fragment S. 1—104 ist das vollständige erste Kapitel des zweyten Theils des historischen Werks Fakhreddin's aus Kei, worin er über die Dynastie der Bier d. h. der vier ersten Chalifen redet; aus der Geschichte der folgenden Dynastien hat de Sacy in seiner Chrestomathie einige Auszüge gegeben. Die pragmatische, oder vielmehr ethisch-practische Tendenz dieses historischen Werks zeigt sich hier in diesem größern Stücke deutlicher. Um durch die Geschichte zu belehren, spricht Fakhreddin in der ersten Hälfte seines Werks im Allgemeinen über die politischen Ideen und Grundsätze des Muhammedanismus, und weist im zweyten Theil, bey der Geschichte des Einzelnen, stets auf die schönen und großartigen Thaten der Vorfahren hin; er erzählt daher zwar nur mit Auswahl und in einer gewissen Sachordnung die Begebenheiten, wie er z. B. in der Geschichte der vier ersten Chalifen nichts von der Geschichte der Eroberung Aegyptens und Africa's sagt: aber in einem an-

genehmen und belehrenden Ton, diesem seltenen Vorzug asiatischer Geschichtschreiber, und zugleich mit großer historischer Treue und Gewissenhaftigkeit, ohne daß die practische Tendenz, wie es bey vielen spätern Historikern der Araber geschieht, die Geschichte entstellt. Aus demselben Kapitel hatte zwar Freytag schon im J. 1823 in seiner Chrestomathie Einiges drucken lassen: aber Herr H. hat in dem wiederholten Druck zugleich einige Besarten berichtigt. So behauptet er mit Recht, daß S. 28 bey Freytag keine Auslassung im Text sich zeige bey richtiger Erklärung; für das von Freytag S. 30 als ungewiß bezeichnete Wort hat er richtig *وَجَلْوَى*, auf welches Ref. früher (Wakidi de Mesopot. p. XXIII) durch Conjectur gekommen war. Sehr selten ist Ref. angestossen, wie S. 64, 3. 4. wo entweder *وَحَافٍ* oder *حَتَّىٰ لَمَّا* gelesen werden muß. — Es folgt die zehnte Sure, mit dem ausführlichsten und besten aller der zahlreichen Commentare über den Koran, dem Commentar des Persers Baidhawi. Von diesem in vielen Rücksichten äußerst wichtigen Commentar erscheint hier das erste gedruckte Stück; fast zu gleicher Zeit aber hat andere Theile aus ihm de Sacy bekannt gemacht und erklärt in dem letzten seiner Werke, der *antilogie grammaticale arabe*, deren Recension in diesen Blättern nächstens folgen wird.

G. H. U. C.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 15. Januar 1831.

G r e i z.

Bey Hennig: Variscia. Mittheilungen aus dem Archive des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins. Im Auftrage des Vereins Directorii herausgegeben vom Diac. Friedrich Alberti, Secr. des Vereins. Erste Lieferung, mit 4 Tafeln lithographischer Abbildungen. 1829. 134 S. Octav. *)

Nach dem Vorgange der in so vielen Gegenden Deutschlands entstandenen historisch-antiquarischen Vereine, ist auch im Voigtlande, unter der Protection der souverainen Fürsten Reuß ein solcher zusammengetreten; und so erhalten wir in dem vorliegenden Werkchen die ersten Ergebnisse seines Wirkens. Es enthält, außer einer Einleitung über den Zweck desselben, einen Bericht über die Nachgrabungen auf dem sogenannten Heiden-Gottesacker bey Collis unfern Gera (wodurch Urnen und die sie begleitenden Antiquaillen u. dergl. zu Tage gefördert worden sind), eine Abhandlung über die Körperbeschaf-

*) Als Nachtrag zum 194. St. 1830. von anderer Hand.

fenheit der frühern Bewohner Deutschlands vom Dr. Julius Schmidt, eine Abhandlung über alterthümliche Taufbecken, vom Herausgeber, Nachrichten über Ausgrabungen von Alterthümern, namentlich von Urnen, welche schon im 16. Jahrhundert Statt gefunden haben, aus den Schriften von Agricola und Matthesius, Erklärung der Inschrift auf der kleinen Glocke zu Waldenburg, vom Herausgeber, und endlich die Chronik des Boigtländischen Alterthumsforschenden Vereins vom 29. December 1825 bis dahin 1828. Unter den gelieferten Abhandlungen ist vorzüglich die über die Körperbeschaffenheit der frühern Bewohner Deutschlands, und die folgende, über alterthümliche Taufbecken interessant. Die erstere bestreitet die Richtigkeit der Behauptung der alten Römischen und Griechischen Schriftsteller über die auffallend große Statur der Deutschen, theils aus physicalischen Gründen, weil eine Verminderung dieser angeblichen Körpergröße, aus den, von neuern Schriftstellern dafür angeführten Ursachen, nicht hergeleitet werden kann, theils aber auch aus sorgfältig und genau angestellten Messungen der aus der Heidenzeit uns noch erhaltenen Skelete und Theile derselben; aus welchen das Resultat gezogen wird: daß die frühern Bewohner Deutschlands nicht größer, aber im Allgemeinen kräftiger, als die jetzigen, gewesen sind. Die zweyte liefert einen Beytrag zur Enträthselung der in den neuern Zeiten oft zur Sprache gebrachten metallenen Taufbecken, mit ihren Inschriften. Als bekannt darf. Ref. voraussetzen, daß jene Taufbecken entweder den Sündenfall, oder die Verkündigung Mariä, oder die Dreyfaltigkeit, oder endlich die Abbildung der von Josua und Caleb getragenen Weintraube enthalten, woge-

gegen allen dieselbe Inschrift gemeinschaftlich ist, welche sich als Handschrift um die Abbildung zieht, und denen bey einzelnen, noch eine andere hinzukommt. Was nun diese Inschrift anbetrifft, so besteht dieselbe aus acht, sich vier- oder fünfmal wiederholenden, wunderbar verschränkten und beschnörkelten Buchstaben, die mit der gewöhnlichen Mönchschrift viel Aehnlichkeit haben, und so sehr verschieden gedeutet werden. Eine Abbildung derselben s. vorzüglich in Laffen und Powelsen Reise durch Island. Bd. II. S. 63 in den Curiositäten. Bd. V. S. 386. VI. S. 59. VIII. 229. IX. S. 128., in dem *Nouveau traité de Diplomatie* T. II. p. 687, in Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit. Bd. II. S. 37, und in des Ref. *Neuem vaterländischen Archiv*. Jahrg. 1824. Bd. I. S. 68; endlich in dem *Gentleman's Magazine*, London 1783, zu welcher dann noch die von Kruse deutsch. *Alterthüm*. B. I. S. IV. Taf. 3 und die von unserm Verfasser hier Taf. 1. theilweise gegebene kömmt. Die verschiedenen Auslegungen jener Inschrift sind in der angeführten Abhandlung des Ref. angegeben; die von dem Verf. nicht gekannt zu seyn scheint; eine kurze Angabe der verschiedenen Erklärungsarten möge aus derselben hier ausgehoben werden, um zu beweisen, wie sehr ihnen allen der Vorwurf der Willkühr gemacht werden muß, und wie wenig wir über die Bedeutung dieser Inschrift im Reinen sind. Einige finden in derselben die Isländischen (?) Wörter: Nu vetter en hier; andere erkennen sie als lateinische, und nehmen die einzelnen Buchstaben für Siglen. Sie lesen demgemäß: Maria Sancta Immaculata Virgo X (Jesus Christus) Dei Filius — andere Ave Maria Gratia Plena —

noch andere: Materno In Vtero Fili AVE —
wiederum andere: Mors Intrat Vterum EHVE
— andere: MLV (1050) X (post Christum
natum) Dedicatum Est Maximo Deo. — an-
dere: Monasterium LVTHER (nämlich Kö-
nigslutter im Braunschweigischen) — wiederum
andere: Nunc In Vtero Ejus Homo Verbo
Factus — andere Christi Iesu Vnigeniti Fi-
lii Mariaeque Immaculatae Virginis Et Spi-
ritus Sancti. Herr v. Hammer in s. Myste-
rium Baphometis, liest NVXVITAE und er-
klärt solches vom Lebensbaume der Gnosis; die
Benedictiner endlich finden auf den von ihnen
beschriebenen Becken die Spanischen Wörter: Fa-
ne cavan a pace, und erklären: mach daß die
Todten nicht begraben werden, ohne Frieden.
Eine ganz andere Ansicht hat überdieß Kopp auf-
gestellt, indem er die Buchstaben nicht für latei-
nisch, sondern für chaldäisch hält, und sie dahin
erklärt: נחפס, ein Wort, welches bey Gele-
genheit des Sündenfalls in der Antwort der
Schlange an Eva (1. Buch Mose III. 5) vor-
kommt, wo dieselbe lautet: nach dem Genusse
der verbotenen Frucht würden der Eva und dem
Adam die Augen eröffnet werden. Seit
dieser Zeit sind in Kruse's deutschen Alterthü-
mern. B. I. S. IV. S. 61, wo gleichfalls Taf. III.
eine Abbildung gegeben ist, neue Versuche zur
Entzifferung jener Inschriften gemacht. Dieser
erwähnt zuerst, daß Pastor Bynch im Däni-
schen, welcher die Becken der Kirchen zu Tååden
und Tønningen beschrieben hat, die Inschrift
folgendermaßen lese: in nomine castae virgi-
nis sanctae matris Jesu Christi; er selbst fin-
det in derselben die Buchstaben: N. P. V. C.
H. V. F. M. V. und erklärt dieselben: No-
men Iesu Christi Vobis Cum, Have Virgo

Maria oder nomen Jesu Christi vobiscum hujus et Maria virgo. Unser Verf. glaubt, daß Kruse sowohl den Anfang der Legende, als die einzelnen Buchstaben richtig aufgefunden habe, tadelt denselben aber, daß er auf die Schnörkel der einzelnen Buchstaben gar keine Rücksicht genommen habe. Mit Berücksichtigung jener Schnörkel, und von dem Grundsatz ausgehend, daß es Gebrauch der alten orthodoxen Kirche gewesen sey, ihre Denksprüche immer aus der heiligen Schrift zu wählen, und nur selten Inschriften eigener und menschlicher Erfindung an heilige Orte oder Geräthschaften zu setzen, bemerkt er: 'Wir lesen die Buchstaben N mit einer querdurchgehenden und unten wieder aufwärtsgebogenen Krülle, wodurch fast immer us, öfters auch ejus angedeutet wird. Dann folgt ein sehr gewöhnliches Monogramm des Namen Jesu, hierauf V verbunden mit C, welches durch die Krülle in C, die bis an das V reicht, angedeutet wird; die Krülle bedeutet aber et, und ist in der gewöhnlichen Abkürzung von etcetera noch üblich, VC ist aber eine im Alterthum gebräuchliche Abkürzung von vocare. Dann erblicken wir ein einfaches H, hernach ein V mit einer von oben nach unten zu geschlungenen Krülle, stets ir, is und er andeutend. Der letzte Buchstab ist ein einfaches C. Wir lesen also: Nomen ejus Jesum vocabis et hic vir erit (magnus), Worte, die der Engel nach Luc. II. 42. zu Maria sprach, 'du sollst seinen Namen Jesus heißen, und er wird groß, und ein Sohn des Höchsten genannt werden.' Es ist schon oben erwähnt worden, daß mehrere dieser Becken, außerdem noch eine äußere Handschrift enthalten, welche eher als Majuskelschrift des 14. Jahrh. angesehen werden kann. Sie lautet: REKOR.

DE. N6I. SCAL. Auch diese ist verschieden gedeutet worden. Der gelehrte Antiquar Hearne zu Oxford las: Gilbertus Seal, rector de N. — andere deuteten: Christiani sacri abluti recordamini de nobis, oder: Recorderis dei nostri sancti; Herr von Hammer: Recordemini de Gnosi sanctai, die Inschrift wieder auf die Tempelherren beziehend; Bynch hält sie für nordisch, und erklärt: Suchet alle die neuen Reiche. Thorlacius REKORDARE DE Nicolao Georgi Sancta Lucia und REKORDARE DE Nicolao Corsi Sancta Lucia, die Beckenschläger selbst meinend; ein schwedischer Alterthumsforscher liest Alrekor de eglise und hält dieses für den Namen des Sebers; Büsching: Sanctus Calix recordationis Dei nostri; Jesu Christi; der Verf. des Aufsages im Gentleman's Magazine hält sie für altfranzösisch: Ci sera al recor de nous, und bezog sie auf Matth. 26, 14 oder Luc. 22, 19. Ein Kenner der Isländischen Sprache liest dagegen: De. Gi. Scal. recor. und bemerkt, daß Scalrekor, Schalenrecker oder Beckenschläger heiße, was in der That wiederum zu sonderbaren Muthmaßungen Veranlassung geben kann. Unser Verf. erkennt auf dem, von ihm beschriebenen Becken die Worte: REKOR. DE. IG. + SECAL, und bemerkt: 'Wenn wir wissen, daß IG + gleichsam ein Monogramm des Namens Jesu ist, wie es auf den Oblaten der Griechischen Kirche noch jetzt vorkommen soll, und auf den Korffunschen Thüren in Nowgorod eben sowohl, als an der Vorderseite des Doms zu Spoleto noch über dem Haupte Jesu (IG. XC.) zu lesen ist, und SECAL sich auf ungezwungene Weise für Secula Alleluja erklärt, so ist der Sinn der Legende sehr leicht

zu errathen. Recordare de Jesu, + per Secula Alleluja, Worte aus 2 Timoth. 2, 8 mit der hinzugesetzten kirchlichen Formel per Secula Alleluja, welche vorzüglich nach der Handlung der Confirmation von dem Volke gesungen wurde. Ebendeshalb darf es uns nicht auffallen, daß das Wörtchen in oder per ausgelassen ist; auch recordari de aliquo ist nicht ungewöhnlich in der kirchlichen Latinität, und selbst von Cicero hin und wieder gebraucht.' Die lithographirten Abbildungen, welche Urnen, dabey gefundene Ringe, Nadeln u. s. w., so wie das ebengedachte Taufbecken darstellen, sind ausnehmend gut gerathen.

N o u e n.

Bey Ed. Frere, 1829: Observations philologiques et grammaticales sur le Roman de Rou, et sur quelques règles de la langue des Trouvères au douzième siècle par M. Raynouard. VI u. 122 Seiten, mit einer Beylage: Supplément aux notes historiques sur le Roman de Rou, par Auguste Le Prevost. 28 Seiten. In Octav.

Die schöne Ausgabe der Reimchronik des Robert Wace, von der wir unsern Lesern in diesen Blättern (1829. S. 921) einen ausführlichen Bericht abgestattet haben, veranlaßte den gelehrtesten Kenner der romanischen Sprache, Hn. Raynouard, dieses Gedicht einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Das Verdienst, welches sich die Herausgeber dieses für die Geschichte und für die Sprache gleich wichtigen Denkmals erworben haben, wird von ihm mit gerechtem Lobe anerkannt, dann aber auch gezeigt, wie von der einen Seite durch die Vergleichung

der Handschriften, von der andern durch die Kenntniß der Grammatik der alten Sprache noch gar vieles geschehen kann, um die Keimchronik ihrer rechten und ursprünglichen Gestalt näher zu bringen. Zugleich erfahren wir, daß Hr. R. eine *Grammaire historique de la langue française* ausgearbeitet hat, aus welcher in diesen Observations einige Hauptregeln geborgt werden mußten. Schon diese geben den klarsten Beweis, daß auch bey der Bildung der romanischen Sprache von wilder Verwirrung, von roher Willkühr gar nicht die Rede seyn kann. Mit Einem Worte: es gibt ein Sprachgewissen, so wie es ein Pflichtgewissen gibt; beide sind dem Menschen von der Natur eingepflanzt, und in ihrem innern Wesen ein tiefes Geheimniß; beide machen die Grundlage des gesellschaftlichen Verkehrs unter den Menschen aus, in welchem und durch welches der Mensch Mensch ist; beide sind um so lebendiger und lauterer je näher der Mensch der Natur steht; beide werden durch spitzfindiges Deuteln getrübt, das Sprachgewissen durch hochmüthige Grammatiker, das Pflichtgewissen durch casuistische Moralisten.

Das *Supplément aux notes historiques*, das den Observations des Hn. Raynouard beygeheftet ist, bewährt den gelehrten Fleiß des Hn. Le Prevost, den wir bereits bey der Anzeige des Roman de Rou gerühmt haben. Da mittler Weile Hr. Archiv-Rath Perz Vanfrances Gedicht über Wilhelm des Eroberers Zug nach England wieder aufgefunden hat, und Hr. Petrie in London dasselbe herausgeben wird, so ist hierdurch eine neue Quelle eröffnet, aus der sich Erläuterungen des Roman de Rou werden schöpfen lassen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 15. Januar 1831.

Marburg und Kassel.

Bey Joh. Christ. Krieger: Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe, Professor der Medicin zu Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. Von den Fiebern, Entzündungen und Hautausschlägen. Vierte verbesserte Ausgabe. 1830. XII u. 634 S. in 8.

Ueber den Zweck, welchen der Verf. bey der Ausarbeitung dieses Handbuches hatte, über die darin befolgten Grundsätze und die Einrichtung desselben hat er sich schon in der Anzeige der dritten Ausgabe in diesen Blättern (1826. St. 150. S. 1489 flg.) geäußert. Er zeigt daher die Erscheinung dieser neuen Ausgabe hier nur mit der Bemerkung an, daß er die in den vorigen Ausgaben befolgte Ordnung und Einthei-

lung der Krankheiten in dieser im Ganzen beyhalten (worüber ihn das, was er in der Einleitung über diese und andere Eintheilungen dießmahl noch umständlicher und mit Beyfügung einer Uebersicht einer auf den Sitz gegründeten Eintheilung der Krankheiten geäußert, hoffentlich rechtfertigen wird), daß aber übrigens das Werk auch in dieser Ausgabe wieder zahlreiche Zusätze und Verbesserungen erhalten hat.

J. W. S. Conradi.

München, Stuttgart und Tübingen.

Bey Gotta, 1830: Heliand. poëma saxonicum seculi noni, accurate expressum ad exemplar monacense, insertis e Cottoniano londinensi supplementis nec non adjecta lectionum varietate nunc primum edidit J. Andreas Schmeller, bibliothecae regiae monacensis custos. Erste Lieferung. Text. XII und 176 S. Quart.

Seit Gley, ein ausgewandeter Französischer Geistlicher, im J. 1794 zu Bamberg die zweyte Handschrift dieses wichtigen Sprachdenkmahls wieder aufgefunden, Reinwald eine Ausgabe desselben angekündigt, und Scherer zu München, wohin der Codex unterdessen gelangt war, die nicht zu Stand gebrachte übernommen, doch lange Jahre zaudernd eben so wenig ausgeführt hatte; ist die Aufmerksamkeit aller, denen deutsche Philologie etwas galt, mit vollem Recht stets auf eine so bedeutende und vielverheißende Quelle unserer ältesten Sprache gerichtet geblieben. Es hätte nichts bedurft als eines gar nicht kostspieligen treuen Abdrucks des in ungemein leserlichen Zügen beschriebenen Pergaments, der auf der Stelle zu bewirken gewesen wäre; allein man

opferte das gewisse Verdienst einer solchen Bekannmachung dem zweydeutigen einer aufhaltenden Vergleichung mit der Londoner Handschrift, und einer damals sehr schwierigen und im besten Fall wenig werthen Uebersetzung gänzlich auf. So ist es gekommen, daß in 36 Jahren zum Verdruß aller, welche dieses Werk brauchen wollten und konnten, nichts als Bruchstücke daraus erschienen; und vor andern übel empfunden hat es Rec., daß er bey Erforschung und Aufstellung der altsächsischen Grammaticalien sparsame Lehren lesen mußte, wo er gern volle Garben geschnitten hätte. Es sollte allgemeine Sitte werden, daß jeder bedeutende Fund schnell aus den Handschriften abgedruckt und keine andere als solche Erläuterungen hinzugefügt würden, die sich dem Herausgeber alsogleich darböten, wobey er sich dann den weiteren erschöpfenden Commentar vorbehalten könnte. Ohne Zweifel würde man in unserm Fall durch alles was Reinwald und Scherer zur Aufhellung des Textes hätten darbieten können, dennoch wenig befriedigt worden seyn; der letztere hat sich nie als einen Kenner der altdeutschen Sprache gezeigt, und möchte mit dem, was er von orientalischen Sprachen wußte, die altsächsischen Wörter mehr verdunkelt als aufgehellt haben. Wie weit Reinwalds Kräfte reichten sieht man aus seinem sehr mittelmäßigen Glossar zu Zahns Alphilas. Rec. hält es für ein wahres Glück, daß, nach so langer Säumniß, die Herausgabe der alten Dichtung in Schmellers Hände gerathen ist, welcher, sobald er der vorher allen andern unzugänglichen und verschlossenen Handschrift habhaft wurde, rüstig und geschickt ans Werk gegangen ist und durch dessen rasche Vollbringung seinen schon in anderen trefflichen Arbeiten erwiesenen Beruf,

unsere altdeutsche Literatur wesentlich zu fördern, auf das bündigste bestätigt.

Den gesammten Text erhalten wir also nunmehr Blatt für Blatt und Zeile für Zeile aus dem Münchner Codex sauber und sorgfältig abgedruckt; in die Lücken, die sich auf den ersten Blick durch volle und regelmäßige Quadrate kennbar machen, tritt der Londoner Text ein. In der Regel herrscht der Münchner, und die Abweichung des Londoner ist in die Anmerkungen verwiesen. Die Verschiedenheiten beider Handschriften erscheinen bedeutend, zwar lange nicht in der Art, wie wir sie in Abschriften der Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts antreffen, aber doch so, daß man sie oft keinen rohen Copisten zuschreiben darf, sondern eine gewisse freye Recitation anzunehmen befugt ist, wonach Änderungen, die das Alliterationsgesetz nicht verletzen, gleichgültig und zulässig waren. So hat die Münchner Hs. 73, 10 *that thar antheru leian gilag*, wo die Londoner setzt: *lioblic feldes frucht*; auf ähnliche Weise 124, 8 *jene: krist godes sunu that mag man antkennen wel*, diese aber: *waldandes suno crist alowaldo. th. m. m. a. w.*, dort ist K, hier ist V Reimbuchstab. Beide Handschriften ergänzen sich gegenseitig an einzelnen Stellen, z. B. 83, 19 war die Münchner lückenhaft, 73, 15 die Londoner. Beide stehen in den Buchstaberhältnissen, zumal der Vocale, hin und wieder beträchtlich von einander ab; zuweilen ist auch das Genus in der einen verschieden von dem der andern. Wenn uns beide zu Gebot gestanden hätten, so würden wir wahrscheinlich der Londoner den Vorzug gegeben haben; sie scheint im Ganzen vollständiger, reiner und auch etwas älter als die Münchner. Da aber der Her-

ausgeber die letzte aus eigener Anschauung kannte, von der ersten nur eine nicht durchaus verlässige Abschrift benutzen konnte; so ist höchlich zu loben, daß er sich durch einige Vortheile des Londoner Textes nicht verführen ließ, sondern den Münchner, als den für ihn sichersten, zu Grund legte. Wäre es zu erreichen gewesen, so hätten beide Handschriften einander gegenüber diplomatisch treu abgedruckt zu werden verdient. Ein lithographirtes Facsimile der Münchner wird wohl der zweyten Lieferung beygefügt; von den Schriftzügen der Londoner kann man sich einigermaßen aus des Hices Kupfertafel Ansicht verschaffen.

Die Alliteration konnte bey diesem ersten, diplomatischen Abdruck nicht durch abgerückte Zeilen anschaulich gemacht werden. Ihre Gesetze liegen aber so klar vor, und sind durch Punkte theils der Handschrift, theils des Herausgebers so passend bestimmt worden, daß der metrische Totaleindruck bey dem Lesen nur wenig gehindert wird. Wir sparen, was wir darüber und über den poetischen Werth des Gedichts, das nach freyer Benutzung und theilweiser Umschreibung der vier Evangelien, die Thaten und Lehren des Heilands umfaßt, sonst noch zu sagen hätten, auf andere Gelegenheit. Den neu gewählten Titel wird jedermann passend finden und dem früher üblichen der Evangelienharmonie vorziehen.

Hier soll unsern Lesern mindestens einige Reichenschaft gegeben werden von dem großen Gewinn, den die Kenntniß der altsächsischen Sprache aus dem neu eröffneten Denkmahl ziehen kann. Wir theilen in dieser Absicht weniger das Grammatische, als das Lexicographische mit, heben aber nur die wichtigsten Wörter hervor.

Folgende Substantiva seyen ausgezeichnet. fâthi, ein Neutr. oder auch Masc., muß so viel als See, Welle bedeuten, denn faran an fâthion stehet 89, 19, an fâthi gangan 91, 2 parallel dem faran an sêwe, an sêo gangan; die ahd. Form wäre vâdi oder lieber vandi, allein wir begegnen in keinem der übrigen Mundarten diesem Ausdruck; das griech. πόντος läßt sich vortrefflich vergleichen. Aus dem 12, 6 gebrauchten Worte ehuscalcôs = Pferdhirten, Viehhirten, gewinnt das Gramm. 1, 78 schon aufgestellte êhu = equus willkommene Bestätigung; die heilige Schrift nennt hier bloß ποιμένες, dem altjâchsischen Dichter war ein bestimmteres Colorit erlaubt, unter den Sachsen blühte die Pferdezucht, schon Pippin legte ihnen die jährliche Abgabe von 300 Rossen auf (Perk 1, 347 und Lambert ad a. 757), auch Saxo Gramm. p. 166 hat centum nivei equi, die den Sachsen als Tribut bestimmt werden. Wir lernen 12, 7 noch ein anderes altes Wort für Pferd kennen, nämlich wiggi, altnord. vigg. Säm. 233a, Snorra edda 179; wiggeogómean heißt der Pferde hüten. Da wir die ehuscalcôs (welche ganz die ahd. marahscalhâ, die mariscalci sind) genannt haben, sollen auch die 62, 1 neben den Schenken aufgeführten scapwardôs zur Erläuterung der alten Hofdienste beygebracht werden, Hincmar de ordinibus palatii cap. 16 erwähnt ebenfalls den scapwardus, die Zusammensetzung ist aus's cap (poculum oder vielmehr vas, dolium) zu erklären, vgl. 61, 12. Lieb war es uns nun auch in diesem Dialect 78, 23. 151, 2 dem Worte eld, ignis, zu begegnen, das bisher nur im nord. eldr und im ags. äled bekannt war; ein ahd. unerfindliches alit, elit wurde Gramm. 2, 229

mit Recht angenommen, Wurzel muß seyn *alan*, *nutrire*, *gignere*, weil das Feuer aus dem Stein oder Holz geweckt und erzeugt wird, darum heißt auch die Flamme gern die lebendige. Seite 35 ist die Rede von Berufung der Söhne *Bebedaei*. Hierbey wird der merkwürdige Ausdruck gebraucht: *sätun im thia gisunfader an ênumu sande uppan*, offenbar: der Vater und beide Söhne saßen am Sand des Meeres; wen erinnert die Zusammensetzung *gisunfader* nicht an das *sunufatarungo* im Hildebrandslied? auch da bedeutet *sunufatarung* collectivisch den Vater und Sohn, der Gen. Plur. hängt ab von dem vorausstehenden *heriuntuêm*. *Hlûst* (Fem.) drückt 148, 24 den Sitz des Gehörs, das Ohr selbst aus, denn des *Malthus* abgehauenes wird hier gemeint; 119, 19 und 76, 12 hingegen ist es das Gehör, die Aufmerksamkeit, das stille Zuhören; daß das *ahd. hlosên*, unser lauschen und laustern (das Ohr spiken) dazu gehört, bedarf keiner Erinnerung; die adverbiale Redensart *obar hlust* 76, 12. 159, 21 gemahnt an das *ahd. upar hlât*. Schwieriger ist *hrôst* 70, 23, dem Zusammenhang nach *Dach*, *First*, da wo *Ulphilas* *Luc. 5, 19* *hrôt* gebraucht. Wäre statt *hrôst* zu lesen *hrôft*, so würde das *ags. hrôft*, *engl. roof* und das *fries. rhôf* (*Lit. Brokm. §. 26*) vollkommen stimmen. Man dürfte aber auch *hrôst* beybehalten und das *ags. hrôst*, *Balke* im *Siebel*, *anschlagen*, vgl. *engl. roost*, *henroost*, *Hahnbalke*. *Bewôd* 78, 14 oder *beo*, *beu* Gen. *bewes*, Gen. Plur. *bewo*, 79, 14 ist *messis*, *Ernte*, und dauert in dem *niederländ. bouw fort*, auch der *Deutschländer* hat *bouwt*, *bouwd*, *Ernte*; vielleicht muß *bewôd* geschrieben werden, und dann *schiente*

die Verwandtschaft mit *bauen* (*colere*) bedenklich. Da hier *sumbl* (*convivium*) 102, 20, hingegen mehrmals *simlun* (*semper*) geschrieben wird, so sind wohl die Gramm. 3, 128. 136 versuchten Deutungen der *ahd.* *Adverbia simbles* und *simbulum* allzu gewagt. *Fêmea* 9, 22 oder wie die *Londoner Hs.* gibt *fêhmea* (vergl. hernach *lehni*) entspricht dem *altn.* *fëima* (*virgo pudica*), *agf.* *fämne* (*virgo*), *altfries.* *fômne*; den beiden letzteren Formen liegt das *lat.* *fëmina*, *foemina* noch näher, aber die völlige Einstimmung des *F* widerstrebt dem Gesetz der Lautverschiebung und läßt beynah eine sehr frühe Aufnahme dieses der *latein.* und allen *romanischen Sprachen* geläufigen Wortes in einige *deutsche Dialecte* muthmaßen. Auch wäre es schwer eine *echtdeutsche Wurzel* dafür auszumitteln. *Enkoro* 26, 4 oder wie die *Münchener Hs.* liest *êncora*, von *Johannes* in der *Wüste* gebraucht, stammt offenbar aus *ἀναχωρητής*, unmittelbar aus dem verkürzten *lat.* *anachoreta*; die *Angelsachsen* haben *âncra* in gleicher Bedeutung (noch *Shakespeare anchor*) und bey *Kero* 19^a wird *genus anachoretarum* übersetzt *chunni einchoranero*, so daß man überall zugleich den Sinn von *ein, ên, ân (solus)* in das Wort zu legen gesucht hat, *Kero* vielleicht auch den von *gichoran (electus)*. S. 171, 8: was *fercal manag antheftid fan helldoron*, es wurde mancher *Riegel* von den *Thoren* der *Hölle* losgemacht; diesen Ausdruck *fërcal (obex, repagulum)* liest man sonst nirgends; die *agf. Sprache* bietet das *Verbum fyrclian (ingerere, inserere)* und *fërcal* scheint das *eingeschobene, vorgestößene*. *Thiu kinni* 98, 18, 24 (*maxilla*) weiblich, wie das *goth.* *kinnus*; das dabey stehende *kaf1 (faux)* ist aber *Masc.*

Plur. kaflos, ags. ceafsl, ceafslas. A lofat 61, 8 weniger ein Biergefäß (ags. ealofät), da es hier deutlich zu Wein dient, als das ags. alfät, d. i. coculum, ein Topf oder Krug, man vergleiche den Appendix der Gesetze Königs Ine.

Vorzüglich reich ist dieses Denkmahl an merkwürdigen Adjectiven. Lêf, Gen. lêbes (genauer lêbhes) 67, 24. 70, 16 bedeutet debilis, languidus; auch altfries. lêf Lit. Brokm. 98. bey Kilian laf, flaccidus, imbecillis, altengl. la ve; kein ags. láf, kein ahd. leip in diesem Sinn; es scheint der Wurzel goth. leiban, ahd. lîpan (relinquere) angehörig, so daß das Adj. den Zurückgekommenen, Schwächlichen bezeichnete. Abgeleitet davon das Verbum lêbôn (debilitare) 102, 17 und zusammengesetzt damit das Subst. lêfhêd (debilitas) 44, 22. 36, 13. 56, 1. Etwas mehr Anstand macht haf, Gen. habes (habhes), das auf den ersten Blick allen übrigen Mundarten unserer Sprache scheint abzugehen, es wird immer bey Heilung der Gebrechlichen gebraucht, aber nicht ganz deutlich für welche Art des Gebrechens. Rec. dachte anfangs an das griech. κωφός, taub und stumm, das nach der Lautverschiebung dem alts. haf gleichstehen dürfte. In der That begegnet auch sonst in dem Gedicht kein dôf = ags. deáf, ahd. toup; stum stehet 5, 18. Da inzwischen immer halt (claudus) und haf verbunden werden; vergl. 67, 24. 72, 7. 115, 1; so ist es weit glaublicher, daß jenes fußlahm, dieses handlahm (mancus) ausdrücken soll und haf entspricht völlig dem goth. hanfs, ahd. hamf. Die sächs. Sprache darf N vor F wegwerfen, haf ist wie fif = goth. fimf, ahd. vinf und saftor (lenius) 101, 16 = ahd. sanftor. Ob man etwa háf, fif, sáftor schreiben sollte?

Malsc (*superbus, petulans, delicatus*) 150, 12 lebt noch im heutigen niederl. *malsch, malsfort*, vergl. *Reinaert de vos* 19. In *gibidig* (*concessus*) 6, 12. 103, 23. 110, 2. 130, 13 ist *gi* keine Partikel, sondern *gib* wurzelhaft und zu *gēban* (*donare*) *gēba* (*donum*) gehörend; das ags. Adj. *gifeðhe* bedeutet was *gibidig* und hat auch dieselbe Singularableitung, nur daß im Altsächsl. noch ein *g* hinzutritt. *Kindjung* 5, 16. 35, 13. 123, 1 ist genau das ags. *cildgēong* *Gramm.* 2, 564, vergl. *altn. iodhāngr*. Eine andere weit befremdendere Composition bietet das Adj. *egrohtful* dar, welches zwar 92, 5. 107, 12 unbedenklich den Begriff *misericos*, mitleidsvoll, erbarmungsvoll ausdrückt, aber in keinem der übrigen Dialecte etwas Aehnliches zur Seite stehen hat. *ëgroht* oder *êgroht* ist ein räthselhaftes Nomen, mit der seltenen Ableitung *ah* oder *oh* und einer dunkeln Wurzel, denn kaum darf man *eg-rôht* annehmen und den letzten Theil auf *rôkian*, *rôhte* zurückführen, denn was wäre aus *eg* zu machen? die Alliteration ist beidemal vocalisch. Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient das durch viele Stellen belegte Adj. *wānum*, oder in der Londoner Hs. *wānom* (*lucidus, splendidus*); es wird von dem Licht, dem Morgen, dem Gewand, aber auch von dem neugebornen Kinde, von dem auferstehenden Lazarus und dem Heiland selbst gebraucht, 5, 17. 12, 8. 19, 20. 21, 1. 125, 14. 171, 10. In den angeführten Belegen überall der Nominativ Sing., entscheidendere flectirte Formen sind *wānamon* *giwādion* (*splendidis vestibus*) 172, 20. *thiu wānamon hēm* (*splendidas domus*) 11, 10; vergl. das abgeleitete *thiu wānami* (*splendor*) 172, 23.

Zusammensetzung scheint *wân* *o* *n* *n* *a* *h* *t* *u* *n* (Glanznächten) 171, 4. Den langen Vocal anzusehen berechtigt sowohl die Verwandtschaft des Subst. *wân* (Schein, Täuschung, Wahn) als das altn. Adj. *vänn* (splendidus, pulcher), dem aber die sächsische Ableitung um abgeht. Diese Ableitung findet sich bisher kaum in starker Form, fast nur in schwacher (Gramm. 2, 152). Rec. hatte jüngst in der gothischen Uebersetzung von 2 Cor. 2, 15 ein bisher unbekanntes Adj. *vôthi* (bonus) vermuthet; dieses wird jetzt durch zwey Stellen des alts. Denkmahls wichtig bestätigt; 26, 3 heißt es: *fêng* *im wôthera thing* (cepit melius consilium) und 140, 7 von dem Verräther Judas: *that imu wâri wôdiera thing, betera mikilu* (quod ei fuisset salubrior res multoque melior), der Londoner Text hat in der letzten Stelle *other thing* (alia res). *Huoti* oder *hôti* (infensus) 158, 7. 160, 5. 161, 7 berührt sich unverkennbar mit dem Subst. *hat* (odium) und ermächtigt zur Annahme der verlorenen Formel *hatan, hôt*. *Mirki* (obscurus, tenebrosus, malus) 31, 24. 44, 14 noch übrig in der *silva quae Miriquidu dicitur* bey Dietmar von Merseburg lib. 6., altn. *myrkr*, ags. *mirc*, engl. *murky*. *Lithi* (mitis, lenis) 100, 9. 103, 15, ags. *li d he*, ahd. *lindi* (wie oben *fâthi* = *vandi*) vielleicht *lîthi*? *Slîthi* (lubricus) 118, 15; ags. *sli d he*. *Thrîsti* (audax) 78, 2. 94, 4 unser heutiges dreiste. *Lêhni* (fragilis, debilis, flaccidus) 46, 21, 16; ags. *lâne*, engl. *lean*; das H wie oben in *fêhmea* = *fêmea* zu nehmen. *Fuodi* (nutriens, pascens) auß *unfuodi* (non alens, consumens) 78, 23 zu folgern, von verzehrendem Feuer; ein ags. *fêde* und unfêde finden wir nicht. *Liudstemni*

(humanus, ab hominibus procreatus) 7, 24 eher von stemn, engl. stem (stirps) als von stëmne (vox) herzuweisen, wiewohl sich auch erklären ließe: humana voce praeditus. Anthêti 8, 5. 9, 12 ein episches Beywort der Frau und Jungfrau, devota, pudica, casta bedeutend und von andhêt, anthêt, ahd. antheiz (votum, devotio) zu leiten; 15, 15 steht geschrieben andhêhti mit dehnendem, 83, 4 antehhti mit nur versektem H, bemerkenswerth aber gibt an beiden letzten Stellen der Londoner Text an ehti. Aro oder aru (maturus) 78, 17. Synonym von rîpi, vielleicht darf das altn. ár (mane) dazu gehalten werden, die Begriffe frühe und zeitig begegnen einander. Naru (angustus) 40, 20. 101, 16; ags. nearo, engl. narrow.

Dies wären die hervorstechendsten Adjectiva. Für das Verbum ist im Ganzen genommen die Ausbeute geringer. Vor allem bemerken wir die entschiedene Form des der zweyten Anomalie angehörigen farman (spernit) farmuni (spernat) 99, 5. farmunste (sprevit) 81, 14. Fragn (fando audivit) 18, 22. Plur. frugnun 27, 23 ist aus dem Ags. längst bekant. Brëgdan, bragd, brugdun 35, 10 bedeutet flechten, flicken und wird vom Neg gebraucht; es scheint das ahd. prëttan, prat, pruttun. 171, 24. that all thiū folda ansciann, thiū êrtha dunida; daß dieses ansciann so viel als dunida (dröhnte, zitterte) bedeuten muß, lehrt der Parallelismus, aber Rec. hat das schon früher aus Hices bekannte Wort Gramm. 1, 888 wohl in die unrechte Conjugation gestellt, denn für anscënn kann ansciann schwerlich stehen. Es wird ein Präsens ansciinnu anzunehmen seyn, wovon

das Prät. ansciann gebildet ist, obgleich ansci seltsam genug bleibt. In der Snorraedda p. 62 steht ein gleich ungewöhnliches skianna = skëlla (tinnire). Hruor 84, 21 wird von der tanzenden Tochter des Herodes gebraucht und scheint was das vorausgehende spilöde auszudrücken, spielte oder tanzte; wir hätten also ein Verbum hraran, hruor gefunden, den Stamm des abgeleiteten hruorian, nhd. rühren, tangere, das noch jetzt vom Spiel einiger Instrumente gilt, die Saiten rühren, die Hände rühren. Noch ein bisher unbekanntes starkes Verbum bietet sich 152, 20 dar, thramm, welches den Inf. thrimman fordert; es heißt von dem verleugnenden Petrus: thes thramm imu innan möd, des wurde sein Herz betrübt, wie 152, 15 vorausgeht: ward imu sêr an is möde. thrimman wäre demnach vehementer commoveri, frangi, turbari; gehört dazu das ags. thrym, turba, gloria? es muß eine sinnlich einfache Bedeutung dafür gesucht werden, etwa die von springen und dann ließe sich sogar das goth. bisher wurzellose thramstei (locusta) daraus erklären. In Detmars lüb. Chron. 1, 178 steht dram für Pärm, Schall. Das Part. Prät. githungan 10, 4. 15, 14 wird mit man oder wif verbunden und hat den Begriff von würdig, genau wie das ags. gethungen, das Gramm. 2, 37 unter die Wurzel thingan №. 420 gebracht wurde, auch liest hier die Londoner Hs. 122, 6 githungan, mit einfachem U. In dem gleichbedeutenden ertthungan 101, 20 darf man keine abd. Partikel êr, ir, sondern nur eine Zusammensetzung mit êra sehen, folglich ist êrthungan, honore dignus, honorificus, zu schreiben, wie auch auf dem êr vocalische Alliteration ruht. Unter den schwachen Verbis zeichnen wir folgende

aus. Linôn (discere) 24, 15. 52, 14. 75, 17. 84, 10. 106, 3. 115, 24. (es pflegt gern mit lësan und lëstian zu alliterieren) scheint obenhin besehen allen andern Dialecten zu man- geln; eben darum muß aber vermuthet werden, daß es mit Wegwerfung des R aus lirnôn entspringt und daß ags. lëornian, lëornôde, ahd. lirnên, lirnêta ist; aus welcher Wurzel wollte man es sonst auch herleiten? Tuithôn (concedere) 84, 11, in der Münchner Hs. tu- githôn, berührt sich mit dem starkformigen twiden, twêt, getwëden der mittelniederdeut- Sprache, obgleich auch diese noch twiden, twi- dede kennt; Herbort 78^d hat gezwidet (con- cessus). Rômôn 119, 14 wohl das ags. rê- mian (emendare)? Hlamôn (strepere, so- nare) 89, 14, vom Geräusche der Wogen. Fun- dôn (intendere, cupere) 122, 4 ags. fun- dian, fundôde; unterschieden von dem aus der- selben Wurzel stammenden fandôn (tentare) 116, 22. Wredhian (fulcire) 55, 5, 10, auch ags.

Wir eilen zum Schluß und begnügen uns aus der Zahl der Partikeln eine einzige nam- haft zu machen, das mit dem Infinitiv verbun- dene auffordernde wita 7, 6, 9. 122, 8. wita kiasan! (eligamus) wita fragôn! interro- gemus), wita im wonian mid! (habitemus cum eo). Ohne Zweifel identisch dem ags. vu- ton, vutun, uton! Gramm. 3, 301 und vielleicht mit dem alten Dualis wit zusammen- hängend; obschon dadurch der Infinitiv nicht recht deutlich wird.

Wenn gefragt würde nach der Gegend des niederen Deutschlands, worin der Dichter des Heliand gelebt haben mag? so wäre sie eher nach Westen als nach Osten hin zu setzen, von

der Elbe weg nach dem Niederrhein zu, in das alte Westphalen, wo es an Geldern und Brabant stößt. Die Hauptbeweise für diese Ansicht müßte ein westphälisches Idioticon liefern, in keinem Theile Deutschlands hat man aber gründliche Sammlung der Volksmundarten so sehr vernachlässigt wie in Westphalen. Nicht zu übersehen ist die Uebereinstimmung mehrerer Wörter dieses alten Gedichts mit dem Niederländischen und Friesischen, wohin wir namentlich bewod (messis) malsc, minsôn 49, 5. 117, 11 ganz wie das mnl. minsen, mines (mei) 100, 11 mnl. mins, fêmea, lêf und the (sive, aut) 117, 23, 24 zählen, welches the für efthe, eftha, gerade wie das fries. tha für jeftha und das goth. thau für aith-thau stehet (Gramm. 3, 274) Hunno (tribunus) 63, 22 begegnet zwar auch in ahd. Denkmählern, hat sich aber noch in späterer Zeit zumahl im Niederrheinischen und Cölnischen erhalten, vergl. Rechtsalterth. 756 und Dahlmann's Neocorus 2, 45.

Jac. Grimm.

H a m b u r g.

Bey Perthes und Besser: Das Hamburgische Allgemeine Krankenhaus. XVIII u. 86 Seiten in 4. 1830. (mit einer schönen Titelvignette, einem Grundriß, 3 Grundplanen und 2 ausgeführten Ansichten des Gebäudes).

Das Hamburgische allgemeine Krankenhaus hat durch die Großartigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen, so wie durch die Thätigkeit und die Leistungen der an und für dasselbe wirkenden Männer eine Berühmtheit erlangt, die man eine europäische nennen kann. Dieser wohlverdiente Ruhm kann durch die Offenheit, mit

der seine innere Organisation jedem Fremden gezeigt und aufgeschlossen wird, nur gewinnen, und ein neuer Beweis dieser echten freyständischen Liberalität und des Selbstvertrauens, das keine Defectlichkeit scheut, ist die vorliegende äußerlich reich ausgestattete und innerlich wohl abgefaßte Schrift. In dem Vorberichte, der von dem Verwaltungs-Collegium des allgemeinen Krankenhauses unterzeichnet ist, wird bemerkt, daß die Beschreibung dem Dr. Bülow, früherem Gehülfsarzte des Instituts übertragen, schon im Jahre 1828 ans Licht treten sollte, als die Umstände ihre Zurückhaltung rathlich zu machen schienen. Es zeigte sich nämlich die Hoffnung, daß durch freywillige Beyträge und großmüthige Vermächtnisse auch die Einrichtung einer eigenen Irren-Anstalt möglich würde. Diese Hoffnung konnte bislang noch nicht verwirklicht werden und so wurde beschlossen (in besonderer Rücksicht auf die in Hamburg Statt findende Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte) die Beschreibung, wie sie war, herauszugeben. Wir können dieselbe nur für gelungen erklären, da sie ein klares und vollständiges Bild von dem Entstehen und dem jetzigen Zustande der herrlichen Anstalt gibt so wie von den bedeutenden Mitteln, welche die ebenso wohlhabende als wohlthätige Hansestadt zur Bestreitung der beträchtlichen, fortwährend eher zu als abnehmenden Kosten beschafft. In drey Abschnitten wird abgehandelt: 1. die Beschreibung des Hospitalplatzes und des Hospitalgebäudes; 2. die Verwaltung, und 3. die Benützung desselben. Sicherlich werden viele anderwärtige, theils schon bestehende, theils erst werdende Institute hieraus viel zu ihrer eigenen zweckmäßigen und förderlichen Einrichtung entnehmen können.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 17. Januar 1831.

Hamburg. Göttingen.

Von der Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, ist noch versprochener Maßen vor dem Ablauf des verfloßnen Jahrs die vierte Lieferung erschienen. Sie enthält den Anfang zweyer neuer Staatengeschichten, der von Spanien und Sachsen, wovon wir unsern Lesern Bericht abzustatten haben.

Geschichte von Spanien, von Friedrich Wilhelm Lembke, beider Rechte Doctor. Erster Band. Die Zeiten von der vollständigen Eroberung durch die Römer bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, XVIII u. 424 S. in 8. bey F. Perthes. Da bey dieser Geschichte eine Ausnahme von der sonst bey dieser ganzen Unternehmung geltenden Regel gemacht ist, die dazu gehörigen Werke nur Schriftstellern zu übertragen, welche bereits durch frühere historische Arbeiten dem Publicum bekannt sind; so glauben

wir die Beweggründe dazu hier etwas ausführlicher auseinander setzen zu müssen. Es bedarf keiner weitläufigen Beweise, daß die Behandlung der Spanischen Geschichte, zumal in dieser ersten Periode, eine der schwierigsten Unternehmungen war. Sie erforderte Vorkenntnisse verschiedener Art. Zuerst vertraute Bekanntschaft mit der Sprache und mehreren Zweigen der Literatur der Nation; aber zugleich außer der Kenntniß der Lateinischen, war hier auch in einem gewissen Grade die der Arabischen unentbehrlich. Die Quellen dieser Geschichte aber sind von der verschiedensten Beschaffenheit. Nicht bloß Chronisten und einheimische, sondern auch Arabische Geschichtschreiber; neben diesen die Gesetze, und außer den Profanschriftstellern die eben so wichtigen kirchlichen, und die Schlüsse der Concilien. Daneben das unerläßliche Bedürfniß des Aufenthalts neben einer Bibliothek wie die hiesige, welche kaum ein paar andere Städte in Deutschland darbieten möchten, und der freye und ununterbrochene Gebrauch derselben. Und da sich bald zeigte, daß man mit den gedruckten Quellen nicht ausreichte, der Gebrauch Arabischer Handschriften durch auswärtige Verbindungen. Wer dieses zusammen in Erwägung zieht, wird leicht eingestehen, daß eine Art von Glücksfall dazu gehörte einen Schriftsteller zu finden, der dieses Alles mit den dem Geschichtsforscher und Geschichtschreiber nöthigen Talenten verband. In welchem Grade sich dieses Alles bey dem Verfasser vereinigte, kann freylich nur sein Werk selber lehren; wir haben hier darüber nur folgendes zu bemerken. Frühere Jugendverhältnisse hatten ihm eine vertraute Bekanntschaft mit Spanischer Sprache und zum Theil auch mit Spanischer Literatur verschafft. Während seiner aca-

demischen Studien auf der hiesigen Universität, entwickelte sich die Vorliebe für historische Forschungen, und concentrirte sich, aus leicht einzusehenden Ursachen, auf das Land, mit dessen Sprache er sich schon bekannt gemacht hatte. So begann er mit der Anlage critischer Sammlungen für die Geschichte der Spanischen Monarchie; die, als er vor bereits fünf Jahren in die Zahl der Mitarbeiter der Europäischen Staatengeschichte eintrat, schon bis auf das Ende des elften Jahrhunderts vorgerückt waren. Aber da für die Bearbeitung der Spanisch-Arabischen Staaten bald das Bedürfniß der Kenntniß der Arabischen Sprache sich fühlbar machte, entschloß er sich auch diesem abzuhelfen; und unter der Leitung des Hn. Prof. Ewald brachte er es durch den angestrengtesten Fleiß bald dahin, sich die Kenntniß dieser Sprache zu erwerben, die für seinen Zweck nöthig war, die Geschichtschreiber und Annalisten dieser Nation nicht nur gedruckt, sondern auch handschriftlich mit Leichtigkeit lesen und verstehen zu können. So ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen, indem zugleich seine Verhältnisse es ihm erlaubten seinen Aufenthalt hier fortzusetzen, fand er auf der hiesigen Bibliothek, mit wenigen Ausnahmen, die gedruckten Werke deren er bedurfte; und die Liberalität der Aufseher der Gothaischen Arabischen Manuscriptensammlung, eines Jacobs und Möller, verschaffte ihm auch die handschriftlichen Hülfsmittel, die wir noch unten anführen werden. Vorgearbeitet über die ältere Spanische Geschichte war aber damals in Deutschland noch nichts von Erheblichkeit (die verdienstlichen Werke über einzelne Theile derselben, eines Aschbach über die Geschichte der Westgothen und die der Omniaden; eines

Schmidt über die Geschichte von Aragon, erschienen erst während der Ausarbeitung), und so zeigte es sich von selbst, daß diese Geschichte Spaniens durchaus ganz neu aus den Quellen gearbeitet werden mußte. Dieß ist daher der eigenthümliche Character dieses Werks, und gibt den Maasstab mit dem es gemessen werden muß. Wir glauben nicht daß es diesen zu scheuen hat, weder in Ansehung der Vollständigkeit der benutzten Quellen, (so weit diese zu erreichen möglich war), noch in Ansehung der Schärfe der Critik, noch endlich in Ansehung der Behandlung, die deutlich zeigt daß es eine Lieblingsarbeit des Verfs. war. Eine weitere Würdigung — wofern ihm diese je zu Theil werden sollte — müssen wir andern Blättern überlassen; die Gerechtigkeit jedoch befiehlt zu sagen, daß der Verfasser die Erwartung der Herausgeber völlig befriedigt hat.

Wir glauben nun eine Uebersicht des Plans und des Inhalts geben zu müssen. Der Verf. beginnt mit einer Einleitung in drey Kapiteln. Das erste begreift den Zustand Spaniens während den letzten Zeiten der Römischen Herrschaft. Zuerst bis auf die Zeiten Constantins des Großen; Eintheilung der Provinzen; städtische Verhältnisse; Verwaltung; und demnächst von Constantin d. Gr. bis zum Einbruche der Germanischen Völker; veränderte Verwaltung und drückende Steuerverfassung bis zur Auflofung des Reichs. Was der Verf. hier und späterhin durch Savigny vorgearbeitet fand, ist dankbar benutzt, aber nicht ohne Prüfung. — Das zweyte Kapitel: Spanien eine Beute Germanischer Völkerschaften; Züge der Alanen, Vandalen, Sveven; und der Westgothen unter Ataulf und Wallia; und das dritte Kapitel: Tolosani-

ches Reich der Westgothen in Gallien bis zu der Auflösung ihrer Herrschaft daselbst durch die Franken. Auf diese Einleitung folgt: Der Geschichte Spaniens erster Theil: Westgothische Monarchie in Spanien. Die erste Abtheilung: Darstellung der politischen Geschichte der westgothischen Monarchie; zuerst unter den Arianischen Königen; und demnächst seit Annahme der catholischen Religion, bis auf den Untergang des Reichs unter Roderich; sowohl nach abendländischen als morgenländischen Quellen. Sehr ausführlich alsdann die zweyte Abtheilung: Darstellung der innern Verhältnisse des westgothischen Reichs; sie zerfällt in vier Bücher; das erste: Verhältnisse der Kirche Spaniens. Wie wichtig diese Untersuchung für einen Staat ist, in dem die kirchlichen Verhältnisse auf das tiefste in die Politik verflochten waren, brauchen wir nicht zu sagen. Sie ist angestellt mit Benutzung aller kirchenhistorischen Quellen; theils in der großen Sammlung der *Espanna sagrada*; vor allen aber der Concilienschlüsse. — Das zweyte Buch: die Staatsverfassung der Westgothen; der König, die Stände, die Reichsversammlung und Beschränkung der königlichen Gewalt durch dieselbe. Hierauf im dritten Buch: die Rechtsverfassung der Westgothen; das Gesetzbuch, die Gerichtsverfassung; privatrechtliche Verhältnisse; Verbrechen und Strafen. Daß bey diesen, so wie bey der Staatsverfassung die *Leges Visigothorum* die Hauptquellen sind, versteht sich von selbst. Endlich das vierte Buch: sittliche und geistige Bildung der Nation; Landwirthschaft, Handel, wissenschaftliche Bestrebungen.

Hierauf: der Geschichte Spaniens zweyter Theil: Von der Eroberung der Halb-

insel durch die Araber, bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts. Er zerfällt in zwey Bücher. Das erste: Von der Eroberung Spaniens durch die Araber bis zu der Stiftung des unabhängigen Reichs von Cordoba. Dieser Abschnitt ist fast ganz aus Arabischen, meist handschriftlichen, Nachrichten geschöpft. Die Hauptquelle nämlich ist das Werk von Ahmed el Mokri, von dem der Vf. eine treffliche Handschrift aus der Gothaer Bibliothek bekam, und wovon in der ersten Beylage ausführliche Nachricht gegeben wird. Ahmed lebte und schrieb zwar erst in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; aber er benutzte eine sehr reiche Sammlung älterer Arabischer Geschichtschreiber, die stets von ihm namentlich angeführt werden. Eine andere Handschrift von Ebn Khalkan bot die hiesige Bibliothek dar. Die Citate aus beiden werden, wie überall, auf das genaueste angegeben, und die Namen stets mit Arabischer Schrift unter den Text gesetzt. Daß außerdem auch die Auszüge bey Casiri benutzt sind, versteht sich. Das zweyte Buch beginnt mit der Geschichte der Gründung des Asturischen Reichs von Pelajo bis auf den Tod von Alonso I. Dann die Geschichte des Arabischen Reichs durch den Dmmajaden Abderraman el Dakel, und den Versuch der Franken sich in der Halbinsel festzusetzen, oder die Fränkisch-Spanische Mark; welches Alles bis auf die Mitte des neunten Jahrhunderts, und in Asturien bis auf Alonso den Keuschen und die Verlegung des Hofes nach Oviedo fortgesetzt wird.

Nach der Angabe des Verfs. wird der zweyte Band in zwey Abtheilungen die Geschichte bis zur Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabella herabführen; und wir werden also

dadurch bereits eine critische Geschichte des Arabischen und christlichen Spaniens aus abendländischen und orientalischen Quellen durch das gesammte Mittelalter besitzen. Die Berufung auf mehrere Stellen des Ahmet al Mokri machte es nothwendig in der Beylage I. einige Stellen aus demselben Arabisch abdrucken zu lassen; der Bogen wird nach dem Vericht des Hn. Verlegers, nicht mit berechnet, sondern unentgeltlich beygelegt.

Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen, von Dr. W. Böttiger, Professor der Geschichte und Bibliothekar zu Erlangen. Erster Band; von den früheren Zeiten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. X und 558 S. in 8. 1830. — Neben der Geschichte von Preußen wird zugleich die Geschichte eines andern deutschen Hauptstaats fortgeführt; und zwar dessen, der neben jenem am tiefsten in die allgemeine Geschichte unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes eingriff. Die Wahl des Stoffes wird also keiner Rechtfertigung bedürfen, und eben so wenig die des Verfassers. Der Geschichtschreiber Heinrichs des Löwen hatte auch schon lange zu einer Geschichte Sachsens überhaupt, und besonders des Churfürsten Moriz, gesammelt und vorgearbeitet, welches Alles und besonders das Letzte in der zweyten Hälfte dieses Bandes ihm zu Statten kam. Die Beförderer unsers Unternehmens erhalten auch hier kein schnell, sondern tief und gründlich gearbeitetes Werk, und auch bey dieser Arbeit dürfen wir es mit Zuversicht wiederholen, daß das Werk seinen Meister loben wird. Auch hier geben wir eine Uebersicht des Inhalts. Die Einleitung und Vorgeschichte gibt zuerst Nachricht über die älteste rein deutsche Bevölkerung des Landes

durch die Thüringer; demnächst das Eindringen slavischer Völkerschaften, der Sorben, und ihre Unterwerfung. Die folgende Geschichte zerfällt in zwey Bücher. Das erste: des Staates allmähliche Vereinigung aus seinen frühern Bestandtheilen bis zu der Erwerbung des Herzogthums Sachsen mit der Churwürde, 985 — 1423; wovon die erste Abtheilung die Geschichte der noch unvereinigten Länder, der Meißner Mark 985 bis um 1130, die zweyte die Geschichte Meißens und Thüringens bis zu ihrer Vereinigung 1247; die dritte die Vereinigung unter den Wettinischen Fürsten bis 1423 umfaßt. Das zweyte Buch: die Geschichte von Kursachsen 1423 — 1555; in zwey Abtheilungen: zuerst bis zu der Haupttheilung 1485; und demnächst: Geschichte der sämtlichen Sächsischen Länder von dieser Haupttheilung bis zur Feststellung der politischen (1547) und kirchlichen Verhältnissen 1555. So umfaßt dieser erste Band schon die Periode der Reformation, durch welche Sachsen eine Universalhistorische Wichtigkeit erhielt, und wo die Geschichte beider Linien bis zu der Uebertragung der Kur an die jüngere Linie fortgeführt wird. Wenn die erste Hälfte dieses Bandes ihrer Natur nach mehr ein antiquarisches Interesse haben mußte, so greift die zweyte dagegen auf das tiefste in die neuen Verhältnisse ein; und ist daher mit Recht von dem Verfasser ausführlicher behandelt worden. Da die Geschichte bereits in diesem ersten Bande so weit heruntergeführt ist, so werden zwey folgende zu ihrer Beendigung hinreichen.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 20. Januar 1831.

G ö t t i n g e n.

Uebersicht der Ereignisse in der Königl. Entbindungs-Anstalt zu Göttingen vom 1sten Januar 1830 bis dahin 1831.

Beym Schlusse des Jahres 1830 blieben drey und zwanzig Schwangere in der Anstalt. Dazu wurden aufgenommen einhundert und ein und sechzig, so daß die ganze Zahl sich auf einhundert und vier und achtzig belief, von denen neunzig schon ein oder mehrere Male geboren hatten, vier und neunzig aber zum ersten Mal schwanger waren. Einhundert und vier und vierzig gebaren hiervon siebenzig Knaben, und vier und siebenzig Mädchen; achte stellten sich nicht zur bestimmten Zeit ein, und zwey und dreißig waren am Schlusse des Jahres noch unentbunden, von denen sich ein und zwanzig bereits in der Anstalt befanden, elf aber noch bey ihren Angehörigen. Achte bedurften bey ihrer Niederkunft künstlicher Hülfe, die bey zweyen durch absichtliche Erregung einer Frühgeburt in der fünf-

und sechs und dreyßigsten Woche der Schwangerschaft, mit vollkommen glücklichem Erfolge, bey fünfen mit der Zange und bey einer mittelst der Wendung geleistet wurde. Zur Geburt stellten sich einhundert und neun und dreyßig Früchte mit dem Schädel voran, und von ihnen sieben mit dem Hinterhaupte nach rechts, und die übrigen nach links. Die Beobachtung des Herrn M. Dr. Nägele in Heidelberg, daß bisweilen die Stirn im Anfange der dritten Geburtszeit mehr nach vorne gerichtet sey, dennoch aber hernach das Hinterhaupt zuerst zum Austritte gelange, bestätigte sich auch in diesem Jahre hier wieder. Nur einmal trat der Kopf mit der Stirne unter dem Schaambogen aus den Geburtstheilen. Ein Mal stellte sich das Gesicht zur Geburt, drey Mal der Steiß, und einmal die rechte Schulter. Fünf Kinder kamen todt zur Welt, und darunter eins aus dem Anfange des siebenten Monatsmonates. Von den Müttern erkrankte keine bedeutend, und es starb daher auch keine. - Die Zahl der Herrn Studirenden die in dem verflossenen Jahre die Anstalt besuchten, betrug einhundert und vier und achtzig, unter denen zwanzig Doctoren und Candidaten der Medicin in dem practischen Theil der Entbindungskunst, privatissime, unterrichtet und geübt wurden. Dagegen erhielten nur elf Hebammen, von denen zwey aus dem Auslande gekommen waren, in dreyen Lehrkursen Unterricht, da viele Gemeinen ihre Frauen und Kinder lieber von ununterrichteten Hebammen um Gesundheit und Leben bringen lassen, als die geringen Kosten für ihren Unterricht bezahlen.

Mende.

E b e n d a s e l b s t

Apud Vandenhoeck et Ruprecht: De mortis Jesu Christi fine salutari ac vi sacrificali peculiari. Scripsit Fr. Henr. Guil. Günther, Cellensis. Commentatio ex sententia summe Vener. Theolog. Ordinis in Certamine civium Academ. Georgiae Augustae literario d. IV. m. Jun. MDCCCXXX praemio regio ornata. 1830. 69 S. in 4.

Unter den Früchten des gelehrten Fleißes, welche das hiesige Preisinstitut seit seiner Stiftung unter uns hervorgebracht hat, ist die vorbemerkte Preisschrift eine der erfreulichsten. Die academischen Preisschriften sind Probeschriften, Uebungen, wodurch Fleiß und Talent angeregt, gespornt, gebildet werden sollen. Niemand erwartet gelehrte Meisterschaft. Aber die echten Kennzeichen der academischen Jüngerschaft, ordnender Fleiß und gesundes Urtheil, Kenntniß der wichtigsten Literatur des Faches, unbefangenes Verständniß des Fremden, und eigenthümliche Auffassung, endlich die Anlage zur Darstellung und Beherrschung des Stoffes, dieß sind die nothwendigen Bedingungen, unter denen eine Schrift auf den Preis, und auf die bedeutendere, aber für den Anfänger immer gefährvolle Ehre der öffentlichen Bekanntmachung Anspruch machen kann. Diese Bedingungen hat die vorliegende Schrift erfüllt. Die Aufgabe, *ut inquiratur, quomodo doctrina apostolorum — — de mortis J. Christi sacrificalis vi piaculari cum iis, quae Servator de suae mortis fine salutari tradidit, commode possit conciliari* —, ist für den gegenwärtigen Standpunct der dogmatischen und exegetischen Theologie eine der schwierigsten. Der Ver-

fasser hat die Aufgabe im Ganzen richtig gefaßt und gelöst. Die Hauptpuncte sind, daß zuerst die unleugbare Verschiedenheit zwischen der Art, wie Christus von dem Heilzwecke seines Todes spricht, und wie die Apostel, insbesondere Paulus und der Verf. des Briefs an die Hebräer, darüber reden, exegetisch aufgewiesen, und sodann näher bestimmt wird, als eine Verschiedenheit nicht des wesentlichen Begriffes, sondern der Lehrweise. So löst sich das Räthsel von selbst und die Ausgleichung zwischen der ersten Grundlegung und factischen Realisirung der Idee auf Seiten Christi, und der weiteren Erörterung und theils accommodativen, theils polemischen Anwendung derselben auf Seiten der Apostel hat keine Schwierigkeit. Besonders erfreulich ist dem Ref. gewesen, daß der Verfasser sich der theologischen Idee des christlichen Kanons, wonach derselbe ohne die wesentliche Einheit und Uebereinstimmung des Inhaltes eben so wenig als ohne die natürlichen Verschiedenheiten der ersten Begründung des Evangeliums, der fortschreitenden Entwicklung und der individuellen Auffassung bestehend gedacht werden kann, eben so lebendig bemächtigt, als geschickt sie angewendet hat. Der Schluß, die dogmatische Erörterung (*de vera mortis J. Christi cruentae vi ac potestate*) enthält die richtigen Grundgedanken, daß der Tod Christi nur im Zusammenhange des ganzen Lebens und Wirkens Christi richtig verstanden, und daß manches in den Lehrensätzen der Apostel darüber nur durch Auflösung des Bildes oder Symbols in seinen wesentlichen Gehalt von uns angeeignet werden könne. Aber indem der Verf., was das Letztere betrifft, der neueren dogmatischen Richtung folgt, sey er zugleich gewarnt, wohl zu erwägen, daß die wahre

dogmatische Auflösung der Schriftlehren kein Abwien oder Zerbrechen der bildlichen oder symbolischen Form ist, sondern, weil die Form nicht zufällig und willkürlich ist, ein inniges Verstehen und geistiges Zurückübersetzen derselben in den vollen Inhalt des urchristlichen Bewußtseyns. Weitere Erfahrungen und tieferes Studium werden den Verfasser in diesem Stücke vorsichtiger machen. Es kann zumahl in unserer Zeit den jüngeren Theologen nicht genug gesagt werden, daß es ohne lebendige Erfahrung, ohne eigenes Erleben des Christenthums keine wahre Theologie gibt. Aus dieser Erfahrung erwächst die theologische Bescheidenheit, welche, was die Lehren der heil. Schrift und deren Begriffsbestimmung in der Kirche betrifft, eben so gewissenhaft behauptet, als vorsichtig zweifelt.

Bey allen Mängeln, die der bescheidene Verfasser, je weiter er kommt, desto mehr selbst anerkennen wird, berechtigt die Schrift, an der wir schließlich auch noch das Bestreben, sich im Lateinischen richtig und elegant auszudrücken, wenn es auch nicht immer gelungen ist, rühmen müssen, zu den schönsten Erwartungen, die wir hiermit zur Ausmunterung des Verfs. freudig ausgesprochen haben wollen.

L.

B a s e l.

Bey Schweighäuser: Die Quellen des Basler Stadtrechts, namentlich der Gerichtsordnung von 1719; ein Beytrag zur Bildungsgeschichte Schweizerischer Stadtgesetze. Nebst einigen Nachrichten über die Schicksale des Römischen Rechts in einzelnen Gegenden der Schweiz, besonders in Basel. Von Emil Remigiüs

Frey, Dr. und Privatdocent d. R., Mitglied des Criminalgerichts und Beysäher am Stadtgerichte zu Basel. 1830. VIII und 212 Seiten in Octav.

Am 5. Junius 1719 wurde von dem großen Rathe zu Basel ein Civil- und Civilproceß-Gesetz promulgirt, welches die Aufschrift hat: 'der Stadt Basel Statuta und Gerichtsordnung' und bis auf den heutigen Tag Hauptgesetz für dieselbe ist. Auf welcher Grundlage dasselbe beruhe, war noch nicht erforscht; man begnügte sich vielmehr mit einer altväterlichen Tradition, nach welcher das Basler Stadtrecht ein Abkömmling des Lübischen seyn sollte, und verwies daher zu dessen Erläuterung auf die bekannten Commentarii in jus Lubecense, von Mevius. Der Verf. hat jedoch die Entdeckung gemacht, daß, wenn gleich dasselbe auch auf ältere Satzungen des Rathes zu Basel und auf alten Gewohnheiten beruhe, die Grundquelle desselben das Württembergische Landrecht von 1610, ein Amalgama von römischem und deutschem Rechte, sey. Die Thatsache selbst leidet durchaus keinen Zweifel, wie sich dieses aus der von dem Verf. mit großem Fleiße aufgestellten tabellarischen Darstellung, aus welcher sich ergibt, welcher Artikel aus den ältern Stadtrechten und welcher aus dem Württembergischen Landrecht genommen sey, nachweisen läßt. Wie aber der Redacteur dieses Statuts, der Schultheiß Johann Friedr. Wettstein dazu gekommen sey, gerade das Württembergische Landrecht als Hülfsmittel zu gebrauchen, darüber hat sich der Verf. nicht ausgesprochen. — Die Unhangsweise mitgetheilten Nachrichten über die Schicksale des römischen Rechts in einzelnen Gegenden der Schweiz, sind nur als Aphorismen

bezeichnet, und als rein zufällige Ergebnisse der Forschungen des Verf. im Gebiete des Schweizerischen Rechts. Die Universität zu Basel war Hauptveranlassung des Eindringens des römischen und canonischen Rechts. Der Verf. gibt daher Notizen über dasselbe als Gegenstand des Rechtsunterrichts überhaupt, und über die Wirksamkeit der Juristen als angestellter Rechtslehrer, als Consulenten, und als Schriftsteller; Notizen, die gewiß in mehr als einer Hinsicht interessant und belehrend sind. Dasselbe gilt von ähnlichen, welche der Verf. über den Einfluß des römischen Rechts auf die Gesetzgebung, auf die Rechtsprechung, auf das Regierungswesen und auf die Notariatspraxis zusammengetragen hat. Dem Germanisten dürften am meisten die Auszüge aus den ältern Statuten des 14ten und 15ten Jahrhunderts, und aus den Rathschbeschlüssen dieser nämlichen Periode, zusagen.

P a r i s.

Chez de Bure frères: Ulysse-Homère ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée par Constantin Koliades, Professeur dans l'Université Ionienne. 1829. 100 S. nebst 20 lithographierten Tafeln in Fol.

Dieses schön gedruckte, glänzend ausgestattete, auch leicht und anziehend geschriebene Werk kann, seinem wissenschaftlichen Werthe nach, mit wenigen Zeilen beurtheilt werden. Von durchaus falschen Ansichten über die Natur der heroischen Mythologie ausgehend, behauptet es: nur Odysseus könne Ilias und Odyssee geschrieben haben; nur er habe Alles so genau wissen können. In Deutschland hat es zwar in dem letzten Jahrzehend nicht an Behauptungen gefehlt, die auf demselben

Bege waren, aber es ist nicht zu fürchten, daß irgend Jemand dem thörichten Gedanken, zu dessen Erweis das seltsame Buch geschrieben ist, beypflichten werde. Als der Verf. dieses Werks wird ein Landsmann des Odysseus und, was das seltsamste, ein Nachkomme des 'göttlichen Sauhirten' Eumäos, der auf dem Titel genannte Koliades, angegeben; von ihm unterscheidet sich der Herausgeber, welcher den Text mit Anmerkungen begleitet. Diese Anmerkungen stimmen aber, bey scheinbarem Skepticismus, so sehr mit dem Texte überein, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß l'auteur und l'éditeur eine Person sind. Der Name Koliades ist von einem Geschlechte Κολιάδαι entlehnt, welches in Plutarch's Zeit in Ithaka existierte und sich in der That von Eumäos herleitete; es wäre seltsam, wenn auch jetzt noch in Ithaka ein solcher Koliade lebte oder der Name zufällig widerkehrte. Man sagt, daß Herr Lechevalier, bekannt als Verfasser einer Topographie der Ebene Troja's, sich diesen Scherz erlauben habe, der für die Leser zu weit ausgesponnen und für die Bibliotheken zu theuer ist. Auch die beygegebenen Steindrucktafeln täuschen die Erwartung; meist sind es Ansichten von Gegenden, die schon sonst gegeben sind; andere erscheinen ganz wie Phantasiebilder; die Carte de la confédération des Troyens und de la Plaine de Troie geben nichts Neues; die Karte von Ithaka so wie der Plan der angeblichen Ruinen des Hauses des Odysseus sind nach W. Gell's Ithaka gezeichnet; und man findet hier keine Spur von neuen Aufnahmen oder einer Kenntniß der Gegend, die nicht aus Büchern geschöpft worden wäre.

R. D. M.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 22. Januar 1831.

Leipzig.

Bey Hahn: Herodoti Musae. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit, perpetua tum Fr. Creutzeri tum sua annotatione instruxit, commentationem de vita et scriptis Herodoti, tabulas geographicas indicesque adjecit Jo. Christ. Fel. Baehr. Volumen primum. 1831. VIII u. 932 S. 8.

Nur mit einer gemischten Empfindung können wir diese neue Ausgabe und Bearbeitung des Vaters der Geschichte anzeigen. Als vor 12 Jahren (1818) der erste Theil der commentationes Herodoteae des Hn. G. H. Creutzer erschien, die Aegyptiaca umfassend, erregte er die Hoffnung, daß ähnliche Untersuchungen auch über die andern, von Herodot beschriebenen, Völker folgen würden. Diese Hoffnung scheinen wir jetzt aufgeben zu müssen; dafür aber gibt diese neue Ausgabe in so weit Ersatz, daß was zu jenem Zweck gesammelt war, uns mitgetheilt wird. Als nämlich Hr. Prof. Bähr dieselbe

unternahm, ward ihm von Hn. GHR. Kreuzer sowohl der Auftrag gegeben, das in den Commentationen bereits Enthaltene gehörigen Orts einzuschalten, als auch die Materialien zu der Fortsetzung derselben überlassen. Hätten wir nun gerne für die Zukunft noch mehr erwartet, so wollen wir das Gelieferte davon nicht weniger mit Dank annehmen, um so viel mehr, da wir dem Fleiß des Hn. Prof. Bähr nicht weniger zu verdanken haben.

Allerdings ist seit Wesseling, der mit der Critik des Textes auch zugleich Sacherklärungen verband, für Herodot viel geschehen. Für die Critik durch die Ausgaben von Reiz, Schweighäuser, Gaisford; für die Erklärung durch die Uebersetzung und die Anmerkungen von Larcher. Aber Herodot ist auch ein so unermesslich reicher Schriftsteller, daß es wohl über die Kräfte eines einzelnen Commentators geht, den dargebotenen Stoff zu erschöpfen. Wie viel hat als Sacherklärer nicht Larcher künstigen Commentatoren zu erläutern überlassen! Und wenn gleich Wesseling auch Sacherklärungen mit in seinen Plan hereingezogen hat, wie viel doch nicht auch Er! Hierzu kommt aber jetzt noch ein anderer Umstand. Für die Sacherklärung ist seit den Arbeiten jener Männer so viel neuer Stoff durch die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde, so wie der Sprachkunde, aufgehäuft worden, — wir wollen nur Beyspiels halber bloß an Egypten erinnern; — daß schon deshalb ihre Werke als nicht mehr genügend betrachtet werden müssen; und wie groß auch immer der Werth ist, den wir auf einen möglichst critisch berichtigten Text legen, so ist doch nach dem was in dieser Rücksicht im Wesentlichen bereits geleistet ist, das Bedürfniß ei-

ner Ausgabe, welche die Sacherklärung sich zum Ziel setzt, in unsern Augen überwiegend.

Diese Bemerkungen werden hinreichen den Maafstab zu bestimmen, nach dem wir diese neue Ausgabe zu messen haben. Allerdings hat der Herausgeber beide Zwecke sich vorgesetzt; in- deß schon aus der Verbindung mit Hn. Kreuzer und den reichen, von ihm gelieferten, Beyträgen ergibt sich von selbst, daß die Sacherklärung hier vorherrschend ist. Die Hülfsmittel, welche Hr. Bähr für die Berichtigung des Textes gehabt hat, sind keine Handschriften; es ist, wie der Titel es aussagt, im Ganzen der Text von Gaisford; worin nur in einzelnen Stellen, jedoch nicht ohne Autorität früherer Ausgaben, und selten, etwas geändert ist. So ist also das Hauptverdienst dieser Ausgabe in dem Commentar, der dem Texte untergesetzt ist (eine Uebersetzung ist nicht beygefügt) zu suchen. Es sind bey demselben außer den Beyträgen von Kreuzer die Anmerkungen von Wesseling und andern benutzt, ohne sie jedoch in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, welches die Ausgabe übermäßig vergrößert und vertheuert haben würde. Bey dem Commentar hat Hr. B. zwey Ziele zu erreichen gestrebt, nämlich die Erklärung dunkler oder schwieriger Ausdrücke und Stellen; und dann die Sacherklärungen, welche neuere Reisebeschreiber und Schriftsteller über das Alterthum ihm darboten. Was das erste betrifft, so glauben wir, daß nicht leicht eine Stelle, welche die Wort- erklärung bedurfte, mit Stillschweigen übergangen ist, und für das andere haben wir, außer Her- Vo- ter, auch keine Werke vermißt, die dafür von Wich- tigkeit seyn konnten. Einige ausführlichere Er- örterungen sind ans Ende in eine Reihe von Er- cursen verwiesen. Die Untersuchungen über das

Leben Herodots, Man und Schreibart seines Werkes, sollen erst am Ende der Ausgabe, zugleich mit den Indices geliefert werden.

Wir würden damit diese allgemeine Charakteristik schließen, wenn wir nicht glaubten noch ein Wort hinzusetzen zu müssen, über das Verhältniß in welchem diese Ausgabe zu der jetzt herrschenden Behandlung der philologischen Wissenschaften steht. Es ist eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit, daß jetzt in diesem Fache die Spracherklärung der Sacherklärung weit vorgezogen wird. Man wird den Verfasser dieser Anzeige wohl nicht beschuldigen wollen, zumal wenn man an seine früheren Leistungen in dem philologischen Fach sich erinnert, das Sprachstudium gering zu schätzen, oder herabwürdigen zu wollen. Aber es scheint ihm doch von höchster Wichtigkeit, daß es mit dem Sachstudium in gehörigem Verhältniß bleibt. Alles Sprachstudium kann doch in letzter Instanz nur das Sachstudium zum Zweck haben; es ist nur die Vorbereitung zu dem Genuß und zu dem Nutzen den wir aus den Werken des Alterthums schöpfen können. Und wenn unsere Sprachgelehrten wohl gar mit Geringschätzung auf diejenigen herabsehen, die statt der Worte die Sachen erläutern, so mögen sie sich erinnern, daß alle ihre grammatischen Leistungen nur innerhalb des engen Kreises der Schule bleiben. Nur durch die Sacherklärung bahnt sich das philologische Studium den Eingang in die gebildeten Classen der Gesellschaft, die nicht nach Etymologien und grammatischen Erörterungen fragt; aber die, um die Werke des Alterthums genießen zu können, häufig der Real-Erläuterungen bedarf. Und wer es etwa für gleichgültig oder geringfügig ansehen sollte, ob diese zur Bildung der Menschheit

bestimmten Studien in die höheren Classen der Gesellschaft Eingang finden oder nicht, der werfe einige Blicke in die Geschichte der Philologie, (hätten wir doch nur eine solche, wir gäben ganze Reihen grammatischer Schulübungen dafür hin!) und er wird finden daß sie nie mehr in elendes Wortgezänk ausartete, nie geschmackloser behandelt ward, als wo — die Philologen bloß unter sich waren.

Der vorliegende erste Band enthält die beiden ersten Bücher des Herodots. Und wer mit dem Schriftsteller nicht unbekannt ist, weiß auch, welchen Reichthum von Erörterungen über mehrere Theile der alten Geschichte, der Asiatischen wie der Aegyptischen, er hier zu erwarten hat. Es liegt nicht in dem Zweck dieser Blätter hier ins Einzelne zu gehen, das wir denen überlassen müssen, die ausschließlich diesem Fache gewidmet sind. Einzelne ausführliche Erörterungen sind in die Excurse verwiesen; deren dieser erste Band 12 enthält. Auch sind 5 sauber gestochene Charten beygefügt. Wir werden also wahrscheinlich noch vier Bände zu erwarten haben. Druck und Papier vortrefflich.

Dieser Ausgabe Herodots sey es uns erlaubt noch die Anzeige eines Britischen Werks beyzufügen, das wir aus England erhalten:

L o n d o n .

A Summary of Herodotus and a copious Index. 1829. CLX S. in 8.

Die Einleitung ist unterzeichnet G. Pong, Mitglied der Londoner Universität. Sie enthält eine Reihe von Bemerkungen über das Studium der Werke des Alterthums, auf die der Verfasser dieser Anzeige als Bestätigungen seiner obigen

Bemerkungen über Sacherläuterungen sich würde berufen können, wäre er nicht selber als Autorität darin aufgeführt. Auf diese Einleitung folgt dann zunächst das Summary, oder Inhaltsanzeige des Herodot. Es ist nach Büchern und Kapiteln geordnet. Wir bedauern, daß dem Verfasser dabey die Abhandlung unsers Gatterer, de contextu Historiarum Herodoti commentatio, unbekannt geblieben ist, welche deutsch in seiner Historischen Bibliothek B. II. sich findet, aber in das Lateinische übersezt der Vorheßschen Ausgabe beygefügt ist. Sie würde, da sie mit der Angabe des Inhalts es sich zur Aufgabe macht, den durch häufige Episoden abgerissenen Hauptfaden des Werks deutlich zu machen, in dieser Rücksicht von Nutzen gewesen seyn. Auf dieses Summary folgen zuerst einige sehr zweckmäßige tables. Nämlich: 1. Table of the travels of Herodotus. Es sind in derselben die einzelnen Derter, die der Geschichtschreiber sah, nach den Welttheilen, und in jedem alphabetisch mit Beysezung der neuen Namen, und kurzen Erörterungen angegeben. 2. A table of commercial articles mentioned by Herodotus. Gleichfalls in alphabetischer Ordnung, und mit kurzen Erläuterungen. 3. Chronological table. Aufzählung der von dem Schriftsteller angeführten wichtigen Begebenheiten von 560 bis 408 v. Chr. Und auf dieses folgt ein sehr reiches Sachregister, als dessen Verfasser ein Sir Henry Davis genannt wird; welches die letzte Hälfte des Bandes ausfüllt. Daß durch dieses Alles der Gebrauch für Studierende, wofür das Buch ausdrücklich bestimmt ist, sehr erleichtert wird, fällt in die Augen.

Hn.

M a l a c c a.

Printed at the Mission Press: Observations chiefly on pulmonary disease in India and an Essay on the use of the Stethoscope. By W. E. E. Conwell. Surgeon on the Madras Establishment etc. LXV und 200 S. in 4. 1829.

Zwey Ursachen, gibt der Verfasser an, hätten ihn zur Herausgabe dieser Beobachtungen vermocht, erstens das Versprechen, welches er seinem Lehrer Laennec gegeben, über die Lungenkrankheiten in Indien zu schreiben; zweitens der so sehr verbreitete Irrthum, als wären solche Krankheiten in diesem Lande selten und leicht zu heilen. Zugleich wollte er seinen dortigen Kunstverwandten eine Anleitung für Anwendung und Handhabung des Stethoskops liefern. Dem zufolge besteht die erste größere Hälfte der Schrift (1 — 135) aus sehr umständlichen und über Gebühr weitschweifigen Krankheitsgeschichten (meistens aus dem Rangoon Feldhospital während des Birmanischen Krieges, theils von Eingebornen, theils von Europäischen Ankömmlingen) nebst sorgfältigen Zeichenzergliederungen. Sie betreffen die verschiedenen Arten und Formen der Lungenschwindsucht mit den mannigfachsten, namentlich gastrischen Complicationen. Er knüpft daran einige practische Beobachtungen, die jedoch unserem Ermessen nach nichts Eigenthümliches enthalten und darum keine besondere Erwähnung verdienen. Die zweyte Abtheilung gibt eine faßliche Darstellung vom Gebrauche des genannten Instruments, um die verschiedenen Affectionen der Lungen und des Herzens

damit zu erkennen und zu unterscheiden. Es ist ein Auszug aus dem Laennec'schen Werke, den wir keineswegs für gelungen erklären können, in dem uns keine neue Ansicht, kein angeregter Zweifel aufgestoßen ist, und der darum auch das treffliche Originalwerk (vergl. unsere Anzeige in diesen Blättern 1830. St. 57. 58. 59) nicht einmal denen entbehrlich zu machen vermag, für die er zunächst bestimmt war.

M . . r.

H a n n o v e r.

Von der neuen, stark vermehrten und verbesserten, Ausgabe des Handbuchs der Geographie für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser von Dr. W. F. Volger ist auch bereits die zweyte Abtheilung erschienen; mit fortlaufender Seitenzahl, 567 — 1028 S. in 8.; bey Hahn 1831. — Sie umfaßt das östliche und nördliche Europa; Rußland, Polen, Ungarn, die Turkey und Griechenland; und hierauf die vier fremden Welttheile. Was wir bey der Erscheinung der ersten Abtheilung dieses so vorzüglichen Handbuchs zur Empfehlung gesagt haben (s. G. gel. Anz. St. 136 v. J.), können wir auch bey dieser zweyten wiederholen; besonders auch in Beziehung auf die auswärtigen Welttheile. Ein sehr genaues und vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Werks.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 22. Januar 1831.

L o n d o n.

For Thomas and Willam Boone. Strand
1829: History of the war in the Peninsula
and in the South of France, from the year
1807 to the year 1814. By W. F. P. Na-
pier, C. B. Lt. Col. H. P. forty-third Re-
giment. Vol. II. 534 S.

Der Vf. beginnt den zweyten Theil seiner Ge-
schichte mit demjenigen, womit er sich vorzüglich
im ersten beschäftigte, mit dem Tadel der Engli-
schen Minister. Diese bemühten sich im Parla-
mente das Mißlingen der Expedition des Sir J.
Moore auf den gefallenen Feldherrn zu wälzen.
Insbesondere suchte Canning sich selbst und seine
Creatur, den bey der Spanischen Central-Junta
in Madrid angestellten Mr. Frere gegen gerechten
Tadel zu vertheidigen. Der Eifer für die Spa-
nische Sache fängt an in England nachzulassen.
Die Englischen Minister richten ihre Blicke auf
Deutschland, wo Oestreich sich zum Kriege rüstet.
Einen großen Einfluß auf das Englische Cabinet

schreibt der Vf. den geheimen Intriguen der Prinzessin von Turn und Taxis, Niece der Königin von England, und den geheimen Verbindungen in Deutschland zu. Der Euzenbund, sagt der Verf. sey ganz das Werk der Aristocratie gewesen. Und da England durch Aristocratie regiert wird, so war es, behauptet er, begreiflich, daß das Englische Ministerium die Insurrectionen in Deutschland mit mehrerer Vorliebe als den Volksaufstand in Spanien unterstützte (in Deutschland wissen wir dieß alles ganz anders). Die Englischen Minister waren so thöricht, sich einzubilden, daß der Erzherzog Carl es einem Napoleon an Feldherrntalent gleich thun könnte. Daß der Vf., der damals in einem untern Grade in der Englischen Armee in Portugal stand, nur für dasjenige was diese Armee und deren Kriegstheater betraf, Interesse haben mochte, ist leicht zu erklären; daß sein Gesichtspunct aber viele Jahre nachher, nachdem er als Geschichtsschreiber auftritt, sich von diesen beschränkten Ansichten nicht losreißen kann, muß befremden. Der Krieg in der Halbinsel war nur eine Episode, das Schicksal Europas mußte auf Deutschlands Boden entschieden werden, und ward es wirklich. Das erste Buch des zweyten Theils beschäftigt sich mit den Vorfällen in Spanien nach der Schlacht von Lussanna, mehrentheils nach Französischen Quellen bearbeitet. Im zweyten Buch kehrt der Vf. wieder zu Portugal zurück. Er räumt jetzt ein, daß die von Sir Hew Dalrymple wieder eingefetzte Portugiesische Regierung ohne Kraft gewesen sey und keine Achtung im Lande genossen habe; daß in Oporto der Geist des Mißvergnügens, (im ersten Theil läugnet der Vf. dieses) sich zu einem so beunruhigenden Grade gezeigt habe, daß von den wenigen Englischen Truppen in Lissabon zwey

Regimenter abgeschickt werden mußten, diese Stadt in Ordnung zu halten. In Oporto errichtete der Englische Obrist Sir Robert Wilson eine Lusitanische Legion, die der Bischof von Oporto und der Portugiesische Gesandte in London, Chevalier de Souza, den er einen Partisan des Bischofs nennt, kräftig unterstützte. Der Vf. behauptet, diese beiden letzten hätten im geheimen Bündniß gestanden, und die Englischen Minister hätten dem de Souza ein nur zu gefälliges Ohr geliehen. Diese Beschuldigungen gehören zu den vielen seltsamen und oft lächerlichen Anklagen, mit denen der Vf. so freygebig ist. Der Chevalier de Souza war viele Jahre Portugiesischer Gesandte in London gewesen und hatte die Achtung der verschiedenen Englischen Administratoren genossen; er war in beständiger Communication mit dem Prinz Regenten in Rio Janeiro in seiner officiellen Stellung als Gesandter geblieben, und besorgte die Angelegenheiten des nach Brasilien geflüchteten königl. Portugiesischen Hauses in Europa. Sehr begreiflich daß die Englischen Minister den Portugiesischen Abgesandten bey allen Verhandlungen die das Königreich Portugal betrafen zu Rathe zogen. Der Chevalier de Souza hatte mit dem Bischof von Oporto den Aufstand in Portugal lange vor dessen Ausbruche vorbereitet; auf seinen Antrag unterstützte das Englische Gouvernement die Regierung, die der Bischof zu Oporto errichtet hatte. Die Lusitanische Legion des Sir R. Wilson sollte nach des de Souza und des Bischofs Absicht die Bestimmung haben, das nördliche Portugal und insbesondere Oporto zu vertheidigen. Der General Sir J. Craock, der zum Commando der Englischen Truppen in Portugal aus England nach Lissabon geschickt ward, entfernte die Legion auf Verlangen der Portugiesi-

schen Regierung, die sie als eine Leibwache des Bischofs (auf welchen sie sehr eifersüchtig war) ansah, von Porto. — Das 2. Kap. des 2. Buchs enthält die Anklage: die Englischen Minister hätten in dieser Periode des Krieges mehrere Ungestlichkeit Cadix zu besetzen, als Portugal zu vertheidigen, an den Tag gelegt; statt die Armee in Portugal zu verstärken, sey der General Sherbrooke mit 5000 Mann nach Cadix geschickt. — Viele ausgezeichnete Militärs in England, unter andern General Dumouriez, Sir John Moore u. a. m. hatten gleich beym Anfange des Spanischen Aufstandes dem Englischen Ministerio die Besetzung von Cadix aus militärischen und politischen Rücksichten empfohlen. Der Englische General Spencer, früher zu einem Angriff von Ceuta bestimmt, hatte gleich nachdem der Aufstand in Spanien ausbrach vergebens versucht, eine Englische Besatzung in Cadix zu legen. Die Absonderung des Corps von Sherbrooke war durch einen Bericht des Englischen Ministers Frere in Madrid veranlaßt, der der Meinung war, die Central-Junta (auf welche er einen größern Einfluß zu haben glaubte, als er wirklich besitzen mochte) würde in dieser Zeit, da die in Spanien liberall siegreichen Armeen der Franzosen sich Cadix näherten, die Aufnahme der Britischen Truppen in dieser Stadt verstaten. Die Eifersucht der Spanier machte die Bemühungen des Englischen Diplomaten zu Schanden, den Engländern ward abermals der Eintritt in Cadix verweigert. Der Englische General Beauford erhält das Commando der Portugiesischen Truppen, ist aber mit Craddock, der sich bloß auf die Vertheidigung von Lissabon beschränken will, und Anstalten macht, seine dortigen Truppen nöthigenfalls einschiffen zu können, über die vorzunehmenden Operationen

uneinig. Wir übergehen was der Vf. über Sir J. Moore's Expedition und die Schlacht von Laronne (entlehnt aus der bekannten Schrift von Moore's Bruder) sagt. Das 5. Buch erzählt Soult's Unternehmungen gegen Portugal. Der überlegenen siegreichen Französischen Armee, die jetzt in das nördliche Portugal eindrang, hatten die Portugiesen nur zwey schwache Corps unter den Generalen Bernades Frere und Sylbiera entgegen zu setzen; beide Corps bestanden größtentheils aus kürzlich zusammen gezogenen Miliz-Regimentern und bewaffneten Landleuten. Der Bischof von Oporto hatte zur Deckung dieser Stadt ausgedehnte Verschanzungen aufwerfen lassen, zu deren Besatzung zwischen 40 bis 50,000 Mann in Oporto versammelt waren, Mönche, Bürger von Oporto und Landleute aus der Umgegend der Stadt, zum Theil nicht einmal mit Gewehren bewaffnet. Soult schlug die Portugiesen mit leichter Mühe. Diese (eine gewöhnliche Erscheinung bey allen im Aufstande begriffenen Völkern) glaubten ihre Niederlagen der Verrätherey ihrer Generale zuschreiben zu müssen. Die Generale Bernades Frere und Ballonga werden von ihren eigenen Soldaten umgebracht. Soult erscheint vor den Linien von Oporto und bietet dem Bischof eine Capitulation an; der Geist der Widerseßlichkeit spricht sich so bestimmt in der zu Oporto versammelten Volksmasse aus, daß der Bischof die Unterhandlungen abbrechen mußte, wenn er auch im Herzen geneigt gewesen wäre, eine Capitulation abzuschließen. Der Ausgang der Schlacht vor Oporto war nicht lange zweifelhaft. Zwar vertheidigten sich einzelne Abtheilungen der Portugiesen mit vieler Tapferkeit, allein ihre Linie ward durchbrochen und bald trat eine allgemeine Flucht ein. Der Verf. ta:

belt den Bischof, daß er das Commando der Truppen den Generälen Lima und Pareires übertragen und für seine Person keinen Antheil an der Schlacht genommen habe. Der Bischof ward Mitglied der Regierung in Lissabon; der Prinz Regent ernannte ihn zum Präsidenten derselben und erhob ihn zur Würde des Patriarchen von Portugal. Er starb nicht lange nach seiner Ernennung. Billig fragen wir, ob die Lage der Dinge nicht eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn Cradoek, der dringenden Aufforderung des Bischofs zufolge, mit einem Theile seiner Truppen dem nördlichen Portugal zur Hülfe geeilt wäre? Der Nachfolger des Generals Cradoek im Commando in Portugal, der nämlich Sir Arthur Wellesley (nachmals Herzog von Wellington), dem Portugal seine erste Befreyung verdankte, that, was Cradoek unmöglich gehalten hatte: er marschierte gleich nach seiner Ankunft in Lissabon nach dem nördlichen Portugal, vertrieb die Franzosen aus Oporto und ganz Portugal. Dieser Feldzug Sir Arthur Wellesley an dem Douro macht den Inhalt des 8. Buchs aus. Das nun folgende 9te Buch, das interessanteste in diesem Theile, beschäftigt sich mit dem über zwey Monate dauernden Feldzuge von Talavera. Das Resultat der Bemerkungen des Verfs. über diesen Feldzug ist: beide, die Alliirten und die Franzosen, begingen den Fehler, auf doppelte äußere Linien zu operieren; erwägt man die große Anzahl von Truppen, die den Leitern der gegenseitigen Armeen, dem Herzog von Dalmatien (Soult) und dem Sir Arthur Wellesley zu Gebote standen, so muß es Verwunderung erregen, daß nichts Großes, nichts Bleibendes zu Stande gebracht ward. Allein der Herzog von Dalmatien war

durch die höhere Autorität des Königs von Spanien, Joseph, Sir Arthur Wellesley durch die Spanische Central-Junta, die Operationen der Spanischen Generale und den Spanischen National-Character gefesselt. Der Verf. bemerkt, daß Sir Arthur Wellesley, militärisch genommen, Unrecht gehabt habe, mit 20,000 Britischen und etwa 40,000 Spanischen Truppen in das enge Thal des Tagus vorzudringen, dessen Ausgang mit 50,000 Franzosen besetzt war, während 50,000 Franzosen seinen Rücken und seine Flanken bedroheten. Turenne sagte einst: 'nennt mir einen General der niemals einen Irrthum sich zu Schulden hat kommen lassen, und ihr werdet von einem reden, der wenig oder gar nicht im Kriege commandiert hat.' Aber fährt der Verf. fort, Sir Arthur mußte entweder eine zu nichts führende Defension auf der Portugiesischen Grenze fortsetzen, oder sich mit der Spanischen Armee unter Guesta in der Ebene des Tagus vereinigen. Wenn Guesta mit seiner Armee hätte fechten wollen, wenn Venegas (der mit einer Spanischen Armee von Andalusien und Madrid voranging) die Operation des Sir Arthur Wellesley zur rechten Zeit, wie solches dem Britischen General versprochen war, unterstützte, und die Central-Junta in Madrid die Britische Armee mit Lebensmitteln versorgt hätte: so möchte der kühne Plan desselben, von einem glücklichen Erfolge gekrönt worden seyn. Allein Sir Arthur Wellesley verherrlichte den Ruhm der Britischen Waffen und den seinigen, durch den Sieg bey Talavera, den er, ohne von den Spaniern unterstützt zu werden, allein mit den Britischen Truppen erfocht, ohne seinen erlangenen Vortheil verfolgen zu können. Soult's

Bewegungen in seinem Rücken zwangen ihn zu einem schleunigen Rückzuge; sogar das Britische Hospital in Talavera fiel in feindliche Hände. Daß dieser Feldzug nicht noch unglücklichere Folgen hatte, verdankte Sir Arthur Wellesley der Eifersucht und Uneinigkeit der Französischen Marschälle und dem unentschlossenen Character des Königs Joseph. Aus der ganzen Darstellung des Verfs. geht eine ungemein große Parteylichkeit für Soult hervor, dessen persönliche Bekanntschaft er in Paris machte, und der ihm seine Journale mittheilte. Militärische Leser werden die Vergleichung die der Verfasser zwischen der Operation des Sir John Moore und des Sir Arthur Wellesley in Spanien aufstellt, mit Vergnügen und Belehrung lesen. Der Raum verhindert uns, über den Feldzug von Talavera weitere Auszüge zu liefern. Nur zwey Bemerkungen erlauben wir uns noch am Schlusse dieser Anzeige. Der Verf., mit wahrer Parteywuth das Andenken Cannings und Lord Castlereagh verfolgend, behauptet wiederholt und zwar sehr irriger Weise, Sir Arthur Wellesley habe von den Englischen Ministern, nicht die erforderliche Unterstützung genossen. Lord Castlereagh hatte gleich anfangs als die Insurrection in Oporto ausbrach, die Absicht, dem Sir Arthur Wellesley, der sich bereits in Ostindien einen Namen erworben hatte, den Oberbefehl über die nach Portugal bestimmten Truppen zu geben. Der Herzog von York glaubte, daß dieser dem Sir Arthur Wellesley (damals noch einer der jüngsten General-Lieutenants in der Englischen Armee) gegebene Vorzug, viele ältere und verdiente Officiere, insbesondere den Sir John Moore, von dessen Feldherrn-Talen-

ten in England ein übertriebener Begriff herrschte, beleidigen würde. Der Wunsch den die im südlichen Spanien entstandenen Juntas bezeigten, daß dem Gouverneur von Gibraltar, Sir Hew Dalrymple (der vom Anfange der Spanischen Insurrection an sich bereitwillig, solche zu unterstützen, bezeugt hatte), der Befehl über die Englischen Hülfsstruppen gegeben werden möchte, veranlaßte, daß dieser das Commando über die ganze Kriegsmacht, welche England nach der Spanischen Halbinsel schickte, erhielt. Als die Convention von Cintra, Dalrymple vom Commando entfernte, und Sir John Moore gefallen war, drang Lord Castlereagh mit seinem frühern Vorhaben, dem Sir Arthur Wellesley den Oberbefehl in Portugal zu geben, durch. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die damalige Anstellung des Sir Arthur Wellesley zum Obercommando in Portugal, die Stimmen sämtlicher Englischen Minister für sich hatte. Niemals hat ein Englischer Heerführer so ganz das Vertrauen der zeitigen Englischen Minister genossen, hat in seinen Vorschlägen so wenig Widerstand von diesen erfahren, und sich der Unterstützung derselben in der Maaße zu erfreuen gehabt, als Sir Arthur Wellesley. Wenn, wie der Verf. klagt, im Anfange des Feldzugs von 1809 so wenige Englische Truppen nach Portugal geschickt wurden, so war die Verpflichtung, welche England gegen Oestreich eingegangen hatte, durch eine Diversion im nördlichen Deutschland oder auf Holland, die Operationen der Oesterreicher in Deutschland zu unterstützen, die Ursache. Wir sind aber mit dem Verf. einverstanden, daß die Expedition nach Walchern zu spät unternommen ward, um einen großen politischen

Zweck zu erreichen, und militärisch genommen, sowohl was den Entwurf zu selbiger als insbesondere was die Ausführung anbetrifft, gerechtem Tadel unterliegt. Nach der Wendung welche der Oesterreichische Krieg bereits genommen hatte, wäre es weit zweckmäßiger gewesen, die Truppen statt nach Walchern nach der Halbinsel zu schicken. Mr. Frere ward von dem Gesandtschaftsposten bey der Central=Junta in Madrid abberufen, und erhielt den ältesten Bruder Sir Arthurs, den Lord Wellesley zum Nachfolger. Der Verf. sagt von ihm: 'Lord Wellesley, a man with too many weaknesses to be called great, but of an expanded capacity and a genius at once subtle and imperious.' England erkennt den Lord Wellesley als einen seiner ersten Staatsmänner an; als solchen zeigte er sich in Ostindien und noch kürzlich in Irland. Als Privatmann wirft man ihm eine zu ausschweifende Neigung zu dem schönen Geschlecht und schlechte Verwaltung seiner eigenen Finanzen vor. Aber was haben diese ihn persönlich betreffende Schwachheiten (weaknesses) mit seiner politischen Größe, von der hier nur die Rede seyn kann, zu thun? Nächst dem Angriffe auf die Englischen Minister ist eine bittere Critik der in der Spanischen Halbinsel angestellt gewesenen Englischen Gesandten und Agenten das immer wiederkehrende Lieblingsthema des Verfassers. Alle diese Männer waren nach ihm entweder Betrieger oder Betrogene, Intriganten, die die Minister und Generale durch falsche Nachrichten täuschten, tolle Projecte machten, u. s. f. Niemand wird in dieser Geschichte ärger behandelt als Mr. Frere. Jetzt bekleidete Lord Wellesley dessen gehaltenen Posten bey der Central=Junta und man kann

mit Bestimmtheit voraussetzen, daß dieser alles wird aufgeboten haben, die Unternehmungen seines Bruders Sir Arthurs zu unterstützen. Aber die Resultate waren die nämlichen. Auch Lord Wellesley ging wie Mr. Frere in die unausführbaren Projecte der Central-Junta ein. Sir Arthur Wellesley sollte, Andalusien zu decken, in Verbindung mit Spanischen Truppen, eine Stellung hinter der Guadiana nehmen. Die Central-Junta versprach dem Lord Wellesley alles für die Britische Armee zu thun, und leistete nichts. Dieß Beispiel scheint hinlänglich darzuthun, daß dasjenige was der Verfasser auf Rechnung der handelnden Personen setzt, den herrschenden Verhältnissen zugeschrieben werden muß. Der Feldzug von 1809, sagt der Verf. am Schlusse dieses Theils, beurfundete die Eifersucht der Französischen Marschälle, die Uebel der Uneinigkeit, die Tollheit der Spanischen Regierung und die Absurdität des Spanischen National-Characters mit Hinsicht auf öffentliche Angelegenheiten in voller Maaße. Sir Arthur Wellesley hatte die Schwäche seiner Freunde und die Macht seiner Feinde kennen gelernt; er wußte nun wie wenigen Werth das Prahlen (der Spanier) habe. Indem er einsah, daß, wenn der Krieg in der Halbinsel fortgesetzt werden sollte, die Vertheidigung von Portugal die Basis bilden mußte, veränderte er seinen Operationsplan. Mit zehnfach größerer Vorsichtigkeit ging er jetzt zu Werke, aber er fiel wie ein Löwe auf die mächtigen Französischen Legionen so oft die Gelegenheit sich günstig zeigte. Weder die Intriguen der Portugiesischen, noch der sich offen zeigende Haß der Spanischen Regierung hatten auf ihn Einfluß; sogar als mehrere seiner Ge-

nerale und unter diesen einer in seinem Generalstaabe, seine Kühnheit tadelten, den Untergang seiner Armee prophezeigten, und ihre Furchtsamkeit dem Englischen Ministerio mitzutheilen, bemüht waren, ging er, wie ein Riese auf seiner Bahn fort, und zeigte sich als der Mann, der fähig sey Königreiche zu vertheidigen und zu erobern.

N ü r n b e r g.

Bev Kiegel und Wiefner in Commission: Ueber die Verbesserung und Veredlung der Landes = Pferdezucht durch Landgestüts = Anstalten, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von Carl Wilhelm Ammon, Gestütsmeister des Königl. Bayerischen Gestütes zu Rohrenfeld zc. Zweyter Theil. 1830. X und 277 Seiten in Octav.

Mit verdientem Lobe hat Ref. in diesen Blättern (1829. St. 104) des ersten Theils gedacht. Dieses Lob gebührt auch dem zweyten Theil dieses werthvollen überall beyfällig aufgenommenen Werkes, in welchem der Herr Verfasser mit Gründlichkeit und auf dem Wege der Erfahrung die Mittel entwickelt, durch welche die Landespferdezucht mittelst Landgestüts-Anstalten verbessert und veredelt werden müsse. In fortlaufender Kapitelzahl erörtert Herr A. folgende besondere Gegenstände auf eine erschöpfende Weise. Der Direction des Landgestüts und dem ihr untergeordneten Dienstpersonal ist das neunte Kapitel gewidmet. Der Verfasser trägt hier das Wichtigste vor, was bey Errichtung eines Landgestütes zu beobachten ist. Das zehnz-

te Kapitel handelt von der Auswahl der Beschäler. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß obgleich die orientalischen und namentlich die Arabischen Pferde die edelsten der Welt sind, sie doch zum Behuf des Landgestüts nicht gebraucht werden können und dürfen, indem man den Hauptzweck, nämlich daß die Landpferde größer, kraftvoller, schöner und dauerhafter werden, nicht damit erreichen könne. Als Leitungsprincip bey der Auswahl der Landbeschäler diene Adel und Größe mit Schönheit und starkem kraftvollem Bau verbunden. Hinsichtlich dessen was im elften Kapitel von den Stammgestüten gesagt wird, dringt sich gewiß Jedem der Wunsch auf, daß des Verfassers Ansichten in allen Staaten, wo Landgestüte unterhalten werden, zur Anwendung kommen mögen. Ihr oberster Zweck sey, die für das Landgestüt erforderlichen Beschäler ganz so wie man sie bedarf, zuzuziehen. Daß durch erhalte man acclimatisierte Beschäler, deren Abstammung man genau kenne, und die Landespferdezucht sey nicht so sehr von äußerslichen Verhältnissen abhängig, als wenn man den jährlichen Bedarf an Beschälern im Auslande aufkaufen müsse. Um zu edeln Pferden zu gelangen gebe es zwey Wege: 1. durch Ankauf eines Stammes von edeln Rassepferden, sowohl Hengste als Stuten und Fortpflanzung derselben unter sich. 2. Durch Veredlung der schon vorhandenen Zucht mittelst edler Rassehengste. Dem letzteren gibt der Verfasser den Vorzug. Dabey sey nicht außer Acht zu lassen, daß fortwährend eine sorgfältige Auswahl der schönsten, stärksten und größten Individuen zur Fortpflanzung und Entfernung aller kleinen, schwachen und mangelhaften Statt haben müsse.

Zu Begründung eines reinedeln Pferdestammes in den Stammgestüten hält der Verfasser die Paarung eines guten, möglichst starkgebauten Arabischen Hengstes mit starken, fehlerfreyen Englischen Vollblutstuten am geeignetsten. Die aus der Kreuzzucht der Vollblutpferde gewonnenen Hengste mit starken, etwas veredelten, oder guten fehlerfreyen gemeinen Stuten gepaart, und diese Paarung auch durch dieselben Hengste in der weiblichen Nachkommenschaft fortgesetzt, geben hernach Landbeschäler von $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{7}{8}$ und noch mehr edlem Blut, die für die Verbesserung und Veredlung der Landeszücht vom größten Nutzen sind. Dadurch sey nun zwar für die Cavallerie, für die höheren und mittleren Stände, nicht aber für Beschäler gesorgt, die zur Verbesserung der im Lande vorhandenen großen und starken Acker-, Fuhrmanns- und anderer gemeinen Arbeitsschläge dienen. Deshalb müßten in den Stammgestüten auch noch zu diesem Zweck große, starke, kräftige Landbeschäler gezogen werden, wozu die Normännischen, Dänischen, Niederländischen und großen Englischen Pferde am besten taugten. Alle diese Rassen sollen aber nicht zugleich eingeführt und gemischt, sondern jede für sich rein fortgepflanzt, und dann die aus dieser Kreuzzucht gewonnenen Hengste als Landbeschäler nach dem Bedarf der Einwohner gebraucht werden. Schließ- lich empfiehlt Herr A. dann noch in den Stammgestüten Consequenz, stete Befolgung derselben Grundsätze. Im zwölften Kapitel gibt der Verfasser Anweisung zur Vertheilung der Landbeschäler auf die Beschälstationen. Dieß sey ein schwieriges Geschäft, das viele Kenntnisse und Erfahrung und mehr Sorgfalt und Ueberles-

gung erfordere, als man gewöhnlich glaube. Es stehe als erste Regel fest, daß man die Vertheilung der Beschäler mit Hinblick auf Localität und Eigenthümlichkeiten der schon vorhandenen Pferde, so wie des Bedarfs der Einwohner richte, und mehr nach Verbesserung und Beredlung der verschiedenen Schläge, als nach deren gänzlichen Umänderung und Ausrottung strebe. Nur Ausnahmen gestatteten das letztere. Aus jenem Grunde müsse der Beschäler stets um einige Grade besser, schöner und edler als die Stute seyn, denn wären beide Zuchtpferde in der Körperbeschaffenheit, Güte und Abstammung gleich, so bleibe die Zucht wie sie ist, sie werde weder besser noch schlechter, und sey gar der Beschäler schlechter als die Stute, so schlage die Zucht zurück und arte ab. Eine Hauptsache sey, daß man so wenig als möglich mit den Beschälern wechsle, wenigstens nicht mit der Raße oder dem Schlag, und nicht eher als bis durch die zuerst abgeschickten Beschäler keine weitere Verbesserung und Beredlung mehr möglich sey. Im dreizehnten Kapitel ist vom Landgestüts-Reglement die Rede. Nachdem der Verfasser die älteren und neueren Verordnungen geprüft hat, theilt er einen Entwurf zu einer Landgestüts-Ordnung mit. Im vierzehnten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit der Instruction für die Beschälknechte und liefert ebenfalls einen Entwurf dazu. Das funfzehnte Kapitel handelt von den Beschälhaltern oder Gaureitern und gibt in einem Zusatz Nachrichten von der Auswahl der Beschälhengste durch Kunstverständige in Ostfriesland, Oldenburg, Schleswig u. s. w. Das sechszehnte Kapitel

untersucht die Mittel zur Aufmunterung der Pferdezüchter. Das siebenzehnte Kapitel enthält allgemeine Bemerkungen, die sich hauptsächlich auf die Untersuchung der Fragen beziehen: 1. wie viele Stuten kann ein Landbesitzer ohne Nachtheil für seine Gesundheit und Fruchtbarkeit während einer Beschälzeit belegen? und 2. wie verhält sich zufolge der Erfahrung die Fruchtbarkeit der Stuten in den Landgestüten? Ref. hat es um so mehr für seine Pflicht gehalten, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts dieses schätzbaren Werkes zu geben, als zufolge seines Titels mancher glauben sollte, daß dasselbe sich mehr auf Bayern wie auf andere Länder beziehe, man wird aber aus dieser Anzeige die Ueberzeugung schöpfen, daß die Lehren des Verfassers auf alle civilisirten Länder berechnet sind; im Gegentheil hat Referent nichts besonders Bezügliches auf Bayern vorgefunden. Schließlich gedenkt Referent noch des von Herrn Ammon gegebenen Versprechens, das Publicum noch mit einem dritten Bande zu beschenken, der zugleich als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel: 'Nachrichten über die Entstehung, den Fortgang und den gegenwärtigen Zustand aller Land- und Hauptgestüte in Deutschland' zu haben seyn soll.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 24. Januar 1831.

L o n d o n.

Bey Heinrich Colburn und Richard Bentley, 1829: Memoirs, correspondence and private papers of Thomas Jefferson, late president of the United States. Now first published from the original manuscripts. Edited by Thomas Jefferson Randolph. Vol. I. X und 464, Vol. II. 496, Vol. III. 521, Vol. IV. 552 Seiten in gr. Octav.

Das Americanische Werk, von welchem vorliegende vier Bände ein treuer Abdruck ohne Auslassungen und Zusätze sind, trat in demselben Jahre zu Charlottesville in Virginien bey F. Carr und Comp. unter dem Titel: Memoir, correspondence and miscellanies from the papers of T. J. an das Licht. Sein doppeltes Erscheinen wurde in den beiden so verschiedenen politischen Atmosphären theils mit panegyrischem Prunke, theils mit kräftigem Humor angefündigt. Jenseit des Canals erweckte es auf der einen Seite den alten nationalen Haß wieder,

auf der andern erregte es aber auch eine über persönliche Vorurtheile erhabene rein historische Theilnahme; während die Transatlantischen Brüder die Eulogien von 1826 noch einmal wiederhallen ließen. Nachdem nun dasselbe zugleich mit den vielstimmigen Beurtheilungen endlich auch zu uns gelangt ist, halten es diese Anzeigen für ihre Pflicht, sofort einen critischen Bericht darüber vom historischen Standpuncte aus mitzutheilen.

Ueber Herrn Randolph, den Herausgeber, mag hier so viel bemerkt werden, daß er, als Enkel Jefferson's und zugleich als Executor und Legatar der großväterlichen Manuscripte, die Verantwortlichkeit der daraus gemachten Auswahl und der öffentlichen Bekanntmachung derselben überhaupt auf sich genommen hat. Sein Antheil an diesem Werke besteht bloß in der kurzen Vorrede und einigen zerstreuten Bemerkungen, um anzuzeigen, ob ein Brief ganz oder nur zum Theil abgedruckt worden ist. Ob übrigens Jefferson alles in vorliegender Gestalt für die Nachwelt bestimmt habe, muß bey dem Stillschweigen des Herausgebers ungewiß bleiben. Die Autobiographie, welche an der Spitze des Ganzen steht, hatte wenigstens den Zweck nicht, vor das große Publicum zu treten; vielmehr sagt der Verf. ausdrücklich: 'Im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre (Januar 6, 1821) beginne ich meine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, for my own more ready reference, and for the information of my family. — Indessen werden diese Denkwürdigkeiten, welche J.'s politische und diplomatische Laufbahn bis zum Jahre 1790, wo er nach seiner Rückkehr von Paris zum Staats-Secretär von Washington ernannt wurde, ausführlich schildern, dem Geschichtsfor-

scher von der größten Wichtigkeit seyn. — Seiner Jugendgeschichte hat J. nur wenige Zeilen gewidmet, und darin nicht einmal den Tag seiner Geburt bestimmt. Als man ihn in seinen letzten Lebensjahren um die Angabe desselben bat, um ihn öffentlich zu feyern, lehnte er diese Ehre von sich ab, und verheimlichte seinen Geburtstag. Sein Geburtsjahr ist 1743; inwiefern aber der zweyte April dieses Jahres, an dem der Verfasser der *Biography of the signers to the declaration of independence* (B. 7), J. geboren werden läßt, das richtige Datum sey, kann wenigstens in Europa nicht ausgemittelt werden. — Im siebenzehnten Jahre begab er sich nach dem Wilhelm- und Maria-Collegium seines Vaterlandes Virginien, widmete sich nach einem zweyjährigen Aufenthalte daselbst der Rechtswissenschaft unter G. Wythe's Anleitung in Williamsburg, und begann seine juristische Praxis im Jahre 1767. Schon 1769, in einem Alter von 26 Jahren, wurde er von der Grafschaft Albermarle, in der er seinen geerbten Wohnsitz hatte, zum Mitgliede des Hauses der burgesses, dem der Rath des Königs (King's council), als andere Hälfte der legislativen Gewalt zur Seite stand, und auf dessen Beschlüsse sich der Britische Gouverneur und der König eine Negative vorbehalten hatten, erwählt. Sein Versuch, die Slaverie in Virginien aufzuheben, war damals sowohl, als auch nach der Revolution vergeblich. Sein Eifer für das öffentliche Leben hatte schon seit 1765 durch Patrick Henry's Beredsamkeit gegen die Stempel-Acte einen entschiedenen Schwung erhalten. Das Leben dieses Redners, von dem J. mit der größten Bewunderung spricht, und ihn sogar mit Homer vergleicht, ist von Wirt besonders beschrieben. Es bildet einen

Theil der Revolutionsgeschichte. J. selbst hatte indessen wenig oratorisches Talent und eine schwache Stimme, die alle seine künstlerischen Anstrengungen vereitelte. Das Bewußtseyn dieses Mangels scheint ihn im betäubenden Drange der Geschäfte und bey der Ausführung der kühnsten Pläne stets begleitet zu haben; daher die oft wiederkehrende Besorgniß, ob er auch seiner wahren Bestimmung entgegen strebe, und die Sehnsucht nach einem ruhigen, sorgenfreyen Landleben im Schooße seiner Familie, um sich seinen Lieblingsstudien mit ganzer Seele widmen zu können. Und doch offenbart sich in allen seinen Handlungen eine Energie des Geistes, eine Unerfrohenheit, und, wodurch er am meisten gewirkt hat, eine Beharrlichkeit in der Ausführung, über die man staunen muß, und worin ihm alle seine Zeitgenossen weit nachstehen.

Der erste Schritt gegen die Britischen Maafregeln war eine Verbindung des Hauses der burgesses gegen den Gebrauch der Englischen Waaren; worauf erst vier Jahre später (1773) die Einrichtung einer Correspondenz, um den Geist der Eintracht in den verschiedenen Colonien lebendig zu erhalten, erfolgte. Diese soll indessen nach andern Berichten von Massachusetts ausgegangen seyn; und so ist die Sache bisher allgemein dargestellt. Nach J. hat Massachusetts jene Correspondenz nur unter seinen eigenen Städten unterhalten. Ueberhaupt steht hier so Manches in geradem Widerspruch mit den gedruckten Revolutionsgeschichten eines Botta, u., daß man an der Ergründung der Wahrheit bey nahe verzweifeln sollte. Nirgends werden die ursprünglichen Motive und die erste Entwicklung jenes wichtigen Ereignisses mit durchdringender Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit ge-

Schildert. Jeder neue Beytrag erregt neue Zweifel; und sind nur erst Washington's Papiere dem Publicum übergeben, so wird man recht deutlich sehen, wie einseitig und partyisch Marshall's Erzählung (2, 151) ist, und wie leicht sich überhaupt das Wahre in dem eifersüchtigen und vielbewegten Leben des Republicaners verliert. Schon der ältere Adams that den Ausspruch, die wahre Geschichte der Americanischen Revolution sey gar nicht mehr auszumitteln, und pflegte mit J. über Botta zu lachen, welcher ihnen beiden nach alterthümlicher Sitte Reden in den Mund gegeben und Motive des Handelns untergelegt hätte, die ihnen niemals in den Sinn gekommen wären. Bey einer tiefen Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, deren heftige Aeußerungen und Collisionen die Seele im freyen Leben oft auf einer klaren, oft auf einer trüben Oberfläche zeigen, mangelt es jedoch dem Americaner selbst an dem Talente der Seelenmalerey. Da sich sein Geist noch nicht zu jener historischen Klarheit und Besonnenheit hat durchbilden können, welche allein unsterbliche Werke zu schaffen vermag, sondern den gegebenen historischen Stoff nur zu Gunsten einer Party aufzufassen und darzustellen gewohnt ist, ohne auf den gerechten Eifer und den unfehlbaren Widerspruch der andern betheiligten Parteyen Rücksicht zu nehmen, so verliert er sich nur zu oft in leeres Wortgepränge und gaukelnde Wortblasen, die, wenn man sie nur scharf in das Auge faßt, gleich zerplatzen. So groß auch die Anzahl der Eulogien auf die drey bis jetzt verstorbenen Präsidenten der vereinigten Staaten, deren Leben und Thätigkeit den Mittelpunkt der Geschichte der Americanischen Union bildet, ist, so fehlt es doch noch an einer würdigen Charakteristik dieser gro-

ßen Staatsmänner, wozu deren nachgelassene Schriften das einzige brauchbare Material liefern. In Bezug auf J. hätte Hr. Randolph, der außerdem noch durch eine vieljährige vertraute Bekanntschaft mit seinem Großvater unterstützt wird, diese Pflicht gegen die Nachwelt erfüllen sollen. J.'s Character spiegelt sich in vorliegenden vier Bänden selbst in den feinsten Schattierungen dem beobachtenden Auge so deutlich ab, daß man die zerstreuten Züge nur künstlerisch zusammen zu setzen braucht, um ein vollständiges Gemälde zu gewinnen. Vergleicht man nun diese Züge mit denen der übrigen Gründer der Americanischen Unabhängigkeit, so wird man in gewissen Beziehungen eine unverkennbare Aehnlichkeit entdecken; zugleich aber auch charakteristische Unterscheidungs-Merkmale wahrnehmen, die sich selbst im harmonischen Streben nach einem gemeinschaftlichen Ziele nicht verlieren konnten. In dem uneigennütigen Zusammenwirken ihrer vereinten Kräfte liegt indessen das Große und Imposante jenes welthistorischen Werkes, welches kein einzelnes hervorragendes Haupt, von der Natur mit Heroismus gekrönt, vollbringen konnte. Nur auf einer solchen allgemeinen Grundlage konnte der gewagte Versuch der Selbstbeherrschung im weitesten Sinne des Wortes sich mit zunehmendem Gelingen erhalten.

Als ersten und thätigsten Repräsentanten dieser demokratischen Allgemeinheit zeigt sich J. schon bey seinem ersten Auftreten zu Gunsten der Convention von Virginien, welche durch seine Vermittelung zu Williamsburg, dem damaligen Sitze der Regierung (seit 1779 Richmond), auf den 1. Junius 1774, wo der Hafen zu Boston kraft der port bill geschlossen werden

sollte, zusammen berufen war, um das aufgelöste Haus der burgesses selbstständig fortzusetzen. Für den 5. September 1774 organisierte diese Convention vermittelst der schon früher eingerichteten Correspondenz den ersten Congress, der sämmtlichen Colonien zu Philadelphia. Von jetzt an sehen wir J. abwechselnd als Mitglied der Convention von Virginien und des allgemeinen Congresses. Dort wie hier suchte er den Geist des Widerstandes durch energische Maassregeln zu wecken. Er behauptete (was freylich von sehr beschränkten historischen Kenntnissen zeugt), das jetzige Verhältniß der Britischen Colonien in Nordamerica zu England sey dasselbe, welches zwischen England und Schottland von Jacob's Thronbesteigung an bis zur Union Statt gefunden habe, und auch jetzt noch zwischen Hannover und England Statt fände; und daß die freywillige Auswanderung von England nach America der Britischen Regierung kein größeres Recht über die neue Bevölkerung gäbe, als die Auswanderungen der Dänen und Sachsen nach England den jetzigen Regenten dieser beiden Länder über England gäben. Bey der Kühnheit dieser Ansicht vertheidigte er dennoch bis zum Ausbruche des Krieges das Recht Englands, den auswärtigen Handel der Colonien zu bestimmen; und war immer zur Annahme friedlicher Bedingungen bereit, wenn solche nur von Seiten Englands gemacht worden wären (1, 151). Seine erste Schrift 'Summary view of the rights of British America' wurde noch im Jahre ihres Erscheinens (1774) durch Edmund Burke, den eifrigen Rathgeber des Britischen Ministeriums zu gerechter Nachgiebigkeit, mit einigen Zusätzen in mehreren Ausga-

ben für das Englische Publicum wiederholt. Mit seinem Eintritt in den zweyten Congress (1775) beginnen schon die heftigen Debatten über die große Frage der Unabhängigkeit. Hierüber erhalten wir jetzt den ersten treuen Bericht, wobey sich J. Hume's Manier zum Muster genommen zu haben scheint. Die Erklärung der Unabhängigkeit wurde von J. zwischen dem 10. und 28. Junius 1776 eigenhändig aufgesetzt, in den folgenden Tagen von der Commission, an deren Spitze er stand, durchgesehen, von Dr. Franklin und J. Adams an einzelnen Stellen geändert und im Ausdrucke geschärft, und den 4. Julius von den Mitgliedern unterzeichnet. Hiermit war die erste feyerliche Handlung der Americaner als besondere Nation geschehen. J. hat das Document in seiner ursprünglichen Gestalt mit Angabe der folgenden Abänderungen durch ein Facsimile anschaulicher zu machen gesucht. Gedruckt findet es sich schon in Saunderson's Signers (7, 29), dessen Bericht über den Hergang der Sache aber etwas anders lautet. J.'s Erzählung von den großen Bewegungen des damaligen Congresses, von der Seelenangst, welche sich in den Repräsentanten gewisser Staaten zeigte, und von der Folge, in der die einzelnen Staaten ihre Stimmen gaben, hat nach unserer Ansicht weit größere Ansprüche auf den Glauben des Lesers, als die früheren Darstellungen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 27. Januar 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *Memoirs, correspondence and private papers of Thomas Jefferson, late president of the United States. etc. etc.*

Während des Krieges finden wir J. als legislatives Mitglied im Senate von Virginien, und selbst Gouverneur dieses Staats (1779—81) in seinem sechsunddreyßigsten Lebensjahre. Noch zu Ende 1776 nahm er eine wichtige Reform in den Gesetzen und Einrichtungen seines Staates vor, und setzte dieselbe bis 1779 fort. Zuerst führte er eine neue Gerichtsordnung ein, die noch jetzt besteht. Darauf vernichtete er einige Gesetze, von deren Existenz er glaubte, daß sie der neuen Republik gefährlich werden könnten — die Unveräußerlichkeit der Erbgüter (*entails, fenda talliata, Fideicommissa*), und das Recht der Primogenitur. Hierdurch hatten sich nämlich eine bestimmte Anzahl patricischer Familien gebildet, aus denen der König seine Räte für den

Staat zu wählen, und sie als die mächtigste Stütze desselben zu betrachten gewohnt gewesen war. Um der ärmern Tugend mit großen geistlichen Reichthümern das Haupthinderniß aus dem Wege zu räumen, vernichtete er diese Geldaristocratie ohne alle Rücksicht auf die bewährtesten staatsöconomischen Grundsätze, welche auf der reichen Erfahrung von Jahrtausenden beruhen. Die gefahrlose Dauer dieser Neuerung von einigen funfzig Jahren, in denen dieselbe von keinem Umstände auf die Probe gestellt worden ist, kann für ihre Wahrheit noch keinen entscheidenden Beweis abgeben. Uebrigens hat sich dieser neue Grundsatz in der ganzen Union geltend gemacht.

Sein nächstes Streben war (1778) die Abschaffung des Sklavenhandels, den ein Holländisches Schiff etwa seit 1650 mit Virginien begonnen, und die Engländer bis zur Revolution mit Eifer fortgesetzt hatten. Endlich setzte er (1779) im dritten Jahre nach dem ersten Vorschlage die Acte der religiösen Freyheit durch, nach welcher eine jede Gemeinde, zu welcher christlichen Secte sie auch gehören mag, ihren eigenen Prediger wählen und besolden kann; während früher ein jeder Bewohner von Virginien zur Aufrechthaltung der Anglicanischen Kirche als Staatsinstitut beyzutragen gezwungen wurde, und dann noch, im Falle er ein Dissenter war, zur Besoldung eines Predigers von seiner Secte beytragen mußte. Diese Last war um so größer, da jeder der zahlreichen Kirchsprengel, in welche der Staat getheilt war, eine Anglicanische Kirche hatte, und die Majorität der Einwohner Dissenters waren.

Die allgemeine Revision der in Virginien geltenden Gesetze wurde von J. vorgeschlagen und

zum Theil ausgeführt. Anfangs ging man mit dem Gedanken um, einen neuen Code zu entwerfen, was Louisiana neulich nach Bentham's Theorie gethan hat. Allein J. hielt ein solches Unternehmen für zu gewagt, und überzeugte auch bald seine zwey Mitarbeiter von seiner Ansicht. Bey der Vertheilung der Arbeit fiel die Prüfung des common law und der Statuten vor dem vierten Regierungsjahre Jacobs I. (wo Virginien eine eigene Legislative zugestanden wurde) J. anheim; die Britischen Statuten von der Zeit an revidierte Wythe, und Pendelton übernahm die Virginischen Gesetze. Hier wurde bey der Bestimmung des Grundprincips, welches die ganze Arbeit leiten sollte, noch einmal von der Commission, die wohl einsah, daß das Gesetz der Primigenitur nicht mehr zu retten war, der Versuch gemacht, dem ältesten Sohne durch Annahme des Hebräischen Gesetzes wenigstens eine doppelte Portion zu verschaffen. Allein J. glaubte diesen Versuch durch den einfachen Vernunftgrund vereitelt zu haben, daß der älteste Sohn von der Natur weder mit doppelten Digestionsorganen noch mit doppelter Kraft ausgestattet sey, und deswegen keine Ansprüche auf eine doppelte Portion machen könne. Man bewunderte allgemein die Schärfe von J.'s Hausverstande.

In Rücksicht der Strafgesetze wurde beschloffen, daß die Todesstrafe nur im Fall des Hochverraths und des Mordes angewandt werden sollte. Der erste Fall ist bis jetzt nur einmal zur Sprache gekommen, aber nicht entschieden, weil es die Virginischen Juristen für eine äußerst schwierige Sache hielten, den Begriff des Hochverraths in einem Staate, wo jeder Bürger einen Theil der Souveränität bildet, festzustellen.

Unbegreiflich ist es ferner, wie man damals noch die barbarische lex talionis aus den Angelfächsischen und Hebräischen Antiquitäten wieder ins Leben zurückrufen konnte. — Uebrigens geschah die Durchsicht und neue Anordnung der Gesetze von Januar 1777 bis Junius 1779. Das Gesetzbuch, ursprünglich in 126 Billen auf 90 gedruckten Folioseiten, enthält nur einen geringen Theil des common law, aber alle Statuten seit der magna charta und alle Virginischen Gesetze. Das Ganze wurde erst 1785 mit wenigen Abänderungen vom Staate sanctioniert. Die Strafgesetze und die Gefängnißdisciplin überhaupt erlitten indessen 1796 noch eine neue Reform, mit der man sich bis jetzt begnügt hat. Statt des hergebrachten Unterschiedes zwischen murder und manslaughter hat man die neuen Ausdrücke murder in the first and second degree eingeführt; und, nach Pensylvaniens Beispiel, die Missethäter zu einsamer Arbeit im Gefängnisse verdammt.

Es bleibt uns jetzt noch J.'s Verdienst um das Unterrichtswesen von Virginien zu erwähnen übrig. Von seinem dreyfachen Plane, Volksschulen für Reiche und Arme zu errichten, Collegia zu gründen, und eine eigentliche Universität in den Schwung zu bringen, wurde vorläufig nur der erste berücksichtigt, und zwar erst 1796, da doch der Vorschlag schon 1779 gemacht worden war. Obgleich die Bill keinen Widerspruch fand, so ist sie doch in keiner Grafschaft, wo die sämtlichen Schulen durch bestimmte Beyträge aller Bürger unterhalten werden sollten, practisch geltend gemacht. Erst später hat die Legislative ein ähnliches Gesetz erlassen, welches jetzt in voller Kraft wirkt. — Den Erweiterungsplan der Collegia versuchte J.

zuerst mit nicht mehr Glück an der Wilhelm- und Maria-Anstalt, welche ganz auf die Gesetze der Anglicanischen Kirche gegründet und zur Beförderung dieser Kirche reichlich dotiert war, so daß kein Dissenter eine Professur daselbst erlangen konnte. Die Dissenter also, welche damals die Majorität im Staate bildeten, waren zu dem Erweiterungsplane dieses Instituts nicht geneigt; daher dauert es bis jetzt noch in seiner ursprünglichen Gestalt fort. J. hat indessen im regen Eifer für das große Interesse einer guten Erziehung, ohne welche, nach seiner Ansicht, keine Republik von langer Dauer seyn kann, nach jenem Ziele sein ganzes Leben hindurch gerungen, und es endlich am Rande seines Grabes erreicht. Die Universität von Virginien zu Monticello, obgleich in Vergleich mit deutschen Universitäten nach einem beschränkten Maasstabe angelegt, und noch immer nichts anders als ein Collegium, wird doch der Nachwelt ein herrliches Denkmal seiner unermüdeten Thätigkeit zur Beförderung der höheren Bildung des neuen Staates bleiben. Nur eine Aeußerung J.'s bey der Eröffnung dieser Anstalt scheint mit seinen übrigen patriotischen Handlungen nicht wohl in Einklang gebracht werden zu können; nämlich die südliche Jugend brauche von jetzt an nicht mehr in den Seminarien Neu-Englands erzogen zu werden — eine Erziehung, welche er a canker eating on the vitals of their existence nennt; so eingewurzelt war sein Haß gegen Neu-England! Um wie viel menschenfreundlicher ist Washington's Erwartung, welcher die Einrichtung einer National-Universität in Virginien als das wirksamste Befreundungs-Mittel der südlichen und nördlichen Staaten betrachtete.

J.'s Verwaltung von Virginien hängt mit

ber Revolutionsgeschichte dieses Staates zusammen, und ist von Girardin, welcher Burke's history of Virginia fortsetzte, genau und ausführlich nach J.'s eignen Papieren geschildert. Bald nachdem J. die Administration dem General Nelson abgetreten hatte (1783), wurde er wiederum zum Delegaten des Congresses von Annapolis ernannt, und brachte als solcher das Münzsystem zu Stande, welches jetzt allgemein in die Union eingeführt worden ist, und ratificierte nach vielen Schwierigkeiten den zu Paris unterzeichneten Friedensvertrag mit den Repräsentanten von acht andern Staaten; denn diese Zahl hatte das Gesetz bestimmt. Die Acten dieser Verhandlungen sind in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt.

Von jetzt an beginnt seine fünfjährige diplomatische Laufbahn (1784 — 89), zuerst als bevollmächtigter Gesandter um mit Adams' und Franklin's Hülfe Handelsverträge mit den verschiedenen Mächten Europas abzuschließen, und seit 1785 Minister am Französischen Hofe. Dieser Theil von J.'s Leben ist vielleicht der bekannteste, und oft in den Berichten über die Anfänge der Americanischen Diplomatie, zuletzt noch in *Life of Arthur Lee, with his political and literary correspondence, and his papers on diplomatic and political subjects by Richard Henry Lee, Boston 1829. 2 Vols.* beschrieben worden. Es gelang indessen den drey Gesandten damals noch nicht, mit irgend einer andern Macht den erwünschten Handelsvertrag abzuschließen, als mit Friedrich dem Großen. Alle übrigen Mächte ließen sich auf gar keine Unterhandlungen ein, theils aus Unkunde mit den unerschöpflichen mercantilischen Quellen Nordamerica's, welche England bis dahin allein mo-

nopolisirt hatte, theils aus Mißtrauen gegen die Dauer des neuen Staates, dessen Lage in Europäischen Zeitungen als verzweifelt und creditlos geschildert wurde. Der Versuch, mit Portugal zu unterhandeln, verdient wegen seines sonderbaren Mißlingens vor allen übrigen hervorgehoben zu werden. J. wandte sich an den Portugiesischen Gesandten Pinto in London, welcher sich zu dem Vertrage geneigt fand, ihn unterzeichnete, und nach Lissabon absandte, zugleich aber seine freymüthigen Zweifel an dessen Gelingen dem Americanischen Unterhändler nicht vorenthielt: 'Die mächtigen Adligen am Hofe würden sich deswegen der Einfuhr des Americanischen Mehls widersetzen, weil sie Besitzer der zahlreichen Windmühlen um Lissabon wären.'

Das erste Jahr seines Aufenthalts in Paris ist durch die Bekanntmachung der Notes on Virginia ausgezeichnet. Die Veranlassung zu dieser lehrreichen Schrift war der durch M. de Marbois, Französischen Gesandten zu Philadelphia (1781), im Namen seiner Regierung geäußerte Wunsch, authentische statistische Nachrichten über verschiedene Staaten der Union zu besitzen. J. ließ Anfangs nur 200 Exemplare auf eigene Kosten zu Paris drucken. Darauf kam eine sehr verstümmelte Französische Uebersetzung zu Stande. Endlich kam das Werk durch den Londoner Abdruck öffentlich in den Buchhandel.

Mit großer Genauigkeit schildert J. ferner in seiner Biographie die Entwicklung der verschiedenen politischen Parteyen zu Paris von 1787 — 89, und die Ursachen des Ausbruchs der Französischen Revolution. J. war unparteyischer Augenzeuge, stand mit den Häuptern der patriotischen Partey, besonders mit Lafayette, deren

Atlas, in genauet Berührung, und bemühte sich, von dem Hergange des großen Ereignisses die zuverlässigsten Nachrichten einzuziehen, die er gleich niedergeschrieben zu haben versichert. Daher wird der Geschichtsforscher hier manchen neuen Aufschluß finden. Ueberraschend ist die Schlussbemerkung des Autobiographen, nachdem er alle einzelnen Erscheinungen jener Umwälzung in ein Bild zusammengefaßt hat, die Französische Revolution wäre nur der erste Act eines ungeheuern Dramas, in dem künftig noch alle Länder Europas eine Rolle übernehmen würden, und worin noch Millionen von Schlachtopfern fallen müßten. So urtheilte er 1821.

Unter der alten Conföderation hatten die Americanischen Minister an Europäischen Höfen oft mit großen Unannehmlichkeiten in Rücksicht der Geldsachen zu kämpfen. J. fühlte dieß doppelt nachdem Adams als Vice-Präsident der vereinigten Staaten abgereist war. Es war dem alten Congresse unmöglich die zur Aufrechthaltung des diplomatischen Corps nöthigen Gelder von den einzelnen Staaten bezutreiben. Seine Macht war durch die Negative, welche die Legislativen der einzelnen Staaten auf seine Beschlüsse, welche bloß requisitorisch waren, hatte, so sehr gelähmt, und durch den Mangel der Trennung der legislativen, executiven und judicariischen Functionen auf der andern Seite wieder so unbehülflich, daß Anarchie nothwendig hätte eintreten müssen, wenn nicht noch zu rechter Zeit die neue Constitution von May bis September 1787 zu Stande gekommen wäre. Sie wurde J. gleich nach Paris zugesandt, und erhielt im Ganzen seinen Beyfall. Im Einzelnen trug er jedoch kein Bedenken seine Verbesserungspläne der Commission öffentlich vorzulegen. Einige

davon, welche sich auf die ausdrückliche Anerkennung bestimmter Rechte des Volks und der Staaten beziehen, wurden nachher in die Constitution aufgenommen. Andere Punkte, auf die J. damals wenig Gewicht legte, sind zeither mit großer Heftigkeit bestritten worden. Hierher gehört die nähere Bestimmung der Macht des Congresses 'to make all laws necessary and proper for carrying into execution the enumerated powers' wie die Constitution lautet. Bey der Errichtung der nationalen Bank zu Philadelphia wurden die beiden Worte necessary und proper zuerst streng untersucht, um zu entscheiden, ob der Congress überhaupt das Recht habe, eine solche Anstalt zu gründen. Ferner entsteht immer wieder die Streitfrage, ob der Congress nach den Worten der Constitution 'to lay and collect taxes, duties, imposts and excises, to pay the debts and provide for the common defence and general welfare, das Recht habe, innerhalb der Jurisdiction der einzelnen Staaten Landstraßen anzulegen, Canäle zu graben, und andere Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Namentlich hat Georgien und Südcarolina dieses Recht dem Congress neulich streitig gemacht. — Endlich hat J. die große Unabhängigkeit der Richter in der Union dadurch zu beschränken gesucht, daß er vorschlug, ihre Wahl alle 4 oder 6 Jahre durch den Präsidenten und Senat zu erneuern, während sie nach der Constitution ihre Stellen behalten so lange sie leben, und nur durch impeachment und durch das Zusammenstimmen von $\frac{2}{3}$ des Senats daraus entfernt werden können. In dessen wurde dieser Vorschlag unbedingt verworfen. J. trieb seine Theorie der Volksrechte zu weit. Er glaubte, keine Generation hätte die

Macht, die folgende durch Gesetze zu binden — der Tode könne den Lebenden nicht controlieren. Daher brachte er durch Madison einen Artikel für die Constitution in Vorschlag, dem zufolge die Union keine Schuld eingehen oder bezahlen sollte, die länger dauerte, als eine Generation zu 34 Jahren gerechnet. Ja er behauptet, jede Constitution und jedes Gesetz sey nach dem Naturrechte mit dem 34sten Jahre verjährt. Nach derselben Theorie wandte er als Präsident der V. St. seinen ganzen Einfluß dazu an, die Schuldenlast der Union so bald als möglich zu tilgen; und, in der That, ist jetzt nur noch ein geringer Theil zu tilgen übrig; da doch der neue Staat mit achtzig Millionen Dollar Schulden anfang.

Auf die biographischen Nachrichten, welche mit J.'s Rückkehr nach America, wo ihn Washington zum Staats-Secretär ernannte (1789) schließen, folgt ein Anhang, welcher größten Theils aus Documenten zu der Biographie besteht, und in sofern für den künftigen Geschichtschreiber von größerer Wichtigkeit ist, als die Biographie selbst. Die einzelnen Documente beziehen sich ganz vorzüglich auf die im obigen Berichte hervorgehobenen Punkte. Das Strafgesetzbuch ist nach J.'s Entwürfe ganz mitgetheilt und von zahlreichen Notizen begleitet, so wie auch die act for establishing religious freedom, und die weitläufigen und genauen Berechnungen des Americanischen Geldsystems, die ein vieljähriges Münzstudium voraussetzen.

Die Hauptmasse des vorliegenden Werkes besteht nun aber in einer langen Reihe chronologisch angeordneter Briefe, welche 1775 anfängt, und 1826, zwölf Tage vor seinem Tode aufhört, und sich also durch einen Zeitraum von 51 Jahren

zieht. J. hatte die Gewohnheit, von allen seinen Briefen Abschriften zu behalten, und sie bey wichtigen Gegenständen nachher mit der erhaltenen Antwort zusammen zu legen. Eine geringe Anzahl fremder Briefe, ohne deren Hülfe man J.'s Antwort nicht verstehen kann, sind dem Ganzen mit einverleibt, in einigen Fällen aber nur theilweise, wie es auch bey J.'s Briefen oft geschehen ist. Da sie größtentheils die zu allen Zeiten die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigenden Streitfragen der Americanischen Politik zum Gegenstande haben, so sind sie schon in dieser Rücksicht eine reiche Vorrathskammer vielseitiger Erfahrungen und gereifter Ansichten über staatswissenschaftliche Grundsätze. In andern hat er seine Gedanken über Moral und Religion niedergelegt; und noch andere haben einen historischen, statistischen und biographischen Zweck. Es ist schwer, eine so große und verschiedenartige Masse mit wenigen Worten richtig zu bezeichnen. Schließen wir daraus auf J.'s Character und geistige Bildung, so müssen wir ihm durchaus eine Vielseitigkeit zugestehen, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den ersten Männern seiner Zeit verschafft; aber diese vielseitige Bildung war ohne Tiefe und Gründlichkeit im Einzelnen; diesen Mangel wiegt indessen die größte Energie im Handeln hinlänglich auf.

Seine politischen Briefe sind theils an die Präsidenten der V. St., theils an andere Staatsmänner gerichtet, deren Namen in Europa aber leider unbekannt sind. Unter denen an den ältern Adams finden sich auch einige im vertraulichen Tone des offenherzigen Freundes geschrieben. Adams war J.'s frühester und, nach einer langen, durch heftige politische Collisionen verursachten Spannung, letzter Freund. Nach

dem sie sich beide aus dem Drange der öffentlichen Geschäfte zurückgezogen hatten, erklärten sie sich gegenseitig über frühere Mißthelligkeiten, und blieben dann bis zum Tode, welcher bekanntlich an Einem Tage, und zwar am Tage der funfzigjährigen Feyer des Unabhängigkeits-Festes, erfolgte, vereint. Sie hatten in ihren letzten Lebensjahren gegenseitig keine Geheimnisse. Selbst ihre religiösen Scrupel theilten sie sich einander mit, und suchten einander davon zu befreien. F. hegte einen gerechten Haß gegen den unverschämten Sectengeist seines Vaterlandes, und machte diesem Hasse oft durch scharfe Aeußerungen namentlich gegen die kühne Unwissenheit der Calvinistischen Prediger Luft. Diese suchten sich dann in allen Theilen der Union theils mündlich, theils schriftlich an dem gottlosen Manne, wie sie ihn nannten, zu rächen. Diese Reaction erbitterte ihn noch mehr, so daß er bey der Errichtung des Collegium zu Monticello die Theologie ganz davon ausschloß. Als Adams ihm einst (4, 308) das Wesen der wahren Religion mit vier Worten 'Sey gerecht und gut' bezeichnete, gab er das Resultat aller sectarischen Lehrsätze, als Gegenstück, ebenfalls in vier Worten an: *ubi panis, ibi deus*; und seinem Biographen, der ihn um den Wechsel seiner Religion fragte, antwortete er 'Sage nichts von meiner Religion. Sie ist meinem Gotte und mir allein bekannt. Ihr Beweis vor der Welt muß in meinem Leben gesucht werden; wenn dieses redlich gewesen ist, und seine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft erfüllt hat, so kann die Religion, welche es lenkte, keine schlechte seyn'. Seine Ansicht über den Calvinismus, wie sich dieser in America gestaltet hat, trägt die Farbe eines erbitterten Gemüths, und schildert alles im

Extremen (4, 371). Dasselbst entwickelt er seinen Begriff von der christlichen Lehre ausführlich (vergl. 3, 509).

Es mag Manchem nicht gleichgültig scheinen, zu wissen, wie ein so practisch gebildeter Staatsmann, wie J., über die theoretischen Schriften des Faches, dem er sein ganzes Leben widmete, urtheilte. Hier müssen wir aber die Bemerkung wiederholen, daß alle seine vielfachen Kenntnisse auf keiner wissenschaftlichen Grundlage ruheten, und daß also sein Urtheil, so richtig und treffend es auch in practischen Dingen war, in Rücksicht auf rein wissenschaftliche Untersuchungen gar kein Gewicht haben kann; um so mehr da der schroffe transatlantische Standpunkt jenen Unterschied aufzuheben droht, und gar keine Wissenschaft als solche, am wenigsten die speculative anerkennen will. Niemand wird sich also wundern, wenn J. in Plato's Republik nichts als sophisms, whimsies, puerilities, unintelligible jargon, nonsense, futilities und incomprehensibilities sieht (4, 284). Er wünscht der Menschheit Glück, daß der Platonische Republicanismus nie in der Welt Eingang gefunden hat, und bemerkt, der practische Socrates habe Recht gehabt, sich über Plato's Entstellungen seiner Ansichten zu beklagen; denn Plato's Dialogen wären libelli famosi auf Socrates! — Unter den neuern Schriften scheint er Montesquieu und dessen Commentator Tracy (!) fleißig gelesen zu haben (4, 308).

Am Ende des vierten Bandes findet sich noch ein kurzer Bericht über J.'s officielle Verbindung mit den Männern, die ihm bey seinem Eintritte ins Cabinet als Staatssecretär (1790) zur Seite standen. Er ist erst 1818 von J. niedergeschrieben worden; aber selbst nach einem so langen

Zwischenraume noch mit einer Erbitterung und in einem so entschiedenen Parteygeiste verfaßt, daß er wenig historischen Glauben verdient. Es wird darin der hartnäckige Kampf demokratischer Principien gegen föderalistische noch einmal durchgekämpft. Aber *'quis nescit, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat? deinde ne quid veri non audeat? ne qua suspicio gratiae sit in scribendo, ne qua simultatis.*

Dieser Bericht dient gleichsam als Vorrede zu dem unmittelbar darauf folgenden Anas, welches denkwürdige Notizen und Unterredungen aus der Periode von 1791...1806, wo J. Secretär, Vice-Präsident und Präsident der vereinigten Staaten nach einander war, umfaßt. Die Unterredungen wurden gleich nachdem sie vorgefallen waren, niedergeschrieben, und bilden eine Auswahl aus einer sehr reichen Sammlung, deren größten Theil J. selbst zerstört zu haben scheint. Die hier mitgetheilten Nachrichten sollen nach J.'s Absicht ein Zeugniß gegen die einzige Geschichte jener Periode, welche aus authentischen und unedierten Urkunden gezogen zu seyn vorgibt, bilden. Sie erneuern Beschuldigungen, namentlich gegen Hamilton, die man, da sie schon der Vergessenheit übergeben zu seyn schienen, des öffentlichen Wohls wegen hätte gänzlich unterdrücken sollen. Während jener bedrängten Zeit, wo man das neue republicani-sche Schiff zuerst auf einer sea of troubles versuchte, war keiner der Lenker vor eifersüchtigen Schmähreden gesichert. Selbst Washington, welcher oft erklärte, daß er lieber sein väterliches Landgut bauen, als Kaiser der Welt seyn wollte, beschuldigte man dennoch, er strebe nach einer Krone.

Als J. Vice-Präsident der vereinigten Staaten war, und als solcher den Vorsitz im Senate führte, widerstrebte er, von Gallatin im Hause der Repräsentanten allein unterstützt, mit der größten Hartnäckigkeit dem föderalistischen Principe, welches sich unter Adams' Administration des ganzen Congresses bemächtigt hatte. Man äußerte damals sehr beängstigende Zweifel über die Dauer einer auf rein demokratischen Principien gegründeten Republik. Washington scheint mit Hamilton die Meinung getheilt zu haben, daß die Britische Constitution selbst mit ihrer unverhältnißmäßigen Repräsentation und andern Mängeln die vollkommenste Regierung auf Erden zu Stande gebracht — eine Ansicht, die schon Montesquieu, de Volme, u. a. aussprachen — und daß eine Entfernung dieser Mängel dieselbe unpracticabel machen würde. Deswegen glaubte er, man werde mit der Zeit genöthigt seyn, die Americanische Constitution der Britischen näher zu bringen; und für diese unvermeidliche Abänderung suchte er durch die Feyer glänzender Feste u. s. w. vorzubereiten. Im Congresse erschien er stets im militärischen Aufzuge, und eröffnete denselben persönlich mit einer Rede. Seit J. ist das persönliche Erscheinen des Präsidenten zur Eröffnung des Congresses gar nicht mehr Sitte. Der Präsident übersendet jetzt seine Reden dem Congresse schriftlich — daher messages — und erscheint zu keiner Zeit selbst.

G. H. B.

B e r l i n.

De diis domesticis priscorum Italorum. Scripsit Ernestus Jaekel, Gymnas. Fridericiani Professor. 1830. 46 S. in 4. — Der so lobenswerthen Sitte Preussischer Schullehrer durch gelehrte Programme sich auszuzeichnen, verdanken

wir auch diese Schrift. Solche Programme geben die Gelegenheit ganz spezielle Gegenstände der Alterthumskunde zu erörtern, und wir wünschen daß sie eben darauf sich beschränken mögen. Der Ausdruck *diu domestici* ist hier nicht von Hausgöttern, sondern von einheimischen Gottheiten zu verstehen. Der Vf. schickt zuerst einige allgemeine Sätze mit ihren Beweisen voraus, die Stoff zu weiteren Untersuchungen geben können. Es sind folgende: 1. Italien hat seine frühesten Bewohner nicht von Griechenland erhalten, und die lateinische Sprache kann nicht aus der griechischen abgeleitet werden (Folgt dieß?). 2. Die Namen der griechischen und lateinischen Gottheiten sind verschieden. 3. Die Zeiten und Ursachen, wann und warum die griechischen Götter von den Römern angenommen wurden, sind uns bekannt. 4. Wenn auch griechische und andere *Sacra* auf Befehl der Drakel angenommen werden, geschieht es doch nach Römischen Gebräuchen. Das alte Italien hat einheimische Götter mit eignen *Sacris* gehabt, die sich nicht aus den griechischen ableiten lassen. Hierauf geht nun der Vf. die einheimischen Götter einzeln durch. Es sind folgende, wobey wir die synonymen Benennungen in Klammern beysetzen. 1. *Coelum* (*Jovis pater, Jupiter*). 2. *Terra* (*Tellus, Maja, Ceres, Vesta*). 3. *Sol* (*Janus, Quirinus, Mavors, Liber, Mercurius*). 4. *Luna* (*Diana, Juno, Venus, Proserpina, Minerva*). 5. *Nubes* (*Vulcanus*). 6. *Agri et campi* (*Saturnus, Segesta, Carna, Pomona, Pales, Faunus*). 7. *Mors* (*Dis sive Vejovis, Mantus, Mania, Manes, Lemures, Lares, Larvae, Novensiles*). Die Beweise dieser Identität muß man bey dem Vf. nachsehen, der auch noch weitere Aufklärungen über diese, allerdings oft zweifelhaften, Angaben verspricht. Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 29. Januar 1831.

L e i p z i g.

Verlag von Leopold Voß: Neue Entdeckungen über die practische Verhütung der Menschenblattern bey Vaccinirten und in der empirischen Pathophysiologie der Pocken; nebst Andeutungen über das Wesen und die Behandlung der übrigen fieberhaften Exantheme. Von Dr. Heinrich Eichhorn, practicierendem und öffentlichem Impfarzte, (früherem) Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. L und 1030 Seiten. 1829. Octav.

B e r l i n.

In der Enslinschen Buchhandlung: Maaßregeln, welche die Regierungen Deutschlands zur gänzlichen Verhütung der Menschenblattern zu ergreifen haben, wobey die Häuser Sperre zu entbehren ist. Nebst den practischen Regeln für die Aerzte, um die bisher vaccinierte Bevölkerung gegen die Menschenblattern auf die

ganze Lebenszeit zu schützen. Vom Dr. Heinrich Eichhorn. XIV und 144 S. in 8. 1829.

Jede wissenschaftliche Frage, die zugleich mit den wichtigsten Interessen, ja mit dem Bestehen der Gesellschaft, mit dem Wohl und Weh der Staaten eng verknüpft ist, erfordert unsere angestrengteste Aufmerksamkeit, unsere innigste Theilnahme. Wenn plötzlich verheerende Seuchen ausbrechen, die sich über ganze Länder und Erdstriche verbreiten, wenn die Keime ansteckender und zerstörender Krankheiten, welche man durch Kunst und Vorsicht längst getilgt wähnte, mit erneuerter Wuth hervordringen und um sich wuchern, so sieht sich der Staatsmann wie der Arzt gleich besorgt nach den Mitteln um, welche die Verbreitung des Uebels hemmen, seine Wirkung beschränken und wo möglich an der Wurzel ersticken. Hier wird dem Besonnenen bald klar, daß vereinzelte und einseitige Maaßregeln keineswegs zum Ziele führen, sondern daß man die Ereignisse in ihrem Zusammenhange mit dem Zustande des Staatslebens betrachten und die zu ergreifenden Mittel und Wege aus dem vollsten Schatze der Wissenschaft, aus den vielfachen Erfahrungen, welche uns die Vergangenheit darbietet, zu wählen habe. Darum wird man jeden Vorschlag eines neuen Heil- oder Schutzmittels mit Vorsicht, jede Ankündigung einer neuen unfehlbaren Entdeckung mit Mißtrauen annehmen. Die Geschichte lehrt, daß unter tausenden, die so angepriesen wurden, kaum eine die Probe hielt, aber die andern unsägliche Versuche und Kosten erforderten, und durch Zeitverlust auch mancherley Unheil anrichteten. Daß wirklich einige solcher herrlichen Mittel sich bewährten, welche die Menschheit als ein schönes Besizthum ehrt, wie die Kuhpockenimpfung, die Anwendung des

Chlors u. s. w. muß dankbar erkannt werden; allein immer gingen solche aus treuer, sorgfältiger Beobachtung, aus tiefer Einsicht hervor, und traten mit der ruhigen und bescheidenen Ankündigung in die Welt, welche stets das Gepräge der Wahrheit ist.

In den letzten Jahren hat das häufige Wiedererscheinen der natürlichen Pocken, dieser früheren Geißel unseres Geschlechts, auch bey solchen, die man hinlänglich dagegen geschützt glaubte, große Unruhe verbreitet. Die Thätigkeit der Behörden wie der Aerzte wandte sich aufs neue auf diesen Gegenstand, über den man fast in Sicherheit seyn zu dürfen glaubte, und die darüber seither gesammelten Erfahrungen, unter welchen Umständen und Bedingungen bey schon Geimpften sich die Blattern wieder erzeugen, modificieren und fortpflanzen, haben einen solchen Umfang gewonnen, daß sich hieraus für die medicinisch-polizeyliche wie für die ärztliche Ausübung bereits die bestimmtesten und zweckmäßigsten Maasnahmen ergeben. Nichts desto weniger kann man noch nicht sagen, daß die Acten darüber schon geschlossen seyen, und jede neue, gehörig begründete Ansicht, jede sachkundige Berichtigung des bisher als Ausgemachtgeltenden verdient günstige Aufnahme, unparteyische Prüfung.

Mit diesen Gesinnungen nahmen wir die beiden vorliegenden Bücher zur Hand, jedoch zugleich nicht ohne eine stille Vorahnung ihres Inhalts, die ihr pomphafter Titel in uns erweckt hatte, und ein genaueres Eingehen in dieselben war nicht geeignet dieses Vorgefühl zu widerlegen. Es wird uns schwer von dem gemischten Eindruck Rechenschaft zu geben, den die Lectüre dieser Schriften bey uns hervorbrachte. Von der einen Seite müssen wir in dem Verfasser

einen fähigen und strebenden Kopf erkennen, der mit unruhiger Bemühung das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern und eingreifende Anwendung im Leben davon zu machen beflissen ist; von der andern Seite aber müssen wir erklären, daß es uns scheinete, als habe er durch die Art und Weise, wie er dabey verfährt, das Zutrauen, welches er in dieser Angelegenheit anspricht, sehr vermindert. Dem Verfasser zufolge hat bis auf ihn in dieser Lehre nur Unwissenheit und Verwirrung geherrscht; erst durch ihn wird volles Licht, philosophisches, metaphysisches, empirisches Licht in sie getragen; die Natur der Pockenkrankheit, das Mysterium ihres Contagiums, die einzige Möglichkeit ihrer Verhütung wird durch ihn aufgeschlossen. Er wiederholt sich dieses so oft, daß er endlich bey dem bloßen Gedanken zürnt, daß ein Anderer es noch bezweifeln könnte; bey jedem Abschnitt schaut er mit hoher Genügsamkeit auf die früheren zurück; in jedem Satz, worin er glaubt eine neue Ansicht geltend gemacht zu haben, bespiegelt er sich mit stolzer Selbstgefälligkeit, unter fortwährender Versicherung der größten Modestie, und da er nicht müde wird seine vermeintlichen Entdeckungen in unzähligen Wendungen zu wiederholen, da er jeden Aufsatz, den er früher einmal publicierte, wieder von Neuem glänzen läßt und dieses in einer häufig nachlässigen, weitschweifigen Sprache, so ist erklärlich, wie Dinge, die sich auf wenigen Bogen abthun lassen, ein Werk von 1000 und mehr Seiten ausfüllten. Beyläufig gibt er zu verstehen, daß gründliches Erforschen des Wesens der Krankheit überhaupt vor Erscheinen seiner Schrift nicht existiert habe. Auch versichert er bey jeder Gelegenheit die unumstößlichsten Beweise geliefert zu haben. Ref. erinnert sich dabey unwillkühr-

lich eines Mannes, der sich alle Mühe gab sich deutlich und wichtig zu machen und alle seine Versicherungen mit den Worten schloß: wenn es so ist, wie es ist und nicht anders seyn kann, so ist meine Sache logisch erwiesen.

Unverantwortlich aber müssen wir das Verfahren nennen, dessen der Verf. sich bedient, um seinen eigenen Stand, Mitärzte und Mitcollegen herabzusetzen, in der Meinung dadurch sich selbst höher zu stellen; unverantwortlich sein Benehmen gegen die Hannoversche Regierung, die er, selbst ein ehemaliger Hannoverischer practischer Arzt, was die medicinischen Landeseinrichtungen betrifft, durch die gehässigsten Insinuationen öffentlich herabzuwürdigen sucht, und zu dem Ende die fremdartigsten Dinge (wie z. B. die Visitationsart der Apotheken *Nr. II. S. 80*) herbenzieht, um nur tadelnde Bemerkungen anzubringen.

Ob es ihm gelungen ist oder gelingen wird den Leser von den Triebfedern seiner dargelegten Handlungsweise zu überzeugen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die General-Vaccinations-Committee zu Hannover hatte auf höhere Veranlassung seine Vorschläge einer reiflichen Prüfung unterzogen und erklärt, daß die Richtigkeit seiner angegebenen Erfahrungen noch weiterer Bestätigung bedürfe; zugleich hatte sie als Anerkennung seiner Bemühungen und als Ersatz gehabter Kosten ihm eine Gratification von 200 Thalern *C. M.* ausgemirkt. Er scheint jedoch in seinen Erwartungen nicht befriedigt worden zu seyn, denn er ruft mit Enttäuschung aus (*Nr. II. S. 39*) 'die Anführung dieser Thatsache glaube ich nicht mir, sondern der Sache der Menschheit schuldig zu seyn.'

Fragen wir nun, abgesehen von dieser mehr moralischen Schattenseite, nach dem wissenschaft-

lichen und practischen Werthe dieser Schriften, so können wir nicht umhin N^o. I. das Verdienst fleißiger und scharfsinniger Zusammenstellung und Forschung zuzugestehen. Aber leider ist das Durchlesen desselben eine wahre Herkulesarbeit, nach deren Vollbringung man keinen mit der aufgewandten Mühe und Zeit in Verhältniß stehenden Gewinn weder an Belehrung noch an Erweckung davon trägt. Der Verf. hat zur Erleichterung eine Uebersicht beigegeben, die allein schon 24 Seiten füllt; uns ist es jedoch bey dem Zwecke dieser Blätter unmöglich dieselbe hier zu wiederholen und noch viel weniger eine Beurtheilung der vielen seltsamen Behauptungen, die hier immer Entdeckungen genannt werden, zu versuchen. Der Gang im Allgemeinen ist folgender. Nach einer Einleitung, die mit den Worten beginnt: 'die Begriffe der Causalität und der Erfahrung sind gleichsam die Axiome der ganzen practischen Medicin', und worin gezeigt werden soll, wie 'die bisher Statt gefundene Oberflächlichkeit bey der Feststellung der Erfahrungen' künftig verschwinden soll, folgt die erste Hauptabtheilung: Pathophysiologie der Pocken; nebst Andeutungen über das Wesen und die Behandlung der übrigen Grantheme (S. 19—667); dann die zweyte: Ueber die Veranlassungen des Nichtschützens der Vaccine, und über die Mittel, die Blattern bey Vaccinirten zu verhüten (S. 668.—1030).

Wir hatten die Absicht mehrere physiologische und pathologische Ansichten des Verfs. durch eine genauere Zergliederung zu beleuchten; aber da hier Eigenes und Fremdes, Wahres und Falsches, Ausgemachtes und Hypothesisches labyrinthisch durch einander gemischt ist, so sehen wir

nicht ab, wie wir, ohne selbst wieder ein Buch zu schreiben, damit fertig werden könnten.

Als den wesentlichsten Punct der Schrift heben wir den Vorschlag heraus: bey der Vaccination eine größere Zahl von Pusteln, als es bisher geschehen ist, hervorzurufen. Dieser Rath verdient Beachtung und Prüfung, indem es möglich ist, daß vermittlest der stärkeren Reaction, welche dadurch bewirkt wird, die Receptivität für das Blatterncontagium nicht nur für eine gewisse Zeit, sondern vielleicht für immer sich abstumpft; allein um diesen Satz als leitendes Princip hinzustellen, bedarf es der zuverlässigen Erfahrungen einer Reihe von Jahren. Erst dann wird eine Entscheidung gegeben werden können, ob eine Menge zufälliger Einflüsse, wie eine periodische Geneigtheit des Hautsystems zu gewissen Exanthemen, deren periodische Wiederkehr mit mildem oder bösertigerem Character u. s. w. oder die unrichtige Anwendung des Schutzmittels das Wiedererscheinen bedinge.

Was die Schrift N^o. II. betrifft, so können wir in ihr nichts finden, was den vielversprechenden Titel zu rechtfertigen vermöchte. Der größte Theil beschäftigt sich mit Vorschlägen, wie eine strengere Controle über die Impfarzte zu handhaben sey, wobey der Verf. stets von der Voraussetzung ausgeht, daß diese bisher ihre Pflicht versäumt hätten. Vorn an steht der wohlwollende collegialische Satz: 'das Durchsehen der Impflisten ist so viel wie gar keine Aufsicht über die Impfarzte, weil diese in die Impflisten einschreiben können, was sie wollen.' Wir glauben bey dieser Gelegenheit an die Worte eines unserer geistreichsten Staatsmänner, weil sie auch hier ihre volle Anwendung finden, erinnern zu dürfen

(s. Neues Archiv des Criminalrechts. B. X. St. 3. 1828. S. 425): 'Es ist eine irrige Ansicht, welche die Erhaltung der Ordnung von der genauesten unausgesetzten und strengsten Aufsicht erwartet. Allenthalben ist man mit Bemühungen beschäftigt, die Verwaltung zu vervollkommen, und allenthalben sucht man die Mittel dazu in einer regelmäßigen, alles umfassenden und bis in die kleinsten Theile verfolgenden Aufsicht. Allenthalben legt man aber diese Controle in die Administration selbst. Genügt Eine nicht, so wird sie verdoppelt. Sind jährliche Etats unzulänglich, so mögen monatliche und zuletzt tägliche eingesandt werden. Ist Revision nicht befriedigend, so komme eine Superrevision hinzu. Könnten zehn Personen dieser Arbeit nicht vornehmen, so werden zwanzig angestellt, ohne zu bedenken, daß bald vierzig nöthig seyn werden, um nachzusehen, was jene gemacht haben. Man trauet keinem: kann aber denen, welchen am Ende doch etwas vertrauet werden muß, immer weniger trauen, je mehr ihrer sind.' — Dann folgen die an dem Verf. schon gerügten persönlichen und leidenschaftlichen Invective. Um die Aufhebung der Häusersperre zu motivieren, nimmt er wiederum an, daß sie in der Regel nachlässig und sorglos ausgeführt werde und daß sie nach seiner Methode überhaupt überflüssig sey. Seine Versicherung (S. 97) 'daß er den Schaden, der daraus entspringe, auf sich nehmen wolle', dürfte schwerlich genügen. Endlich seine große Vorbauungs-Maasregel selbst ist — die Revaccination, die schon früher und von so vielen als das wohlthätigste Schutzmittel gegen erneuerte Ansteckung empfohlen und angewandt ward, nur mit dem Unterschiede, daß er sie immer und

allerwärts unter obrigkeitlicher Revision eingeführt wissen will, während umsichtige, aber ruhige Beobachter sie nur unter gewissen Umständen, namentlich bey sporadisch sich zeigenden und mehr um sich greifenden Blattern nützlich und nöthig erachten. Seine Eintheilung der modificirten Menschenblattern in 6 Classen oder Grade (S. 111) und der modificirten Kuhpocken in eben so viele (S. 118) scheint uns ohne praktische Bedeutung. Dagegen halten wir auch hier seine Anleitung, wie aus der Anzahl und Beschaffenheit der Impfnarben zu bestimmen, ob das Individuum dadurch geschützt sey oder nicht (S. 136) aller Berücksichtigung werth.

M . . r.

B r e s l a u.

Bey Graß, Barth und Comp.: *Horae belgicae, studio atque opera Henrici Hoffmanni Fallerslebenensis. Pars prima.* 1830. 128 Seiten in 8.

Während in diesem Augenblick die Belgier den Holländern grell gegenüber stehen und jede verschmelzende Gemeinschaft mit ihnen von sich abweisen; lehrt uns die Litterargeschichte, daß die alte niederländische, von den Holländern allein noch treu bewahrte Sprache vor Zeiten ihren Hauptsitz gerade in Flandern und Brabant hatte und daß die ansehnlichsten in ihr niedergeschriebenen Werke mehr von brabantischen und flandrischen Dichtern herrühren als von holländischen. In dem nördlichen Theile der Niederlande hat also der Protestantismus und die mit durch ihn früher errungene politische Freyheit, wie überall, heilsam auf Erhaltung und Ausbildung der Muttersprache eingeflossen. Die catholischen, erst spa-

nischen, hernach österreichischen Niederlande sind uns ein warnendes Beyspiel, wie die Herabwürdigung der angestammten Sprache den vaterländischen Sinn überhaupt schwäche. Jedes Volk das die Sprache seiner Vorfahren aufgibt ist entartet und ohne festen Halt. Die heutige Umwälzung in den Niederlanden darf lediglich dem seit lange befestigten Einflusse französischer Sitte und den Umtrieben der Priester, keineswegs einer echt vaterländischen Bewegung zugeschrieben werden. Von Antwerpen aus bis nach Brüssel und Gent redet der gemeine Mann noch niederländisch; durch die engere Verbindung mit Holland hätte auf diese Grundlage hin die fast erloschene Nationalität der Belgier langsam wieder angefacht werden mögen, aber der gewaltige Strom der Zeit droht jetzt alles davon noch übrige mit sich fortzureißen.

Schon in den letzten Jahrhunderten, wo man fast in ganz Europa bemüht gewesen ist, die übrig gebliebenen Denkmäler alter Sprache und Dichtkunst aus dem Staube der Bibliotheken zu retten und mit aufmerksamem Auge zu betrachten, hat, so viel wir wissen, in den catholischen Niederlanden sich keine Spur dieses löblichen, die Vaterlandsliebe belebenden Eifers gezeigt. In Brüssel, Löwen, Gent und an andern Orten kann es nicht an wichtigen, unherausgegebenen Handschriften und Urkunden gemangelt haben. Man ließ sie entweder in den Kirchen, Rathhäusern und Privatsammlungen modern oder nach Holland wandern, wo sie zum Theil untersucht, genutzt und bekannt gemacht wurden; vieles mag zuletzt im Drang der französischen Revolution zerstreut und vernichtet worden seyn. Dennoch ist der jetzt noch erhaltene Vorrath vielleicht bedeutender als man glaubt, und ein aus

Deutschland nach Löwen verpflanzter Gelehrter, Herr Professor Mone, stand eben im Begriff seine glücklichen und reichhaltigen Sammlungen, die wohl auch andere Eingeborne zur Nacheiferung ermuntert hätten, herauszugeben. Wir wünschen sehnlich, daß sie nicht verloren gehen, wenn auch ihre Erscheinung unter den gegenwärtigen Umständen, wie zu befürchten ist, gehindert seyn sollte.

Ein anderer Deutscher, Herr Prof. Hoffmann zu Breslau, hatte noch früher eine besondere Vorliebe für die sichtbar vernachlässigten Ueberbleibsel der altniederländischen Poesie gefaßt und bereits 1821, bey Gelegenheit der von ihm zu Bonn entdeckten Bruchstücke Dtfrieds, eine willkommene Uebersicht derselben mitgetheilt. Bald darauf unternahm er indessen eine Reise nach Holland, verweilte dort längere Zeit und wurde von allen Gelehrten, die sich mit dem Studium vaterländischer Alterthümer beschäftigt hatten, auf das freundschaftlichste in seinen weiteren Nachforschungen unterstützt. Den geordneten Ertrag derselben übersandte er im Jahr 1822 der Universitätsbibliothek zu Leiden. Er hat es aber für zweckmäßig geachtet seine seitdem unablässig vermehrte und vervollkommnete Arbeit nunmehr einem größeren Publicum vorzulegen. Nach Brabant und Flandern und zur Benutzung der dortigen Bibliotheken war er nicht gelangt; dieses wird in seiner Ausbeute eine empfindliche Lücke lassen, besonders da er die Fortsetzung der Moneschen Forschungen (über welche wir die S. 97 stehende Aeußerung wegwünschten) nicht abwarten konnte.

In der vorliegenden pars prima findet sich eine fleißige, viel Neues darbietende und die gründlichste Vorarbeit (van Wyns avondston-

den Amst. 1800) sorgfältig benutzende Aufzählung aller dem Verf. bekannten herausgegebenen oder ungedruckten niederländischen Dichtungen des 13ten, hauptsächlich des 14ten Jahrhunderts. Von ihrem Werth, im Vergleich zu den deutschen jener Zeit, hat Rec. schon im Jahrgang 1825 dieser Anzeigen S. 1114 seine Meinung ausgesagt, und was hier S. 7 steht, stimmt damit überein. Im Ganzen erscheint die hochdeutsche Poesie geistiger, frischer, gebildeter; einzelne Ausnahmen zugegeben (vor allem den Reinaert de Vos, dann auch das eben von Mone S. 148 — 154 edierte Gedicht, oder die nach den bloßen Anfängen S. 111 — 114 zu beurtheilenden Volkslieder) herrscht bey den niederländischen Dichtern eine breite und nüchterne Manier. Allein ihre Sprache hat manches Eigenthümliche, Keimliche und Gefällige; sie behaupten in dieser Absicht für die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt, einen bedeutenden, nicht genugsam geschätzten Werth. Es ist aber, um allen Nutzen aus ihnen ziehen zu können, nöthig, daß etwa noch zehn Bände der ausgesuchtesten Werke gedruckt werden; die Holländer haben sich bisher allzusehr auf Maerlant und Melijs Stokke, die gerade zu den trockensten und unbelebtsten Erzählern gehören, eingeschränkt.

Rec. hat sich zwar mit der Sprache der ihm zugänglichen altniederländischen Dichter fortwährend beschäftigt, aber selten Gelegenheit gehabt, Handschriften derselben einzusehen und zu gebrauchen; er vermag demnach zu der hier aufgestellten Literatur nur einige geringfügige Bemerkungen beizutragen.

Maerlants Reimbibel, d. h. das von ihm gereimte Werk des Petrus Comestor, wird unter

der Benennung *Scolastica* verschiedentlich in seinem Spiegel *historial* angeführt, namentlich Th. 1. S. 14. 70. 98. 130; zugleich ergibt sich S. 14 aus seinen eigenen Worten was auch hier S. 31 richtig ausgeführt ist, daß er die *Scolastica* im Jahr 1270, nämlich dreyzehn Jahr vor dem *Sp. hist.* gedichtet hatte.

Eine S. 37 unerwähnte Handschrift von desselben Dichters *Naturen Bloeme* befindet sich zu Detmold, s. *Dorow's Morgenländ. Alterthümer* Heft 1. Wiesbaden 1820 S. 50.

Auf der öffentlichen Bibliothek zu Bremen liegt eine Pergamenthandschrift des S. 102 — 104 verhandelten *Dietsce Doctrinael*, *donum baronis de Strunkede a. 1776*. Rec. war es angenehm, in dieser Handschrift die in unsern *Auz.* 1825 S. 1121 aus der *Conjectur* hergestellte Zeile über *Gottfried von Bouillon* völlig bestätigt zu sehen. Die ganze Stelle lautet niederländisch:

also Kaerle ende Roelant deden
die om dat gelove streden
ende oec Godevaert van Bulioen
ende menich ander baroen
die om tghelove des sijt vroet
aventuerden lyf ende goet.

Die Gießener Bibliothek, unter der *Senkenbergischen* Sammlung, bewahrt neunzehn Pergamentblätter in größtem Format, die auf jeder Seite drey Spalten, auf jeder Spalte 60 Zeilen, zusammen also 6840 Zeilen eines niederländischen Gedichts aus dem *Kerlingischen Sagentreife* enthalten; vielleicht eines von den hier S. 57 — 64 gedachten.

Auch zu Darmstadt soll eine altniederländische Handschrift vorhanden seyn, deren Einsicht Rec. sich zu verschaffen vergebens suchte.

Jac. Grimm.

R o s t o c k.

Gedruckt bey Adler: *Observationes juris civilis. Scripsit Ferdinandus Kaemmerer, J. U. et Philos. Dr., Antecessor P. O., et academiae Rostoch. Syndicus. 1827. VI u. 202 S. in Octav.*

Der Herr Verf. hat sich durch seine bereits im Jahre 1817 herausgegebenen Beyträge zur Geschichte und Theorie des Rechts (deren auch damals in diesen Blättern nach Verdienst gedacht worden ist), als einen so gründlichen und gelehrten Forscher bewährt, daß Ref. mit wahrem Vergnügen dessen oben bezeichnetes neues Werk, welches gewissermaßen als eine Fortsetzung des ältern betrachtet werden kann, anzeigt. Es zerfällt in fünf Kapitel, deren Inhalt kürzlich anzugeben seyn wird. Kap. 1. handelt de vita Sexti Caecilii Jcti Romani. Derselbe kömmt nirgends anders als in den Pandecten vor, wenn nicht etwa eine Inschrift bey Gruter T. I. p. CCCLXXIX auf ihn zu deuten seyn sollte. Ob sein Name von Caeculus oder a caecitate abzuleiten sey, läßt der Hr. Vf. unentschieden. Nachgewiesen werden hierauf die Stellen in den Pandecten, in welchen Sextus Caecilius oder Caecilius schlechthin genannt wird, um diejenigen, welche man irrig auf ihn bezogen hat, auszuscheiden, eine Untersuchung, die dadurch erschwert wird, daß die Handschriften sehr oft Caecilius und Coelius mit einander verwechseln, indem die Lesarten hier sehr schwanken. Hierauf zeigt der Hr. Vf., daß dieser Sextus Caecilius mit dem gleichnamigen Sextus Caecilius Africanus nicht identisch sey, wie dieses gewöhnlich angenommen wird. Der erste werde immer schlechthin Caecilius oder Sex-

tus Caecilius, der letztere dagegen schlechtthin Africanus genannt; der erstere habe nicht früher als Proculus, und nicht später als Pegasus, d. h. zu Ende des ersten und zu Anfang des zweyten Jahrhunderts gelebt, wie aus fr. 64. D. XXIV. 1. de donat. inter vir. et ux., wo Cäcilius nach dem Proculus aufgeführt, und aus fr. 1. §. 7. D. XV. 2. quando de pecul., nach welchem Pegasus einen Zusatz zu einem Sage des Cäcilius gemacht habe, gefolgert wird; der letztere dagegen unter den Antoninen und Commodus; der erstere sey höchst wahrscheinlich Proculejaner, vielleicht Schüler des Proculus selbst gewesen, der letztere dagegen Cassianer. Endlich wird bemerkt, daß sich von den Titeln seiner Schriften nichts erhalten hat, und es nur wahrscheinlich sey, daß er ad legem Juliam de adulteriis geschrieben habe. Cap. II. ist überschrieben: de necessitate, ut putant, cautionibus viatores recipiendi imposita; mit besonderer Berücksichtigung des Mecklenburgischen Particularrechts. In Beziehung auf das römische Recht sucht der Hr. Vf. den Widerspruch der in fr. un. §. ult. D. XLVII. 5. furt. adv. naut. und fr. 1. §. 1. D. IV. 9. Nautae, caup. stab. liege, dahin zu lösen, daß in der ersten dieser Stelle das Wort repellere, für receptum expellere zu nehmen sey. Cap. III. De Athenaei Ulpiano. Gegen Schweighäuser wird auf überzeugende Art dargethan, daß der bey dem Athenäus vorkommende Ulpian, keinesweges mit dem berühmten Juristen gleiches Namens Eine Person, sondern vielmehr eine ganz andere sey. Cap. IV. De Domitio Ulpiano operis, quod inscribitur Opinionum libri sex a Pandectarum compositoribus exscripti auctore.

Gegen Jacob Godefroy und Anton Schulting, wird die gewöhnliche Ansicht, daß diese libri Opiniorum allerdings dem berühmten Domitius Ulpianus, und nicht etwa einem spätern gleichnamigen Unbekannten, zuzuschreiben seyen, auf eine gründliche Weise gerechtfertigt. Cap. V. De duodecim tabularum fatis quaedam. Der Herr Verf. hat die Behauptung, daß nach Cyprian's Briefen (Ep. 1. p. 4. ed. Baluz.), zur Zeit dieses Kirchenvaters die Gesetze der zwölf Tafeln zu Rom noch öffentlich aufgestellt gewesen seyen, zu rechtfertigen versucht. — Uebrigens verdanken diese Observationes ihr Daseyn der dem Hn. Verf. obgelegenen Pflicht, als dermaliger Rector der Universität, zur Feyer des Osters- und Pfingstfestes durch Programme einzuladen, wie sich solches wenigstens aus dem dem Ref. vorliegenden Exemplare ergibt; demselben ist außerdem noch ein anderes dieser Programme zugekommen, welches bey Veranlassung der Feyer des Dienstjubiläums des Herrn Prof. Hecker am 12. December 1828 erschienen ist, eine Erklärung des fr. 20. D. XL. 5. de fideic. libert. enthält, und auf dem innern Titel als Probabilia juris civilis. Caput primum (64 Seiten); bezeichnet ist. — Dürfte Ref. sich noch eine Bitte an den Hn. Verf. erlauben, so wäre es die, doch in Zukunft der jetzt gäng. und gebe werdenden Mode, Allegate aus deutschen Büchern, mit deutschen Lettern abdrucken zu lassen (eine Mode, die wenigstens dem Ref. sehr geschmacklos zu seyn scheint, und einen widrigen Eindruck auf das Auge macht), nicht zu folgen.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 31. Januar 1831.

P a r i s.

10

Chez Béchét aîné: De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements. Par M. Benjamin Constant. T. III. 1827. 476 Seiten in 8.

Der Unterz. hatte vor, diesen dritten Band des bekannten Werkes von Benjamin Constant über die Religion (dessen beide ersten Bände ein anderer Mitarbeiter im Jahrgage 1825 St. 119 und 1827 St. 106. angezeigt hat) in diesen Anzeigen so gründlich, als er es vermag, und so ausführlich, als es der Ort gestattet, zu recensieren, und zu versuchen, ob vielleicht eine solche Critik sich auf den Verfasser selbst, der eine so große Hochachtung vor der deutschen Alterthumskunde hegt, einen gewissen Einfluß verschaffen, und sein Urtheil über manchen Punct modificieren könnte. Jetzt, da der berühmte Verfasser so unerwartet früh dahingegangen ist (doch ist ihm noch vergönnt gewesen, dieses sein Hauptwerk zum Schlusse zu führen), fällt diese Absicht der

Critik, welche wir uns immer am liebsten als eine Verhandlung mit dem Schriftsteller selbst vor den Augen des Publicums denken, hinweg, und wir können kürzer über Geist und Tendenz des vorliegenden Werkes referieren. In dem Verfasser zeigt sich eine eigene Mischung von zwey verschiedenen Bildungselementen. Das eine ist ein echt französisches, es sind im Ganzen die Ansichten und Gesinnungen, welche von den Encyclopädisten ausgegangen, durch die Revolution auf den Thron gestiegen, noch immer gerade den gebildetsten Theil der französischen Nation beherrschen, und hier keiner näheren Bezeichnung bedürfen. Dagegen wollen wir das zweyte Element, welches Herr Benjamin Constant durch seine deutsche Bildung in sich aufgenommen hat, so bezeichnen, daß wir als die Basis desselben einen höheren Begriff von der inneren Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens und des Ganges der Geschichte, und eine größere Achtung vor dem, was die Völker vor der Periode der herrschend gewordenen Reflexion hervorgebracht und gestaltet haben, vor dem stillen Weben des sich selbst noch nicht beobachtenden Menschengeistes — als das Resultat desselben aber eine wärmere Hingebung an das positiv Geschichtliche, eine lebendigere Auffassung desselben in allen einzelnen Zügen, und ein Hindurchdringen zu den inneren Lebenskräften, die es in seiner Eigenheit bestimmen, betrachten. In der That wäre ohne diese Achtung, ohne dieß stille und bescheidene Lauschen auf das Walten eines Geistes, den wir bewundern je mehr wir ihn verstehen, — Eigenschaften, die mit jener hochmüthigen Aufklärung unverträglich sind — die überraschend schnelle Erweiterung der Geschichtswissenschaft nach allen Seiten und Richtungen,

nach Sprache, Staats- und Rechtsleben, Kunst und Philosophie, unmöglich gewesen, welche Erweiterung, mögen immer die beiden andern Culturvölker unserer Zeit in einzelnen Werken vollendeter erscheinen, doch im Großen und Ganzen ein Werk des deutschen Sinnes ist. Herr Benjamin Constant hat bey seinem Aufenthalt in Deutschland einen hohen Begriff von der Gründlichkeit und Tiefe der deutschen Geschichtsforschung gewonnen; und wenn es das Deutschland vor 1813 ist, welches er durch den Augenschein kennen gelernt hat, so sucht er sich doch auch von der neueren Literatur desselben anzueignen, womit seine Tendenzen sich befreunden mögen, nur daß er freylich es bey der Benutzung derselben nicht immer sonderlich genau nimmt, wie denn überhaupt die citierenden Noten unter dem Text oft ziemlich bunt zusammengewürfelt und von keinem sehr haltbaren Gewebe sind. Mehr aber zeigt der Verf. seine französische Art in der durchaus practisch-politischen Tendenz des ganzen Werkes, welcher der geschichtliche Stoff sich unterwerfen muß, indem Alles bey ihm darauf hinausgeht zu zeigen: wie die Religionen, welche durch Kasten oder Corporationen von Priestern ausgebildet worden sind, gegen die, welche kein ausgebildetes und herrschendes Priesterthum im Gefolge hatten, zurückgeblieben sind; indem dort zwar die Priester sich selbst gewisse Kenntnisse aneigneten und speculativ-philosophische Systeme ausbildeten, welche, bald rein theistisch, bald pantheistisch und sogar atheistisch (denn der Verf. sucht zu zeigen, daß sehr häufig die öffentlichen Repräsentanten und Verkünder des Glaubens sogar eine rein atheistische Lehre als ihre Ueberzeugung hatten), immer mit dem Volksglauben in unauf lösslichem Widerspruche

waren, während zu gleicher Zeit das Volk einem rohen fetischistischen Glauben überlassen blieb; dagegen in den von Priesterleitung unabhängigen Religionen eine fortschreitende Entwicklung des religiösen Gefühls das gesammte Volk von den Stufen eines rohen Fetischismus zu solchen, welche der feineren Bildung späterer Zeiten entsprachen, emporführte. Wir möchten, ohne uns herausnehmen zu wollen, über den Segen oder Fluch, welchen Priesterstände bey der Menschheit verdient haben, abzusprechen, im Allgemeinen bezweifeln, daß diese Weise, die Geschichte zu treiben, wahrhaft ersprießlich werden könne, wo aus dem ungeheuern Gewühl von Facten einzelne, deren wirklicher Zusammenhang oft so höchst mißlich und ungewiß ist, herausgegriffen werden, um einem allgemeinen Satze, der als überall gültig und nothwendig erscheinen soll, zur Stütze zu dienen. Wenn in Indischen Religionsbüchern eine abstracte und metaphysische Speculation sich mit alten Göttersagen vermischt, und selbst eine seltsam fabelhafte Gestalt annimmt: so war dieß gewiß bey einem zahlreichen Volke von Pflegern der Religion, wie die Braminen es sind, und bey einer natürlichen Neigung zu sinnender Beschaulichkeit und kühner Speculation ganz natürlich; und die ganze Gestalt des Lebens brachte es mit sich, daß diese Speculation sich nicht auf Griechische Weise von der Religion losgerissen frey bewegte, sondern sich mit der Religion, auf deren Boden sie gewachsen war, in Form und Darstellungsweise möglichst vereinigte. Wenn nun ferner diese Speculation niemals Volksreligion wurde, wozu sie nicht geartet war, und das Volk stets lebhaften mit einer imposanten, Persönlichkeit ausgestatteten Gottheiten anhing; wenn allmählich in dieser

Volkreligion immer schlechtere Vorstellungen; und immer ausschweifendere Verehrungsarten das Uebergewicht erhalten haben: wer beweist uns, daß ohne jene priesterliche Speculation die Volkreligion sich besser entwickelt und gestaltet haben würde? Dabey läßt sich im Einzelnen Vieles anders ansehen als es der Verf. gethan. Wo in Indischen Sagen eine pantheistische Grundlage durchschimmert, welche consequent ausgebildet alle besondere Individualität vernichten und alle Gestalten der Mythologie auslöschen würde, nimmt der Verf. jedesmal an, daß hier die Speculation der Priester in Conflict sey mit der recipierten Volkreligion. Aber es gehört überhaupt zum Wesen der Religion, daß in ihr ein Bestreben, die Vorstellung von dem Göttlichen möglichst zu steigern und auszudehnen, sich beständig mit dem Bedürfnisse begegnet, einen persönlichen und gewissermaßen individuellen Gott in alle Begegnisse des menschlichen Lebens verflochten zu denken; und es möchte nun wohl als Grundcharacter der Indischen Religion anzusehen seyn, daß, im Gegensatz mit dem beschränkenden und dadurch feste Gestalten bildenden Princip der Griechischen Mythologie, in ihr jene ausdehnende, alle Gränzen sprengende und sich am Ende in einen Abgrund pantheistischer Gefühlschwelgerey versenkende Richtung vorherrscht. Daß des Verfassers Theorie über das Verhältniß des Priesterthums zur Volkreligion in Indien falsch ist, geht auch daraus hervor, daß sie ihn nöthigt — ein Schluß auf den er selbst erst allmählich durch sein System geführt wird — den Brahmadienst in Indien für jünger als den des Schiva zu erklären (S. 214); dies heißt aber geradezu das, was wir von Indischer Religionsge-

schichte wirklich wissen, auf den Kopf stellen. Auch die übrigen Völker, welche eine Priesterkaste oder Corporation hatten, werden vom Verf. herangezogen, und müssen Beyspiele für seinen allgemeinen Satz liefern, wir fürchten meist ungenügende. Die Medo-Persischen Magier dürfen wir, so consequent sie ihr dualistisches System ausbildeten, nicht anklagen in müßigen Abstractionen sich verloren zu haben; vielmehr ist bey aller Weitläufigkeit des magischen Ceremoniendienstes ein gewisser practischer Sinn, ein Bestreben den Menschen zur Unterwerfung der Natur, wie zur Bezwingung alles Feindlichen in der Menschenwelt zu erkräftigen, in dem Persischen Religionsystem herrschend; auch kann es sehr wahrscheinlich gemacht werden, daß dieses Religionsystem wirklich bey Medern und Persern in der Zeit ihrer Blüthe national war. Der Verf., der dagegen einen roheren Götzendienst neben dem Magismus als bey den Persern forteristierend nachzuweisen sucht, geht dabey, S. 246, von der Stelle des Agathias über die Persische Religion aus, von der es indeß augenscheinlich ist, daß ihr eine Verwechslung Syrischer Stämme mit den Persern zum Grunde liegt.

Dem Polythéisme sacerdotal, von welchem das sechste Buch oder die erste Hälfte des vorliegenden Bandes handelt, wird nun im siebenten le polythéisme indépendant entgegengesetzt, bey welchem der Verf. ziemlich ausschließlich an Griechenland denkt. Indem er das Bild der Griechischen Religion, wie sie ihm, unabhängig von orientalischen Einmischungen, beschaffen gewesen zu seyn scheint, vor Augen hat, definiert er den Glauben dieser Art so: La

croyance des peuples indépendants de cette domination n'est point un amalgame de plusieurs éléments de nature contraire: on ne voit point figurer à côté ou au-dessus de fétiches matériels des divinités abstraites. Les forces cosmogoniques ne jouent aucun rôle. Les allégories sont rares, accidentelles, et plutôt dans l'expression que dans la pensée. Rien ne rappelle ce double et triple sens qui, dans les religions sacerdotales, désoriente et confond l'intelligence, etc. Um diesen Religionszustand in Griechenland nachzuweisen, geht der Verfasser nicht von den in der gesammten Mythologie der Griechen verbreiteten Ansichten, oder, was uns noch rathsamer geschienen hätte, von den im Cultus der Götter, in alten Festgebräuchen, denen man es ansehen muß, daß sie der Zeit vor der poetischen Bildung ihre Entstehung verdanken, sich aussprechenden Gefühlen aus, sondern wendet sich gleich zuerst zur epischen Poesie. Damit muß er natürlich in Gefahr kommen, das, was die epische Poesie nach ihrer eigenthümlichen Bestimmung, nach ihrer besonderen Aufgabe, mit dem Wesen der Religion vornehmen muß und unbewußt vornimmt, für unterscheidende Kennzeichen der Religion selbst zu halten; namentlich wird das personificierende und individualisierende Bestreben, welches in dem heroischen Epos sich überall Bahn machen muß, ihm auch die Religion noch mächtiger zu bestimmen scheinen, als es in dem religiösen Leben, welches durch Festgebräuche, Hymnen u. dergl. geweckt wurde, der Fall gewesen seyn mag, wo zwar die Götter nie als Allegorieen, durch welche nur der lebendige Glaube getödtet wird, darge-

stellt wurden, aber doch sicher Zeus noch in engerer Verbindung mit dem Firmament und Demeter mit dem Fruchtbacher erschien, als es die heroische Poesie zulassen konnte. Nachdem nun aber der Verfasser sich auf den Standpunct der Homerischen Poesie als der primitivesten Darstellung der Griechischen Religion gestellt hat, sucht er nachzuweisen, wie die rohere fetischartige Götterwelt in der Ilias durch die Fortschritte der Civilisation, bey ungehemmter und durch keine Priesterschaft eingeengter Entwicklung, in der Odyssee schon eine mildere, so zu sagen humanere, durch ethische Ideen mehr veredelte Gestalt angenommen habe. Oder vielmehr er unterscheidet sogar in den Homerischen Gedichten drey verschiedene Mythologien (*trois espèces de mythologie*): zuerst eine Volks-Mythologie, wie sie bey einem Volke, das eben aus dem Fetischismus hervortritt, seyn mußte; diese herrscht nach dem Verfasser in den achtzehn ersten Büchern der Ilias und in den vier Büchern der Odyssee, wo Odysseus seine Abentheuer erzählt; dann eine schon veredelte, humanisierte in dem größten Theile der Odyssee und am Schlusse der Ilias; endlich eine dritte, den beiden andern fremde, wahrscheinlich aus dem Orient verpflanzte, allegorische und cosmogonische Mythologie, welche nur in einzelnen, eingeschobenen, Partien der beiden Gedichte hervortritt, in der Hesiodischen Theogonie aber sich weiter ausbreitet und entwickelt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 3. Februar 1831.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développemens. etc. etc.

Wir gestehen, daß wir zwar einzelne, längst bemerkte, Differenzen zwischen den mythologischen Vorstellungen der Ilias und Odyssee zugeben, aber den Gegensatz, wie ihn Herr Benj. Constant auffaßt, nur für eine Selbsttäuschung ansehen können; geschweige, daß wir uns mit einer Kritik befreunden können, welche überall spätere Einschiebsel sieht, wo bey Homer eine alte Natursymbolik, welche in zahllosen Griechischen Landesfagen noch deutlicher vorliegt, Spuren zurückgelassen hat. Es ist wahr, die Götter erscheinen in jenem Theile der Ilias im Ganzen gewaltthätiger, leidenschaftlicher, weniger als die Schirmer der sanften Tugenden des Friedens und der Häuslichkeit: aber folgt dieß nicht von selbst.

aus dem Gegenstande und Schauplatze, aus dem wilden Lagerleben, an welchem Götter und Menschen auf gleiche Weise Antheil nehmen? Dabey möchte es aber nicht schwer seyn, auch in diesen Kriegsscenen Züge der schönsten Art und Grundsätze derselben nationalen Ethik nachzuweisen, welche hernach in der gnomischen und lyrischen Poesie der Griechen mit mehr Reflexion gepaart hervortritt. Den höchst edeln und großartigen ethischen Character der ganzen Ilias wahrzunehmen, hat den Verf. jener untergeordnete Begriff von Einheit verhindert, nach welchem er mit Andern behauptet, daß mit dem achtzehnten Buche die ursprüngliche Ilias, die allein den Zorn des Achill gegen Agamemnon darstelle, geschlossen habe. Wir halten es für rein unmöglich, daß da, wo die Zorngluth des Achilleus durch Patroklos Tod gerade auf den höchsten Grad gestiegen ist, eine Homerische Ilias und überhaupt ein Epos je habe abschließen können, da es das Wesen des Epos wie der Tragödie ist, zu vollkommener Beruhigung und Befriedigung des Gemüths zu führen, und der Unterschied nur hauptsächlich darin besteht, daß der Sturm und Drang der Empfindungen in der unmittelbar vergegenwärtigenden Tragödie eine Zeitlang das ganze Gemüth einnimmt und fortreißt, während bey dem objectiv betrachtenden Epos ein ruhiger, gleichmäßiger Grundton der Empfindung beständig hindurch gehört wird. Das ist ja gerade das Tiefe und Große in der Ilias, was auch schon das jugendliche Gemüth mit einer wunderbar eigenthümlichen Empfindung ergreift, daß, während die Götter nach Zeus Willen bloß bemüht scheinen, den zornigen Achilleus durch die Niederlage der von ihm verlassenen

Achäer zu verherrlichen, und da nun wirklich die höchste Noth das Achäische Heer bedrängt: durch Patroklos Tod plötzlich die Spitze alles des um Achilleus willen verursachten Jammers sich gegen sein eignes Innere kehrt, aber eben dadurch die *μῆνις* des Helden, zwar keineswegs geendet, aber nach einer ganz andern Seite hin gewandt wird, indem sie aus dem eigensüchtigen Groll des verletzten Ehrgeizes in den viel edleren Character des Jorns um den erschlagenen Freund übergeht; bis dann auch diese wilde Bewegung durch Hektors Erlegung beruhigt wird, und bey Patroklos Beichenfeyer, unter heiteren Spielen, die sich auf eine eigene Weise mit dem melancholischen Hintergrunde vereinigen, sich eine milde Ruhe des Gemüthes wieder herstellt. (Denn die Scene zwischen Priamus und Achill, so schön sie auch nun das Ganze abschließt, ist für die Vollendung des Ganzen wohl nicht so durchaus nöthig). Daß nun in dieser Auffassung des Schicksalanges, der übrigens weder gleich von Anfang so angekündigt zu werden brauchte, wie er sich erfüllt, noch auch durch Reflexionen darüber vom Dichter commentiert wird, ein ungemein würdiger Begriff von der *Διὸς βουλή*, die als das leitende Princip des Ganzen dargestellt wird, und von einer göttlichen Nemesis, die, indem sie erhebt, das trotziges Herz zugleich beugt und bändigt, durchherrsche, daß überhaupt eine schöne ethische Gesinnung durch das Ganze gehe, kann einer unbefangenen Beobachtung wohl nicht verborgen bleiben.

Wenn es uns noch frey steht, mit einem Blicke uns nach den ersten Grundgedanken des ganzen Werkes zurückzuwenden, so möchten wir behaupten, daß in diesen schon die einseitige Tendenz

gegeben ist, welche zu so gewaltsamen Hypothesen in dem historischen Theile nöthigt. Der Verfasser spricht ausnehmend schön über das *sentiment religieux* als die Quelle aller Religion, er erklärt sich mit großer Wärme gegen die Anmaßungen des Begriffs, und behauptet, daß die Forderungen des religiösen Gefühls als eines wesentlichen Theils unserer Seele eben solches Recht haben sich geltend zu machen wie die des Verstandes: Ansichten, die wohl nie so beredt als hier in Frankreich ausgesprochen worden sind, wenn man sie auch in Deutschland nur deswegen für neu und überraschend gehalten hat, weil man bey uns im Ganzen so wenig von einander weiß und oft auch wissen will. Wir würden uns über die Natur des *sentiment religieux* so ausdrücken, daß ein allgemeines, obwohl nach Zeiten stärkeres oder minder starkes Bedürfniß in der menschlichen Seele ist, durch gewisse Vorstellungen, welche wir Glauben, und durch entsprechende Handlungen, welche wir Cultus nennen, in eigenthümliche, sonst nirgends vorkommende Gefühlsstimnungen versetzt zu werden, so daß nun daraus, wenn diese Gefühlsstimnungen durchaus wohlthätig auf die Seele wirken und sich für das gesammte Leben als gesund und heilsam ergeben, ganz natürlich auch ein unerschütterliches Festhalten an jenen Vorstellungen hervorgeht, welches schon durch die äußere Erscheinung einen Jeden überzeugen muß, einem wie tiefen Bedürfnisse die dadurch angelegten Gefühlsstimnungen entsprechen. Nun unterscheidet aber der Verf. in allen Theilen seines Werkes beständig das *sentiment religieux* von dessen Formen, und legt auf diese Trennung das größte Gewicht; so nothwendig und

unerseßlich ihm jenes erscheint, so sehr, meint er, müßten diese, die Formen des Religionsgefühls, sich nach dem jedesmaligen Culturzustande mit völliger Leichtigkeit umformen und erneuern. Zu diesen formes gehören ihm aber alle Dogmen und Erzählungen von den Göttern, alles Besondere der positiven Religionen. Dem Unterz. scheint, daß hier einer Trennung für den Begriff zu viel Einfluß auf das Factische und Historische gestattet wird. Die Form ist es ja erst, durch welche das sentiment religieux ein Besonderes, ein Existierendes wird; sie ist das Lebensprincip, welches das nur der Möglichkeit nach existierende sentiment religieux ins Daseyn ruft, wie das εἶδος bey Aristoteles mit Recht als die ἐντελέχεια des ὑποκείμενου gefaßt wird. Nun ist es aber die allgemeine Natur dieses Gefühls, daß es nur durch Vorstellungen ganz persönlicher und eigenthümlicher Art, welche mit der vollen Energie der Wirklichkeit dem Geiste entgegen treten, befriedigt werden kann, wie der Verf. selbst anerkennt. Dann ist aber auch nicht zu begreifen, wie diese für das religiöse Gefühl eben so festgewordenen Gestalten, als es nur Gegenstände der Erfahrung seyn können, für ein beständig Veränderliches, in deren Production das sentiment ja durch keine äußere Macht geniert werden dürfe, genommen werden können. Vielmehr erhellt daraus, warum alle Religionen, mit und ohne Priesterthum, den Character des Positiven haben müssen, was in der That von der Griechischen eben so gilt als von irgend einer orientalischen; womit es in enger Wechselwirkung steht, daß das religiöse Gefühl in verschiedenen Perioden einen sehr verschiedenen Grad der Stärke

und des Vermögens feste bleibende Gestalten zu producieren zeigt, wodurch der Conflict des Bedürfnisses, feste persönliche Gestalten zu Gegenständen der religiösen Empfindungen zu haben, und eines productiven Vermögens und Strebens in dem religiösen Gefühl schon im voraus auf eine dem Menschengeschlecht heilsame Weise gelöst und ausgeglichen ist.

Wenn wir es hier mit dem Werke eines eminent geistreichen Mannes zu thun gehabt haben, dem wir auch, wo wir ihm nicht beystimmen, doch unsere Bewunderung nicht versagen können: so ist es dagegen eine ganz andere Empfindung, mit welcher wir ein anderes mythologisches Werk aus Frankreich anzeigen.

Chatillon-sur-Seine.

Bey Ch. Cornillac: Religions de la Grèce ou Recherches sur l'origine, les attributs et le culte des principales divinités Helleniques, par P. N. Rolle, Conservateur de la Bibliothèque de la ville de Paris, Membre de la Société royale des Antiquaires de France, de la Société Philotechnique et de l'Académie de Dijon, Auteur des Recherches sur le Culte de Bacchus, symbole de la force reproductrice de la nature, ouvrage, qui a été couronné par l'Institut. T. I. 539 Seiten in 8.

Unsere Blätter haben das Werk des Herrn Rolle über den Cultus des Dionysos (oder wie ihn Herr Rolle überall nannte, des Dionysius) im Jahrgange 1825. S. 39. angezeigt, und die Bewunderung nicht verhehlen können, wie ein so ganz unverständiges und kenntnißloses Werk

von einem so ausgezeichneten Vereine von Gelehrten mit dem Preise habe beehrt werden können. Nun zeigt sich auch die üble Folge dieser Auszeichnung, daß der Gekrönte sich nun einbildet, ein tiefer Kenner der alten Mythologie zu seyn, und mit einem sehr stark ausgesprochenen Bewußtseyn davon (wovon wir aber doch nicht anders glauben können, als daß es durch ein mehr innerliches Bewußtseyn der Schwäche Tügen gestraft wird) die gesammte Griechische Religionsgeschichte darzustellen unternimmt. Dazu fehlt ihm nun freylich das Aller nöthigste. Zuerst irgend eine Kenntniß der Griechischen Sprache, und doch ist es gerade die Griechische Mythologie, die der Verf. behandeln will. Wir schließen diese Unkunde nicht sowohl daraus, daß kein Griechischer Buchstabe in dem Werke vorkommt, — denn vielleicht gibt es in Chatillon-sur-Seine keine griechischen Lettern — und die in den Noten citierten Stellen griechischer Autoren sämmtlich in schlechten lateinischen Uebersetzungen angeführt werden, als aus den barbarischen Entstellungen der Griechischen Namen, die auf jeder Seite vorkommen, und aus der oft sehr sonderbaren Benutzung Griechischer Schriftsteller, in denen der Verf. häufig etwas ganz anderes liest als sie sagen wollen. So wird man sich umsonst mühen, bey Herodot etwas der Art zu finden, was der Verf. S. 8 ihm andichtet: *Herodote remarque qu'après l'arrivée des colonies égyptiennes, la Grèce donne à ses anciens dieux les noms des dieux étrangers. 'Ces objets bruts et inanimés, dit-il, ne pourraient être, pour les naturels de la Grèce, les divinités dont ils ont depuis porté le nom, puisque ces dieux*

leur étaient alors inconnus.' Es ist augenscheinlich, daß der Verf., welcher die unbestimmten Citationen liebt, die Stelle Herodots II, 50. . 58, besonders c. 52 meint, aber eben so gewiß, daß dort durchaus andere Dinge zu lesen sind als der Verf. meint. Wer enträthfelt Stellen wie diese S. 495: Lucien (In Timone) donne au mot ephestios plusieurs significations, parmi lesquelles on remarque celle-ci: Qui prie à la maison, eph! estios. (Sic)? Noch ferner steht aber dem Herrn Conservateur de la bibl. de la ville de Paris der ganze Geist des Hellenischen Alterthums. Er versichert zwar, er wolle die Religion der Griechen rein wiedergeben: Je m'appliquerai surtout, et c'est là peut-être l'objet le plus éminemment utile de mon ouvrage, à n'y admettre que ce qui appartient réellement à la religion des anciens. J'en écarterai avec soin ce monstrueux amas de fables et d'opinions folles qui sont dues à l'imagination des poètes, à celle des artistes, aux rêveries des philosophes, aux fourberies des prêtres. Aber man sieht schon in dieser Stelle, welche sonderbare Vorstellungen sich der Verf. von dem Verhältniß der Griechischen Volksreligion zu der künstlerischen Ausbildung der Mythologie gemacht hat; was noch deutlicher hervortritt, wenn er behauptet, daß Homer und Hesiod nicht mehr als Quellen des Griechischen Volksglaubens gelten können, als man die Ideen der christlichen Religion aus Milton's verlorne[m] Paradies und Tasso's befreitem Jerusalem schöpfen dürfe. Wie wenig muß doch, wer solches ausspricht, davon wissen, was Homer und Hesiod den Griechen waren, und

wie überhaupt das Alterthum die Poesie so ganz anders als unsere Zeit und durchaus als ein reales Bildungsmittel des ganzen Volkes betrachtete. Bücher dieser Art, wie das vorliegende, durchzulesen, um ein Urtheil über sie zu fällen, wäre in der That eine eben so unbillige Forderung, wie wenn man ein Kind ein ganzes Buch durchbuchstabieren lassen sollte, um entscheiden zu dürfen, daß es noch nicht lesen gelernt hat. Doch wollen wir noch anführen, was der Verf. selbst als den Grundgedanken seines ganzen Werkes, wovon in diesem Bande nur der Zeus-Cultus vorliegt, aufstellt S. 33: Appuyé uniquement sur les faits, sur les monumens et sur les autorités les plus authentiques, je démontrerai que les Grecs, comme la plupart des Orientaux, ont personnifié l'âme universelle du monde (wobey schon zu bemerken ist, daß eine personificierte Weltseele eigentlich keine ist), le principe actif de la nature, le principe producteur, et qu'ils l'ont adoré sous le nom de Zeus ou de Jupiter, le maître des dieux, des hommes et de toute la nature, le formateur et le grand régulateur de l'univers, le Dieu vengeur et rémunérateur; qu'ils ont encore personnifié et adoré, sous les noms divers de leur dieux mâles, chaque partie de cette âme universelle, unie à la partie de la matière qu'elle anime ou fertilise; qu'ils ont également personnifié le principe passif de la nature, et qu'ils lui ont créé un culte sous les différents noms de leurs déesses. Wenn man hiervon den allerdings wahren aber sehr einfachen Satz abzieht, daß den männlichen Gottheiten männliche und den weiblichen weibliche Thä-

tigkeiten zukommen, und alle zusammen ein wohlgegliedertes Ganzes, den Griechischen Olymp, bildeten: so wird das Uebrige zugleich als falsch und nichtig zurückgeschoben. Denn was den Begriff der Weltseele betrifft, so gehört dieser durchaus der Philosophie, und ist seinem Wesen nach der Religion fremd; und wenn in einer älteren Gestalt der Griechischen Mythologie eine innigere Einheit der Götter mit dem Naturleben hervortritt, als die individualisierende Richtung der epischen Mythologie stehen ließ: so war dieß Auffassen der Jahresvorgänge als göttlicher Handlungen und Leiden doch ganz entfernt von der Vorstellung einer Weltseele, indem jederzeit dabey ein Conflict verschiedenartiger Mächte und Wesen vorausgesetzt wird. In der Periode der epischen Poesie aber und weiter hinab herrscht bey den Griechen durchaus eine Vorstellungsweise, welche die Götter, das heißt die wirklich verehrten Götter, weit entfernt sie für die ersten Principe des Weltlebens anzusehen, vielmehr als die höchsten Punkte, so zu sagen die Blüthen und Gipfel, in der Reihe der Entwicklungen eines allgemeineren Lebens faßt; und gewiß hat diese Ansicht ganz besonders das Recht als die Hellenische angesehen zu werden.

Es wäre unrecht, wenn wir diese Gelegenheit vorüberlassen wollten, eines mythologischen Werkes, welches wirklich éminentement utile ist, Erwähnung zu thun, und welches, wie das erste, zu

P a r i s

bey Treuttel und Würz erschienen ist: Religions de l'Antiquité, considérées principa-

lement dans leurs formes symboliques et mythologiques: ouvrage traduit de l'Allemand du Dr. Frédéric Creuzer, refondu en partie, complété et développé par J. D. Guigniaut, Ancien Professeur d'Histoire et Maître de Conférences à l'École Normale, Membre de la Société Asiatique de Paris. Tome premier, Première Partie. Discours préliminaire et Introduction; Religions de l'Inde, de la Perse et de l'Égypte. 1825. 522 Seiten in Octav. Seconde Partie. Études philologiques, historiques et littéraires, pour servir de Notes et d'Éclaircissements à l'Introduction, et aux Religions de l'Inde, de la Perse et de l'Égypte. Die Seitenzahl geht fort, bis auf 960. Dazu gehört auch ein Heft mit Abbildungen, welches 58 in Kupfer gestochene Tafeln und 102 Seiten Explication des Planches enthält.

Indem wir eine weitere Erörterung über die mythologischen Meinungen von Herrn Guigniaut für die Fortsetzung des Werkes versparen, welcher wir mit Ungeduld entgegensehen: begnügen wir uns diesmal mit der Bemerkung, daß dieses Werk neben der deutschen Symbolik und Mythologie Creuzers eine wichtige Stelle in der mythologischen Literatur einnimmt, und auch für die, welche sich dem Creuzerschen Werke zwar für die Bildung des mythologischen Sinnes und für die Erweiterung der Kenntnisse dieses Faches verpflichtet bekennen, aber den Grundansichten desselben nicht beitreten können, ein nothwendiges Hülfsmittel ihrer Studien ist. Der Verfasser hat erstens das Ganze in einen lichtvolleren und genaueren Zusammen-

hang gebracht, die Schlussfolgen erscheinen hier oft bündiger, das Ganze in sich geschlossener; zugleich ergänzt der Verfasser überall die Creuzerschen Auseinandersetzungen durch Mittheilung anderer Forschungen, wie man bey dem Abschnitte über Aegypten die Resultate Champolions d. j. genau angegeben findet, auch durch eigene Untersuchungen. Wir vernehmen, daß es die Absicht des Verfassers ist, bey Griechenland und Italien auch die Meinungen der Mythologen mitzutheilen, welche sich den bannières victorieuses, wie der Verfasser sagt, jenes Systems nicht angeschlossen haben; wodurch freylich die Arbeit noch verwickelter und eine leichte Uebersicht über das Ganze schwerer herzustellen seyn wird. Herr Guigniaut verfährt dabey überall sorgfältig und gründlich; wie die Citate correct, das Griechische und Deutsche darin fehlerlos gedruckt ist: so herrscht durch das Ganze eine Ordnung und Nettigkeit, die auch unsere Landsleute sich zum Muster nehmen können. Eine sehr schätzbare Zugabe ist das Bilderheft, welches nun nicht mehr bloß einzelne Proben symbolischer Darstellung, sondern eine ziemlich vollständige Uebersicht der mythologischen Figuren und Scenen der Indischen, Persischen und Aegyptischen Religion gibt, in welchen Alles mit großer Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt ist. Wir wünschen, daß keine ungünstigen Zeitumstände, daß nicht die den ruhigen und anspruchlosen Studien des Alterthums so gefährliche Sucht, Alles auf politische Fragen und literarische Parteyungen zu beziehen, den Fortgang dieses aus wahrer Liebe zur Wissenschaft unternommenen Werkes stören möge.

B r e m e n.

Bey Wilhelm Kaiser: Erster Versuch auf dem Felde des deutschen Bundesrechts, betreffend die verfassungsmäßige Erledigung der Streitigkeiten zwischen deutschen Bundesgliedern. Von Gustav von Struve, ehemaligem Attaché bey der Herzoglich Oldenburgischen Bundestags-Gesandtschaft, jetzigem Landgerichts-Assessor zu Jever. 1830. VI und 122 S. in Octav.

Je seltener in der letzten Zeit aus mehr als einem Grunde theoretische Bearbeitungen des deutschen Bundesstaatsrechts geworden sind, um so mehr verdient die vorliegende Schrift, welche ihr Verfasser selbst bescheiden nur einen ersten Versuch genannt hat, rühmlicher Erwähnung. Die hier behandelte Aufgabe ist außerdem eine solche, welche nicht nur für die Praxis im Allgemeinen von ganz besonderem Interesse ist, sondern auch zugleich eine solche, von deren glücklichen Lösung ganz vorzüglich das Fortbestehen und die Wirksamkeit des gesammten Bundes abhängt. Die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat, kann nicht anders als gebilligt werden; ohne sich auf spitzfindige theoretische Untersuchungen einzulassen, hat er sich vielmehr streng an die vorliegenden gesetzlichen Bestimmungen gehalten, dieselben mit großer Genauigkeit und Pünctlichkeit bey den einzelnen Puncten zusammengestellt und unter einander verglichen und daraus practische Regeln und Grundsätze zu abstrahieren gesucht. In zwey Hauptabschnitten hat der Verfasser sein Thema behandelt; jeder Hauptabschnitt begreift wie

derum zwey Unterabtheilungen. I. Von denjenigen Streitigkeiten, bey deren Erledigung nur Bundesglieder unmittelbar betheilt sind und zwar, nach einer kurzen Einleitung, 1. von der Competenz der Bundesversammlung und 2. von dem in Gemäßheit der Competenz der Bundesversammlung eintretenden Verfahren, wobey wiederum von dem Vermittlungsverfahren, von der Einleitung des richterlichen Verfahrens bey Streitigkeiten, welche nicht den jüngsten Besitzstand betreffen und von dem Austrägal- und Executions-Verfahren die Rede ist. In Beziehung auf das Vermittlungsverfahren bey Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander selbst, hat der Verfasser ganz besonders auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, dafür eine bestimmte Zeitfrist festzusetzen, indem sonst die Einleitung des Austrägalverfahrens selbst ins Unendliche hinauszugezogen werden könne, wie denn auch bisher noch keine einzige bey der Bundesversammlung angebrachte Streitigkeit zwischen Bundesgliedern allein, ohne daß dabey zugleich auch Privatpersonen mit betheilt waren, vor ein Austrägalgericht habe gelangen können (S. 34).

II. Von den Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern, bey deren Erledigung auch Privatpersonen unmittelbar betheilt sind; und zwar auch hier wiederum nach einer kurzen vorausgeschickten Einleitung: 1. von der Competenz der Bundesversammlung und 2. von dem nach anerkannter Competenz der Bundesversammlung eintretenden Verfahren, und zwar von dem sowohl mit als ohne Concurrency der Bundesversammlung Statt findenden Vermittlungsverfahren, von der Einleitung des richterlichen

Verfahrens, dem Austrägalverfahren und dessen Folgen in gewissen Fällen, und endlich von dem Executionsverfahren. — Möge diese kurze Anzeige dazu beitragen, auf die vorliegende Schrift, als auf eine wahre Bereicherung unserer bundesstaatsrechtlichen Literatur, aufmerksam zu machen!

P a r i s.

Chez Levrault: Lettres sur l'Orient, écrites pendant les années 1827 et 1828 par le Bar. Th. Renouard de Bussières. T. I. 350 Seiten. T. II. 297 Seiten in Octav.

Diese Briefe können gewissermaßen als der Commentar zu dem sie begleitenden Prachtwerke angesehen werden, von dem wir 7 Livraisons, jede zu vier Blättern, lithographirt in Folio vor uns liegen haben. Die Briefe sind geschrieben aus Constantinopel und Aegypten, indem die Reise diese Länder und Gegenden nebst Nubien und einem Theil des Peträischen Arabiens umfaßte. Man wird sie mit Interesse lesen; wenn sie auch in streng wissenschaftlicher Rücksicht wenig neue Ausbeute gewähren, so geben sie doch eine anschauliche Kenntniß der Scenen und Gegenstände die darin beschrieben werden. Das Hauptwerk aber bildet der lithographirte Kupferatlas. Die 28 Blätter, welche die sieben Lieferungen umfassen, und welche aus dem lithographischen Institut des Herrn Engelmann hervorgegangen sind, stellen meist Landschaften, zum Theil

aber auch Architectur dar. Sie geben unsers Erachtens den glänzendsten Beweis bis zu welcher Vollkommenheit die Lithographie bey der Anwendung auf diese Gegenstände gebracht ist. Die Blätter einzeln aufzuzählen und zu beurtheilen müssen wir den Zeitschriften für die Kunst überlassen, da unsere Absicht hier nur ist die Liebhaber darauf aufmerksam zu machen. Unter den Landschaften stehen die Umgebungen von Constantinopel oben an. Unter den Gebirgsgegenden die des Sinai. Nicht nur die Darstellungen der gewaltigen Massen, sondern vor allem die Haltung der Fernen in allen Abstufungen übertrifft Alles was wir bisher in dieser Art gesehen haben. Unter den Darstellungen der Architectur ragen die Ruinen von Cycicus hervor, und demnächst, wie sich von selbst versteht, die Aegyptischen Monumente. Unter diesen nimmt auch hier der Riesenbau von Carnak im ersten Cahier den ersten Platz ein. 'En y arrivant on se croit transporté dans une ville de Géans'. Nächst diesem das Innere des Fellentempels von Ipsambul. Das südlichste Blatt stellt den zweyten Cataract von Wadi Galfa dar, welche der äußerste Punct nach dieser Seite war. Da die Briefe mit dem zweyten Theil endigen, so wird auch dasselbe mit dem Atlas der Fall seyn. Wir finden darüber nichts gesagt.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 5. Februar 1831.

E d i n b u r g.

Printed for Adam Black: A Treatise on Poisons in relation to medical jurisprudence, physiology, and the practice of physic. By Robert Christison, professor of medical Jurisprudence and Police in the University of Edinburgh. 1829. XX u. 698 Seiten in Octav.

Der als selbstständiger Arbeiter im Gebiete der Toxicologie rühmlich bekannte Verfasser glaubte sich durch seine Lehrstelle an der Edinburger Universität berufen und verpflichtet ein vollständiges Handbuch über die Gifte, welches bis dahin der Englischen Literatur noch gänzlich fehle, auszuarbeiten. Die Grundsätze, nach denen er dabey verfahren, entwickelt er in der Vorrede, und man muß gestehen, daß er sie von einem weiten Gesichtspuncte aufgefaßt und mit eben so viel Einsicht als Sachkenntniß durchgeführt hat.

Der erste Theil über die Vergiftung im All-

gemeinen bespricht diejenigen Abschnitte der Toxicologie, welche bisher in Französischen sowohl als in andern Schriften ziemlich kurz und oberflächlich abgefertigt worden, und wenn man gleich auch hier Vollständigkeit in der Angabe der Hauptmomente vermißt, so muß man doch dem selbstforschenden, beobachtenden und sammelnden Geiste des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Indem Referent dieses Urtheil mit voller Ueberzeugung darlegt, kann er nicht umhin die Bemerkung auszusprechen, daß zwischen dem allgemeinen Theile dieses Buchs und der von ihm in den Jahren 1827 und 1829 in zwey Abtheilungen herausgegebenen und in diesen Blättern St. 87 und 185 von jenen Jahren angezeigten 'Lehre von den Giften in medicinischer, gerichtlicher und polizeylicher Hinsicht' (die der Verf. jedoch nicht zu kennen schien, wenigstens nirgend anführt) eine Aehnlichkeit im Gedankengange, in der Behandlung und in den leitenden Ideen herrsche, die höchst auffallend und überraschend seyn muß. Fast alle wissenschaftlichen Rücksichten, die in dem Englischen Werke berührt sind, finden auch hier sich entwickelt, beynah in derselben Reihenfolge, mit denselben Unterabtheilungen, und wie eine unparteyische Vergleichung ergeben wird, weit begründeter und erschöpfender. Der Verf. bezieht sich in seinen Anführungen (eine seltene Erscheinung bey Ausländern) sehr häufig auf deutsche, ältere sowohl als neuere Literatur; aber auch hier wird der Vergleichende leicht erkennen, wo die wahre Vollständigkeit, Sicherheit und Gründlichkeit sich kund gibt, und ob die Behauptung des Verfassers (Vorrede S. VIII), daß man in seinem Werke 'Untersuchungen finde, die

die noch in keinem andern Platz gefunden, wirklich richtig sey.

Das erste Kapitel handelt von der physiologischen Wirkung der Gifte, also von der Art der Wirkung, die entweder local ist (chemisch oder corrodierend, entzündend oder irritierend, und ohne materielle Veränderung die Nervenenden afficierend), oder entfernt (durch Sympathie, wo die Nerven die dem einen Organe mitgetheilten Eindrücke auf andere übertragen, oder durch Absorption, besonders durch das Blut); über Entdeckung der Gifte im Blute; über die Organe, welche durch die entfernte Wirkung der Gifte leiden (Herz, Lunge, Gehirn, Rückenmark); über die Ursachen, welche die Wirkung modificieren (Quantität, Aggregatzustand, chemische Combination. Hierfür wird (S. 20) der Satz festgestellt, daß Gifte, die local wirken, durch chemische Verbindung neutralisirt werden, wie Baryt durch Schwefelsäure, aber solche, die in das Blut eingehen, dadurch allenfalls vermindert, jedoch nicht aufgehoben werden, so die Salze des Morphiums, die Verbindungen des Arsens, der Blausäure und Kleesäure); über Vermischung und Verdünnung; Verschiedenheit der organischen Gewebe, der Organe; Gewohnheit und Idiosynkrasie; zuletzt daraus folgende, (sehr dürftige) Regeln über Behandlung der Vergiftung (S. 26..30).

Das zweyte Kapitel handelt von der Ausmittelung und den Beweisen der Vergiftung 1. nach den Symptomen; nach dem plötzlichen Erscheinen und raschem Verlaufe; besonders nach einer Mahlzeit; inmitten guter Gesundheit, wobey auf den Unterschied ähnlicher, aber natürlicher Zufälle aufmerksam gemacht wird. 2. Nach den krankhaften Erscheinungen, besonders in des

Zeiche. 3. Nach der chemischen Analyse. (Wenn auch diese zuweilen kein Gift darzustellen vermöchte, so könnte es dennoch da gewesen, aber ausgeleert, absorbiert oder zersezt worden seyn.) 4. Nach vergleichenden Versuchen mit den verdächtigen Substanzen an Thieren. 5. Nach moralischen Gründen, wobey neun verschiedene Rücksichten auf Personen und Umstände aufgeführt werden.

Das dritte Kapitel über eingebildete, fälschlich vorgegebene oder angeschuldigte Vergiftung enthält nur wenige Bemerkungen, wie in solchen Fällen zu verfahren.

Der zweyte bey weitem beträchtlichere Theil über die speciellen Gifte (81.. 688) behandelt im ersten Kapitel die Classification derselben. Der Verf. ordnet sie in drey Klassen, in die reizenden, betäubenden und betäubend-scharfen, und gibt bey jeder (S. 84. 492. 606) die Uebereinstimmung und Verschiedenheit an, welche die durch sie hervorgebrachten Erscheinungen mit denen der natürlichen Krankheiten haben. Die der reizenden können auch entstehen durch Ausdehnung und Zerreiſung des Magens so wie des Zwölffingerdarms, durch Trinken von kaltem Wasser in der Hitze, durch gallichtes Erbrechen und Brechdurchfall, durch Entzündung des Magens, der Gedärme, des Bauchfells, durch freywillige Durchbohrung des Magens, oder Schlundes, durch Durchbohrung des Darmcanals durch Würmer, durch Blutbrechen, Kolik und Verstopfung der Eingeweide. Er bringt sie in fünf Ordnungen: die Säuren und ihre Basen; die Alkalien und ihre Salze; die Metallverbindungen; die vegetabilischen und thierischen Gifte und die mechanischen Reize.

Bey den betäubenden Giften (mit denen, sei-

ner Ansicht nach, auch die der dritten Klasse übereinstimmen) zeigt er den Unterschied, der zwischen ihren Wirkungen und den Symptomen des Schlagflusses, der Epilepsie, der Gehirn- und Rückenmark-Entzündung, der Hypertrophie des Gehirns und der Asphyrie Statt finde. Hieher zählt er Opium, Blausäure und die giftigen Gasarten; so wie zu den narcotisch-scharfen den Tabak und verwandte Pflanzen, das Mutterkorn und den Alkohol. Diese einzelnen Gifte werden in 38 Kapiteln und in einem kurzen Anhange behandelt, von jedem die naturhistorischen Eigenschaften, die unmittelbaren Wirkungen und die daraus hervorgehenden krankhaften Erscheinungen so wie die therapeutische Behandlung angegeben. Die Darstellung ist klar und bündig. Krankheitsgeschichten sind nur wenige, aber diese characteristisch eingewebt, manche eigene Beobachtungen mitgetheilt und fremde Erfahrungen angeführt. Jedoch darf man nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser hauptsächlich den chemischen Theil mit selbstständiger Forschung durchgearbeitet hat; in dem Physiologischen und Therapeutischen beruft er sich nur auf fremde Auctoritäten, und durch die Art, wie er diese an einander reiht, beweist er, daß dieses Gebiet nicht das sey, worauf er frey und sicher herrscht.

Es sey uns erlaubt Einiges, was uns besonders interessant oder auffallend schien, noch kurz hervorzuheben.

Bei der Kleesäure, mit deren toxicologischer Untersuchung sich der Verfasser bekanntlich sehr gründlich beschäftigt hat, wird (S. 143) bemerkt, daß sie auf keinen animalischen Stoff wirke, ausgenommen die gelatina, welche sie schnell auflöse, ohne sie jedoch im mindesten zu

verändern oder von ihr verändert zu werden. Wenn concentrirt, wirke diese Säure als ähen- des Gift, wenn diluirt, nicht minder giftig; aber mehr narcotisch-lähmend (S. 145). — Von einer Quantität des weißen Arseniks in einer Tasse Thee, beynah zum Sieden erhitzt, wurden kaum zwey Grane aufgelöst (S. 177). Die Reduction desselben in der Glasröhre muß mit gut ausgeglüheter Holzkohle geschehen, nicht mit dem sonst angegebenen schwarzen Flusse, denn dieser hält fast die Hälfte des Arseniks mit Kalium verbunden zurück (S. 180). Die Reduction gewähre die feinste, sicherste und leichteste Prüfung (S. 182). Wenn die reducierte Metallkruste in schwefelsaures Kupfer-Ammoniak getaucht wird, so färbt sie oder die Oberfläche der Flüssigkeit sich grün (S. 186). Ueberhaupt ist die Prüfung auf Arsenik hier mit großer Vollständigkeit und nach eigenen sehr deli- caten Versuchen vorgetragen und verdient die Beachtung der Chemiker. Seite 199 ist eine, wie es scheint, dem Verfasser eigenthümliche Methode bey der Untersuchung des Magens u. dergl., um die animalischen Theile aus der ausgekochten Flüssigkeit zu entfernen. Diese wird nämlich mit etwas Essigsäure angesäuert, wodurch manche animalische Stoffe, z. B. das Kasein, coagulirt werden. Hierdurch wird auch die Flüssigkeit zur Prüfung mit Schwefel-Wasserstoffgas vorberei- tet, da diese am besten mit einer säuerlichen Auflösung geschieht und die mineralischen Säuren leicht Schwefel mit niederschlagen, was die Essigsäure nicht thut. Reicht diese allein nicht hin, so wird etwas Salzsäure und dann salpe- tersaures Silber zugesetzt. Letzteres schlägt die animalische Materie nieder, nicht aber den Arsenik; indem sonst die Lösung alkalisch seyn

müßte. Dann wird der Silber-Ueberschuß durch Kochsalz entfernt, filtriert und mit den Reagenzien weiter verfahren. — Unter vielen Prüfungsmitteln des Sublimats wird (S. 276) auch hervorgehoben, daß ein Tropfen Quecksilber seine Auflösung vollständig zersetzt, indem sich allmählich Calomel niederschlägt. — Vom Kupfer wird (S. 338) bemerkt, daß es in Wasser, worin Kochsalz, Alaun, Bittersalz, Salpeter enthalten ist, sich auflöse; doch könne man den chemischen Grund davon nicht wohl angeben. Fast alle Aufnahme dieses Metalls in Flüssigkeiten, die darin gekocht werden, finde auch nach seinen Versuchen erst beym Erkalten, wo die eintretende atmosphärische Luft oxydierend wirke, Statt. Eine Platte Kupfer in Butter getaucht, färbe diese nur da grün, wo Luft mit hinzutreten könne (S. 341). Thee, Milch, Cyweis fälle den Kupfervitriol, und verdünnte Essigsäure löse dann aus dem Niederschlag bloß das Dryd auf (S. 343). Aehnlich verhalte es sich mit dem Zinkvitriol (S. 374). Diese Beobachtung benutzte er zur Erkennung und Abscheidung der beiden Metalle aus gemengten Flüssigkeiten. — Metallisches Bley wird nach des Verfassers sorgfältigen Versuchen (S. 386) von gewöhnlichem Wasser unter Zutritt der Luft allmählich in kohlen-saures Dryd, von dem ein kleiner Theil aufgelöst wird, umgewandelt. Diese Wirkung werde durch kleine Quantitäten von fast allen Neutralsalzen aufgehoben, besonders von solchen, deren Säuern mit dem Metall ein unauslösliches Salz bilden, welches als eine dünne Kruste auf dem Bley den weiteren Angriff verhindere. — Das Verfahren des Verfassers bey Opium-Untersuchungen (S. 519) scheint uns recht empfehlenswerth. Die mit Essigsäure versetzte Mate-

rie wird filtrirt, zur Syrupus-Consistenz abgedampft und mit starkem Alkohol ausgezogen; der Auszug filtrirt wieder abgedampft und in Wasser aufgelöst; dann essigsaures Bley zugegeben. Der Niederschlag enthält das mekonsaure Bley, die Flüssigkeit das essigsaure Morphinum. Um dieses zu erkennen, wird das eingedampfte Liquidum durch Schwefelwasserstoffgas vom überschüssigen Bley befreit und dann geprüft: erstens, ob der Geschmack sehr bitter ist; zweitens, ob salzsaures Eisenoxyd eine indigblaue, und drittens ob Salpetersäure eine orangerothe Färbung bewirkt. Sodann wird auch der Bley-niederschlag mit Schwefelwasserstoff behandelt, filtrirt und eingekocht. Ist Mekonsäure vorhanden, so gibt sie mit salzfauerm Eisenoxyd eine blutrothe Farbe; auch verräth sie sich durch ihr krystallinisches Ansehen bey der Sublimation in einer Glasröhre. Der Verfasser macht indeß (S. 521) die Bemerkung, daß das Opium sehr leicht im thierischen Körper verändert und zersezt werde, so daß oft schon nach einigen Stunden die chemische Analyse auch von dem notorisch in beträchtlicher Menge vorhanden gewesenen Gifte nur unbedeutende Spuren darzustellen vermocht habe. Noch häufiger geschehe dieses, wenn Milch oder Porter damit in Berührung gewesen. — Bey den giftigen Gasarten führt der Verfasser (S. 600) auch an, daß qualmende Lichtschnuppen sich in einem Falle als tödtlich erwiesen haben. — Noch wollen wir uns über verschiedene Angaben des Verfassers einige kurze Bemerkungen erlauben. Wenn er (S. 17) sagt, daß die Milz von keinem Gifte afficiert werde, so scheint er Ittner's Beobachtungen (Beiträge S. 130 und 131), woraus hervorgeht, daß die Blausäure ganz besonders auf dieses Organ

wirke, nicht zu kennen. — Bey der Angabe der Umstände, welche die Wirkungsart der Gifte modificieren, hat er keine Rücksicht genommen auf das Lebensalter, auf die Gewöhnung, auf die Zeit des Einwirkens, auf die Art und Menge des zugesetzten Vehikels, auf körperliche und geistige Gesundheit. — Auf die Möglichkeit der Tödtung durch die Hautabsorption legt er zu wenig Gewicht. Sehr viele Todesfälle zeigten, daß sowohl scharfe als narcotische Gifte, ohne Verletzung der Oberhaut, in den inneren Organismus aufgenommen und rasch den Tod nach sich ziehen können. Der anscheinende Gegenbeweis von Coullon, der auf das Auftröpfeln von Blausäure auf die Haut eines Hundes keine Wirkung beobachtete, widerlegt diese Behauptung durchaus nicht, denn das ausgebildete Hautsystem des Menschen verhält sich anders, als das mit Haaren, Federn oder Schuppen bedeckte der Thiere. — Seine Ueberzeugung, die er auch in der Vorrede (S. X) ausspricht, daß der Beweis einer Vergiftung vollständig seyn könne, ohne daß das Gift selbst dargestellt werde, können wir durchaus nicht theilen, und glauben wir, daß unsere Criminalrichter fest bey dem gesetzlichen Gesichtspuncte beharren müssen. Die Bemühungen des Verfassers die kürzesten und längsten Zwischenräume, innerhalb welcher ein Gift wirken könne, zu bestimmen, sind äußerst verdienstlich; aber wir halten diese Bestimmungen nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft für höchst gewagt und von sehr vielen Nebenumständen abhängig. Seite 565 wird eine Geschichte erzählt, wo eine von einem Apotheker-Gehülfen geschwängerte Person todt in einer ruhigen und geordneten Lage im Bette gefunden ward und neben ihr ein Fläschchen mit Blausäure, das

zum Theil geleert und wieder zugekorrt war. Die Aerzte, denen der Verfasser beystimmt, erklärten, daß sie sich nicht selbst könne vergiftet haben, weil die Wirkung der Blausäure in wenigen Secunden und unter Convulsionen erfolge, daß die Person nicht mehr habe das Fläschchen zustoßen und noch viel weniger eine so ruhige Lage behaupten können. Wir halten diese Entscheidung, welche die Geschwornen in ihrem Ausspruch leitete, für ganz unzureichend, da wir die Berücksichtigung der wichtigsten Nebenumstände vermissen. Eben so wenig sind wir einverstanden mit der Ansicht, die der Verfasser bey dem Vorfalle (S. 41) äußert, wo ein Mann, heftig von seiner Frau geschlagen, nach wenigen Stunden starb und in dessen Leiche eine ungewöhnliche Bildung am Herzen gefunden wurde. Der Verfasser weist nämlich den Verdacht einer Vergiftung und die Nothwendigkeit einer Analyse mit der Bemerkung ab, daß nur ein heftiges Narcoticum in starker Dose so rasch den Tod hätte bewirken können, daß aber dann die Wirkung nicht von 9 bis 2 Uhr hätte aufgehalten werden können. Wir glauben, eine angeestellte chemische Untersuchung hätte den Verfasser leicht aus diesem Dilemma herausgerissen. Ueberhaupt ist zu wünschen, daß die Ergebnisse der Leichenuntersuchung genauer und sorgfältiger angegeben wären.

Der Verfasser bemerkt sehr richtig (S. 88), daß man bey dem Verdacht einer Vergiftung weißes Pulver, das man im Magen findet, nicht sogleich für Arsenik erklären solle. Schon oft ließ Magnesia bey dem ersten Anscheine eine geschehene Vergiftung vermuthen. Noch hätte er auch der weißen Körnchen Erwähnung thun sollen, die bloß aus Fett und thierischem Stoffe

bestehen und die sich zuweilen im Magen und im tieferen Darmcanale vorfinden. — Nach dem Verfasser wären die Löcher, die durch Krankheit entstehen, durchaus nicht zu unterscheiden von denen, die von Gift herrühren; allein die von Krankheit entstehenden Löcher sind meistens kreisrund, während die in Folge von Gift sich bildenden mehr uneben, mit dichten gleichsam schwielichten Rändern angetroffen werden. — Unter den giftigen Schlangen Großbritanniens wird die Viper (470) angeführt, jedoch keine einzige Beweistelle eines Englischen Beobachters. — Da der Milzbrand oder die böse Pustel, die selten in England vorkomme, zu den Giften gezählt wird (S. 475), so sieht man nicht ein, warum der Verfasser nicht mit gleichem Rechte die übrigen Contagien hierher zieht. Nach unserer Ueberzeugung dürfen weder die sogenannten Krankheitsgifte in die Toxicologie aufgenommen werden, noch die mechanischen Gifte, welche der Verfasser nach der Weise der älteren Autoren nicht ausschließen zu dürfen glaubte (S. 485). — Die narcotischen Gifte (S. 492) wirkten auf das Gehirn oder Rückenmark oder auf beide dadurch, daß sie in die Blutgefäße eindrängen. So wenig jedoch diese Erklärung vollkommen genügt, so wenig befriedigend ist für die so verschiedenartig wirkende große Klasse von Giften die auf eine Reihe interessanter Versuche sich stützende neueste Behauptung von Morgan und Addison (on the operation of poisonous agents upon the living body. London. 1829. 8.), daß sie nämlich auf der inneren Haut der Blutgefäße einen eigenthümlichen Eindruck hervorbrächten, der längs der Nerven zum Mittelpunct des Nervensystems geleitet würde. — Vom Opium würden in England beson-

ders zwey Präparate (the Black drop und Battley's sedative liquor) theils zum wirklichen Morde, theils dazu gebraucht, um Menschen, die man zu berauben beabsichtigt, vorher zu betäuben. Beide seyen Auflösungen von Opium in vegetabilischen Säuern und das erstere gelte für viermal, das zweyte für drey mal stärker als Laudanum; allein nach seiner eigenen Erfahrung übertreibe man ihre Stärke.

Schon aus diesen gedrängten Mittheilungen geht hervor, wie reichhaltig und eigenthümlich der Inhalt dieses Werkes und wie ihm sein Vaterland wesentlich Dank dafür schuldig sey. Eben seiner charakteristischen, zunächst nur für England berechneten, auf ihre Geschwornengerichte und Legalmedicin anwendbaren Behandlung wegen, und weil es bloß die in England vorkommenden Gifte enthält, eignet es sich schwerlich zu einer unveränderten Uebersetzung. Möchten doch die, welche so leicht fremde Erzeugnisse auf deutschen Boden verpflanzen, auch zugleich berücksichtigen, daß dem Verfasser, trotz seines Bestrebens die deutsche Literatur zu benutzen, doch nur die am leichtesten zugänglichen Quellen bekannt, hingegen die zerstreuten einzelnen Beobachtungen in den Werken der vorzüglichsten practischen und gerichtlichen Aerzte völlig fremd geblieben sind.

M . . r.

L o n d o n .

For Colburn: Recollections of travels in the East, forming a continuation of the letters from the East by John Carne, Esq. 1. Bd. 1830. 348 S. in 8.

Nach Lesung dieses Buches haben wir uns, wie uns kürzlich oft genug begegnet, von neuem, aber wieder vergeblich nach einem entsprechenden deutschen Ausdruck für den so bezeichnenden englischen: cockneyism umgesehen, weil wir in der That keinen wüßten der den Character dieser Reisebeschreibung besser bezeichnete. Umschreibend würden wir sagen, es spricht sich darin eine Verkünstelung des ganzen Wesens aus, die zur andern Natur geworden ist, und die sich freylich nach dem verschiedenen gesellschaftlichen Standpunct des damit behafteten Individuum verschieden äußert. Bey dem ehrlichen Krämer aus der City, darin daß er z. B. bey seiner Entdeckungreise auß Land, von dem ersten Hahn den er krähen hört, versichert: der Hahn wiehert (the cock neighs) und sich so einen unauslöschlichen Spottnamen erwirbt — bey dem gebildeten Esquire, der sich in der guten Gesellschaft des Westendes herumtreibt, die zugleich die unnatürlichste von der Welt ist, eben z. B. dadurch daß er solche Beschreibungen seiner Touren und Abenteuer im Osten und Westen, Süden und Norden verfertigt, aus denen niemals der Osten, Westen, Norden oder Süden, sondern immer nur der unverbesserliche, selbstgefällige, modische cockney spricht, und die eben deshalb von seinesgleichen mit demselben Wohlgefallen und in demselben Sinne aufgenommen werden, wie irgend ein modiger Roman, Oper u. s. w. Einem solchen Reisenden und Reisebeschreiber ist der Gegenstand den er beschreibt immer Nebensache und seine Beschreibung und noch mehr das Publicum an das er sich wendet, immer Hauptsache. Man fühlt es deutlich, wie er bey jedem neuen Gegenstand den er sieht sich

eigentlich bloß über die zierlichen Redensarten freut, womit er ihn beschreiben und herauspußen wird, und wie sie sich bey Colburn elegant ediert auf den Kaminen der guten Gesellschaft ausnehmen und von den Drakeln der belletristischen Critik mit irgend einer stereotypen Sentenz den Stempel der modischen Legitimität erhalten werden. — Der gänzliche Mangel an Objectivität ist aber nicht einmal das schlimmste bey diesem Geschlechte, sondern, daß ihnen die erschlaffende Ueberbildung auch nicht einmal eine tüchtige Subjectivität gelassen hat, die irgend einen Gegenstand von irgend einem festen, wenn auch partyischen Gesichtspunct kräftig erfassen und tief fühlen könnte. Das ganze Weltall, Natur, Menschen und Völkerleben ist für sie nichts als eine Veranlassung zu Beschreibungen, Betrachtungen, Sentiments, die anfangs wohl nach etwas aussehen, allmählich aber wie ein süßlich laues Getränk anwidern, und bey näherer Betrachtung lauter Reminiscenzen aus Romanen, Journalen und Salonsgeschwätz sind, und die dann freylich auch ihr motus peristalticus dahin zurück führt. — Zu verwundern ist es nur, daß solche Herren sich noch die Mühe geben wirklich zu reisen, da Operdecorationen, voyages pittoresques, exhibitions aller Art ihnen ganz dieselben Dienste leisten würden wie die Anschauung der Wirklichkeit. Man lese z. B. des Verfassers lange, blühende Schilderung des Angriffs einiger Arabischen-Scheiß auf eine Caravane, die Vorbereitungen, die Verabredungen der Krieger, ausgesandten Kundschafter, die Sorglosigkeit der Kaufleute, ihr Entsetzen, ihre Flucht bey dem unvermutheten Ueberfall, die Verzweiflung der Beraubten, die Gie-

rigkeit der Räuber, der Jubel ihrer Weiber und Kinder; dann der Zorn des Paschas, die Vertheidigung, die Gefangennehmung der Scheiks, ihre Verzweiflung und Niedergeschlagenheit im dunkeln Kerker, ihr muthiger Gang zum Tode, das Wehklagen der verlassenen Weiber und Kinder in der Wüste, die Zerstreung der Horde u. s. w. — und hat der Verfasser alles dieß gesehen, erlebt, fühlt er es wenigstens? bewahre; er ist nur einmal einige Tage durch eine Art von Versehen der Gefangene jenes Scheiks gewesen, derselbe wird während seines Aufenthalts in Kairo wegen der Beraubung einer Caravane enthauptet, und diese ganze Episode könnte in einem Roman, vermöge einiger sehr einfachen Formeln allgemeiner Menschenkenntniß und einigen sehr magern Thatsachen aus irgend einem Melodram eben so gut producirt werden.

Bey alle dem sind die Gegenstände, die sich dem Reisenden von allen Seiten aufdrängen, zu bedeutend, eigenthümlich und anziehend, als daß es seiner Beschreibung ganz an Interesse mangeln könnte; ja, wir zweifeln auch gar nicht, daß eben diese Art der Auffassung und Beschreibung, die uns so durchaus zuwider ist, den Beyfall eines zahlreichen Publicums erhalten hat, denn diese recollections sind eigentlich nichts als ein nochmaliges Auspressen derselben Frucht, aus der die früher in diesen Blättern angezeigten letters from the east geflossen sind. Sie behandeln wie diese, Palästina, besonders Jerusalem und andere heilige Dörter, wobey zwischen Glauben und Unglauben aufzuerlichste durchgesteuert wird — dann Syrien, Cairo u. s. w.

S i n g a p o r e.

Mission Press: A Code of medical Regulations, for the Honorable East India Company's Establishment of Surgeons, belonging to the Presidency of Prince of Wales Island, Singapore and Malacca. drawn up at the express desire of Government, by W. E. E. Conwell, Surgeon on the Madras Establishment etc. 1828. XXVI und 85 Seiten in 8.

Ob dieser, nach den mitgetheilten amtlichen Auszügen auf Befehl der obersten Behörde ausgearbeitete Codex für Wundärzte in Ausführung gekommen, ist in dem Buche nicht angegeben. Kaum aber möchte daran zu zweifeln seyn, da dieser Entwurf von großer Sachkenntniß, Dienst- erfahrung und systematischer Ordnung zeugt. In 5 Kapiteln und ihren Unterabtheilungen werden abgehandelt die Verhältnisse des medicinischen Personals (Wundärzte erster und zweyter Klasse, Assistenten-Wundärzte, Apotheker-Assistenten und Gehülfen so wie ärztliche Böglinge), ihre Anstellung, Pflichten, Unterordnung; die öffentlichen Bücher, Journale und Register &c. Eine große Anzahl von Muster-Tabellen für Krankenberichte jeder Art so wie ein Beyspiel einer ausführlichen Krankheitsgeschichte nebst der Leichenöffnung und der ärztlichen Folgerungen daraus erhöhen die Brauchbarkeit des seinem Zwecke sehr entsprechenden Buches.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 7. Februar 1831.

L o n d o n.

Printed for Burgess and Hill: The medical evidence relative to the duration of human pregnancy, given in the Gardner peerage cause, before the committee for privileges of the House of Lords in 1825.. 6 with introductory remarks and notes by Robert Lyall M. D. Second edition, with additions. 1827. XXIX und 122 S. in gr. 8.

Die erste Auflage dieser kleinen interessanten Schrift hatte Ref. nicht zu sehen Gelegenheit, und er kann daher nicht angeben, wie es sich mit den Zusätzen verhält. Nach der vorgedruckten Erklärung des Dr. Lyall (S. I.. XXIX) verhinderten ihn die Vorbereitungen zu einer Reise nach Madagascar, dieser neuen Auflage ganz ihr Recht wiederfahren zu lassen. Die Veranlassung, daß siebenzehn Aerzte ihre Zeugnisse, über den richtigen Geburts-Termin und über die mögliche Dauer der Schwangerschaft des menschlichen Weibes, die hier gesammelt sind, vor der

Committee for Privileges of the House of Lords in London abgeben mußten, war ein Rechtsstreit über die Rechtmäßigkeit eines Henry Fenton Fadis, der von der Ehefrau des Lord Alan Hyde Gardner, der Angabe nach, im Ehebruche mit Henry Fadis erzeugt seyn sollte, nichts desto weniger aber, nach dem Tode des Lords, Namen und Titel desselben in Anspruch nahm. Nach der ehelichen Gemeinschaft die der Lord mit seiner dormaligen Gattin gehabt hatte, konnte der H. F. Fadis nur denn sein Sohn seyn, wenn anzunehmen war, daß eine Frucht im Mutterleibe von dem Tage der ehelichen Beywohnung, und der angeblich dabey erfolgten Schwängerung an, entweder bis zum 304 oder 311 Tage habe getragen werden, oder schon am 150sten Tage der Schwangerschaft lebensfähig zur Welt kommen können. Hierüber wurden nun nicht allein siebenzehn Aerzte, die zugleich Geburtshelfer waren, sondern auch acht Frauen, die Leibesfrüchte länger als gewöhnlich getragen haben wollten, vernommen.

In den einleitenden Bemerkungen wird der Beweis zu führen gesucht, daß die Zeiträume der Schwangerschaft, wegen der Ungewißheit des Empfängnißtermines, und der Unzuverlässigkeit ihrer Kennzeichen, sich kaum jemals mit Sicherheit angeben ließen, und daß daraus also viele Fälle von angeblich sowohl frühzeitigen, als auch zu späten Geburten erklärt werden müßten, bey denen mithin offenbar Täuschung zum Grunde liege. Nichts desto weniger gesteht der Verf. doch zu, daß sowohl Frühgeburten als auch Spätgeburten, als Abweichungen von der Regel vorkommen können, daß aber vor dem siebenten Monate kein Kind das Ansehen der Reife habe. Bey einem völlig siebenmonatlichen Kin:

de sey es für möglich zu halten, daß es durch ungewöhnliche Größe einem ausgetragenen gleichen könne, doch sey das Zeugniß derer, die dieß gesehen zu haben behaupteten, sehr verdächtig. Eine Verlängerung der Schwangerschaft über den gewöhnlichen Geburtstermin hinaus lasse sich nicht leugnen, wie häufig sie sich aber ereigne, und wie lange sie dauern könne, wüßten wir bis jetzt jedoch nicht, und diese Ungewißheit biete uns noch ein großes Feld zu weiteren Nachforschungen dar.

Mit dieser Ansicht traten nun sogleich die eidlichen Aussagen von fünf der berühmtesten Geburtshelfer Londons, namentlich der Hn. Clarke, Blegborough, Pennington, Gooch, und David Davis, die sie auf Befragen vor Gericht abgaben, in schneidenden Widerspruch. Alle behaupteten daß die ordentliche Dauer der Schwangerschaft des menschlichen Weibes nicht über neun Kalender-Monate dauern könne, und daß die Geburt wohl einige Tage vor dem Ende des neunten Monates eintrete, aber selten oder niemals auch nur ein paar Tage nach demselben. Daß eine am elften Julius empfangene Frucht, am 8ten December lebensfähig geboren werden könne, halten sie ebenfalls für unmöglich. Auf fremde widersprechende Erfahrungen legen sie bey ihrem Ausspruche durchaus keinen Werth, ja von dem was in Deutschland über diesen Gegenstand verhandelt worden, kennen sie nur das, was bey Haller darüber vorkommt; andere Schriftsteller hierüber, und namentlich auch Röderer, sind ihnen, nach ihrem eigenen Geständnisse völlig unbekannt.

Für die Möglichkeit der Verlängerung der Schwangerschaft über den gewöhnlichen Geburtstermin hinaus, erklären sich dagegen zwölf nicht

minder geschätzte Entbindungsärzte. Dr. Granville der, als Vorsteher zweyer Entbindungsanstalten in London, über neuntausend Schwangerschafts- und Geburtsfälle ein Tagebuch gehalten hatte, das theils von ihm selber, und theils von seinen Schülern niedergeschrieben worden war, versichert darunter achte von Uebertragung der Frucht, und außer ihnen noch einen in seiner Privatpraxis beobachtet zu haben, in dem die Geburt vier Wochen über ihren gewöhnlichen Termin verzögert wurde. — Dr. John Conquest bestätigt ebenfalls die Möglichkeit der vierwöchentlichen Uebertragung einer Leibesfrucht, und führt selber ein paar Beispiele aus seiner Praxis dafür an. Seine Angaben über den Empfängnißtermin in diesen Fällen, über die Ursachen der Geburts-Verzögerung, die besonders in Blutfluß, und in Gemüthsbewegungen während der Schwangerschaft bestehen sollen, und über ihre Kennzeichen, sowohl an der Mutter als an dem Neugeborenen, sind jedoch so schwankend, daß sein Zeugniß gewiß keinen großen Werth hat. Calendar-Monate und Monds-Monate werden dabey von ihm unaufhörlich mit einander verwechselt. Mit mehr Bestimmtheit erklärt John Sabine, Esquire, daß seine eigene Gattin ihr erstes Kind um einen Calendar-Monat übertragen habe. Sie hatte am 14ten September 1817 das Monatliche zum letzten Male. Am folgenden 14ten October erwartete sie es vergeblich, und statt dessen traten die allgemeinen Zeichen der Schwangerschaft ein. In der zweyten Woche des Januars 1818 spürte sie Fruchtbewegung, und die Geburt erfolgte den 14ten August 1818. Das Neugeborene war ungewöhnlich groß. — Dr. Samuel Merriman will die Verlängerung der Schwangerschaft bis auf den zweyhundert

und fünf und achtzigsten, sieben und achtzigsten, sechs und neunzigsten, drehundert und dritten, und drehundert und neunten Tag beobachtet haben. Den Empfängnißtermin rechnet er von dem letzten Erscheinen des Monatsflusses, wobey er jedoch die Angaben der Mütter über diesen Zeitpunkt nicht ganz außer Acht läßt. — Dr. Henry Davis war über einen Fall von Verzögerung der Geburt, von dem er gehört hatte, nicht vollständig unterrichtet. Dr. Richard Denison beobachtete einen Fall in dem die Schwangere, nach ihrer eigenen Aussage, die Frucht drey Wochen über die gewöhnliche Zeit trug. Ueber eine Verzögerung der Geburt bis zum 304ten oder 311ten Tage, wußte er aus eigener Erfahrung nichts anzugeben. Der Dr. Eduard Hopkins, erster Arzt und Geburtshelfer der großen Westminster Gebär-Anstalt, erklärt, besonders auf einen von seinem Vater beobachteten Fall gestützt, die Dauer einer Schwangerschaft von zehn Calendar-Monaten für möglich. Das Neugeborne war, in dem angezeigten Fall, ungewöhnlich groß und schwer, und die Geburt sehr schwierig. — Henry Chinnoks, ein junger Geburtshelfer, der nicht länger als zwey Jahre practiciert hatte, gibt einen Fall an, in dem eine Frau, nach ihrer Angabe des Empfängnißtermins, ihre Frucht achtzehn Tage über die gewöhnliche Zeit trug. Thom. Hawkes beobachtete eine vierzehntägige Uebertragung, und ist dabey der Meinung, daß Knaben häufiger als Mädchen acht bis zehn Tage übergetragen würden. — Dr. John Elliotson, Arzt bey dem St. Thomas-Hospital und Lehrer der gerichtlichen Medicin, hielt die Uebertragung einer Frucht für ein nicht seltenes Ereigniß; eigene Erfahrungen hatte er darüber je-

doch nicht. — Dr. James Blundell beobachtete eine Uebertragung von 14 Tagen. — Dr. John Power behauptet, daß sich nach Gründen der Wissenschaft und der Erfahrung eine Uebertragung der Frucht, sogar über den elften Calendar-Monat hinaus, nicht leugnen lasse, ja er will dreyßig bis vierzig Fälle der Art sogar selber beobachtet haben. Sieben Frauen aus verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft versicherten eidlich, unter mehreren Kindern, die alle zu rechter Zeit geboren wurden, jedwede eins vier Wochen und länger übergetragen zu haben. Mary Tugate, Hebamme bey verschiedenen Entbindungs-Anstalten, und bey dem Midwifery-Hospital, berichtet mit Bestimmtheit einen genau bezeichneten Fall, indem eine arme irländische Frau ihre Frucht länger als einen Calendar-Monat über die gewöhnliche Zeit trug.

Obgleich die Mehrzahl der Zeugnisse für die Möglichkeit der Uebertragung einer Frucht bis zum 304ten, ja 311ten Tage sprach, so glaubten die Richter über den vorliegenden Fall doch, daß dabey die Gewißheit fehle, die zu einer rechtlichen Ueberzeugung erforderlich sey, und sie sprachen daher dem H. F. Fadis das Recht auf die Erbschaft des Lord A. S. Gardner ab, indem seine Legitimität nicht erwiesen sey. Dieß Urtheil wurde von des Königs Majestät bestätigt. In fünf Anhängen werden das zum Theil recht fade Geschwätz von zwey Englischen und dem Edinburger Journal über die erste Ausgabe dieses Buchs über den angegebenen Rechtsstreit, und über die Zeugnisse der einzelnen Aerzte und Geburtshelfer, ein Brief vom Dr. Eyll über die Menstruation, und ein Vorschlag zur Bestimmung der Dauer der Schwangerschaft mitgetheilt. Nach diesem letzteren sollen ein- oder gar fünf-

hundert junge Mädchen, gleich nach ihrem zehnten Jahre, in ein Kloster eingeschlossen werden, und ihre künftigen Ehemänner sollen, so bald sie dazu geschickt sind, mit jeder nur eine Nacht zubringen, worauf dann der Zeitpunkt der Niederkunft der in derselben Geschwängerten genau beobachtet werden soll. Wie lächerlich dieser Vorschlag an sich ist, und wie unausführbar er nicht bloß in England, wie sein Erfinder selbst zugestehet, sondern auch in jedem anderen Lande seyn würde, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Auffallend ist es übrigens, daß alle diese Journalschreiber durchgehends die Erweislichkeit der Uebertragung einer Leibesfrucht deshalb in Anspruch nehmen, weil man über den Zeitpunkt der Empfängniß fast niemals zur Gewißheit kommen könne, und doch den zweyhundert und achtzigsten Tag der Schwangerschaft einstimmig für den rechten Geburtstermin erklären, da er sich nach ihren Ansichten ja doch auch nur nach jenem Zeitpuncte berechnen läßt. Am vernünftigsten urtheilt allerdings Eyll, sowohl in der Einleitung, als auch in den vielen, den einzelnen vor Gericht abgegebenen Zeugnissen beygefügtten Anmerkungen über den vorliegenden Gegenstand, doch ist er so wenig, als irgend ein Arzt der hier seine Stimme abgegeben hat, mit dem was in Deutschland in neueren Zeiten darüber verhandelt worden, bekannt. Nur in der Anzeige der ersten Auflage dieses Werkes im Edinburger Journal, geschieht der Remerschen Ausgabe des Meßgerschen Systems der gerichtlichen Arzneywissenschaft Erwähnung.

F r e y b u r g.

Von der so thätigen Herderschen Buch- und Kunsthandlung daselbst, haben wir schon wieder den Anfang zweyer umfassender Unternehmungen vor uns; eines geographischen Atlases für Europa, und eines Atlases der wichtigsten Schlachten, der alten, mittlern und neuern Zeit.

Der Atlas von Europa wird unsern Welttheil in 220 lithographierten Blättern darstellen. Sie sind sämtlich von gleicher Projection, Dimension und Format; der Maasstab ist 1 : 500000, groß genug um Platz für alle bedeutende Ortsnamen darzubieten. Der Verfertiger ist der K. Französische Ingenieur Ob. Lieutenant Weiß, schon durch seinen Atlas der Schweiz rühmlichst bekannt.

Die uns mitgetheilten 4 Probeblätter stellen Theile von Frankreich dar, dem überhaupt 25 Blätter gewidmet sind. Sie sind von einer Eleganz, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Darstellung und der Ausdruck des Terrains ist musterhaft; die Schrift nach ihren verschiedenen Abstufungen ist völlig klar; die Grenzen der Departements sind roth punctiert; die Poststraßen mit Bemerkung der Stationen, roth liniert; welches die Uebersicht und die Deutlichkeit sehr befördert. Das Papier ist vortrefflich. Wie wir hören hat das Unternehmen bereits den erwünschtesten Fortgang, und wir dürfen versichern, daß dieser Atlas eine Zierde jeder Landkartensammlung seyn wird. Der Subscriptionspreis für jede Lieferung von 4 Blatt, ist 5 Fl. 24 Kr. oder 3 Reichsthaler Sächsisch.

Von dem Atlas der Schlachten wird demnächst eine ausführlichere Nachricht gegeben werden. Hn.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 10. Februar 1831.

G i e s s e n .

Bei G. F. Meyer: Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beytrag zu der genauern Kunde der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts. Nebst einem Urkunden-Bande. Aus den Urkunden und andern Quellen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Christoph von Kommel, Kurfürstl. Hessischem Historiographen, Director des Haus- und Staats-Archivs, u. s. w. 1830. 598 S., ein Band Anmerkungen 640 S. und der Urkundenband 360 S. in 8.

Philipp von Hessen ist eine so wichtige Person in der Geschichte des größern Theils des sechszehnten Jahrhunderts, daß jeder Beytrag zu seiner Geschichte erwünscht seyn muß. Hier ist aber mehr als ein bloßer Beytrag. Wir erhalten hier seine vollständige Lebensgeschichte, als Regent und als Mensch; und diese aus der Feder eines Mannes, dem alle die reichen Hülfsmittel zu Gebote standen, welche die Archive des Vaterlandes ihm darbieten konnten; und nicht zufrieden damit diese benutzt zu haben, gibt er uns auch

die Belege selber in einer Urkundensammlung, wie selten eine einzelne Biographie damit ausgestattet worden ist. Es bedarf also nicht des Beweises, welche Bereicherung die Hessische Specialgeschichte dadurch erhalten hat; aber wer nur einigermaßen den Helden selbst und sein Zeitalter kennt, wird das Werk mit diesem engen Maaßstabe nicht messen wollen. Sein Wirken gehörte nicht bloß Hessen, selbst nicht bloß Deutschland, es gehörte seinem Zeitalter an; und seine Geschichte erhält dadurch eine universalhistorische Wichtigkeit. Unter den deutschen Fürsten, welche als die Bertheidiger der Reformation glänzen, hat sonst keiner eine so lange Regierung gehabt, daß sie von ihrem Ursprunge bis über den erkämpften Religionsfrieden hinaus reichte; und kaum können einer oder zwey an Kraft der Einwirkung mit ihm verglichen werden. Seine Geschichte greift also auf das tiefste in die Geschichte der Reformation ein; dieser ist in einem hohen Grade durch Philipp ihre Richtung gegeben, und hätte statt seiner ein Feind derselben in Hessen geherrscht, wer mag sagen was die Folgen gewesen seyn möchten?

Der Plan des Werks ist so gefaßt, daß es zugleich für das größere gebildete Publicum und für die gelehrten Geschichtsforscher berechnet ist. Für jenes das Leben Philipps selbst, für diese die Anmerkungen und die Urkunden. Wir haben zunächst von dem ersten zu sprechen.

Das Leben Philipps ist nach einer kurzen Einleitung, die eine Uebersicht des Zustandes von Europa im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gibt, in neun Hauptstücke vertheilt. Das erste umfaßt den Zeitraum der Minderjährigkeit bis zum Antritt der Selbstregierung. Philipp, geboren den 13ten Nov. 1504, folgte schon 1509 seinem Vater Wilhelm; übernahm die Selbstregie-

rung 1518, und endete sein Leben am 31. März 1567. Die neunjährige Periode der vormundschastlichen Regierung war durch die schwankende Testamentsverfügung des Vaters sehr unruhig; erst in den letzten vier Jahren führte sie die Mutter, Anna von Mecklenburg, allein. Wir übergehen die ausführliche Auseinandersetzung dieser inneren Streitigkeiten, unter denen Philipp aufwuchs. Seine Erziehung und Bildung scheint meist practisch gewesen zu seyn. Er hatte früh Antheil an Regierungsgeschäften; von seinen Lehrern sind kaum die Namen bekannt. Aber das Zeitalter ward sein Lehrer, und früh entwickelte sich schon bey ihm jene Selbstständigkeit, die sein ganzes Leben hindurch ein Hauptzug seines Characters blieb. Das zweyte Hauptstück umfaßt die ersten sieben Regierungsjahre von Philipp bis 1525. Seine kriegerische Laufbahn begann mit der Fehde mit Franz von Sickingen, die erst im J. 1523 mit dessen Untergang endete. Es war die erste Waffenthat Philipps; die Beschreibung des Todes des schwer verwundeten Sickingen in seiner zusammengeschossenen Burg ist eine der ergreifenden Scenen, woran diese Geschichte so reich ist. Dann sehen wir Philipp als noch nicht 17jährigen Jüngling auf dem großen Tage zu Worms den 17. April 1521, und schon hier äußerte sich bekanntlich seine Vorliebe für Luther und seine Sache. Zwey Jahre nachher, 11. Dec. 1523, seine Vermählung mit Christina, Tochter des Herz. Georg von Sachsen, des eifrigsten Gegners der Reformation; welches auf das Verhältniß zwischen ihm und seinen Schwiegervater sehr zurück wirkte. Zuletzt seine Theilnahme am Bauernkriege. — Das dritte Hauptstück beginnt nun mit dem förmlichen Uebertritt Philipps zur evangelischen Lehre 1524. Es geschah aus innigster Ueberzeugung, selbst gegen den Willen seiner

Mutter. Ein Brief an sie (Urkundenband *N^o. 1.*), so wie mehrere an seinen Schwiegervater (daselbst *N^o. 2. 3.*), sprechen diese so bestimmt und kräftig aus, daß daran nicht gezwweifelt werden kann. Jene Ueberzeugung war durch das Lesen der Bibel und eifriges Forschen in derselben, und in den Kirchenschriftstellern entstanden; und blieb daher auch unerschütterlich. Besonders war Melancthon mündlich und schriftlich sein Rathgeber, und dieß trug vielleicht dazu bey daß Philipp, ungeachtet seiner Festigkeit, doch keinesweges bigot war. Sein Benehmen bey dem unglücklichen Abendmahlsstreit, wo er nicht blinder Anhänger von Luther blieb, gibt davon den besten Beweis (man sehe in dem Urkundenbuch seinen Brief, (*N^o. 85.*). Nun folgte die Einführung der Reformation in seinem Lande. Er ging dabey mit größter Vorsicht und Uneigennützigkeit zu Werke. 'Nirgends, sagt der Verf., wurde so vollständig und doch so ruhig reformiert; nirgends die Urrechte menschlicher Gesellschaft, die religiöse Freyheit und das Gut anderer mehr geachtet, als hier. Alles geschah durch vertragmäßige Uebereinkunft; nichts durch jene einseitige Willkühr, welche den Keim des Verderbens in sich trägt.' Auf einer zu Homberg gehaltenen Synode ward die Sache eingeleitet und ausgemacht. Etwa 50 Klöster wurden aufgehoben; jedoch ihre Bewohner versorgt; die Einkünfte zu frommen Stiftungen verschiedener Art, besonders aber zu der Gründung der Universität Marburg — sie ward am 30. May 1527 eröffnet — bestimmt. Ihre Einrichtung (die letzte Nummer des Urkundenbandes enthält den vollständigen Stiftungsbrief) wird ausführlich auseinander gesetzt, sowohl in Beziehung auf den Unterricht, als die Disciplin. — Das folgende vierte Hauptstück gibt zuerst eine genaue und ausführliche Auseinandersetzung der P a c k i schen Händel.

Eine völlige Entscheidung ist hier unmöglich: da das Original der Urkunde, worauf die ganze Angabe von Paß beruhte, nie zum Vorschein gekommen ist, und selbst die Copie davon vernichtet war. Daß es an Gründen zum Verdacht Philipp nicht fehlte, ist von dem Vf. hinreichend gezeigt; wiewohl dagegen auch Paß keinesweges als ein durchaus zuverlässiger Mann erscheint. — Die drey folgenden Hauptstücke enthalten nun die Geschichte Philipps seit der Errichtung des Schmalkalder Bundes bis zu seiner Gefangennehmung, und der endlichen Befreyung aus derselben. Also in dem fünften die sechs ersten Jahre dieses Bundes von 1531..1536. Durch die Verhandlungen mit Frankreich, England, Dänemark und Ungern, wenn gleich mit wenigem Erfolge, erhielt dieser Bund sofort eine Europäische Wichtigkeit, und da er überhaupt den Wendepunct in Philipps Leben bildet, ist er mit größter Sorgfalt und ausführlich von dem Verf. behandelt worden. Eingeschaltet werden gehörigen Orts die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg durch Philipp, die Münsterschen Auftritte, und andere Zwischenfälle. Die so oft erzählte Geschichte des Bundes haben wir hier nur in Beziehung auf Philipp zu betrachten. So wie Er der Stifter war, blieb er auch die Seele desselben, mehr als der Churfürst von Sachsen. Er sollte seiner Bestimmung nach ein Vertheidigungsbund seyn; freylich lag darin schon der Anfang der Schwäche, welche durch die anwachsende Zahl der Verbündeten keinesweges gehoben ward. Mit der Erneuerung des Bundes 1537 beginnt das sechste Kapitel, bis auf den Anfang des Krieges mit dem Kaiser 1546. Es ist dieß der Zeitraum der größten Thätigkeit Philipps für den Bund; es ward hier eine bestimmte Kriegsmacht zu 4000 Reitern und 20000

Mann Fußvolk festgesetzt; der Oberbefehl wechselte halbjährig zwischen Philipp und dem Churfürsten. Wie entschlossen beide waren nur einen Vertheidigungskrieg zu führen, sah man besonders nach der Vertreibung Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel, wo ein günstiger Zeitpunkt zu einem Angriffskriege da zu seyn schien. Die nachmalige Besiegung und Gefangennehmung Heinrichs und seiner Söhne in der Schlacht bey Kahlfeld unweit Nordheim, ist eine der interessantesten Erzählungen, und ein schöner Beytrag zu der Characteristik von Philipp, die zeigt daß er den Beynamen des Großmüthigen mit vollem Rechte trägt. 'Wenn du, sagte er zu dem gefangenen Herzog, meiner jetzt so gewaltig wärest, als ich deiner, so würdest du mich nicht leben lassen; ich will mich aber besser gegen dich halten als du um mich verdient hast.' Und er schickte ihn als Gefangenen nach Ziegenhain. — Auf den Reichstagen erschien Philipp gewöhnlich selbst, wie beschwerlich es auch oft für ihn war (die Reisen wurden stets zu Pferde gemacht), zumal wenn der Kaiser zugegen war. So näherte sich dann endlich der Zeitpunkt der Entscheidung, wovon das siebente Hauptstück die Erzählung enthält. — 'Der Schmalkaldische Bundeskrieg, sagt der Vf., ist bisher weder unparteyisch noch gründlich genug beschrieben worden.' Der erste Hauptfehler, den man den Verbündeten vorwirft, ist bekanntlich der, die Gelegenheit unbenutzt gelassen zu haben, die sich bey Ingolstadt darbot, den Kaiser anzugreifen und zu schlagen, wo noch die Uebermacht so sehr auf ihrer Seite war. Der Vf. zeigt, daß die Schuld nicht auf Philipps Seite war; der auf einen allgemeinen Angriff drang; aber bey der Unentschlossenheit des Churfürsten und seines Kriegsraths vergeblich (Man sehe Philipps eigene Erzählung in dem Urkundenbande №. 38). Die weitere Kriegsgeschichte bis

zu der Gefangenschaft des Churfürsten ist kurz behandelt; desto ausführlicher und genauer die der Verhandlung und der treulosen Gefangennehmung des Landgrafen. 'Bey einem Morgenimbiß, wo die beiden Churfürsten, Moriz und Joachim, durch Arras bis zur Betrunknenheit berauscht waren, unterzeichneten und bestätigten sie die geheime Nebenklärung, in welcher das Wort *einig* in *ewig* verwandelt worden war; so verrieth späterhin der Reichsvizekanzler Seld. Sie blieb in den Händen des Kaisers, der sich späterhin darauf berief, und wurde den betrogenen Churfürsten nicht eher wieder vorgezeigt, als bis der Landgraf selbst gefangen war.' Wie Philipp seine Gefangenschaft ertrug; wie seine Familie, seine Rätthe, seine Befehlshaber und sein Volk ihm treu blieben; bis er nach fünf Jahren durch das Schwerdt seines Schwiegersohns befreyt, wieder in seine Residenz zurückkehren konnte, und mit Jubel empfangen ward, — dieß muß man bey dem Verf. selber nachlesen; er ist durch das Unglück nicht kleiner sondern größer geworden. Die beiden letzten Hauptstücke schildern seine auswärtigen und inneren Regentenverhältnisse bis an seinen Tod. Von seiner bekannten Doppelheirath mit Margaretha von der Saal, eine große Verirrung nennt sie der Vf., war schon früher gehandelt.

Dieß ist der Gang und der Inhalt der eigentlichen Biographie. Wir billigen es vollkommen, daß der Vf. die critischen Untersuchungen davon getrennt, und sie in die Anmerkungen verwiesen hat. Auf diese Weise konnte er, wie wir schon zu Anfange bemerkten, ein Werk liefern, daß nicht bloß für den engen Kreis der gelehrten Geschichtsforscher, sondern für das gebildete Publicum berechnet war. Und dieses Ziel hat er nach unserer Ueberzeugung vollkommen erreicht. Die würdevolle Erzählung ist nicht ohne die Wärme, welche

nur aus der eigenen Theilnahme an dem Stoff hervorgeht, und doch ohne den Prunk der nur kalt läßt; die Sprache ist correct; die Behandlung klar und einfach. Das Leben Philipps fiel in eine stark bewegte Zeit. Was ist anziehender, was belehrender, und oft auch tröstender, als in ähnlichen Zeiten zu sehen, wie damals ein großer Character sich in derselben benahm. Ein ausdrucksvolles Bildniß Philipps, aus seinem höhern männlichen Alter, ist vorgesezt.

Der Band der Anmerkungen, auf welche in dem Text verwiesen wird, enthält die critischen Forschungen, deren Resultate der Text lieferte. Sie sind numeriert, die Zahl steigt bis 204. Der Vf. führt uns hier gleichsam in seine Werkstatt. Aber wir können nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen. Welche feste Grundlage dadurch der Verf. seinem Werke gegeben hat, wird leicht die eigene Einsicht lehren.

Zu diesem kommt nun noch der Band der Urkunden, 90 an der Zahl, theils eigentliche Urkunden, größtentheils Briefe; aus dem Casselschen Archive, ganz oder doch größtentheils ungedruckt; sämmtlich in unveränderter Sprache und Schreibart des Originals. Sie haben keineswegs ein bloß historisches, sondern ein eben so großes psychologisches Interesse. Wie treten hier die Charactere lebendig und kraftvoll hervor! Wir haben manche derselben mit einem eben so großen Interesse als die Erzählung selber gelesen! Sie sind nach der Zeitfolge in fünf Abtheilungen geordnet. Die Verhandlungen mit dem Kaiser vor seiner Gefangenschaft füllen allein eine Abtheilung aus.

Noch haben wir zu bemerken, daß wenn gleich diese Geschichte Philipps abgesondert verkauft wird, sie zugleich den 4ten Theil der Geschichte von Hessen ausmacht, und deshalb auch mit einem doppelten Titel versehen ist.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 12. Februar 1831.

H a m b u r g.

Bey Friedr. Perthes: Juristische Abhandlungen mit Entscheidungen des Oberappellationsgerichts der vier freyen Städte Deutschlands von A. Heise, Präsidenten, und F. Cropp, Rath bey dem Oberappellationsgerichte. Band 1. 1827. XVI u. 591 S. Bd. 2. 1830. XII u. 640 S. 8.

Nur zu gewöhnlich werden in neueren Zeiten die Theorie und Praxis in der Jurisprudenz beynah als völlig von einander getrennt gedacht, so daß es bey der Theorie gar nicht darauf ankomme, ob die durch sie gewonnenen Resultate auch anwendbar seyen oder nicht, und umgekehrt es für die Praxis gleichgültig sey, ob die von ihr beobachteten Grundsätze sich auch theoretisch rechtfertigen ließen oder nicht. Dieser Gegensatz hat schon an sich etwas Auffallendes, besonders aber bey einer Wissenschaft, welche, wie die Jurisprudenz, erst durch ihre Anwendbarkeit Werth erhält. In der That existiert er aber auch nicht, wenn man nur die Begriffe von Theorie und Praxis richtig faßt,

und, es aufgebend mehr der Philosophie und der Geschichte als der Jurisprudenz angehörende Untersuchungen für eine Theorie des Rechts zu halten, unter dieser nur eine wissenschaftliche Begründung und Entwicklung des in unseren Staaten wirklich geltenden Rechts, unter Praxis aber die Anwendung der auf diese Weise gewonnenen Resultate versteht. Unter diesen Umständen ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, wenn zwey als Theoretiker rühmlichst bekannte Juristen, nachdem sie schon seit längerer Zeit zur practischen Laufbahn übergegangen sind, ein Werk herausgeben, welches, wie das vorliegende, streng wissenschaftliche Untersuchungen enthält, und dabey doch kein Resultat liefern soll, was nicht auch in der Praxis angewandt werden könnte. Die Vf. erklären selbst, daß der eigentliche Zweck ihres Unternehmens auf die wissenschaftliche Erörterung einzelner practisch wichtiger Gegenstände, vorzüglich des Germanischen Rechts, gerichtet sey, wobey von den bey dem Oberappellationsgericht vorgekommenen Fällen und Entscheidungen nur so weit Gebrauch gemacht worden, als dieß nützlich geschienen habe, um den theoretischen Entwicklungen Klarheit und Anschaulichkeit zu geben, und um die wahre Bedeutung und richtige Anwendung der aufgestellten Grundsätze zu erläutern; so daß man sich also sehr irren würde, wenn man dieses Werk für eine Sammlung von Rechtsfällen und Urtheilssprüchen halten wollte. Was diese Abhandlungen vor vielen anderen ähnlicher Art besonders auszeichnet, ist die gründliche Kenntniß des Römischen und deutschen Rechts, welche daraus hervorleuchtet, und welche mit ungemeinem Scharffinn auf die einzelnen im Leben vorkommenden Fälle angewandt wird; weshalb die Verf. auch nicht in die Lage kommen, die Lücken ihrer Kenntnisse, wie dieß

bey manchen neueren Practikern nur zu gewöhnlich ist, durch allgemeine philosophische Râsonnements auszufüllen. Dagegen ist zu bedauern, daß man zu oft noch den Docenten durchmerkt, indem in manchen Abhandlungen zu sehr ab ovo angefangen und hierdurch die Aufmerksamkeit des Lesers, bey welchem doch eine Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten Rechtsgrundsätzen vorausgesetzt werden muß, ermüdet wird. Auch möchte manchem der eine oder der andere Gegenstand etwas zu weitschweifig abgehandelt erscheinen. Wir würden aber gänzlich die Grenzen dieser Anzeigen überschreiten, wenn wir uns auf eine Beurtheilung des Inhalts der einzelnen Abhandlungen einlassen wollten, um so mehr, da bey der großen Gründlichkeit, mit welcher die Verfasser ihre Ansichten vertheidigen und die Gegengründe widerlegen, eine solche ohne ein Eingehen in das kleinste Detail nicht von Nutzen seyn würde. Eben so ermüdend und zweckwidrig würde es seyn, wenn wir hier die gar nicht kurze Inhaltsanzeige beider Bände wiederholen wollten. Dagegen glauben wir vielen unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf die wichtigsten Abhandlungen aufmerksam machen, und bey einigen, wenigstens in der Kürze angeben, was in ihnen neu ist. Von dem zuerst genannten Herausgeber, von welchem gewiß mancher recht viel im Druck zu lesen gewünscht hätte, rühren in dem ersten Bande nur eine, und in dem anderen zwey Abhandlungen her, die noch dazu nicht zu den längsten gehören. Die erste handelt von der großen Havarey bey mit Ballast fahrenden Schiffen, die zweyte von der Wechselklage des Ausstellers gegen den Acceptanten, und die dritte von der Einrechnung der Prämie in die Versicherungssumme. Besonders interessant

ist die zweyte, in welcher der Vf. gegen die herrschende Meinung unserer Juristen ausführt, daß in Deutschland eben so gut, wie dieß in England allgemein anerkannt wird, dem Aussteller gemeinrechtlich eine Wechselklage gegen den Acceptanten zugestanden werden müsse; eine Ansicht, von welcher der Verf. selbst eingesteht, daß sie, wenigstens für jetzt, wohl noch nicht auf die allgemeine Beystimmung der deutschen Rechtsgelehrten werde rechnen können. Außer von den beiden Herausgebern findet sich in dem zweyten Bande noch eine Abhandlung von dem Oberappellationsgerichtssecretär Dr. Pauli über das in Hamburg geltende Princip, wonach zwey gleichförmige Entscheidungen Rechtskraft bilden, welche, obgleich sie mit Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn ausgearbeitet ist, wegen ihres particulären Interesses immerhin hätte wegbleiben oder doch sehr abgekürzt werden können, wenn nicht überhaupt das vorliegende Werk, wie es scheint, auch mit dazu dienen sollte, die unteren Instanzen über die Ansichten und den Gerichtsgebrauch des Oberappellationsgerichts zu belehren. Alle übrigen außer den bisher genannten Abhandlungen haben den zweyten Herausgeber zum Verfasser. Auch rührt von diesem zunächst die Idee des ganzen Unternehmens her. Indessen ist doch der Plan dieses Werks laut der Vorrede zum ersten Bande zwischen beiden berathen und verabredet, auch manches Einzelne unter ihnen besprochen worden. Besonders reichhaltig ist in beiden Bänden das Handelsrecht ausgestattet, wodurch dieses Werk einen um so größeren Werth erhält, als in Deutschland bisher noch die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Zweigs der Jurisprudenz, auch nach den neuesten Erscheinungen in diesem Fache, sehr im Argen liegt, und un-

sere Juristen in dieser Beziehung namentlich hinter den Franzosen sehr zurück geblieben sind. Die Darstellung der in das Handelsrecht gehörigen Gegenstände zeichnet sich besonders aus durch das Streben der Verfasser, sich losreißend von den Fesseln pedantischer Formen vor allen Dingen aus den neueren Gesetzgebungen und aus dem eingeführten Geschäftsgange die bey uns lebenden Rechtsideen aufzusuchen, und so den wahren Sinn der im Handelsverkehr entstandenen und ausgebildeten Institutionen festzustellen. Von den in das sogenannte engere Handelsrecht gehörigen Abhandlungen sind von allgemeinem Interesse die über die Verpflichtung verheiratheter Frauenzimmer als Handelsfrauen, ferner die höchst interessante Abhandlung über die Gewährleistung für Mängel der verkauften Sache nach Germanischen Rechten, — worin der Vf. zeigt, daß das deutsche Recht nicht bloß, wie man gewöhnlich annimmt, bey dem Pferdehandel eigenthümliche Grundsätze hierüber hatte, — und endlich die über die Frage, wann auf Credit verkauft sey, in welcher gegen die gewöhnliche Ansicht ausgeführt wird, daß wenn an Orten, wo sich, sobald ohne besondere Verabredung über die Zahlungszeit verkauft ist, eine kurze Zahlungsfrist, meistens von 4 bis 6 Wochen, von selbst versteht, der Verkäufer diese sich stillschweigend hat gefallen lassen, so wie auch wenn für Waaren, die von auswärtz her beordert sind, der Verkäufer bey der Absendung über den Belauf einen Uswechsel auf den Käufer trassiert, darin ein Creditgeben liege. Unter den in das See- und Affecuranzrecht einschlagenden Abhandlungen glauben wir besonders aufmerksam machen zu müssen auf die über die Verpflichtung der Rheder und Besfrachter aus Verträgen und Versehen des Schif-

fers, auf die vom correspondierenden Rheber handelnde und auf die über die unterlassene oder verzögerte Erfüllung eines Frachtcontract's. Die Abhandlungen über Gegenstände des Wechselrechts sind sämmtlich von allgemeinem Interesse. Sie enthalten eine Beantwortung der Frage, ob auch bey einem Platzwechsel die Vormänner von dem erhobenen Proteste benachrichtigt werden müssen, ferner einen Beytrag zu der Lehre von den Wechselcopien, eine andere Abhandlung bezieht sich auf die Pflichten des Inhabers eines domiciliirten Wechsels, und in einer vierten endlich handelt der Verf. von Interventionen ohne die Erhebung eines Protestes gegen die Hauptadresse, und sucht darin zu zeigen, daß bey einer Intervention zur Acceptation die Erhebung des Protestes nur dann unterbleiben darf, wenn Inhaber und Intervenient darüber einig sind, daß aber bey einer Intervention zur Zahlung der Inhaber seinen Vormännern dafür verantwortlich wird, wenn er, so bald der Intervenient die Zahlung nur unter der Bedingung liefern will, daß kein Protest erhoben werde, dennoch einen solchen levirt. Von den übrigen Abhandlungen sind besonders interessant die über die Beweiskraft einer Urkunde gegen den Producenten; über den Gerichtsstand der belegenen Sache bey Theilungsklagen, und bey Grundstücken, die in verschiedenen Territorien belegen sind; über das Versprechen gerichtlicher Vertretung (*cautio defensum iri*); über die Frage, ob es nach deutschem, und insonderheit nach Frankfurterischem Rechte, eine *potestas* der Mutter über ihre Kinder gebe; über *literarum obligatio*, *cautio indiscreta* und *pecunia cauta non numerata*; über die Bedingungen der Recusation eines Richters und über das Verfahren dabey (mit Recht nennt der Verf. das Berufen auf

eine allgemeine Praxis bey einer von jeher so bestrittenen Materie, wie der genannten, in der That mehr als leichtsinnig, und hat daher nichts Ueberflüssiges unternommen, wenn er diesen so oft behandelten Gegenstand aufs Neue einer Untersuchung unterwirft); über die Verpflichtung des Interimswirthe's Unfälle zu ersetzen (ein Muster, wie man das Römische Recht analogisch auf deutsche Institute anzuwenden, und mit Hilfe solcher Analogien und aus dem Zwecke des Instituts Entscheidungsnormen für die vorkommenden Rechtsfälle zu entwickeln habe); über die von einem Verschollenen hinterlassene Erbschaft; von der einem Verschollenen vor erfolgter Todeserklärung deferierten Erbschaft (gegen die herrschende Ansicht führt der Vf. in dieser Abhandlung aus, daß wenn ein Verschollener der Nächstberufene zu einer Erbschaft gewesen seyn würde, aber bis zu dem Momente, wo die Präsomtion seines Todes in Kraft tritt, keine Nachricht eingegangen sey, daß er noch nach dem Tode des Erblassers gelebt habe, es so angesehen werden müsse, als habe er den Erblasser nicht überlebt, und der Nachlaß daher denjenigen verbleibe, welche nach dem Wegfallen des Verschollenen zufolge ihres Verhältnisses zum Erblasser das nächste oder alleinige Recht darauf besäßen); über die Cession eines Pachtcontract's, besonders wenn der Verpächter in Concur's gerathen ist (gegen die Mühlbruch'sche Ansicht) und endlich von dem Verluste der eingelegten Appellation durch Anträge an den Unterrichter (Widerlegung der jetzt von den meisten angenommenen Meinung G. L. Böhmmer's, daß das Recht, die Appellation fortzusetzen durch einen Antrag bey dem Unterrichter verloren gehe, wenn auch diesem Antrage die Protestation hinzugefügt werde, daß man dadurch

nicht auf die Appellation verzichten wolle). Auch die meisten der nur particularrechtliche Verhältnisse der vier freyen Städte betreffenden Abhandlungen sind höchst interessant, vor allen die ausführliche über die Vermögensverhältnisse der Eheleute nach den Grundsätzen des Hamburgischen Rechts, worin der Vf. zeigt, daß in Hamburg durchaus keine innere Gütergemeinschaft, weder eine allgemeine noch eine particuläre, Statt finde, sondern daß das ganze dort geltende Güterrecht aus der Bogtey des Chemanns zu erklären sey. Sehr wahr sagt er im Eingang zu dieser Abhandlung, daß die durch die neueren Forschungen aus den Quellen entwickelten Begriffe, wenn sie auch hin und wieder gegen Erklärungsprincipe verstoßen möchten, die man sich in der Praxis gebildet habe, doch den im Volke lebenden Ansichten, also der Praxis selbst, entsprächen, und viel mehr dazu geeignet seyen, die Vorschriften der Particularrechte über diesen Gegenstand nebst dem, was das Leben diese ergänzend hinzugefügt habe, einfach und consequent zu erklären, als es bey der früher angenommenen Theorie der Fall gewesen sey. Am reichhaltigsten ist in diesen beiden Bänden das Hamburgische Recht ausgestattet, und am spärlichsten das der freyen Stadt Bremen, obgleich es doch auch gewiß nicht uninteressant ist, bedacht. Der zweyte Herausgeber weist mehrere Male auf noch später zu liefernde Abhandlungen hin, und wahrscheinlich wird in diesen, deren baldiges Erscheinen wir, gewiß mit allen unseren Lesern, sehnlichst wünschen, auch das Bremische Recht häufiger erwähnt werden.

Kraut.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 12. Februar 1831.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Umriffe nach der Natur von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. X und 203 S. in kl. Octav. 1831.

Ein günstiges Geschick hat den Verfasser dieser Schrift durch einen großen Theil der Europäischen Länder geführt. Seine Reisen waren im Ganzen weniger für genauere Untersuchungen über einzelne Naturgegenstände, als für das Studium der allgemeineren Naturverhältnisse geeignet. Er setzte sich nicht an den Strand, um mikroskopische Muschelschaalen zu sammeln, sondern zog es vor, eine lebendige Anschauung der Physiognomieen der Länder und Gegenden sich zu verschaffen und den Zusammenhang der Dinge in der Natur zu verfolgen. Bey seinem Entzücken über die Schönheit und Ordnung der Schöpfung, ist nie der Wunsch von ihm gewichen, daß er im Stande seyn möchte, seine Genüsse mit Anderen zu theilen und zur Verbreitung einer umfassenderen Erkenntniß der Natur

der Länder beyzutragen. Nicht durch bloße Beschreibungen, Diagnosen und Classificationen der Naturkörper, sondern vielmehr durch treue, die Verhältnisse unter den einzelnen Wesen und ihre Verknüpfung darstellende Naturgemälde, kann das Naturstudium allgemeinere Theilnahme erwecken und nicht allein dem Verstande Nahrung gewähren, sondern auch auf das Gemüth veredelnd einwirken. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, entschloß sich der Verfasser zur Herausgabe obiger Umriss; und wenn er sich gleich sagen mußte, daß ihm das Talent zur Ausführung erschöpfender Naturschilderungen mangle, so glaubte er doch die Hoffnung nicht aufgeben zu müssen, auch durch unvollkommnere Zeichnungen denen Freude bereiten zu können, welche ein reges Gefühl für die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Natur besitzen.

Die verschiedenen Umriss in dieser Sammlung stehen unter einander in keinem Zusammenhang und sind auch zu verschiedenen Zeiten und in abweichenden Manieren entworfen; doch war ihre Auswahl nicht eine ganz zufällige. Der erste Aufsatz, 'über die Physiognomie von Skandinavien', wurde bald nach der Rückkehr von einer in den Jahren 1806 und 1807 nach dem Norden unternommenen Reise geschrieben und im 49sten und 50sten Stücke des Braunschweigischen Magazins vom J. 1807 abgedruckt. Seit der Zeit ist nicht allein des Verfassers Reise durch Skandinavien erschienen, sondern auch durch mehrere andere Werke ist die Natur des Europäischen Nordens weit bekannter geworden, als sie es damals war. Der abermalige Abdruck dieser Skizze würde daher unterblieben seyn, wenn der Verfasser nicht geglaubt hätte, daß die von ihm

versuchte Darstellung der Physiognomie des Südens von Europa, durch eine Vergleichung mit dem Character der nordischen Natur, an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewinnen könnte.

In dem zweyten Aufsatz ist eine im September 1816 von dem Verfasser unternommene Wanderung aus dem Chamouny-Thale in Savoyen, über den Bonhomme, Col de la Seigne, durch die Allée blanche nach Courmayeur in Piemont geschildert, auf welcher sich ihm die Alpennatur in ihrer größten Erhabenheit darstellte. Mit ganz besonderer Liebe hat der Verfasser die empfangenen Eindrücke wiederzugeben versucht; aber freylich auch mit dem lebhaftesten Gefühl der großen Unvollkommenheit seiner Darstellung.

Der dritte Aufsatz liefert einen Umriss der Gegend von Le Puy im Velay, deren Physiognomie durch die seltsamsten Felsengestalten und den auffallenden Contrast zwischen der Rauheit derselben und der lieblichen Vegetation und sorgsamem Cultur in ihrer Umgebung, sich im hohen Grade auszeichnet. Wer nicht Gelegenheit hat, die überaus treue Steinzeichnung der talentvollen Mistress Murchison zu vergleichen, findet in den Recherches sur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay von Faujas de Saint-Fond (1778. Fol.) auf der 15ten, 16ten und 18ten Tafel, Abbildungen von einzelnen Partien jener Gegend, deren geologische Merkwürdigkeiten erst in neuerer Zeit durch das treffliche Werk von Bertrand-Roux (Description géognostique des Environs du Puy en Velay. 1823) genauer bekannt geworden sind.

Der vierte und stärkste Aufsatz ist überschrieben: 'Blicke auf die Südeuropäis-

sche Natur'. In demselben Grade wie Italien oft besucht und beschrieben worden, ist Spanien unbekannt geblieben. Der Verfasser, dem sich im Frühjahr 1829 die günstige Gelegenheit darbot, einen großen Theil dieses Landes zu durchreisen, glaubte daher auf besondere Nachsicht rechnen zu dürfen, indem er versuchte, eine Skizze von der Natur desselben im Allgemeinen und Umrisse von den Physiognomien einzelner, besonders ausgezeichnete Spanischer Gegenden, zu entwerfen. Um aber die Verhältnisse der Iberischen Natur richtiger würdigen zu können, hielt er es für angemessen, seine Schilderung auch auf Italien und das südliche Frankreich auszudehnen. - Was er zu liefern vermochte, sind nur Studien zu einem künftigen von einer talentvolleren Hand auszuführenden Gemälde. Wenn man darin nicht durchgehend die lebhaften Farben finden sollte, die man in den Darstellungen der Natur des Südens zu sehen gewohnt ist, so muß der Verfasser bemerken, daß sein Hauptbestreben dahin gerichtet war, möglichst treue Umrisse zu liefern und daß er sich durch das Ungewöhnliche der südlichen Natur nicht bestechen ließ, Orangen-Gärten für Orangen-Haine auszugeben und Delbaumpflanzungen und immergrünes Gesträuch, den deutschen Eichen- und Buchenwäldungen vorzuziehen.

Die Sorgfalt welche die Verlags-Handlung auf den Druck und das Außere dieser Schrift gewandt hat, verdient Anerkennung.

P a r i s.

Bey Meznier, auf XXV und 445 S. gr. 8.
Introduction générale à l'histoire du droit,

par M. E. Lerminier, docteur en droit, avocat à la cour Royale de Paris. 1829.

Wenn es auch hier dem Unterz. erlaubt ist, von dem Buche, welches er anzeigt, zunächst in Beziehung auf Das zu sprechen, was es für ihn ist, so muß er gleich damit anfangen, daß er nicht leicht von einem Buche und dessen Richtung so viel gehört hatte, ehe es ihm zu Gesicht gekommen war, als von dem gegenwärtigen. Der Verf. war ihm von mehreren Seiten als einer der Anhänger der historischen Schule genannt worden, und in Frankreich kann man dieß Jemand zu einem größern Verdienst anrechnen, als in Deutschland, theils weil dort auch der Fleiß dazu gehört, deutsch zu lernen, der wohl noch verdienstlicher ist, als wenn ein Deutscher mehr französisch kann als gewöhnlich, theils denn aber auch weil man es dort weniger für eine Sache der Mode halten kann, und wenigstens bisher, so lange Delvincourt Decan war, das historische Studium unsers Faches von oben herab weit weniger begünstigt wurde, als man nun hoffen kann, da Blondeau bey der letzten Revolution an dessen Stelle getreten ist. Dazu kommt nun noch, daß, wie auch im vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 1563 aus Herrn Meyers in Amsterdam Buche bemerkt war, Herr L. die Hegelsche Philosophie mit der historischen Schule verbinden sollte. Etwas Gedrucktes war dem Unterz. von diesem Verfasser nicht vorgekommen, als eine lateinische Dissertation von 1827 de possessione analytica Savignianeae doctrinae expositio, denn von zwey ähnlichen, hier das letzte Drittel des Bandes einnehmenden, Auszügen, dem einen aus dem Erbrecht des Herrn Prof. Gans und einem doppelten aus der Geschichte des Römischen

Rechts im Mittelalter, die in der revue française erschienen waren, hatte der Unterz. nur dunkel gehört.

Das gegenwärtige Buch ist auf eine Art entstanden, die in Deutschland auch noch einer Erklärung bedarf. Der Verf. ist nämlich, was wir in Deutschland nennen würden, Privatdocent bey der Rechtsschule zu Paris; allein da die Vorlesungen der Professoren gehört werden müssen und die dort viel häufigern, als es bey uns der Fall ist, Prüfungen durch die Professoren geschehen, so ist leicht einzusehen, daß ein Privatdocent dort einen viel schwerern Stand hat, als bey uns, und es einen viel größern Eifer bey ihm und ein viel aufgeregteres Zutrauen bey seinen Zuhörern beweist, wenn er dessen ungeachtet Vorlesungen mit dem Erfolge hält, der von Herrn L. gerühmt wird. Aus diesen Vorlesungen ist nun das Buch entstanden.

Der Hauptgedanke des Verfs. und des Buches ist der, daß es außer der juristischen Dogmatik, dem Rechte wie es ist, auch eine Rechtsphilosophie und eine Rechtsgeschichte geben müsse, und in 20 Kapiteln, von welchen der Unterz. auch wieder rühmt, daß sie sich durch Columentitel unterscheiden, wird denn abwechselnd, wie es meist die Zeitfolge mit sich bringt, in dieser Einleitung zur Rechtsgeschichte, von den wichtigsten Veränderungen, die hauptsächlich seit dem 16ten Jahrhundert in allen drey Seiten unsers Faches vorgegangen sind, Rechnung gegeben. S. 25 stellt der Verf. allerdings noch eine vierte Seite, die Exegese, auf, allein da diese durchaus bey allem, was in Worten ausgedrückt ist, man kann sagen, selbst bey rein wissenschaftlichen Fächern, wie Metaphysik und Mathematik, vorkommen kann, so bleibt

der Unterz. bey der Abänderung, welche er sich schon längst an Leibnizens Aufzählung erlaubt hat, die Exegese, so gut wie die Polemik, nicht als eine eigene Seite anzusehen, wie er denn dagegen die Rechtsphilosophie, welche Leibniz so entfernt war, hintanzusetzen zu wollen, als nur irgend Jemand, welche er aber von dem positiven Rechte ganz abge sondert hatte, weil unter den Fächern der Theologie die natürliche Religion nicht vorkam, neben der Dogmatik und Geschichte als einen eigenen Theil aufgeführt hat. Ob der Verf. von dem Zusammen treffen und Abweichen seiner Eintheilung und der des Unterz. weiß, läßt sich nicht sagen; erwähnt hat er sie nicht da, wo er seine eigene vorträgt, aber S. 239 ff., wo bey der historischen Schule, mit der sich das 17te Kapitel beschäftigt, auch seiner erwähnt wird, zählt er die sieben Bände des civilistischen Cursus, freylich nicht ganz genau nach der Ordnung, weder der Bände noch der Zeitfolge, und nicht ganz verständlich, auf, z. B. das heutige Römische Recht ist №. 7, da es doch vor allen andern erschienen ist, und von der Chrestomathie ist gar nicht gesagt, daß sie sich als Urkundenbuch auf das heutige Römische Recht beziehe. Aber was der Unterz. über die Rechtsphilosophie geschrieben hat, scheint auch unserm Verf. étrange, bizarre, étroit, und überhaupt wünschte er dessen Schriften un style plus clair et plus historique. Was nun das Erste betrifft, so ist freylich die Philosophie, auf welche der Unterz. Rücksicht nahm, nicht die des Herrn Prof. Hegel, sondern die von diesem der Seichtigkeit beschuldigte Kantische, als Vorbereitung zu welcher (wie Moses der Zuchtmeister auf Christum heißt) ihm Hume gedient hatte, und

die beiden Vorwürfe von *étrange* und *étroit* heben sich wohl unter einander auf, wenn jenes auf die bey Andern allerdings ziemlich seltene Festhaltung der Vernunft-Idee eines rechtlichen Zustandes, der, wie freylich bey Kant auch, allgemein und, wie bey Plato auch, ohne Privatrecht seyn soll, Letzteres aber auf jede mögliche, also vollends auf jede wirkliche, Abweichung von dieser Vernunft-Idee geht. Es ist gerade eben so befremdend, wenn alle Einschränkung des rechtlichen Zustandes gegen die Vernunft-Idee anstoßen soll, als es engherzig oder kurzichtig ist, irgend eine Abweichung von der Vernunft-Idee für den Zustand, in welchem diese Abweichung einmal ist und nicht aufgehoben werden kann, wenn man nicht sehr vielen eine Selbstverläugnung zumuthet, die nur bey sehr wenigen zu erwarten ist, zu vertheidigen. Der Unterz. hält jenen Vorwurf für so wenig gegründet wie diesen, eben weil die eine Ansicht neben der andern besteht, und jede von ihnen durch die andere gemildert und unbedenklich gemacht wird. — Was aber den Vorwurf der Unverständlichkeit betrifft, welcher den Lehrbüchern des Unterz. schon so oft gemacht und auch, freylich erst seit einigen Jahren, so gern ohne weiteres auf seine mündlichen Vorträge übertragen worden ist, so ist seine Vertheidigung gegen unsern Vf. ganz einfach die: es sollen Lehrbücher seyn, d. h. Bücher, wie es dahin steht, ob die Alten sie gekannt haben, da z. B. ihre juristischen Institutiones etwas dieser Art seyn könnten, wie es aber gewiß ist, daß sie bey den Franzosen nicht vorkommen, außer etwa das *droit public* von Fleury, welches dieser ja aber auch nicht zum Drucke bestimmt hatte, und über welches sich Camus so sehr entrüstet, Bücher in wesentlicher Beziehung

auf einen mündlichen Unterricht, auf welchen sie Lernende vorbereiten und zu dessen Wiederholung sie diesen behülflich seyn sollen, in welchen aber absichtlich manches räthselhaft ausgedrückt wird, damit nicht, wer das Buch hat, den seiner Form nach doch viel lebendiger und nun einmal in so vielen Fällen vorgeschriebenen mündlichen Vortrag für an sich entbehrlich und unnütz halte. Bey den Lesern, die keine Zuhörer sind, wird vorausgesetzt, daß sie anderswoher Manches zum Verstehen, oder, wenn sie selbst darüber lesen wollen, zum Erklären des Buches mitbringen. Solcher Bücher hat es in Deutschland schon seit Jahrhunderten gar viele gegeben, und man hat sie, namentlich auch in unserm Fache, für nützlich gehalten, auch um bey der Anwendung des Rechts die Meinung eines mehr oder weniger bewährten Rechtslehrers daraus doch immer sicherer, als aus bloßen nachgeschriebenen Hefen, anführen zu können. In Frankreich ist es neuerlich nicht selten geschehen, daß Jemand, der mündliche Vorträge gehalten hatte, sie nachher selbst herausgab, oder unter seinen Augen durch einen seiner Schüler herausgeben ließ, und so ist auch, wie schon gesagt, die gegenwärtige Einleitung in die Rechtsgeschichte entstanden. So lange aber ein Lehrer dieselben Vorträge auch noch halten kann und halten will, so hat ein solches Buch gewiß seine Unbequemlichkeit. Auch bemerkt der Verf. doch selbst, da, wo es ihm darauf ankommt, einen Schriftsteller ohne Einschränkung zu loben, also bey dem Auszuge von der Rechtsphilosophie des Herrn Prof. Hegel, er habe diesen nicht gehört, und das einzige Mittel, mit ihm in Verbindung zu kommen, sey ihm ein *livre court, sans développemens, muet.*

Auch bey dem, was der Verf. von andern Schriftstellern sagt, wäre mancherley zu erinnern. S. 45 steht ein ziemlich unordentliches Verzeichniß der Schriften von Cujas aus — Terrasson, da doch aus dem Buche von Berriat = St. Prix, einer Art Collegen des Verfassers, gar vieles in diesem Stück zu berichtigen gewesen wäre. Constitutiones 60 wird gewiß nicht leicht Jemand für die Uebersetzung des letzten Buchs der Basiliken erkennen, und die, nach des Unterz. Ueberzeugung, weit über Verdienst, wie man sagt selbst von Hotmann, gerühmten Paratitla zu den Digesten haben mit den hier hinter ihnen in derselben Rubrik fortlaufenden Commentaren über einzelne Titel durchaus nichts zu thun. Ueber Savigny, l'homme qui devait surtout donner à cette jurisprudence historique éclat et profondeur, sagt der Vf., das Buch über den Besitz, 1803, sey le plus beau livre de droit romain qui ait été écrit depuis le seizième siècle. Daß S. damals 24 Jahre alt war, hätte doch gesagt werden sollen. Aber à ces vues si profondément historiques Mr. de S. ne joignit pas le jugement rationnel du philosophe heißt es S. 255, zunächst bey der Gesch. des R. R. im Mittelalter. Zwar konnte der Vf. nicht wissen, daß die in einem von ihm genannten Buche abgedruckte Einwendung gegen die vorhin erwähnte Vernunft = Idee des rechtlichen Zustandes Worte von S. seyen, aber man sollte doch denken, auch in dem Buche über den Beruf stehe Manches was, freylich wohl nicht Herr Prof. Hegel, aber doch andere Schriftsteller, die hier als Rechtsphilosophen vorkommen, Baco, Leibniz, Kant, für Philosophie des Rechts hätten gelten lassen.

Merkwürdig ist es noch zu sehen, wie der Verf. in dem letzten Kapitel seinen Eifer für Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie (von der Geregese ist auch hier nicht weiter die Rede) und seine Abneigung gegen die Codification doch mit seiner echt französischen Schonung des Code zu vereinigen weiß.

Zufälliger Weise kommt dem Unterz., während er, wie er so gerne thut, und noch öfter thun möchte, wenn man das frühe Erscheinen nicht doch auch für ein Verdienst halten müßte, die gegenwärtige Anzeige zum Einsenden liegen läßt, ein neues deutsches Buch in die Hände, worin auf das Verhältniß der Philosophie zu der geschichtlichen Schule eine Rücksicht genommen wird, welche von der des französischen Schriftstellers gar sehr abweicht, namentlich darin, daß sie die Hegelsche Philosophie in Vergleichung mit einer andern fast noch neuern, nämlich der, man könnte sagen, zweyten Schellingischen aufs Bestimmteste verwirft, dagegen aber auch darin mit ihm übereinstimmt, daß sie ebenfalls bey Savigny die Philosophie vermißt, nur freylich mit dem Zusatze S. VIII: 'S. durfte sich der Untersuchung über die letzten Gründe des Gerechten überheben' (weniger zweydeutig hieße es, er durfte ihrer überhoben seyn) 'sein Sinn leitet ihn sicher, durch eine künstlerische Kraft bildet er ganz und vollendet, wozu erst langsam und allmählich die angestrengteste Forschung hinführt.' Wenigstens dieses Urtheil mußte fast nothwendig als Zusatz zu der obigen Anzeige hinzugesetzt werden, wenn auch der Anzeige des ganzen zweyten Werks durch den Unterz. der Umstand entgegen stünde, daß es die Philosophie nicht bloß von der Seite behandelt, von welcher sie zunächst an die Rechts-

gelehrsamkeit gränzt. So schwer es nämlich auch zu begreifen ist, zumal wenn es aus der Feder eines Mannes kommt, der viele Jahre gerade auch die Geschichte der Philosophie mit Beyfall gelesen hat, so entschieden ist es doch, daß der selige Bouterweck in unsern Anzeigen 1798 S. 1627 behauptete, was die Juristen für die Rechtsphilosophie gethan hätten, würde von den Philosophen gar nicht geachtet, und ironisch hinzusetzte, vielleicht würde es anders werden, wenn die Juristen die gesammte Philosophie bearbeiteten. Allein was ein Jurist über die ganze Philosophie schreibt, darüber wird doch wohl ein anderer Jurist seine Meinung sagen dürfen, zumal wenn die Gefahr nichts weniger als dringend ist, daß er dadurch eine von einem Nichtjuristen abzufassende Anzeige verdränge. Also sey es hiemit gewagt, von der zu

H e i d e l b e r g

bey Mohr auf XVIII und 362 S. gr. 8. unter dem Titel: die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Fri. Jul. Stahl, D. der R. und Privatdocent zu München, erster Band: die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie erschienenen Schrift, zuerst über diesen Titel selbst zweyerley zu bemerken. Einmal, daß geschichtliche Rechtsphilosophie hier durchaus nicht so viel heißt, als eine Philosophie, welche auf das Recht Rücksicht nimmt, wie es nun ein Mal in der Geschichte vorkommt, oder als eine Philosophie, welche die Geschichte neben sich bestehen läßt, und durchaus nicht alles, was einmal ist, als nothwendig beweisen will, sondern daß geschichtliche Philosophie als Gegensatz des zeit-

und thatlosen, logischen, nach S. 56 ein von Schelling in seinen Vorlesungen gebrauchtes Wort, das segenvollste sey, was die Wissenschaft geleistet hat, 'denn mit diesem Wort ist in der Philosophie dem Christenthum die Stätte bereitet.' Alles beruht auf einem Willen Gottes, der durchaus nicht nothwendig gerade so seyn mußte, und der Verf. bedauert es auf der letzten Seite noch gar sehr, daß seine Forschung noch nicht so tief gedrungen sey, den Zusammenhang der Rechtsphilosophie mit dem Sündenfall, der Versöhnung, der Dreyeinigkeit, und jenen Vorgängen in Judäa zu erkennen. Wer nun der Meinung ist, die Philosophie müsse von der Verschiedenheit der Zeiten und Länder unabhängig seyn, vor zweytausend Jahren hätte die Metaphysik eben die Wahrheiten enthalten müssen, wie im neunzehnten Jahrhundert, der ist mit dieser geschichtlichen Philosophie übel daran, so übel wie mit der, welche vorrömische, römische und germanische Zeit a priori unterscheidet, wenn er sich dabey erinnert, daß das Ende der Welt doch in der That so nahe noch nicht sey, und daß, wenn nach mehreren Jahrtausenden auch Alles vergessen werden sollte, was wir nun von den Römern wissen, eine wahre Metaphysik immer noch wahr bliebe. Eine zweyte Bemerkung betrifft das Beywort: gegenwärtig bey der Angabe dessen, was dieser erste Band liefern soll. Das Wort könnte so viel heißen als die heutige, die Philosophie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, und dazu paßte die im Buche vorgetragene Philosophie der Griechen, Buch I., die abstracte Philosophie des Rechts oder das Naturrecht von Grotius bis auf Kant und Fichte, Buch II., die pragmatische Rechtsphilosophie von Machiavelli und

Montesquieu, Buch III., und endlich der Uebergang zur geschichtlichen Rechtsphilosophie oder Schelling und Hegel, Buch IV. recht gut, da eigentlich nur bey dem dritten Buch die Zeitfolge nicht beobachtet ist. Es ist aber doch wohl nicht so gemeint, sondern die gegenwärtige Rechtsphilosophie ist die in dem ganzen Werke vorzutragende, von welcher der gegenwärtige Band die Genesis, um nicht wieder Geschichte zu sagen, enthält, zu welcher auch gehört, daß, wie im Anfange der Vorrede gesagt ist, der Vf. seine academische Laufbahn, versteht sich als Lehrer, mit Vorlesungen über die Philosophie des positiven Rechts begann, während Schelling in demselben halben Jahr seine Vorlesungen auf der neuen Universität eröffnete.

Für Jemand, welcher nicht die Ansichten des Verf.'s zu theilen im Stande ist, sey es auch nur wegen der schon angeführten Bedenklichkeiten, möchte das zweyte Buch, auch bey weitem das größte von allen, von S. 47 bis 208, das anziehendste seyn. Theils hat es den Vortheil, daß es mehr bestreitet, was Andere gethan haben, als es schon eigene Lehren an die Stelle setzt, und man hat der Philosophie ja überhaupt schon nachgesagt, daß sie stärker im Niederreißen als im Aufbauen sey, theils nimmt es auf viele Schriften aus der Kantischen Periode eine Rücksicht, die manchem angenehm seyn wird, der sich nicht mehr bestimmt erinnert, in welchem Buche dieser oder jener Ausdruck, der nachher sehr oft vorkam, diese oder jene Wendung, die ziemlich gäng und gäbe geworden ist, zuerst gebraucht worden sey. Da es aber, wie der selige Solger gesagt haben soll, eine der härtesten Strafen wäre, zum Durchlesen aller dieser

Schriften verurtheilt zu werden, und auch allerdings manche Schriftsteller hier gar nicht genannt sind, auch wohl allenfalls der eine nur etwas zuerst drucken ließ, was ein anderer vielleicht schon vorher in seinen Vorlesungen gesagt hatte, so wird freylich der Verf. für die Genauigkeit dieser Nachrichten, sey es nun über die Geschichte oder über die Genesis, nicht wohl einstehen können.

Hugo.

Pa r i s.

Chez Gabon: De L'Orthomorphie, par rapport à l'espèce humaine: ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prévenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondements de l'art appelé: Orthopédique. Par J. Delpech, professeur de Chirurgie clinique en la Faculté de Médecine de Montpellier etc. T. I. IX und 382 Seiten. T. II. 402 Seiten in 8. 1829. Nebst einem Atlas 114 Seiten in Folio. 1828.

Unter den vielen Werken, welche in der neueren Zeit sich mit der Heilung solcher Verunstaltungen beschäftigen, die von einem fehlerhaften Baue des Knochengeriistes, namentlich des Rückgraths herrühren, nimmt vorliegendes Werk eine ehrenvolle Stelle ein. Der erfahrene Verfasser legt darin die Resultate seiner theoretischen wie practischen Bemühungen von 15 Jahren nieder, und wird gewiß nicht unbedeutend zur Verhütung, Heilung oder Minderung der genannten Uebel beitragen. Das Buch ist in einem nicht sowohl systematischen als räsonnierenden und im Ganzen annehmlichen Tone ge-

schrieben. Es zerfällt in 6 Kapitel, wovon die drey ersteren (anatomische Betrachtung über Articulation und über den Antheil, welchen die Muskeln an der Anordnung der Knochen haben; allgemeine Darstellung der Ursachen der Difformitäten; von ihren Wirkungen) den ersten Theil ausfüllen; die drey übrigen handeln von der eigenthümlichen Diagnostik der Difformitäten; von der Prognostik und von der Therapeutik derselben. Er entwickelt diese Abschnitte mit ausnehmender Klarheit und belegt seine Ansichten mit interessanten Fällen aus seiner Praxis; so z. B. die Geschichte des Seurat (I. 100), der unter dem Namen des *squelette vivant* bekannt ist. So wie er die Ursachen der Verunstaltungen in ihrem weitesten Umfange aussucht und verknüpft, so ist er auch in der Angabe der Heilmethoden durchaus nicht einseitig und verbindet diätetische, gymnastische und medicinische Behandlung umsichtig mit einander.

Der Atlas ist eigentlich ein Werk für sich, denn in dem Buche selbst wird fast gar nicht darauf verwiesen. Die Kupfertafeln sind von ausführlichen Erklärungen begleitet. Die ersten 50 stellen anatomische Präparate von Difformitäten oder ausgeführte Ansichten ganzer Körper und Körperteile dar; dann folgen gegen 20, welche bloß Turnübungen, den Turnplatz und das mannigfache dazu nöthige Geräthe anschaulich machen, Die letzten enthalten die mechanischen Vorrichtungen zum Ausrecken und Geraderichten verkrümmter oder verschobener Theile.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 14. Februar 1831.

H a l l e.

Aristotelia, von Dr. Adolf Stahr, Ordentl. Lehrer am Kön. Pädagogium. Erster Theil. I. Das Leben des Aristoteles von Stagira. II. Ueber die verlorenen Briefe des Aristoteles. 1830. 210 S. in 8.

Wir erhalten hier den Anfang einer Reihe Aufsätze, welche uns sehr zweckmäßig scheinen; denn von Aristoteles ist so viel und mancherley zu sagen, daß es nicht besser als in dieser Form geschehen kann. Gleich voran steht hier: das Leben des Aristoteles. Sollte man es glauben, daß außer dem was in der allgemeinen Geschichte der Philosophie gesagt ist, wir von dem umfassendsten wissenschaftlichen Geiste, den bisher die Geschichte kennt, noch keine eigene Biographie besitzen? Vor der Ausgabe seiner Werke durch Buhle, steht zwar eine *vita Aristotelis per annos digesta*. Aber, wäre sie auch nicht, wie der Verf. an mehreren Stellen zeigt, sehr uncritisch, so ist das Leben gerade dieses

Weltweisen am wenigsten durch eine bloße chronologische Aufzählung der Begebenheiten zu erschöpfen. Es hat ein zu hohes und vielseitiges Interesse. Ward gleich Aristoteles, wie andere Weltweisen, der Stifter einer Schule, so lebte er doch nicht bloß in dem engen Kreise der Schule. Der Freund Philipps, der Lehrer Alexanders stand in vielfachen Verbindungen, am Hofe und anderwärts. Auch sein wissenschaftliches Leben steht mit diesen Verhältnissen in mannigfaltigem Zusammenhange. Der Verfasser dieser Schrift, indem er die Lebensnachrichten des Aristoteles der Kritik unterwarf, hat auf dieses Alles Rücksicht genommen, und wir glauben daher den Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir die Resultate seiner Forschungen kurz darlegen. Aristoteles war geboren zu Stagira, einer der chalcidischen Städte an der thracischen, nachmals macedonischen Küste, Ol. 99, 1. v. Chr. 384. Sein Vater Nicomachus war Leibarzt und Freund vom König Amyntas II. der von 393 bis 369 regierte; er war also aus einer angesehenen, mit dem regierenden Hause schon länger in Verbindungen stehenden Familie; die Mutter hieß Phästis. Von seiner Jugendgeschichte haben sich wenige zuverlässige Nachrichten erhalten; vermuthen kann man, daß er schon früh mit Philipp, der mit ihm in fast gleichem Alter stand, bekannt war. Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm sich ein gewisser Proxenus seiner Erziehung an, dessen Sohn er nachmals adoptierte. Hier zeiget der Verf., daß die Erzählungen von dem ausschweifenden Leben, das Aristoteles früh geführt haben soll, auf gar keinem sichern Grunde ruhen. Allerdings aber liebte er eine gewisse Eleganz in seinem Aeußern, die seinen Gegnern Stoff zu Lästerungen gab. In seinem sieben-

zehnten Jahre 367 ging er, um seinen brennenden Durst des Wissens zu stillen, nach Athen; wo dieser sein erster Aufenthalt zwanzig Jahre 367 bis 347 dauerte. Ohne Zweifel war es der Ruf von Platon, aber doch dieser wohl nicht allein, der ihn dahin zog. Athen war überhaupt die Stadt, wo er die reichste Nahrung für seinen Geist zu finden hoffen durfte. Wahrscheinlich war zur Zeit seiner Ankunft Platon abwesend in Syracus; erst drey Jahre nach seiner Ankunft konnte er mit Platon bekannt, und sein Zuhörer werden, der den glühenden Eifer mit dem er das ganze Gebiet der Wissenschaften zu umfassen strebte bald wahrnahm, und unter seinen Schülern ihn auszeichnete. Allerdings blieb ihr Verhältniß nachmals nicht so innig (und wie hätte es dieß gekonnt bey zwey so ganz verschiedenen Geistern), aber auch hier zeigt der Bericht wie grundlos die darüber verbreiteten Anekdoten sind, indem Aristoteles, dem allerdings ein hohes Selbstgefühl eigen war, doch nie anders als mit Hochachtung, auch wo er ihn widerlegt, von Platon spricht. Hingegen mit Isocrates scheint in einer gewissen Periode ein Wettstreit und Eifersucht Statt gefunden zu haben; wobey sich Aristoteles, damals noch jung, wohl nicht in den Grenzen der Mäßigung hielt, die ihm nachmals eigen war. Wahrscheinlich gab er damals schon einige rhetorische Schriften heraus, welche die Eifersucht entflamnten. Eine feine Vermuthung ist es, daß dieß Verhältniß auf die feindselige Stimmung des Theopompus, des Lieblingschülers des Isocrates, gegen Philipp von Macedonien Einfluß hatte. Im Jahre 348, dem Todesjahre des Platon, verließ er Athen, und folgte der Einladung seines Freundes Hermias, des Beherrschers der Stadt Atarneus in Mysien,

in Begleitung seines Freundes Xenocrates. Dieser Hermias spielt in der Geschichte des Aristoteles eine so bedeutende Rolle, daß wir es dem Verf. sehr Dank wissen genauere Aufklärungen über den Mann gegeben zu haben. Hermias stand im Dienst des Eubulus, Beherrschers von Atarneus und Assos; und war sein Geschäftsmann in Athen für seine Geldangelegenheiten. Er faßte hier aber zugleich die Vorliebe für die Philosophie, und kam in genauere Verbindung mit Aristoteles. Nach dem Tode des Eubulus wurde er in Atarneus sein Nachfolger; und lud nun den Aristoteles zu sich ein. Dieser folgte der Einladung 348 und blieb dort bis sein Freund Hermias in den inneren Unruhen des Persischen Reichs unter dem König Schus ums Leben kam 345. An ihn ist das Gedicht des Aristoteles an die ἀπερὴ — die Wahrheit — gerichtet. In der einzigen Schwester des Hermias, der Pythias, fand Aristoteles seine Gattin, mit der er in glücklicher Ehe bis zu ihrem, nur zu früh erfolgtem, Tode lebte. Er war mit ihr 345 nach Mitylene geflüchtet, um sich und sie den Verfolgungen der Perser zu entziehen. — Und so kommen wir nun auf die Zeiten, wo der Stagirit der Lehrer und Erzieher des jungen Alexanders ward. Nie sind in der Weltgeschichte wieder ein solcher Lehrer und Schüler zusammengekommen, und jede Aufklärung über dieß Verhältniß ist daher von dem größten Interesse. Der Vf. sucht hier zuerst das Jahr zu bestimmen, in welchem Aristoteles zu Alexander kam, und zeigt daß dieses nicht (wie man gewöhnlich annimmt) das funfzehnte, sondern das dreyzehnte Lebensjahr, also 343 v. Chr., von Alexander war. Es ist auch kaum wahrscheinlich, daß Philipp bis zum 15ten Jahre mit der Wahl des Erziehers seines Sohns

würde gewartet haben. — Bekanntlich hat sich bey Sallust IX, 3 der Brief Philipps erhalten, durch den er Aristoteles seine Wahl als Erzieher kund thut. 'Wisse, mir ist ein Sohn geboren; ich fühle mich den Göttern zum Danke verpflichtet, nicht sowohl über des Knaben Geburt, als vielmehr darüber, daß sie ihn zu Deiner Zeit geboren werden ließen. Denn von Dir erzogen und gebildet soll er, hoffe ich, meiner und der Nachfolge auf meinem Thron würdig werden.' Nach der gewöhnlichen Annahme soll dieser Brief — eins der schönsten Denkmahle Philipps, wofern er echt ist — erst bey Aristoteles Berufung zum Lehrer geschrieben seyn. Aber unmöglich hätte er damals so geschrieben werden können; denn wie konnte Philipp erst jetzt Aristoteles benachrichtigen, daß ihm ein Sohn geboren sey? Er muß vielmehr kurz nach der Geburt Alexanders geschrieben seyn, und bey der Bekanntschaft in welcher die Familie von Aristoteles bey dem Macedonischen Königshause stand, ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Philipp, der Aristoteles schon kannte, ihn schon damals zu dem künftigen Lehrer seines Sohnes bestimmt habe. Acht Jahre, vom J. 343 bis 335 brachte nun Aristoteles in Macedonien zu; entweder in der Residenz Pella, oder, was wahrscheinlicher ist, die ersten Jahre mit dem jungen Prinzen in seiner Vaterstadt Stagira, die, früher von Philipp zerstört, auf Bitten des Weltweisen wieder von ihm war aufgebaut worden. Aber die eigentliche Zeit des Unterrichts konnte schwerlich über drey Jahre dauern, da Alexander schon seit dem 16ten Jahre ins practische Leben trat, und zu den wichtigsten Staatsgeschäften von dem Vater gebraucht wurde; wiewohl bey dem engen Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler es auch

in den letzten fünf Jahren nicht an Gelegenheit zum Unterricht fehlen mochte. Wie war aber dieser Unterricht? Was umfaßte er? Wer möchte diese Fragen nicht gern vollständig beantwortet sehen; aber wir können bey dem Verlust der Nachrichten, bis auf das Wenige was Plutarch sagt, sie fast nur bloß nach dem Erfolge beurtheilen. Daß Alexander einen tiefen Sinn für Naturwissenschaften und was damit in Verbindung stand, wohin auch die Medicin gehörte, gefaßt hatte, hat die Erfahrung gelehrt; und daß er diesen dem Unterricht des größten Naturforschers des Alterthums verdankte, — wer wird es bezweifeln? Politik und Ethik werden von Plutarch nur im Allgemeinen erwähnt. Aber doch war sein Sinn für die höheren Zweige der Poesie, das Epos, die Lyrik und das tragische Drama — waren doch Homer und Pindar seine steten Begleiter auch im Felde — noch lebendiger; und das Streben seines großen Lehrers scheint nach unserer Ansicht noch mehr dahin gegangen zu seyn auf sein Gemüth und seinen Character als auf die Bereicherung seiner Kenntnisse zu wirken. Und wie groß erscheint auch hier nicht der Stagirit in seiner Methode und in seinem Erfolge! Es gehörte eine große Selbstverleugnung dazu, bey dem Manne, der das ganze damalige Gebiet des menschlichen Wissens, in der Speculation wie in der Erfahrung, wie kein sterblicher Geist vor ihm und nach ihm nicht bloß umfaßte, sondern auch ordnete und erweiterte, seine Thätigkeit vor allem auf jenes Ziel zu richten. Als der edelste und der gebildetste unter allen Herrschern des Alterthums bestieg sein zwanzigjähriger Bögling den Thron; es war nicht seine Schuld wenn, als bald eine Welt zu seinen Füßen lag, er nicht ganz derselbe blieb. Böllig

ausgeartet aber ist er nie. Wie dieß freundliche Verhältniß theils durch die Natur der Dinge, theils durch den zu freymüthigen Callisthenes, den Freund des Aristoteles, der als Geschichtschreiber, und gewissermaßen als Aufseher den König auf seinem Zuge begleitete, einigermaßen sich trübte, aber keineswegs, wie man behauptet hat, gänzlich sich auflöste, ist von dem Verf. auseinander gesetzt.

Seit 335 eröffnete Aristoteles seine Schule in dem Lyceum zu Athen, und stand ihr während des Persischen Feldzugs seines Zöglings bis 323 vor. Wie er hier, der erste Lehrer seiner Zeit, in den Schattengängen seiner Gärten auf und abgehend, zweymal des Tages in den Morgen- und Abendstunden seinen Unterricht ertheilte, ist vortrefflich gezeigt. Wahrscheinlich war auch dieß der Zeitraum, wo er den größten Theil seiner unsterblichen Werke schrieb oder doch vollendete, wie es von denen, die sich auf die Naturgeschichte beziehen, gewiß ist.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Zöglings und Herrn 323, als die Macedonische Partey in Athen sich der Verfolgung ausgesetzt sah, entwich er von da nach dem friedlichen Chalcis auf Eubda, und endete hier schon im nächsten Jahre, nicht durch einen freywilligen (wie man ohne Grund behauptet hat) sondern natürlichen Tod, an dem aber der Gram seinen Antheil haben mochte, im 63sten Jahre seine Laufbahn.

Auf den zweyten Aufsatz über die verlorenen Briefe des Aristoteles, besonders an seinen Freund Antipater, den Statthalter Macedoniens, müssen wir uns begnügen im Allgemeinen aufmerksam zu machen. Wir bemerken nur, daß es zu den Sitten des Zeitalters gehörte (Alexander selber zeichnete sich darin aus)

viele Briefe zu schreiben, was freylich die politischen Verhältnisse schon mit sich brachten. — Daß wir der Fortsetzung dieser Untersuchungen mit Verlangen entgegen sehen, brauchen wir nicht erst zu sagen. Sn.

L e i p z i g.

Von zwey Wörterbüchern des N. Testaments sind neue Auflagen erschienen:

Bey Barth: Clavis Novi testamenti philologica, usibus scholarum et juvenum theologiae studiosorum accommodata; auctore Christ. Abrahamo Wahl, Th. et Ph. D., verbi divini apud Ossitinenses ministro etc. Vol. I. 874. Vol. II. 682 S. 1831.

Bey demselben: Lexicon manuale Graecolatium in libros Novi Testamenti, auctore Carolo Gottlieb Bretschneider, Ph. et Th. D., Consistorii supr. Gothani antistite primario. T. I. VIII und 708 S. T. II. 662 S. in 8. 1831.

Da beide Werke bereits bey ihrer ersten Erscheinung in diesen Blättern beurtheilt sind, daß erste 1823 St. 30., daß andere 1824 St. 56., so haben wir hier nur hinzuzusetzen, daß beide in diesen zweyten Ausgaben verbessert und vermehrt erscheinen. Sn.

M t e n b u r g.

Von dem im dortigen Literatur-Comptoir erscheinenden Encyclopädischen Wörterbuch ist uns des XV. Bandes erste Abtheilung, ausgegeben December 1830, zugesandt worden. Sie reicht von Niemcewicz bis Dkens Pflanzen system; und beginnt und schließt also mit bekannten Namen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 17. Februar 1831.

Hannover.

Bey Hahn: Actenmäßige Würdigung einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: 'Anklage des Ministeriums Münzster vor der öffentlichen Meinung' in dem Königreiche Hannover verbreitet worden ist. 59 S. in 8. 1831.

Wenn gleich diese Blätter es sich zur Regel machen, von den politischen Angelegenheiten des Tages sich entfernt zu halten, so glauben wir doch bey dieser Schrift insofern eine Ausnahme machen zu müssen, als wir durch ihre Anzeige zu der Bekanntmachung derselben, hauptsächlich im Auslande, etwas beytragen können; um so mehr, da auch die Urheber der Schmähschrift, auf die sie antwortet, kein Mittel zu diesem Zweck unbenutzt gelassen haben. Die Schrift ist von einem, mit der Verwaltung des Landes genau vertrauten Manne, dem die officiellen Acten überall zugänglich waren, verfaßt. Sie beleucht

tet, berichtet und widerlegt, nach der Reihenfolge in 17 Numern alle Punkte der sogenannten Anklageschrift. Sie gibt besonders über die Finanzverwaltung die wichtigsten Aufschlüsse, namentlich über die Verwaltung der verfassungsmäßig von der Landes- oder Steuer-Casse getrennten landesherrlichen oder Cammer-Casse; woraus sich ergibt daß die Steuern — bis auf die Summe von etwa 400,000 Thalern — für den Militäretat und das Landesschuldenwesen verwandt, die gesammten übrigen Kosten aber der Landesadministration aus der landesherrlichen Casse bestritten werden; auf welcher außerdem ein Zuschuß jährlich von 381000 Thalern für den Militäretat, nebst vielen Pensionen in Osnabrück und Hildesheim, ruht.

Der heftige Ton der Angriffschrift würde ohne Zweifel auch einen ähnlichen der Antwortschrift gerechtfertigt haben. Ihr Verfasser hat sich aber dessen gänzlich enthalten; denn nicht zu den Gefühlen und den Leidenschaften, sondern zu der Vernunft und Ueberzeugung der Leser wollte er sprechen; sie sollten in den Stand gesetzt werden selber zu urtheilen. Dieser Zweck konnte nur auf diesem Wege erreicht werden, und so wird man das Urtheil ihnen jetzt auch ruhig überlassen können.

L o n d o n.

For H. Colburn, 1829: Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine, in 1824, 25, 26 and 1827; by R. Madden, esq. 2 Thle. 401 und 398 S. in 8.

Die Zahl der Beschreibungen von Reisen durch die Türkei, Griechenland, Kleinasien und Ae-

gypten hat in den letzten Jahren im umgekehrten Verhältniß mit ihrem inneren Werth zugenommen, und wir müssen uns gefaßt machen, diese Länder zu einer eben so unerschöpflichen Quelle von Gemeinplätzen, Declamationen, falschen, halbahren, aus Unkenntniß der Sprache, der Sitten, aus eignem Dünkel und Vorurtheil entspringender Urtheile, stereotyper, poetisch seynsollender Schilderungen werden zu sehen, wie Italien es bisher gewesen ist. Dieß gilt besonders von Englischen Touristen — wenigstens ist zu hoffen, daß unsere eigenen Landsleute fürs erste sich mit Uebersetzen, und dem Detailhandel dieser britischen Fabricate in Journalen aller Art begnügen werden, um so mehr da wir noch aus den Zeiten des Philhellenismus manche Sünden der Art abzubüßen haben. — Das vorliegende Werk nun verdient gerade deshalb eine besondere Aufmerksamkeit und ist für die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes jener Länder und Völker von größerer Wichtigkeit, weil der Verf. nicht zu jener Gattung von Reisebeschreibern gehört, sondern bey seinem mehrjährigen Aufenthalt im Orient durch seine Verhältnisse als Arzt vielfache und andern Reisenden gänzlich abgehende Gelegenheit hatte, den Character und die Sitten seiner Umgebungen zu beobachten, während es ihm zugleich keinesweges an den Gaben fehlt, diese Gelegenheit aufs beste zu benutzen. Daß übrigens der Verf. keine gelehrte und überhaupt höhere Bildung besitzt, möchten wir schon aus der absprechenden verächtlichen Art schließen, wie er bey mehreren Gelegenheiten sich über Herodot äußert. Doch können wir andererseits seine ärztliche Bildung nicht gering anschlagen, da er seinen Landsleuten zu beweisen sucht, wir

Deutsche seyen nicht geradezu und unbedingt toll zu nennen, weil wir an die Existenz und die Wirkungen des thierischen Magnetismus glauben. Wie schwer es übrigens ist, auch unter noch so günstigen Umständen über die wichtigsten und dem ersten Anschein nach einfachsten und zugänglichsten Verhältnissen eines Volkes klar zu werden, das in jeder Hinsicht einen solchen Gegensatz bildet wie die Türken zu uns, das beweist der Verf. unter andern indem er selbst gesteht: 'es habe immer sein Erstaunen erregt, wie die Regierung allen Schwierigkeiten und Kosten ihrer Lage begegnet ohne Anleihen zu machen, und wie die Masse der türkischen Nation ohne Handel, ohne Ackerbau, ohne Manufacturen es anfängt, um nicht nur ihr Daseyn zu fristen, sondern sogar den äußern Anschein des Wohlstandes zu bewahren. Kein Volk in Europa kleidet sich besser, kostbarer als die Türken. Es ist kaum einer unter meinen türkischen Bekannten, der nicht ein wahres Schlaraffenleben führte, den ganzen Tag seine Pfeife rauchte, sich von Caffehaus zu Caffehaus schleppte, sich zu jedem Bairamfest eine kostbare Kleidung anschaffte, und zu Hause drey bis vier Weiber und noch einmal so viele Slavinnen in gleichem Wohlleben unterhielte; und Alles dieß ohne einen in die Augen fallenden Erwerb, ohne bestimmtes Einkommen oder Besizthum. Dieß ist die Lage und Lebensart von zwey Dritteln der Bevölkerung von Constantinopel.' Aus einem solchen Geständniß geht hervor (was freylich unter andern auch die pünctliche Abtragung der Russischen Contribution andeuten könnte), daß es auch in der Türkey zwischen Himmel und Erde Dinge geben müsse, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen las-

fen — daß der Staat und der Einzelne Hülfsmittel besitzen die wir nach unsern Europäischen Ansichten weder entdecken noch beurtheilen können. Gerade deshalb aber dürfen die Reisenden nicht unbedingten Glauben für ihre Urtheile und Zusammenstellungen und noch weniger für ihre Vorhersagungen in Bezug auf die künftigen oder auch nur nächsten Schicksal der Türkei verlangen, wenn wir auch ihren Berichten über die Einzelheiten, die sie selbst beobachtet und erlebt haben, so viel Glauben schenken als wir aufreiben können, und als uns die oft nur gar zu sichtbare Sucht zu glänzen, etwas Wichtiges, Geistreiches, statt der einfachen Wahrheit zu geben, übrig läßt. — Diese Bemerkung scheint uns um so nöthiger da es neuerlich fast zu sehr Mode geworden ist die flüchtigen Urtheile von Reisenden als historische Autoritäten anzuführen, und da dieß namentlich am Schlusse des letzten Krieges mit unserm Verf. in Bezug auf die Reformen des Sultan Mahmud der Fall war. Wir glauben z. B. daß schon jetzt zu viele Thatsachen der Behauptung des Verfs. widersprechen: 'daß dem Sultan alle Eigenschaften, sogar für einen Türkischen Helden fehlen, außer Grausamkeit — daß er jedem guten Rath unzugänglich, mit Verachtung auf alle Europäer herabsieht, und nicht genug Vorsicht hat seinen Abscheu zu verbergen u. s. w.' Außerdem ist auf dieser besten Welt Alles nur vergleichsweise zu beurtheilen, und wenn wir weit entfernt sind das Türkische Wesen oder Unwesen gegen irgend eine der zahllosen Anklagen zu rechtfertigen, die der Verf. so wie fast alle Reisende dagegen erheben, so ist es uns doch nicht entgangen, daß der Verf. selbst gesteht, der größte Theil der Bevölkerung von

Irland sey schlimmer daran als die elendesten Fellahs in Oberegyp ten, und es wäre vielleicht der Mühe werth das Urtheil eines Türken zu hören, der Augenzeuge der Mordbrennerereyen wäre die England und Frankreich verwüsten und in Schrecken setzen.

Wie in fast allen Fällen wo der Verf. über das nächste ihm vorliegende hinausgeht und allgemeine Urtheile oder Folgerungen macht, so möchte auch das was er über den Character der Griechen sagt nicht als ein entscheidendes Urtheil anzunehmen seyn, oder doch wenigstens nur von dem Theil dieses Volkes gelten, den er näher kennen gelernt, den Griechen in Constantinopel, Smyrna und andern großen Städten; dann aber trifft ihn mit Recht der Vorwurf, dieses Urtheil auch auf die, in jeder Hinsicht so auffallend verschiedenen Bewohner der Gebirge und der Inseln ausgedehnt zu haben, und ohne seiner Beschreibung von der Kriegführung zwischen Türken und Griechen allen Wiß abzusprechen, bedarf es des einzigen Wortes *Missolunghi* um die Folgerung die er daraus für die Feigheit der Griechen zieht, als höchst lächerlich zu bezeichnen. Auch die Behauptung, daß die Türken durchaus untauglich zu guten Soldaten nach europäischen Begriffen seyen, ist durch den letzten Krieg widerlegt worden; denn obgleich die neuen Türkischen regulären Truppen, wie nicht anders zu erwarten stand, den Russen nicht zu widerstehen vermochten, so haben sie doch (selbst nach Russischen Berichten) so viel geleistet als die Soldaten irgend eines andern Volks unter gleichen Umständen, leisten würden, und ist überhaupt an dem unglücklichen Ausgang die Unfähigkeit der Führer und manche andere Umstände, nicht

aber die Untauglichkeit der Soldaten schuld. — Wenn der Verf. aber sagt, bey einem Vergleich zwischen Türken und Griechen komme es nicht darauf an welches Volk das bessere, sondern welches das schlechteste sey, so müssen wir gestehen, daß abgesehen von allen andern Zeugnissen, die sich gegen ein so wegwerfendes Urtheil anführen ließen, des Verfassers eigene Beobachtungen und Erfahrungen, so weit sie in seinem Werke enthalten sind, dasselbe keinesweges bestätigen, sondern uns nur von neuem das Räthsel vorlegen, wie es möglich ist, daß bey einer solchen Religion, solchen bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, ein Volk so viele gute Eigenschaften bewahren konnte. Ja, es ließe sich ohne große Mühe darthun, daß (mit wenig Ausnahmen) es eigentlich nicht die Laster und bösen Neigungen der Türken sind, die sie von civilisierteren Völkern unterscheiden, sondern die Art ihrer Aeußerung; und, daß unsere Gesetze und Sitten in sehr vielen Fällen nur dadurch die Roheit und Gewaltthätigkeit ihrer Aeußerung mildern, daß sie ihnen eine sicherere und bequemere Bahn vorschreiben oder einräumen. — Wir können diese allgemeinen Bemerkungen nicht schließen ohne noch ein Beyspiel anzuführen, wie wenig man sich auf das Zeugniß der meisten sogenannten Augenzeugen verlassen kann, in allen Dingen die nicht unmittelbar unter ihren Augen vorgehen. Der Verfasser schreibt nämlich aus Candia im April 1827 von der gänzlichen Ausrottung der Griechen auf der Insel, und wird also wahrscheinlich jetzt die Proclamationen des Paschas von Egypten an die Candiotischen Griechen für ein großes Possenspiel halten, worin wir ihm freylich, wenn

auch aus anderen Gründen, beystimmen möchten. Auffallend ist es übrigens, daß der Verfasser, der über die Treulosigkeit der Griechen und Türken nicht genug zu sagen weiß, einen christlichen Consul zu Ibrahim Pascha begleitet, um ihm zu den Kosten einer Reise zu verhelfen, die er nach Retino gethan, um die Griechen zu überreden die Waffen niederzulegen, und die angebotene Amnestie anzunehmen, ohne uns zu sagen ob unter diesen Reisekosten auch das Blutgeld für diese Griechen begriffen war, die niedergehauen wurden, so bald sie den Versprechungen des Consuls getraut und ihre Waffen niedergelegt hatten. Wir haben uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen über dieß Werk begnügen müssen, weil es wirklich an lehrreichen und anziehenden Einzelheiten zu reich ist, als daß eine Auswahl für unsern beschränkten Raum möglich wäre, und wir empfehlen dasselbe um so dringender Jedem der Sitten und Character der verschiedenen Stämme und Religionssecten in der Türkei, Aegypten, Palästina und Syrien kennen lernen will, da der Verfasser sie als Arzt auch im Innern ihrer Häuser, im Harem, bey Gastmahlen u. s. w. beobachtet hat, die sonst jedem Europäer unzugänglich sind. — Die Bemerkungen über die Krankheiten in Egypten, und insbesondere über die Pest im 24sten Briefe sind auch in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und müssen auf das hier versprochene größere Werk über diesen Gegenstand aufmerksam machen.

B. A. S.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 19. Februar 1831.

St. Petersburg.

Journal des voies de communication 1826..1830. XVI Hefte in 8.

Von welcher Wichtigkeit für das Innere des Russischen Reichs der Canal- und Straßenbau ist, welcher unter der Leitung S. K. H. des Herzogs Alexander von Württemberg einen eigenen Zweig der Verwaltung, abgesondert von den Ministerien, bildet, ist allgemein bekannt. Schmerzlich aber empfand man es im Auslande, daß sowohl wegen der Entfernung, als aus dem Mangel zuverlässiger Nachrichten, es so schwer war sich über die gemachten Fortschritte in diesem Fache zu unterrichten. Diesem Mangel abzuhelfen ist das vorliegende Journal bestimmt, dessen Bedürfniß wohl Niemand verkennen kann. Von der General-Regie des ganzen Verwaltungszweiges ward ein Comité, unter dem Vorsitz des Herrn General-Lieutenants von Bazaine, Directors des Ingenieur-Instituts niedergesetzt, mit dem Auftrage ein

wissenschaftliches Journal zu diesem Zweck zu redigieren. Der Plan ward sehr umfassend genommen (wie er auch genommen werden mußte); er begreift Geschichte, Theorie und Praxis des Fachs. Jedes Heft enthält mehrere Aufsätze; deren Verfasser größtentheils Russische Ingenieurs und Artillerie Officiere sind; sie geben erfreuliche Beweise von der wissenschaftlichen Ausbildung, welche in diesen Corps verbreitet ist. Sie sind sämmtlich in Französischer Sprache verfaßt; auch die Russisch eingelieferten Aufsätze sind in diese übersetzt, und dadurch ein Gemeingut für Europa geworden.

Bey der bedeutenden Reihe von Heften, welche bereits erschienen ist, erlaubt es der Umfang dieser Blätter nicht, auch nur ein Verzeichniß aller der einzelnen Aufsätze zu geben, deren Zahl sich bereits gegen hundert erstreckt. Wir müssen uns daher begnügen, nur einige derselben anzuführen, welche zu den oben erwähnten drey Classen gehören. Nach einer Einleitung, welche die Wichtigkeit der inneren Wassercommunication für Rußland aus seinen speciellen Verhältnissen darthut, folgt für den historischen Theil sofort in *N^o. I, 1.* Précis historique sur la navigation intérieure de l'Empire de Russie depuis le regne de Pierre le grand; welches in dem folgenden Stück beendigt wird. In *N^o. VI, 1.* Sur les anciennes voies de communication en Russie, par le G. Major Kozen; fortgesetzt in dem folgenden. Mit *N^o. VIII, 1.* beginnt die Notice sur les travaux executés ou entrepris de 1823 à 1827 par des ingenieurs des voies de communication; gleichfalls durch mehrere Stücke. — Für die Theorie: *N^o. IV, 1.* Sur les travaux des Ingenieurs: partie theorique, in drey

Fortsetzungen, und mehrere andere, zum Theil mathematischen Inhalts. Die meisten Aufsätze haben indeß, wie billig, eine practische Tendenz; welche sich nicht bloß auf den Canal= sondern auch auf den Brückenbau bezieht. Nicht bloß von den ausgeführten, sondern auch von den noch auszuführenden Wasserverbindungen ist die Rede; wohin wir besonders die wiederaufgenommene Idee Peters des Großen, von einer Canalverbindung zwischen dem Don und der Wolga rechnen.

Diese wenigen Proben werden hinreichen auf die Wichtigkeit dieses Journals aufmerksam zu machen. Indem es wissenschaftliche Zwecke verschiedener Art sich vorsetzt, erhalten auch mehrere Wissenschaften durch dasselbe ihre Bereicherung; auch die Statistik geht keinesweges leer aus; über die Resultate der Binnenschifffahrth werden lehrreiche Nachrichten mitgetheilt. Erfreulich ist es, aus den uns mitgetheilten Berichten zu ersehen, daß dasselbe auch forthin seinen ungestörten Fortgang haben werde.

Hn.

C e l l e.

Bei Schulze: Neueste vaterländische Literatur. Eine Fortsetzung der ältern, die vaterländische Bücherkenntniß betreffenden Arbeiten von Baring, Crath, v. Praun und v. Dimpfeda, bis zu Ende des Jahrs 1829. Von Ernst Wilhelm Gustav Schlüter, Dr. und Königlich Großbr. Hannov. Justizrathe zu Stade. 1830. XVI und 318 Seiten in Octav, nebst acht unbezeichneten Blättern, ein Namen= und Sachregister enthaltend.

Den ersten Versuch der Ausarbeitung einer die hiesigen Lande betreffenden Bücherkunde, machte 1729 Baring in s. Succincta notitia scriptorum rerum Brunsvicensium ac Luneburgensium, vermehrt als Anhang seiner Beschreibung der Lauensteinschen Saale (Lemgo 1744). Gleichzeitig mit diesem Anhange erschien v. Praun's Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis, scriptores rerum Brunsvico-Luneburgensium justo materiarum ordine dispositos exhibens, zu Wolfenbüttel 1744. (Schon 1741 kam eine unvollständigere Arbeit von ihm heraus, von der aber nur 24 Exemplare abgezogen wurden.) Im folgenden Jahre trat Erath mit einer, unabhängig von v. Praun ausgearbeiteten bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis, welche seinem Conspectus historiae B. L. in tabulas chronologicas et genealogicas divisus (1745) vorgefetzt war, hervor. Beide letzteren Werke erstreckten sich auch auf das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel. Seit dem Erscheinen derselben verstrichen einige sechzig Jahre, ohne, daß man an eine Fortsetzung derselben dachte; wiewohl v. Praun die Absicht einer solchen hegte, wie dessen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrte Handschrift bezeugt. Erst im Jahre 1810 gab der verstorbene Kammerherr v. Dympteda, jedoch unter Beschränkung seines Plans auf die jetzt königlichen Lande, seine: Neue vaterländische Literatur; eine Fortsetzung älterer historisch-statistischer Bibliotheken der Hannoverschen Lande bis 1807, heraus (s. diese Blätter 1810. St. 60. S. 592 u. 596). An dieses Werk schließt sich das vorliegende an, und führt neben mehreren Ergänzungen desselben, die Literatur bis zu dem Schlusse

des vorigen Jahrs. Wie sehr ein solches Werk nothwendig und nützlich war, ergibt der reiche Inhalt desselben; gewiß wird sich jeder Vaterlandsfreund dem Verf. verpflichtet fühlen, und ihm für den Fleiß und die Beharrlichkeit, mit welcher er dasselbe ausgearbeitet hat, Dank wissen! Die Literatur der neueren Erwerbungen hat der Verf. als Anhang mitgetheilt, dagegen aber sich nur auf eine Angabe der sie betreffenden Bücher und Abhandlungen beschränken zu müssen geglaubt, insofern dieselben erst nach der Einverleibung jener Landschaften in den hiesigen Staat, herausgekommen sind.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
Lehrbuch der practischen Veterinär-Geburtskunde
nebst einem Anhange über die Wahl der Zucht-
pferde, von Joh. G. F. Günther, zweytem
Lehrer der Königl. Veterinär-Schule zu Hannover.
Mit 3 Kupfstaf. 1830. XXXII u. 176 S. in 8.

Ein zwar nicht ausführlicher, aber dennoch willkommener beachtungswerther Beytrag zu einer Lehre, die aus leicht begreiflichen Gründen sich noch nicht zu der Entwicklung als die übrigen Zweige der Thierheilkunde hervorgearbeitet hat. Der Vf. zeigt sich in der vorliegenden Schrift nicht allein als guter Anatom, sondern auch als geschickter Geburtshelfer bey Thieren; weniger befriedigend ist seine Arbeit in Bezug auf die bey trächtigen Thieren vorkommenden Krankheiten sowohl in pathologischer als therapeutischer Rücksicht, und dürfte manchen gerechten Widerspruch finden. Zur Herausgabe dieses Lehrbuchs fand sich Hr. G. sowohl durch den Mangel eines seinem Vortrage über Veterinär-Geburtskunde entsprechenden Hand-

buchs, als auch durch vielseitige Aufforderungen bewogen, zugleich soll dasselbe für Anfänger und Thierzüchter einen Leitfaden abgeben. Dieser doppelte Zweck möchte indessen nicht ganz erreicht werden, dazu sind manche Gegenstände zu kurz abgefertigt, und gegen fast alle bey trächtigen Thieren sich ereignende Gebrechen nur allgemeine Vorschriften ertheilt, mit denen Anfänger und Thierzüchter schwerlich ausreichen werden, zumal die angerathenen Mittel von der Art sind, daß nur die Hand eines erfahrenen Arztes sie mit Sicherheit reichen kann. Das Ganze zerfällt in neun Abschnitte. Voran die Erklärung der Kupfertafeln. Der 1. Abschn. enthält in 4 Kapiteln die anatomische Betrachtung der bey der Schwangerschaft und Geburt hauptsächlich interessirten Theile der weiblichen Thiere. Der Ovarien hat der Vf. nicht gedacht. Der 2. Abschn. handelt in sechs Kapiteln von der Schwangerschaft (wobey die erste Entwicklungsperiode des Eies als außer dem Plane liegend übergangen ist) von den Eyhäuten, vom Fruchtwasser, Nabelstrang, von der Fruchtbarkeit der Hausthiere, Dauer der Schwangerschaft, Kennzeichen derselben, und den Vorbereitungen zur Geburt. Daß Schaaf 27 Wochen und einige Tage tragen sollen, ist wohl ein Irrthum. Im 3. Abschn. spricht der Verf. von den Wehen, von der Blase und dem Wassersprunge, von dem normalen Eintreten des Jungen in die Geburt und Verlauf derselben, von der Behandlung der Nabelschnur, von der Nachgeburt. Der 4. Abschn. ist den Hülfleistungen bey der Geburt im Allgemeinen, der geburtshülflichen Untersuchung, und dem allgemeinen Verfahren, wenn bey richtiger oder berichtigter Lage des Jungen die Geburt desselben durch die Mutter nicht beschafft werden kann, gewidmet. Der 5. Abschn. handelt

von fehlerhaften Geburten und von fehlerhaften Geburten in speciellen Fällen, die keinen Auszug gestatten, dann vom Werwerfen. Zur Verhütung desselben bey zeitiger Kenntniß und lebenden Jungen räth Hr. G. Ueberlaß, Abführungen, Narcotica, Klystiere, Ableitungen auf Lenden und Kreuz, mäßige Bewegung und Hochstellen des Hintertheils nebst Entfernung der Ursachen an. Ref. möchte diese Behandlung nicht in allen Theilen unterschreiben und eben so wenig hat er sich mit der im 6. Abschn. vom Vf. ausgesprochenen Ansicht und Behandlung der sitzengebliebenen Nachgeburt befreunden können. Die künstliche Ablösung der Nachgeburt sey laut Erfahrung die beste und gründlichste Behandlung bey Stuten und Kühen. Um bey letzteren ihr Abziehen von den Cotyledonen mit weniger Beschwerlichkeit in den Hörnern vornehmen zu können, soll man den Bauch der Mutter durch einen untergeschobenen Baum dem Operateur entgegen in die Höhe heben lassen. Nicht zu gedenken, daß aus der allgemeinen Befolgung dieses gewaltsamen Verfahrens, von ungeübten Geburtshelfern, deren doch gewiß die Mehrzahl ist, bey weitem öfter Unheil als Heil für die Kranken erwachsen würde, so hat Ref. während einer 24jährigen Praxis die künstliche Ablösung der Nachgeburt nur in seltenen Fällen, namentlich bey Umstülpung der Gebärmutter nöthig und zweckmäßig gefunden. Stets kam er mit einer auf den allgemeinen Organismus gerichteten Behandlung aus, die nicht allein hinsichtlich des baldigsten freywilligen Abgangs der Nachgeburt, sondern auch rücksichtlich der Beförderung der Milchsecretion alle Erwartung befriedigte. Der 7. Abschn. hat den Vorfall und die Verletzungen der Scheide und Gebärmutter zum Gegenstand. Gegen das fortdauernde Drängen

nach der Reposition der Gebärmutter empfiehlt der Vf. neben der örtlichen Behandlung innerlich Datura, Pilsenkraut (statt Bilsenkraut), Belladonna-Extract oder Opium. Der 8. Abschn. ist der Behandlung des Jungen und der Mutter nach der Geburt gewidmet. Der 9. und letzte Abschn. beschreibt in 4 Kap. einige krankhafte Zustände, welche die Gebärenden nach der Geburt befallen.

1. Kap. Von dem nervösen Entzündungs- oder dem sogenannten Milch- oder Kalbefieber der Kühe.

1. mit besonderer Gehirnaffection. Die mitgetheilte Krankheitsgeschichte einer Kuh, welcher der Vf. zwey auf einander folgende Aderlässe bis zum Umfallen, innerlich Natr. sulphuric. ꝥj Extr. Datur. ꝥj, auf Genit und Lenden Einreibungen von Ungt. Cantharid. mit Hydrargyr. muriatric. oxydat. verordnete, wodurch sie nach einigen Tagen hergestellt wurde, ist lehrreich und bezeugt des Vfs. energisches und heroisches Einschreiten.

2. Mit besonderer Rückenmarksaffection. Dieser Krankheit liege ebenfalls Entzündung zum Grunde, sie verlange die antiphlogistische Methode mit Ableitungen auf den Darmcanal, Lenden und Kreuz, sey aber schwer zu heilen. Ref. hat das in Frage stehende Uebel, dessen nächster Grund ihm in einer Beschränkung oder Aufhebung der Vegetation des Rückenmarks zu liegen scheint, durch eine der empfohlenen ganz entgegengesetzte Behandlung meist gegen den fünften oder sechsten Tag gehoben.

3. Das nervöse Entzündungsfieber als allgemeines Nervenleiden mit besonderer Affection der Verdauungswege.

2. Kap. Von den Milchversetzungen bey Pferden.

3. Kap. Vom Einschuß.

4. Kap. Von der Entzündung der Zitzenmündung. Der Anhang enthält nützliche Belehrungen über die Wahl der Zuchtpferde.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 19. Februar 1831.

K ö n i g s b e r g.

Bevornträger: Ueber Entwicklungsgeschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion von Dr. Karl Ernst v. Bär. Erster Theil. 1828. XXII und 271 S. nebst 3 color. Kupfertafeln in Quart.

Im vorliegenden Bande ist nur die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ey der Gegenstand der Untersuchung. Diese Entwicklungsgeschichte ist ein Theil der Zoophysologie, zu dem bereits Aristoteles den Grundstein legte, auf welchem dann Fabricius ab Aquapendente, Malpighi und Haller, vorzüglich aber C. F. Wolf fortbaueten. Das Gebäude wollte, wie es schien, durch Vander (und Döllinger) vollendet werden; aber es blieb noch manches zu berichtigen. Und konnte es wohl anders seyn? da der Gegenstand für die Untersuchung so zart ist, als er, mit Scharfsinn, Fleiß und Übung belauscht, einen Schlüssel zu den geheimsten Phänomenen in der thierischen Natur überhaupt abgibt.

Vander machte Epoche; man glaubte Alles erfaßt zu haben, — aber wie müssen wir erstauen über das, was jener genaue Naturforscher seinen Nachfolgern zu entdecken und zu berichtigen übrig ließ, wenn wir das vorliegende Werk mit Vander's vergleichen. Indes auch v. Bär's bisherige Forschungen dürften wohl nicht von der Art seyn, daß durch sie die Acten über den vorliegenden Gegenstand als geschlossen zu betrachten wären: wenigstens ist ein berühmter Naturforscher vielleicht in diesem Augenblick damit beschäftigt, manche der gegebenen Resultate von neuem auf den Probierstein zu legen.

Auf die interessant zu lesende, 22 Seiten lange, Dedication an Vander, worin der Verf. unter andern auch die Gründe auseinandersetzt, welche ihn bestimmten dieses Werk herauszugeben, da doch ein großer Theil desselben bereits in Burdach's Physiologie abgedruckt war, — worin er ferner auf die Schwierigkeit der Namenbestimmung der sich bildenden Theile aufmerksam macht, und worin unter andern auch angeführt wird, daß er zur Bearbeitung des Gegenstandes wohl ein paar tausend Eyer verbraucht habe, folgt die Vorrede, welche sich über das Bebrüten im Allgemeinen ausspricht. Wenn nach Vander's und Anderer Angaben die nothwendige Brutwärme auf 28° bis 32° R. sich beläuft, so fand der Verf. daß dieselbe unbeschadet der Entwicklung auf 35° steigen konnte, wenn nur die Eyer nicht unmittelbar mit dem Eisen der Brütmaschine in Verbindung kamen; auch entwickelten sich die Eyer, wenn die Wärme um ein paar Grade niedriger als 28° sank, in welchem Falle aber die Entwicklung überhaupt langsamer vorschritt. Tritt ein noch niedriger Grad der Temperatur ein, so vermag das bereits begonnene Leben im Ey,

welches jetzt in seiner Entwicklung stehen bleibt, dennoch kürzere oder längere Zeit sich zu behaupten: der Verf. fand bey einem Ey, welches er im Julius öffnete, nachdem es 30 Stunden lang in der Stube gelegen hatte, daß das Herz, ohne Anwendung neuer künstlicher Wärme, noch (sehr langsam) pulsierte; sodann fand er nach Versuchen, daß die Eyer aus den ersten 5 Tagen des Bebrütens, auch wenn sie 24 Stunden der Brutwärme entzogen worden, im warmen Sommer nicht abgestorben waren. Wenn der Verf. aber meint es sey nicht zu bezweifeln, daß die ältern und selbstständigern Embryonen mit noch mehr Recht (im Wechsel der Temperatur) ihr Leben erhalten könnten, so kann Ref. ihm aus Erfahrung nicht beystimmen, so wie wir auch sehen, daß die brütenden Vögel wohl im Anfange, aber niemals im ferneren Verlauf oder gegen das Ende der Bebrütung, ohne Beeinträchtigung der Entwicklung des Embryos das Nest verlassen; auch sind wir der Meinung, daß bey einem schon weiter entwickelten Embryo das Leben nicht weiter im Stande sey, auf eine solche *Vita minor* herabzusinken, worin, wie der Vf. beobachtete, alle fünf Minuten nur ein Herzschlag erfolgte. — Welchen Einfluß übrigens die Wärme auf die raschere oder langsamere Entwicklung habe, hat der Verf. durch die Beobachtung nachgewiesen, daß diejenigen Eyer, welche unter der Brust der Henne liegen, rascher sich entwickeln als diejenigen, die am Rande des Nestes unter den Flügeln gelegen sind. Aus diesem (aber gewiß auch noch aus einem andern) Grunde hat auch wohl die Jahreszeit Einfluß auf das bessere oder mißlichere Gelingen des Bebrütens. Nicht aber allein hiervon, sondern auch von der Lage der Eyer im Neste oder in der Brütema-

schine, und davon, ob die Eyer frisch sind oder schon längere Zeit vor dem Bebrüten gelegt waren, hängt das Gelingen und der Fortgang des Bebrütens ab, so daß, was jenen Fall anbetrifft, diejenigen Eyer bald abzusterben pflegen, welche senkrecht stehen, und daß, in diesem Falle, die schon früher gelegten Eyer hinter den frischen um 1 bis 2 Tage in der Entwicklung zurückbleiben können. Der Verf. vermuthet mit Recht, daß dieselbe Metamorphose, welche der Dotter während der Bebrütung unter dem Einflusse des Keimblatts erfährt, auch ohne Bebrütung, jedoch überaus langsam in ihm eintrete, und daß nun, als in Folge hiervon, wenn das Ey der Bebrütung unterworfen wird, ein Mißverhältniß zwischen Keimblatt und Dotter Statt findet, welches die Entwicklung entweder gänzlich hindert, oder, wenn es noch nicht so weit vorgeschritten ist, sie verzögert, indem das Mißverhältniß nur langsam überwunden wird. — Zur bessern Uebersicht des Ganzen hat der Verf. die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens in drey Hauptperioden eingetheilt und dieselbe nach der Verschiedenheit des vorherrschenden Kreislaufes bestimmt. Die erste Periode reicht bis zur völligen Ausbildung des ersten Kreislaufes und währt ungefähr zwey Tage. Die zweyte Periode umfaßt die Zeit des Kreislaufes durch die Dottergefäße und währt drey Tage. Die dritte Periode wird durch den Kreislauf durch die Harnsackgefäße bestimmt und reicht bis zur Geburt, d. h. bis zum Lungenkreislauf. Da aber der Verf. von S. 9 bis 140 nur den Abdruck seiner in Burdach's Physiologie von S. 239 bis 370 schon gelieferten Abhandlung gegeben, und demselben weiter nichts Neues als die sehr kurzen §§. 8 (den allgemeinen Character der zweyten

Periode darstellend), 15 (vom Auskriechen des Hühnchens handelnd) und 16 (den allgemeinen Character der dritten Periode hervorhebend) hinzugefügt hat, so dürfen wir hier wohl füglich den eigentlichen genauen Vorgang der Entwicklung des Hühnchens mit Stillschweigen übergehen. Nur über das Auskriechen wollen wir noch kurz berichten, daß, wenn das Hühnchen im Ey seine gewöhnliche Lage hat, d. h. mit dem Vorderende an den Luftraum (im stumpfen Ende des Eyes) stößt, den Hals zurückgekrümmt und den Kopf unter dem rechten Flügel liegen hat, die Schnabelspitze nach vorn gerichtet ist und ganz nahe an der Gegend des den Luftraum begränzenden Chorions steht, bey dem geringsten Versuch den Kopf aus dieser Lage zu entfernen das Chorion von der Schnabelspitze durchstoßen wird; diese dringt in den Luftraum hinein, wodurch das Hühnchen in den Stand gesetzt wird etwas Luft einzuathmen und eine Stimme von sich zu geben, die der Verf. nicht selten schon zwey Tage vor dem Auskriechen, und ohne daß das Ey an irgend einer Stelle einen Riß hatte, hören konnte. Ein solches Piepen vernahm der Verf. aber niemals, wenn, wie es in seltenen Fällen wohl zu geschehen pflegt, das Hühnchen mit dem Kopfe und Schnabel nach dem spitzen Ende des Eyes hin lag. Verstärkte Bewegung mit dem Kopfe lassen endlich die Schnabelspitze an die Eyserschale gelangen, welche am Ende Risse bekommt, wobey wohl ein Stückchen Schale, nicht selten bey noch unversehrter (äußerer Lamelle der) Schalenhaut, abspringt. Die Oeffnung wird allmählich vergrößert, das Hühnchen steckt Kopf und Schnabel durch dieselbe nach außen hinaus, und bleibt in dieser Stellung noch einige Zeit, damit die Lungenathmung sich gehörig ausbil-

den könne; ist dieses geschehen, so sind auch die Gefäße des Chorions allmählich abgestorben, der Nabel löset sich und das Hühnchen verläßt das Ey.

Von S. 141 bis 246 folgen Scholien und Corollarien zu der Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ey, die wir, da eigentlich nur sie das Wesentliche und Eigenthümliche dieses Werkes ausmachen, etwas genauer durchgehen zu müssen glauben. — Scholion I. Ueber die Sicherheit in der Beobachtung der Embryonen. Der Verf. weist nach, daß die Untersuchung der Embryonen nicht eine so schwierige Sache ist, als man gemeiniglich glaubt und zwar nach dem richtigen Grundsatz: 'daß der Embryo, je jünger er ist, desto weniger (ins Einzelne) fein gebauet sey.' Es haben sich nämlich die Theile bis dahin nur als Ganze gebildet und gestaltet, und erst mit fortschreitender Entwicklung differenzieren sie sich in ihrem Innern in feinere und feinste, so z. B. die Muskeln, welche beym Embryo nur als ganze Bündel ihrem Umfange nach erscheinen, das Gehirn, welches Anfangs ohne Faserung ist u. s. w. Der Verf. untersuchte in einem mit Wasser angefüllten Uhrglase unter einer Linse von fünf Linien Brennweite, bey welcher nur schwachen Vergrößerung die Schatten, nach denen man die Theile oft nur zu bestimmen im Stande ist, sich nicht verloren. Scholion II. Die Ausbildung des Individuums im Verhältniß zu seiner Umgebung. Obgleich jeder Fortschritt in der Entwicklung nur möglich wird durch den jedesmal vorhergehenden Zustand, so ist dennoch ein solcher Zustand nicht als das allein und absolut Bedingende für die Zukunft anzusehen, sondern vielmehr wird die ganze Entwicklung von

der gesammten Wesenheit (Idee) des Thieres, welches werden soll, beherrscht und geleitet. So z. B. walten im Anfange des Bebrütens, wenn man eine größere Reihe von Eiern beobachtet, nicht selten große Verschiedenheiten in Bezug auf die erste Gestalt und allmähliche Entwicklung der Primitivtheile des Embryos ob, und dennoch finden wir, daß, am Ende der Bebrütung, noch mehr aber bey schon ausgewachsenen Hühnern, nur noch ganz unbedeutende Verschiedenheiten, und im Innern wohl kaum dergleichen, sich erkennen lassen. Und dieses geschieht dadurch, daß durch eine allmähliche Ausgleichung des Ganzen solche Verschiedenheiten verschwinden, und jede Abweichung, so viel möglich zur Norm zurückgeführt wird. Hieraus geht dann klar hervor, daß nicht die Materie, wie sie gerade angeordnet ist, sondern die Wesenheit der zeugenden Thierform die Entwicklung der Frucht beherrscht. Die Dotterkugel betrachtet der Verf. vor der Befruchtung als niedrigste Form des Thiers, aber als eine so niedrige Form, daß das Thier noch gar keine Selbstständigkeit hat, sondern nur Theil des mütterlichen Körpers ist. Aus der Dottermasse bildet sich die Keimschicht, aus dieser der Keim. Der Embryo ist Anfangs nur Bucherung des Keims; später erst finden wir eine Abgränzung vom übrigen Keime, zu welchem er aber noch in einem sehr untergeordneten Verhältnisse, von ihm sein Blut zur Ernährung erhaltend, steht; beide bilden ein zusammen gehöriges Ganze. Kaum hat jedoch der Embryo seine Gränze gefunden, so fängt er an sich noch mehr zu scheiden. Einen Theil des Keimes wandelt er in einen Leib um (Rücken-, Bauch-, Gefäß-, und Darmplatten), durch Abschneidung vom übrigen Keime. Mit einem

andern Theile umhüllt er sich (Amnion). Was früher Theil war, will ein Selbstständiges werden, bedarf aber noch der Keimhaut, und hört nicht auf mit ihr ein Ganzes zu bilden. Endlich wird seine Herrschaft über die Keimhaut entschieden, und er nimmt sie mit dem ganzen Dotter als Theil in sich auf. Keimhaut und Embryo sind also vom Anfange an ein Ganzes, welches sich im Vogel nie trennt, mit Ausnahme eines Theils vom serösen Blatte. Nur die übrigen Eytheile werden bey dem Auskriechen als unnütz verlassen. Da der Embryo sie nicht in sich aufnehmen kann, so sondert er sich von ihnen, und zeigt hierdurch den letzten Grad seiner wachsenden Selbstständigkeit. Jetzt steht er nur noch im Verkehr mit der gesammten Natur, welche früher nur durch das Ey auf ihn wirkte. Diesem Scholion ist ein Corollarium über die Paarung angehängt, die der Verf. in zwey Momente, in die Begattung und in die Befruchtung, von denen jene dazu bestimmt seyn soll die Frucht der Herrschaft des weiblichen Eyerstocks zu entziehen, von dem diese aber der Frucht ein selbstständiges individuelles Leben gewähren soll, eintheilt. — Scholion III. Innere Ausbildung des Individuums. Es wird hier der allgemein anerkannte Satz durchgeführt, daß aus einem Homogenen, Gemeinsamen allmählich das Heterogene, Specielle sich hervorbildet. Der Verf. nimmt drey Formen einer solchen Differenzierung an, und zwar a. die primäre Sonderung, worunter er die Sonderung des Keimblatts in die verschiedenen Schichten, nämlich in die Haut-, die Knochen-, Faserhaut-, Muskel- und Nerven-, die Gefäß- und die Schleimhautschicht versteht; b. die histologische Sonderung, worunter er die fernere Differenzierung

der genannten Blätter in Knorpel-, Muskel- und Nervenmasse, so wie in Blut begreift; und c. die morphologische Sonderung, d. h. die eigentliche Organenbildung. Hier wird dann auch noch trefflich auseinander gesetzt, daß nirgends Neubildung, sondern überall nur Umbildung (Differenzierung eines Indifferenten) vorkomme, daß diese Umbildung der Anfang des organischen Wachsthumes sey, und daß dieses Wachsthum in der Richtung vom Centrum gegen die Peripherie hin Statt habe, bey welcher Gelegenheit die schon zu oft widerlegte Lehre von Serres, nach der das organische Wachsen auf Vereinigung von lauter isoliert und neu entstandenen Einzelheiten, und zwar dem gemäß auch von der Peripherie gegen das Centrum hin, beruht, in ihrer Blöße hingestellt wird. — Scholion IV. Ueber das Schema, das die Entwicklung der Wirbelthiere befolgt. Zuerst wird hier nachgewiesen, daß im Keime und werdenden Embryo in allen Dimensionen, nämlich in der Tiefe, in der Fläche und in der Länge dieselbe Reihenfolge von Differenzen sich zeigt, und daß, so zusammengesetzt auch und scheinbar verworren der Bau eines ausgewachsenen Wirbelthiers ist, so einfach und nach allen Richtungen gleichmäßig der Fortgang der Ausbildung dieser Form in der ersten Zeit sey. Sodann wird dargethan, daß in den Wirbelthieren durch eine doppelt symmetrische Entwicklung, von einer Achse ausgehend, die Schichten der primären Sonderung in Röhren verwandelt werden. Diese doppelt symmetrische Entwicklung beruht darauf, daß der Embryo zuvörderst aus zwey Hauptröhren besteht, nämlich einer obern für die Rückenhälfte und einer untern für die Bauchhälfte. Die Röhren kommen aber nur da-

durch zu Stande, daß jedesmal zwey seitliche Hälften vom Centrum aus einander sich näher rücken und mit ihren peripherischen Theilen sich berühren oder schließen. Diese Röhren entsprechen den zwey ersten Lagen des Keimes, nämlich der animalischen und der plastischen. Da aber theils gleich nach dem Schlusse nach oben, theils während des Schlusses nach unten im Embryo die Sonderung in Schichten, nämlich der plastischen Lage in eine Gefäßschicht und in eine Schleimschicht, der animalischen Lage aber in eine seröse (Nerven-) Schicht und in eine Fleischschicht, eintritt, so müssen alle diese Schichten durch ein Fortrücken vom Centrum gegen die Peripherie hin bald Röhren bilden, die der Verf. Fundamentalorgane nennt, da aus ihnen die speciellen Organe sich allmählich entwickeln. Diese speciellen Organe sind dann a. die Schleimhautröhre, als Entwicklung des Schleimblattes und die innerste Röhre in der Bauchhälfte des Thieres vorstellend; b. die Gefäßhautröhre als Entwicklung des Gefäßblattes, und eigentlich eine gedoppelte Röhre vorstellend, von denen die eine jene Schleimhautröhre umgibt; c. die Rückenröhre und die Bauchröhre, welche der Fleischschicht entsprechen, von denen diese die vorhergehende, jene aber die Nervenröhre (Rückenmark) umgibt; und d. die Nervenröhre und die Haut als der serösen Platte entsprechend; — hier weist der Verf. die ursprüngliche Identität des Rückenmarks und der Haut nach, welche beide erst durch den Schluß des Rückenmarkscanals mittelst der Fleischschicht von einander getrennt werden. Endlich folgt dann die weitere Umbildung aus der einfachen Röhrenform. — Diesem Scholion sind zwey Corollarien angehängt: 1. über den Bau

und die Entwicklung der Extremitäten der Wirbelthiere, und 2. über eine consequentere Eintheilung und Bearbeitung der Anatomie. — Das V. Scholion, über das Verhältniß der Formen, die das Individuum in den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung annimmt, stellt zunächst die Lehre, daß der Embryo höherer Thiere die bleibenden Formen der niederen Thiere durchlaufe, kurz dar, und erhebt dann Zweifel und Einwürfe über und gegen diese Annahme, welche letztere doch im Ganzen genommen nicht so ganz schwierig zu beseitigen seyn möchten. Es folgen Betrachtungen über das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen bleibenden Thierformen. Die Stufe der organischen Ausbildung, die der Verf. in der größern histologischen und morphologischen Sondernung, nicht allein der allgemeinen Gebilde, sondern auch der einzelnen Apparate und Abschnitte derselben bestehen läßt, bezeichnet, zugleich mit dem Typus, worunter er das Lagerungsverhältniß der Theile, der organischen Elemente und der Organe versteht, die einzelnen größeren Gruppen von Thieren, die man Klassen genannt hat. Der Typen nimmt er dann vier an, nämlich den peripherischen, der repräsentiert wird durch einige tellerförmige Infusorien, die Rhizostomen, Medusen, Asterien, — den Längentypus, herrschend in Vibrionen, in Filarien, im Gordius, in den Naiden und in der ganzen Reihe der gegliederten Thiere, — den massigen Typus, die Mollusken, Räderthiere und einige Infusorien umfassend, und — den Typus der Wirbelthiere, der gleichsam aus den drey früheren zusammengesetzt erscheint. — Der Längentypus spricht sich in den Wirbel-

thieren vorzüglich in den animalischen Gebilden (Nerven, Muskeln, Knochen) aus. Der massige Typus herrscht aber mehr in den plastischen Theilen des Leibes der Wirbelthiere. Wie nun in den Mollusken als Repräsentanten des massigen Typus fast immer Mangel an Symmetrie ist, so liegt auch fast immer, der ausscheidende Pol seitlich vom aufnehmenden, und zwar rechts. — Es wird nun nachgewiesen, daß bey Wirbelthieren der animale Typus den plastischen sehr beherrsche und bestimme, daß aber demungeachtet noch immer jener massige Typus unverkennbar sey, und zwar daß die lebendige organische Strömung (oder Bewegung) nach rechts hin tendire. Jetzt beweiset der Verf. diese Behauptung durch die nach rechts hin fortgehende Strömung des Blutes, durch das nach rechts gerichtete Einstromen der Luft in die Athmungsorgane, durch die von links nach rechts fortgehende Bewegung des Darmcanals (noch in den Larven der Frösche liegt der After rechts von der Mittelebene des Schwanzes), durch die von links nach rechts fortgehende Bewegung in den Geschlechtsorganen (wofür Ref. auch noch einen Beweis in dem Umstande findet, daß bey Menschen der Mutterkuchen mehr nach rechts aufsitzt, und daß, wie derselbe zuerst nachgewiesen hat, die Chalazen der Vögel constant von links nach rechts gewunden erscheinen). Nur der Weg des Harns scheint vorherrschend nach links zu gehen, was seinen Grund darin haben möchte, daß die vorherrschende Thätigkeit der Nieren vielleicht darin besteht Venenblut anzuziehen, während sie den Harn bloß abfließen lassen. — Diesem Scholion sind vier, zum Theil sehr ausführlich behandelte Corollarien angehängt, von denen das erste die Anwendung dieses Schol-

lions auf die Lehre von den Hemmungsbildungen, das zweyte die Anwendung der gegebenen Darstellung auf die Bestimmung der einzelnen Organe in den verschiedenen Thierformen, das dritte die Anwendung jener Darstellung auf die Erkenntniß der thierischen Verwandtschaften, und das vierte endlich die Eintheilung der Thiere nach der Entwicklungsweise, umfaßt. — Das sechste Scholion endlich liefert in größter Gedrängtheit nur das allgemeinste Resultat des bis dahin Betrachteten; dieses allgemeinste Resultat aber wird so ausgesprochen: 'die Entwicklungsgeschichte des Individuums ist die Geschichte der wachsenden Individualität in jeglicher Beziehung.'

So viel hielten wir für hinlänglich, um die Wichtigkeit vorliegenden die Wissenschaft fördernden Werkes angedeutet und nachgewiesen zu haben. — Zu tadeln fanden wir wenig oder nichts. Nur scheint uns der Verf. zu großes Gewicht auf den Nachtheil der Betrachtung der Naturwesen als einreihige Kette gelegt zu haben, indem wir davon überzeugt sind, daß in gegenwärtiger Zeit kaum der eine oder der andere Naturforscher so einreihig sich die ewigen unmerklichen Uebergänge in der Natur vorstellen wird. Was aber den Umstand anbetrifft, daß die höhern Wesen bey ihrer Entwicklung die niedern nicht durchlaufen sollen, so können wir darin dem Verf. nicht beystimmen; zumal er selbst die entgegengesetzte Ansicht an mehreren Stellen seines Werkes deutlich an den Tag leget, z. B. da, wo er trefflich auseinandersetzt, daß der Typus der niederen Thiere in dem der höhern sich wiederhole. Tief greift die Lehre von

dem Durchlaufen des menschlichen Organismus bey seiner Entwicklung durch die verschiedenen Thierreihen in die Theorie der Hemmungsbildungen; der Verf. erklärt letztere als ein Stehenbleiben auf einer niederen Stufe der eigenen Entwicklung, was gewiß keiner bezweifeln wird. Aber diese eigene niedere Stufe hat die größte Aehnlichkeit mit der vollkommenen Ausbildung gewisser Thiere oder Thierreihen, eine Thatsache, die der Verf. an mehreren Stellen seines classischen Werkes selbst zugibt, und worin eigentlich der Ref. ein solches Durchlaufen erkennen zu müssen glaubt. — Druckfehler sind trotz des großen Verzeichnisses noch mehrere stehen geblieben: ganz unverständlich ist z. B. folgender Satz S. 61: 'Schon nach der Mitte des dritten Tages sieht man in der Gefäßschicht, welche den Speisecanal hinter der Rachenhöhle, die, wie ich bemerkt habe, schon ihre Selbstständigkeit hat und auffallend groß und auf jeder Seite von vier Spalten durchbohrt ist, stark aufgeschwollen.' — Die beiden ersten Tafeln sind die zweyte und dritte Tafel des 2. Bandes der Burdach'schen Physiologie; die dritte aber ist ganz neu. Jene ersteren beiden Tafeln stimmen aber nicht gänzlich mit denen unsers Exemplars der genannten Physiologie überein, und namentlich scheint uns Taf. I. richtiger, Taf. II. aber nachlässiger ausgeführt als bey Burdach.

Bd.

Berlin und Stettin.

Ben Nicolai: Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik, von Eduard Henke. Dritter Theil. 1830. VI und 743 Seiten gr. Octav.

Die beiden ersten Theile dieses geschätzten Werks sind mit gebührender Anerkennung der Verdienste seines Hn. Verfassers in diesen Blättern bereits angezeigt, so wie denn auch über den Plan und die Ausführung desselben das Nöthige bemerkt worden ist. Der vorliegende dritte Band desselben behandelt in Gemäßheit des von dem Hn. Verf. aufgestellten Systems, von den Privatverbrechen die dritte Unterabtheilung, nämlich die Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern (Betrug, Treulosigkeit in privatrechtlichen Verhältnissen, Brandstiftung und Gewaltthätigkeit mit Ausdehnung auf Raub und Erpressung), sodann die Staatsverbrechen nach zwey Unterabtheilungen, von denen die erstere die Verbrechen an der Persönlichkeit des Staats (Verbrechen der Untergebenen des Staats überhaupt und jener Persönlichkeit, wie die Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, Aufruhr, Landfriedensbruch, Störung des Haus- und Burgfriedens, Selbsthülfe, Privatrache, Erschleichung und Anmaßung eines Staatsamts, Bestechung der Staatsbeamten; Verbrechen des Staats an dessen Persönlichkeit, wie Majestätsverbrechen, Hochverrath, Verletzung der Ehrfurcht gegen den Staat; endlich Verbrechen der Beamten des Staats an dessen Persönlichkeit, und Verletzung und Mißbrauch der Amtspflichten, Dienstvergehen u. s. w.), die letztere dagegen die Verbrechen an dem Eigenthume des Staats (Verbrechen an dem Vermögen des Staats und Verbrechen der Bürger gegen sich, wie Selbstmord und Selbstverstümmelung, Duell, Selbstbefleckung und Bestialität, Verschwendung des eigenen Vermögens in Glücksspielen) umfaßt. Den Schluß machen die Verbrechen gegen das Gemeinwesen, gleichfalls in zwey Unterabtheilungen. Die erste der

selben enthält die Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, nämlich die gemeinschädlichen oder gemeingefährlichen Unternehmungen gegen Leben, Gesundheit und Eigenthum der Menschen, wie gemeingefährliche Brand- und Ueberschwemmungsstiftung, gemeingefährliche Vergiftung, Landzwang und Anlegung von Pulverminen, so wie die gemeinschädlichen oder gemeingefährlichen Angriffe auf die öffentliche Ordnung im Staate, wohin der Hr. Verf. die Uebertretungen in Beziehung auf Religion und Kirchenthum, wie Gotteslästerung, strafbarer Aberglaube, Ketzerey und Sectenstiftung, Störung des Gottesdienstes, Sepulcri violatio, dann die Vergehungen gegen die guten Sitten, wie übermäßiges Trinken und Zutrinken, Unzucht in ihren Abarten, als stuprum, incestus und Sodomia ratione sexus, Kuppeley; hierauf die Gefährdung des ökonomischen Wohlstandes der Staatsglieder durch Dardanariat und Auf- und Vorkauf, Zinswucher, Kauf der Früchte auf dem Halme; endlich die Gefährdung der öffentlichen Ruhe und der Sicherheit der Personen und des Eigenthums rechnet. Die letztern dagegen, die Verbrechen gegen die öffentliche Treue und den öffentlichen Glauben, wohin die Münzverfälschung, Grenzverfälschung, die Calumnie, der betriegerische und muthwillige Bankerott, so wie Meineid und Eidesbruch gestellt sind. — Die Lehren des Strafrechts in Bezug auf Verbrechen und Strafen sind also nunmehr beendigt; rückständig ist noch der Criminalproceß, mit welchem sich der vierte und letzte Band beschäftigen wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 21. Februar 1831.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: De Historia Homeri maxime-
que de scriptorum carminum aetate me-
temata. Scripsit Greg. Guil. Nitzsch, an-
tiqu. liter. in Acad. Kiliensi Professor. Fasci-
culus prior. 170 Seiten in 4.

Raum läßt uns irgend etwas Einzelnes den
Gang unserer neuern deutschen Bildung so deut-
lich erkennen, als die Aufnahme, welche Fr. A.
Wolfs Gedanken über die Entstehung der Ho-
merischen Gedichte zuerst und bis auf den heuti-
gen Tag gefunden haben. Man weiß, mit wel-
chem Eifer besonders die jüngern Zeitgenossen
von Wolf sie auffaßten, wie diese Gedanken
von Manchen bis zu einem Grade ausgedehnt
wurden, der Wolf selbst höchst bedenklich machte.
Man hielt die Entstehung jener großen Ganzen
für begreiflicher, wenn man sie in Stücke theilte,
deren einzelne Abfassung der rudis antiquitas,
die kluge Zusammenkittung aber einem schon raf-
finierteren Zeitalter zugeschrieben wurde; man

ging so weit, die Bestandtheile von Ilias und Odyssee gleichsam wie Atome in einem wilden Chaos mannigfacher Poesien umherschweben zu lassen, bis ein ordnender Geist sich ihrer bemächtigt und sie so schön verbunden habe. Seit der Zeit hat unsere Auffassungsweise der Kunst wie der Geschichte des menschlichen Geistes, wir dürfen wohl sagen, ähnliche Fortschritte gemacht, wie die philosophische Betrachtung der Natur. Man begreift, daß was wahrhaft als ein Ganzes in sich zusammenhängt, nur von einem innern Lebenskeime, welcher das Ganze schon dynamisch in sich trägt, ausgehen kann; und man erkennt zugleich, nicht durch Anlegung des Richtscheits einer einseitigen Theorie, sondern durch ein lebendiges Eindringen in jene ältesten Kunstwerke der Griechenwelt, in ihnen einen organischen Zusammenhang, der alle Theile wie Glieder eines Körpers beherrscht. Solche Ansichten sind wohl Vielen gemein; obgleich nur Wenige sie sich zu einem klaren Bewußtseyn gebracht, und sie vernehmlich ausgesprochen haben. Unter denen, welche in Schriftwerken den Ansichten Wolfs entgegen getreten sind, zeichnet sich der Verf. des vorliegenden Werks eben so durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch die prüfende Umsicht und Sorgfalt seiner Untersuchungen aus, welche, zuerst von der Wolffschen Hypothese ausgehend und sich an sie anschließend, ihn immer mehr zu entgegengesetzten Ansichten und allmählich zu dem Resultate geführt haben, daß die beiden Homerischen Epopöen jede als ein Ganzes von einem Dichter schriftlich verfaßt worden seyen, und ihre Gestalt später nur durch Interpolation, nicht durch eine gänzliche Umarbeitung, verändert hätten. Wenn der Unterz. nun nach dem Gesagten nicht anstehen kann, eine zeitge-

mäße Tendenz in diesen Untersuchungen zu erkennen: so wird es vielleicht befremden, daß er es doch für seine Pflicht hält, mehreren Hauptsätzen des Verfassers zu widersprechen: aber gerade die Critik eines solchen Werkes, welches so weit auf einer der früheren entgegen gesetzten Bahn fortschreitet, muß noch sorgfältiger im Abdingen des Unerwiesenen, als bereitwillig im Anerkennen des Geleisteten seyn, zumal wenn die Aussicht vorhanden, daß man sich von vielen Seiten dem Unternehmen anschließen, und wohl Mancher die Sache schon für entschieden ansehen werde.

Nicht um einen Auszug des vorliegenden Werkes zu geben, sondern nur um gleichsam die Untersuchung bey ihren Spizen fassen zu können, drängen wir den Zusammenhang des Ganzen in diese Worte zusammen: Die Schrift, sagt Herr Prof. Nitsch, habe einen doppelten Zweck und Nutzen, indem sie erstens bestimmt sey, den in Raum oder Zeit Entfernten, was wir denken, zu überliefern; zweytens aber auch für uns selbst zum Festhalten des Gedachten und zum Erneuern der Erinnerung daran diene, uns gleichsam zu einem andern Gedächtnisse werde: wozu dann noch als ein dritter Gebrauch, der die andern beiden gewissermaßen vereinigt, das Niederschreiben zum Zwecke des Vorlesens trete. Nun möge immerhin das Schreiben für die Entfernten und Spätern in Griechenland ziemlich spät aufgekommen seyn: so dürfe und müsse doch der Gebrauch der Schrift für das Ausarbeiten, die *commentatio*, als viel älter gesetzt werden; und eben so schließe auch das Uebertragen und Einüben der Poësie durch mündliches Vorfagen, das *διδάσκειν* der Griechen, den Gebrauch der Schrift nicht aus, sondern fordere ihn vielmehr. Aus einem Mißver-

ständnisse dieses Lehrens *de scripto* seyen auch die Erzählungen von Homer und Tyrtaios als Lehrern im Lesen und Schreiben hervorgegangen. Der alte Dichter Archilochos erwähne schon den Gebrauch der Skytala, des Briefstabes, und bald hernach seyen Leseschulen in ganz Griechenland zu finden. Aber auch für den Zweck, Etwas für ferne Zeiten festzuhalten, sey die Schrift früher gebraucht worden als man in neuern Zeiten angenommen, namentlich für die Aufzeichnung von Gesetzen. Daß Gesetze durch Gesang der Jugend eingeübt worden seyen, sey eine unzuverlässige Ueberlieferung einiger Schriftsteller; Clemens von Alexandria, welcher angibt, Terpander habe die Lakëdämonischen Gesetze in Musik gesetzt, verwechsle die musischen Nomen, alt-herkömmliche Gesangsweisen, mit den politischen, und wenn Strabon den Thaletas einen Nomothetischen Mann nennt, gehe dieß auch nur auf die Anordnung musicalischer Weisen. Da die Lykurgischen Verfassungsgesetze, *νόμοι*, Vertragsurkunden zwischen Volk und Obrigkeit gewesen, sey es auch vorauszusetzen, daß man ihnen durch Schrift Festigkeit zu geben gesucht habe; und der Lykurgische Ausspruch, *νόμοις μὴ χρῆσθαι ἑγγράφοις*, zeuge nicht für das Gegentheil, indem er sich nur auf die Gesetze, welche von den Gerichten angewandt wurden, beziehe, da das Nichten nach ungeschriebenem Rechte immer als ein unterscheidendes Merkmal der Spartanischen Rechtspflege angeführt werde. So werde nun auch Strabos Angabe: 'die Lokrische Gesetzgebung des Zaleukos sey die erste geschriebene gewesen' näher bestimmt und bedingt durch die speciellere desselben Schriftstellers: Zaleukos habe zuerst eine Menge genauer Strafbestimmungen aufgezeichnet, während diese früher dem

Ermeſſen der Richter überlaſſen geweſen ſeyen. Auch am Material des Schreibens habe es jenen Zeiten nicht gefehlt; die Felle, *διφδέραι*, das noch ſpäter in Perſien gewöhnliche Schreibmaterial, habe den weitläufigſten Aufzeichnungsräum gegeben; eben ſo hölzerne Tafeln, welche auch unter dem Namen der Skytalen begriffen worden ſeyen. Aber auch den Papyrushandel dürfe man in Zeiten lange vor Amafiſ hinauffehen, in welchen die Griechen durch die Phönicier dieſe Aegyptiſche Waare erhalten konnten. Indeffen ſey allerdings die größere Verbreitung des Papyrus in Amafiſ Zeit die Veranlaſſung geworden, daß man von nun an die früher nur von Einzelnen gebrauchte Schrift für das größere Publicum in Anwendung gebracht habe, und das damit zuſammenfallende Zeitalter des *Peiſiſtratoſ* ſey: *non ſcriptorum librorum, ſed vulgo lectorum, ſed editorum, divulgatorum, in bibliothecas congeſtorum prima aetas*. Während man früher nur Verſe für den Vortrag niedergeſchrieben habe: erhebe ſich jetzt die Proſa, und reiße ſich auch in den Gegenſtänden gleich von Anfange ſehr von dem mythiſchen Inhalte der Pöſie loſ. Damals ſeyen aber die Homerischen Gedichte ſchon in vielen Städten Griechenlands verbreitet geweſen, namentlich in denen, wo Sagen von der Anweſenheit des Dichters ſelbſt vorkommen, wie in Samos, Chioſ, Smyrna, Joſ und Kolophon. — Immer denke man bey Homer in früherer Zeit nur an Iliad und Odysſee, wenn auch das Verhältniß des Dichters zu dieſen beiden Gedichten verſchieden geweſen zu ſeyn ſcheine. Denn die Iliad ſey von Homer aus einem früheren Gedichte *'de ſola Jovis βουλῆ'* in die große Epopöe von Achilleſ Zorn und Beruhigung um:

gebildet, die Odyssee dagegen vielleicht von demselben Dichter, aber freyer von früheren Vorbildern, gedichtet worden. In den kyklischen Gedichten sey größtentheils das Bestreben wahrzunehmen, die Ilias in dem Zusammenhange des Plans nachzubilden; allein der Macreifer dieser Dichter beweise durchaus nichts für eine secta Homericæ, welche eben so wenig, wie eine Böotische secta Hesiodi, etwa aus dem Vorkommen angeblicher Gräber des Homer und Hesiod an verschiedenen Orten gefolgert werden könne. Ein Geschlecht von Chios habe, weil viele Rhapfoden der Homerischen Gedichte daraus hervorgegangen, die zugleich Hymnen zur Kithar gesungen hätten, den Namen der Homeriden und gewisse Vorrechte erhalten. Da aber Kynäthos, welcher Olymp. 69 kurz vor dem Perserkriege lebte, zu diesen Homeriden gerechnet werde: so sey nicht daran zu denken, daß diese die Homerischen Gedichte erst ausgebildet hätten (wobey auch vom Ursprunge und der Art des Vortrags der Homerischen Hymnen gehandelt wird). So wenig zu leugnen sey, daß die Homerischen Gedichte manche Interpolationen erfahren haben: so ungerecht sey es doch, gerade diese Homeriden, von denen die treueste Ueberlieferung derselben erwartet wurde, ohne nähern Beweis als willkürliche Umbildner der Homerischen Gedichte anzusehen. Dagegen sey mit Recht aus der Art, wie die Kykliker sich in ihren Epopöen rings umher an Ilias und Odyssee anschließen, gefolgert worden; daß diese beiden Gedichte damals schon ungefähr in ihrem jetzigen Umfange bestanden hätten. Zugleich beweise die bedeutende Abweichung dieser Kykliker von Homer in der Auffassung der Troischen Mythen, daß, wenn die Ilias bedeutende Veränderungen erfahren, dieß

lange vor den Kyklikern und der Olympiaden-
 Aera geschehen seyn müsse. Wenn man dieß Al-
 les zusammenfasse, und bedenke, wie eifrig Ho-
 mer lange vor Peisistratos in Argos gehört,
 wie er in der Zeit der Peisistratiden schon von
 dem Rheginer Theagenes commentiert wurde:
 so könne man unmöglich dem Peisistratos die
 erste Anordnung der Homerischen Gedichte zu-
 schreiben: sondern müsse das Verdienst dieses
 Tyrannen darauf beschränken, daß er nach Ver-
 einigung verschiedener Exemplare, welche natür-
 lich manche bedeutende Discrepanz darboten, ei-
 nen zusammenhängenden Text dieser Gedichte ab-
 schreiben ließ, von dem dann wieder Abschriften
 verbreitet wurden, und nach welchem, der An-
 ordnung des Peisistratos oder Hipparchos zusol-
 ge, die Rhapsoden an den Panathenäen die Ho-
 merischen Gesänge richtig und vollständig vor-
 tragen mußten.

Nachdem wir auf diese Weise die Gedanken-
 reihe, welche uns das Ganze zusammenzuhalten
 scheint, wiederzugeben gesucht haben — wobey
 freylich manche schöne Auseinandersetzung, welche
 das gedrängt geschriebene Buch enthält, kaum
 durch ein Wort angedeutet werden konnte —:
 wollen wir versuchen, einige Bedenken gegen
 diese Sätze in derselben Ordnung, in welcher sie
 hier aufgestellt sind, vorzutragen.

Zuerst können wir es nicht anders als schön
 finden, daß der Verf. die Forschung über den
 Punct, ob Homer geschrieben habe, mit Ausein-
 andersetzungen über den Zweck der Schrift
 im Allgemeinen beginnt: nur wünschten wir,
 der Verf. hätte hier seinen Standpunct noch hö-
 her genommen, und die Bedeutung der Schrift
 für das Leben des Menschengeschlechts noch schär-
 fer aufgefaßt. Die Schrift, die wir nun frey-

lich mit eben solcher Geläufigkeit und demselben Vergessen ihrer Schwierigkeit handhaben wie die Sprache, ist denn doch eigentlich, und ganz besonders in ihren Anfängen, ein höchst unvollkommenes und durch zahlreiche Schwierigkeiten gehemmtes Mittel, den lebendigen Laut, der damit verglichen als eine Sprache des Geistes zum Geiste erscheint, einigermaßen auszudrücken. Dieß arme Surrogat anzuwenden, kann, besonders ein so hörlustiges und feinhöriges Volk, als die Griechen waren, zuerst nur die äußerste Noth, der dringendste Zweck bewogen haben, also das Streben, Einzelnes, wie Namen, Zahlen, als ein Unwandelbares den fernen Enkeln zu überliefern. Der Gebrauch für die Meditation ist dagegen, wie uns dünkt, durchaus ein Zweites, Nachfolgendes, wozu schon eine große Reichtigkeit und Geläufigkeit im Hinwerfen und Auffassen der Schrift gehört, zu deren Erwerbung wieder das Vorhandenseyn einer Masse von fremder Schrift nöthig ist; wo diese nicht Statt findet, ist doch gewiß das empfindungsvolle Aussprechen des Worts, zumal wenn dieß durch den poetischen Rhythmus getragen wird, und das Wiederholen in nicht zu entlegenen Zeiträumen, eine weit näher liegende Weise des Einprägens, als das Nachlesen des Geschriebenen. Daß das menschliche Gedächtniß die dazu nöthige Stärke erreichen könne, ist ja durch Beyspiele von viel weniger begabten Völkern, als die Griechen waren, hinlänglich bekannt; und gewiß hat Platon im Phädrus Recht zu behaupten, daß es eben die Schrift war, welche durch Mangel an Uebung im Erinnern (*μνήμης ἀμελετησία*) Schwächung des Gedächtnisses herbeiführte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 24. Februar 1831.

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: De Historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate meletemata. etc. etc.

Wie wenig aber Niederschreiben im Alterthum als ein nothwendiges Stück der Meditation gegolten, zeigt genugsam die Geschichte der Beredsamkeit (*pleraeque enim scribuntur orationes habitae jam, non ut habeantur*); und doch kam es gewiß manchem Redner des Alterthums, wie wir von Perikles wissen, sehr darauf an, daß ihm auch im Einzelnen kein unangemessenes Wort entschlüpfe. Eben so wie von der Melete, möchten wir nun auch von der Didaskalie in ihrem Verhältnisse zur Schrift urtheilen. Wir mögen einräumen, was keinem Zweifel unterliegt, daß in spätern literarischen Zeiten die Lehrer von Chören häufig die einzuzübenden Gesänge geschrieben vor sich hatten: aber können doch den durch die gesammte ältere Poesie der Griechen verbreiteten Gebrauch, des

Einübens der Gesänge durch persönliche und mündliche Ueberlieferung des Dichters an die zum Darstellen derselben bestimmten Personen, uns nur dann recht erklären, wenn wir eine Zeit annehmen, in welcher die Mittheilung durch Schrift mühsam und ungewöhnlich war. Obgleich Pindar ohne Zweifel durch die Umstände häufig gezwungen war, seine Lieder bloß geschrieben zu übersenden: so ergriff er es doch mit augenscheinlicher Befriedigung, wenn er einen musenkundigen Mann als 'den echten Boten, als eine Skytala der Musen (einen Briefstab, ohne welchen der Brief unlesbar ist), als einen süßen Mischkessel der herrlichen Gesänge' mitsenden, und den darstellenden Chor durch ein persönliches Mittelglied ganz nach seinem Wunsche einüben konnte (Ol. VI, 91 welche Stelle der Verf. S. 13 nicht ganz recht zu benutzen scheint). Daraus, daß Archilochos um Olymp. 25 einen Herold eine Skytala nannte, möchte allerdings mit den alten Grammatikern geschlossen werden dürfen, daß der Spartanische Gebrauch des mit dem ledernen Riemen umwundenen Stabes — auf welchen einige Worte quer über die Windungen des Riemens so geschrieben waren, daß man sie nur, wenn der Riemen auf einem völlig gleichen Stabe aufgerollt war, lesen konnte — schon in Archilochos Zeit Statt gefunden habe. Dabey wollen wir aber gleich bemerken, daß uns eine andere Bedeutung der Skytala als einer Schrifftafel in einer Lederkapsel durch ein *ἄλλοι δὲ* bey den Scholien zu Pind. Ol. VI, 156 zu wenig begründet scheint; diese *ἄλλοι* scheinen dem Unterz. bloß einer Etymologie zu Gefallen (*σχυτάλη* von *σχύτινον ἀγγεῖον*) das Ganze erdacht zu haben. Gene Erzählungen von alten Sängern als *γραμμά-*

των διδασκάλους bedeuten natürlich für sich nichts, und die erste einigermaßen sichere Nachricht von Leseschulen fällt in das Zeitalter der Sieben Weisen.

Wir kommen auf das interessante und von dem Verf. mit Recht ausführlich behandelte Kapitel von den Gesetzen, aber müssen auch hier erklären, daß wir, auch nach den scharfsinnigen Erörterungen des Verfs., an den Zaleukischen als den ersten geschriebenen festhalten. Πήτρα, dem Worte nach ein Spruch, hieß in Sparta dasselbe wie lex, ein Gesetz, auch eine Bill. Der Begriff eines Vertrags wird, so viel wir wissen, gerade nicht dabey hervorgehoben; öfter aber der des göttlichen Befehls, denn daß die Lykurgischen Rhetren als Orakel des Delphischen Gottes angesehen wurden, darf doch gegen Τυρταῖος Zeugniß (Φοίβου ἀκούσαντες Πυθωνόθεν οἴκαδ' ἔνεικον Μαρτείας τε θεοῦ καὶ τελέεντ' ἔπεα u. s. w.) nicht geläugnet werden. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist nicht abzusehen, warum wir uns die Constitution Sparta's geschrieben, und auch schon als eine papierne Charte dem Volke gegeben denken sollen, zumal einem Volke, das noch viel später größtentheils des Lesens unkundig war. Wie wir die Spartaner kennen, wissen wir ja auch, daß die Gerusie, die Volksversammlung mit ihren bestimmten Formen politischer Thätigkeit nur einmal in Gang zu seyn brauchten, um Jahrhunderte in demselben Gleise zu bleiben; hätte man bey Dingen, die sich spätestens alle Monate wiederholten, über den richtigen Hergang zweifelhaft seyn können: so waren ja die Geronten, die Väter der Stadt, in deren Herzen alles alte Recht tiefer geschrieben war als auf Holz oder Leder, zur Belehrung des Volkes bereit. Wenn eine einzelne Formel,

wie die von Plutarch überlieferte *Rhetra*: 'Baue dem Zeus *Syllanios* und der *Athena Syllania* ein Heiligthum, theile die Stämme und die *Obâ*' u. s. w. aufgezeichnet wurde: so geschah es nur um eine ehrfürchtige Verehrung gegen diesen Befehl des Gottes auszudrücken (denn dieser spricht hier deutlich zum Gesetzgeber); eine frühe Aufzeichnung ist allerdings hier wegen der prosaischen Fassung der Stelle wahrscheinlich, indem der Versuch sie metrisch anzuordnen (*Herzmes XXV, 1. S. 130*) mit einem andern Zeugnisse des Plutarch im Streit liegt, und in der Ausführung zu kühn ist. Aber können wir dies eine Aufzeichnung der *Lycurgischen* Gesetzgebung nennen? Daß die *Disciplin* der Jugend und des Alters, die in *Sparta* so sehr die Hauptsache des gesammten Staatslebens war, sich ungeschrieben durch die strenge öffentliche Zucht und Sitte erhielt, darüber ist der Verf. mit uns und Andern einverstanden. Eben so ist es sicher, daß das *Criminalrecht* und *Privatrecht*, nach welchem die Richter Recht sprachen, ungeschrieben, oder vielmehr nichts anders als die Ueberzeugung der Richter selbst war. Daß aber der alte Grundsatz *Sparta's*, der mehr ein *Symbolum* der Verfassung überhaupt als ein Gesetz genannt werden kann: *νόμοις μὴ χρῆσθαι ἑγγράφοις*, vorzugsweise auf diese letzten Theile des Rechts gehe, ist eine durchaus willkürliche Annahme des Verfassers; bey *νόμοι* dachte wohl kein Grieche, besonders kein *Spartaner*, ausschließlich oder auch nur zuerst an *Criminal- und Privatrecht*. Als aber hernach die sich mehr verbreitende Schrift auch für diese Zwecke angewandt wurde, war es am natürlichsten, nicht daß der Hergang der Regierung und Volkserziehung, sondern daß Strafbestimmungen und vielleicht einige Anfänge von

Privatrecht aufgezeichnet wurden, überhaupt Dinge, die bey seltnerem Vorkommen leichter aus der Erinnerung kommen konnten, und doch mit völliger Gleichmäßigkeit behandelt werden sollten. Damit stimmt Strabon vollkommen, welcher von den Lokrern in Italien angibt, daß man es für sicher halte, daß sie zuerst geschriebene Gesetze (*νόμους ἐγγράπτους*) hatten, und eine Seite weiter sagt, daß in den von Zaleukos entworfenen Gesetzen dieser Lokrer zuerst bestimmte Strafbestimmungen vorkamen; woraus man doch nur höchstens so viel schließen darf, daß in dieser ersten schriftlichen Gesetzgebung die Strafsätze einen wichtigen Abschnitt bildeten, nicht aber, daß es abgesehen von diesen Strafbestimmungen schon früher geschriebene Gesetze gegeben habe. Auch in der etwas später eintretenden Drakontischen Gesetzgebung, welche ebenfalls schriftlich aufgezeichnet wurde, nahm das Strafrecht den Hauptplatz ein; und erst Solons Legislation scheint mit einer Aufzeichnung der gesammten Verfassung, wie des *jus sacrum* und *privatum*, verbunden gewesen zu seyn, wozu das Mißtrauen der Volkspartey gegen die Obrigkeiten besonders hindrängte. — Aber wir haben hier noch eine Frage bey Seite gelassen, welche der Verf. mit Recht mit der eben erörterten in Verbindung bringt, die Frage, ob den Ueberlieferungen zu trauen, welche von einer poetisch-musicalischen Ueberlieferung der Gesetze, namentlich in Dorischen Staaten, reden. Der Unterz. gesteht aufrichtig, keinen Grund zu sehen, warum das Zeugniß des Clemens, welcher an der Stelle so viel, freylich nicht immer gehörig aufgefaßte Gelehrsamkeit zusammenträgt, zu verworfen sey, vorausgesetzt, daß man es nicht zu

wörtlich und äußerlich nehme. Unter dem *μελοποιεῖν* der Lakédaimonischen Gesetze, was dem Terpander zugeschrieben wird, denken wir uns das Verfassen kurzer singbarer Lieder, in welchen der Hergang der Volksversammlung und der Rathsitzungen, dann das Leben in Gymnasien, bey Mahlen und sonst nach den Grundsätzen Spartanischer Disciplin, eben so der Gang des kriegerischen Lebens und manches Andere in einem nachdrücklichen und spruchartigen Vortrage dargestellt war. Der Ton dieser Lieder möchte mit der politischen Elegie und der gnomischen Poesie der Griechen große Verwandtschaft gehabt haben; nur denken wir uns Alles darin noch enger an die einzelnen Institute des politischen und geselligen Lebens angeknüpft, als es bey Kallinos, Tyrtaos und Theognis der Fall ist. Sehen wir voraus, daß Alles in diesen Liedern in strenger Beziehung auf die besondern Verhältnisse und Localitäten Sparta's stand: so wäre auch damit erklärt, warum sich so viel weniger von diesen Terpandrischen Liedern als von Tyrtaos Elegien erhalten hat. Auch Plutarch's Angabe im Agis, daß Terpander und Chaletas mit Enkurgos Gesetzen übereinstimmend gesungen hätten, wären wir geneigt, etwas strenger zu nehmen als es Herr Nitzsch S. 41 thut; und entschieden behaupten wir, daß Chaletas bey Strabon ein *μελοποιὸς ἀνὴρ καὶ νομοθετικὸς* nicht deswegen heißt, weil er die Musik auf eine bestimmte Weise angeordnet (Nitzsch S. 46), sondern weil seine Poesie und Musik einen ethischen und politischen Inhalt hatte, und zur Beschwichtigung innerer Unruhen und Beförderung der Geselligkeit wirkte. Kurz, wir halten auch jetzt noch den Begriff einer politischen und die

disciplina morum, den Haupttheil jener alten Gesetzgebungen, unterstützenden Poesie (verwandt mit der religiösen Poesie der *καθάρται*) bey den Doriern fest.

Wie wir angefangen haben, dem Verf. gleichsam jeden Fuß breit Landes streitig zu machen und die von Fr. A. Wolf so weit vorgeschobenen Truppenmassen nur gerade so weit zurückzuziehen als uns der Verf. nöthigt: so wollen wir auch bey der Untersuchung über die alten Schreibmaterialien verfahren. Wir geben Steinpfeiler, Erztafeln, Bleypfatten, angeweihte Holztafeln, auch Thonscherben, als den Stoff zu, auf welchen in Griechenland zeitig, wohl manches Jahrhundert vor Solon, geschrieben werden konnte. Aber aller dieser Stoff hat etwas Beschränkendes in seiner Art, und scheint im Ganzen sich wenig zu literarischem Gebrauche zu eignen. Weit mehr, gestehen wir, scheinen dazu die *διφθέραι* zu passen, welche schon in dieser Periode das spätere Pergament, aber gewiß in einer viel unvollkommneren Art, vorbereiten. Dagegen scheint dem Unterz. der Gebrauch dieser Diphtheren in Griechenland immer sehr beschränkt und im Ganzen wenig bekannt gewesen zu seyn, wovon doch das Gegentheil zu erwarten wäre, wenn die Homerischen Rhapsoden überall ihre ledernen Bücher mit herumgeführt hätten. Herodot gibt nur von den Joniern an, daß sie die Buchstaben *Φοινικία*, und die Bücher *διφθέρας* nannten, weil sie sich in Ermangelung des Papyrus früher solcher bedient hätten. Und daß z. B. den Spartanern beschriebene Diphtheren etwas sehr Ungewohntes waren, lassen uns selbst jene seltsamen Traditionen abnehmen, die der Verf. zuerst auf eine so überaus sinnreiche Weise

aufgelöst hat. Wir meinen die Erzählungen von den Häuten des Epimenides, Pherekydes und Anthes, welche mit Buchstaben beschrieben in Sparta bewahrt wurden, und welche gewiß nichts anders als Diphtheren waren, in der Spartanischen Volksfage aber lächerlicher Weise für die Häute jener Männer selbst gehalten wurden (s. Nisch S. 161). Wir sehen übrigens daraus, daß man sich der Diphtheren noch nach Olymp. 50, in der Zeit der beginnenden Prosa, in Griechenland bediente; da nun nach Herodot dieß *ἐν σπάρτι βιβλῶν*, in Ermangelung des Papyrus, geschah, so muß dieß damals noch fast ganz gefehlt haben; und wir sehen keinen Grund, warum wir den Papyrus-Handel über die Zeit eines festen Handelsverkehrs zwischen Griechenland und Aegypten, also über die des Amasis, hinausschieben sollten.

Wenn wir bis hierher defensiv verfahren sind, und die Argumente des Verfs. für einen ausgedehnten Gebrauch der Schreibkunst nach Kräften abgewehrt haben: so dürfen wir uns nun wohl erlauben, hier in die Offensive überzugehen, und selbst einige Gründe für die Kargheit und Beschränktheit aller schriftlichen Aufzeichnungen vor dem Zeitalter der Sieben Weisen, und für eine von der Schrift unabhängige Entstehung der Homerischen Gedichte aufzustellen. Der Unterz. hat schon anderwärts (Dorier I. S. 130) seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß einzelne Aufzeichnungen von Namen und Formeln (wie der des Olympischen Gottesfriedens) bis zur ersten Olympiade des Korbboß, ja bis zu der des Sphitos (884 vor Chr.) hinaufsteigen möchten; er glaubt mit Aristoteles und Eratosthenes, Monumente, wie den Diskos des Sphi-

toß und die Anagraphe der Lakëdämonischen Könige, für echt halten zu müssen. Aber wie wortkarg diese Listen gewesen, dafür ist dem Unterz. das ein Hauptbeweis, daß, während in der Folge der Spartanischen Könige bey den alten Schriftstellern nur geringe Abweichungen vorkommen, Lykurg dagegen fast in jedem älteren Zeugnisse einem anderen Könige parallel gesetzt wird. Da wir nun nicht gemeint sind, den Lykurg überhaupt der Historie zu entreißen, sondern vielmehr glauben, daß er wirklich einmal als Proxibos oder Vormund eines Spartanischen Königs die Verfassung geordnet (nur daß auf ihn als einen gefeyerten Namen das Alterthum nach seiner Art alles Gleichartige concentrirt hat): so folgt, daß in jenen Anagraphen nur gerade die Namen der Könige und nichts weiter standen, weil Lykurgs Zeitalter sonst eben so übereinstimmend angegeben werden mußte, wie das eines Soos und Labotas. In welchen Griechischen Städten und von welcher Zeit an annalistische Aufzeichnungen, *ἔπος* genannt, etwa den *Annales maximi* der Römer vergleichbar, existirt haben mögen, ist eine schwierige Untersuchung; so viel lehrt aber nach der Ueberzeugung des Unterz. die ganze Gestalt der Griechischen Geschichte, daß vor dem Zeitalter der Sieben Weisen nur sehr wenig von solchen Annalen vorhanden war. Auch die Münzen, deren der Verf. einmal zur Unterstützung seiner Ansichten gedenkt, liefern Beweise für den Satz, daß die Schrift sich erst langsam ihren Weg gebahnt habe, und lange mit einer großen Sparsamkeit angewandt worden sey. Man erkennt jetzt ziemlich allgemein an, daß Aegina die älteste Münzstätte in Griechenland gewesen, und Pheidon, um Olympias 8, die

ersten Silberstücke hier habe schlagen lassen. Nun sind die ältesten von Aegina und andern Prägeorten stammenden, in unsern Museen erhaltenen Münzen, die wir doch nicht gerade bis zu Pheidon selbst hinaufschieben dürfen, sämmtlich schriftlos, und es gehen mit den Münzen in Form und Gepräge erst mancherley andere Verbesserungen vor, ehe allmählich die Schrift eintritt. Und wie sparsam zuerst, ein Koppa auf den Korinthischen, ein Θ auf Thebanischen, ein K auf andern Böotischen, ein Φ auf Phliasischen, ΕΦ auf Ephesischen, ΑΘ auf Athenischen, ΣΤ auf Sybaritischen, ΣΙ auf Siritischen Münzen (um Olymp. 50) u. s. w. Auch in der ganzen Art, wie die Schrift angebracht und ausgeführt ist, erkennt man ein illiterates Zeitalter, welches Buchstaben nicht, wie wir thun, leicht in Menge hinwirft, sondern einzeln wie kleine Bilder mühsam zu Stande bringt. Dasselbe gilt von andern Monumenten der alten Schrift; man sieht deutlich an den ältesten der erhaltenen Inschriften, wie die Schrift, von der Phöniciſchen ausgehend, Jahrhunderte lang ohne Gewandtheit und mit großem Schwanken in den Formen der Buchstaben geübt wird, bis endlich ein mehr literates Zeitalter ihr ein allgemeines und dem Hellenischen Kunstſinn entsprechendes festes Gepräge gibt. Spricht nicht endlich auch die ganze Einrichtung des öffentlichen Lebens für die späte Gewöhnung der Griechen an Schriftgebrauch, nicht bloß wenn man Griechenland mit der neuen Zeit, sondern auch wenn man es mit dem spätern Rom zusammenhält — das viele Ausrufen durch den Herold, wo Anschläge gebraucht werden konnten; die Wahlen der Magistrate durch Bohnen; das Abstimmen der Richter durch weiße

und schwarze Steine oder durch lange und kurze Striche auf den Wachstäfelchen, u. dgl. m.? Und würde sich wohl für eine Kunst, die das gesellige und geistige Leben in allen seinen Zweigen durchdrungen hätte, wie bey uns die Schreibkunst thut, so lange ein Name habe halten können, wie *Φοινικία*, Phönicische Zeichen, womit doch die Jonier noch in Herodots Zeit die Buchstaben benannten, und ein Zeugniß ihres fremden Ursprungs ablegten, den man gewiß eher in dem Handelsverkehr der Jonier mit Phönicien, als in der so räthselhaften Kadmos-Sage zu suchen hat.

Aber sollte es nicht am Ende auch möglich seyn, aus Homer selbst, aus der Gestalt seines Textes heraus, die Frage zu beantworten, ob unser Text durch eine fortlaufende Reihe von Abschriften von einem schriftlichen Urtexte des alten Sängers herstamme, oder zwischen der ursprünglichen Abfassung und dem Niederschreiben eine lange Zeit bloß mündlicher Ueberlieferung verfließen sey? Uns bedünkt, daß hier eine größere Evidenz zu erreichen sey, als durch jene äußeren Zeugnisse; wobey sich von selbst versteht, daß hier kein Anspruch darauf, eine solche zu gewähren, gemacht wird. Aber hat uns nicht schon die Geschichte des Digamma's unvermerkt zu dem Resultate hingeführt, daß die Homerischen Gesänge viel später aufgeschrieben, als gedichtet worden sind? Homer sprach — wie ausgemacht scheint — diese Lippen-Aspirata in vielen Fällen so gut wie andere Buchstaben, und würde sie also, wenn er schrieb, eben so wie andere geschrieben haben; auch noch ein Böotischer Rhapsod, der natürlich vor Leuten, welche *φαξ* und nicht *αφαξ* sprachen, nicht absichtlich

ἀναξ fingen konnte, bloß um den Vers durch einen Hiatus zu verunstalten, würde eine speciell für Böoter aufgeschriebene Ilias auch in der Schrift digammiert haben (was natürlich auf Hesiod und Pindar keine Anwendung leidet). Daß nun aber der schriftliche Text der Homerischen Gesänge nirgends ein Digamma aufwies, kann sich wenigstens der Unterz. nicht anders erklären, als daß die Aufzeichnung desselben unter den Hiatus=liebenden Joniern, und in einem Zeitraume anfang, wo bey diesem Volkstamme wenigstens das Digamma schon ganz aus dem Munde des Volks verschwunden war. Ein ähnliches Verhältniß möchte sich bey genauer Betrachtung auch noch in andern Punkten zwischen Laut und Schrift bey den Homerischen Gesängen herausstellen. So darf es z. B. als ein Grundgesetz der Homerischen Sprache gelten, daß nur die Liquidā und σ eine Gemination zum Zwecke der Verlängerung der vorigen Sylbe dulden; es liegt in der Natur der Mutā, daß sie sich dazu nicht hergeben. In den wenigen Fällen aber, wo Mutā verdoppelt werden, bey ἔδδισεν, ὄπποτε und ὄρρι, ist offenbar die Verdoppelung nur ein Surrogat, um eine ganz andere Verstärkung des Lautes auszudrücken, die bey dem ersten Worte schon von andern in einem früher vorhandenen Digamma nachgewiesen worden ist, bey den andern aber erst dann klar werden kann, wenn durch Sprachvergleichung nachgewiesen wird, daß in diesem π und τ ein rauherer Doppellaut (QV im Latein, HWV im Gothischen), steckt, von welchem in der Homerischen Sprache noch so viel übrig gewesen seyn muß, um Position zu bewirken. Wenn man hier auf der einen Seite die Treue der Rhapsos

den bewundern muß, welche die Verse in ihrer ursprünglichen Gestalt und Fügung erhielten, während die einzelnen Laute darin sich änderten: so muß man zugleich, bedünkt uns, anerkennen, daß die ersten Niederschreiber dieser Gesänge eine Sprache, so gut es eben gehen wollte, in Schrift darzustellen suchten, welche im Munde der Rhapsoden nicht mehr in ihrer primitiven Gestalt vorhanden war. Ein Umstand, woraus vielleicht auch das Schwankende in der Homerischen Orthographie, namentlich in Betreff der Anwendung von Contraction oder Synizese, hergeleitet werden kann.

Und nun dürfen wir vielleicht auch noch den letzten Schritt wagen, und unsere Argumentation mit der Behauptung schließen, daß selbst die Homerische Sprache, wie sie ist, für ein illiterates Zeitalter zeugt. Wir können es nur eine Behauptung nennen, für welche allein eine eindringende Erörterung des allgemeinen und nothwendigen Einflusses der Schrift auf die Sprache den Beweis liefern könnte; aber die Ueberzeugung des Unterz. ist es, daß diese Weichheit, metrische Fügsamkeit, ja man kann sagen Flüssigkeit der Sprache, wie sie das altgriechische Epos, namentlich in den Berdehnungen der contrahierten Vocale, darlegt, bey einem die poetische Thätigkeit, wie unser Verf. meint, begleitenden Schriftgebrauche nicht hätte bestehen können. Was im Munde des Menschen leicht in einander übergleitet und durch zarte Nüancen des Tons verbunden wird, erscheint in der Schrift als schroff von einander abgesondert, und der mannigfaltige Wechsel der Formen, welcher dort durch das Einfügen des Wortes in den Rhythmus von selbst entsteht, und nur als die natür-

liche Flexibilität der Grundform erscheint, muß das Auge als eine baare Willkühr frappieren.

Wir müssen es hier mit der bloßen Andeutung dieses Gedankens bewenden lassen, und — da wir schon nahe daran sind alle billigen Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten — die Besprechung einiger andern Punkte, wie des ursprünglichen Plans der *Ilias*, der alten Sängerschulen, des Verhältnisses der *Kykliker* zu *Homer*, bis zur Anzeige eines *fasciculus secundus* dieser so gedankenreichen und anregenden Untersuchungen verschieben.

R. D. M.

E m b e n.

Bey Woortman: Beiträge zur Geschichte und Verfassung des ehemaligen Niederstifts Münster, als der früheren Ämter Meppen, Cloppenburg und Bechte, mit Urkunden. Von Cl. A. Behnes zu Eathen, Dr. und Notar, auch Assessor bey dem Pupillencollegio der Mediat-Justizkanzley zu Haselünne. 1830. XVII und 970 Seiten in Octav.

Das vormalige Niederstift Münster hat nach der Säkularisation sehr wechselnde Schicksale gehabt. Vermöge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1802, wurde das Amt Meppen dem Herzogl. Arenbergischen, die Ämter Bechte und Cloppenburg dagegen dem Herzoglich Oldenburgischen Hause überwiesen, 1811 dagegen alle drey dem Französischen Kaiserreiche einverleibt; im Jahre 1813 zwar den gedachten Herzögen zurückgegeben, Meppen aber unter die Souveränität der Krone Hannover gestellt, und

aus dieser Landschaft, ein eigenes standesherrliches Herzogthum Arenberg = Meppen gebildet. Vorzüglich schwierig ist hierdurch die Beurtheilung der, in jeder dieser Epochen durch die Verfügungen der jedesmaligen Landesherren modifizierten, privatrechtlichen Verhältnisse der dortigen Unterthanen geworden, und so war für die Beamten und Geschäftsmänner jener Provinzen, ein Leitfaden zu deren Entwicklung ein sehr bringendes und oft gefühltes Bedürfniß. Einen solchen erhalten wir gegenwärtig aus der Hand des kundigen Verfassers und zwar auf eine sehr dankenswerthe Weise. Sein Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste gibt eine Skizze der Geschichte und Verfassung jener Landestheile, nach sechs Epochen, nämlich bis zur Fränkischen Herrschaft, unter Fränkischer Herrschaft bis zum Mittelalter, vom Mittelalter bis zur Auflösung des Bisthums Münster (hier besonders eine sehr interessante Episode über Geschichte und Verfassung der durch ihre Flagge in den neuesten Zeiten so berühmt gewordenen Herrlichkeit Papenburg), unter Herzoglich Arenbergischer und Herzoglich Oldenburgischer Hoheit, unter Französischer Landeshoheit, und endlich unter Königlich Hannoverscher und Herzoglich Oldenburgischer Hoheit. Die letztere und umfassendere (S. 189 — 970) liefert eine reiche Urkundensammlung, die auch dem Geschichtsforscher manches Treffliche darbietet, wenn sie gleich zunächst nur in Bezug auf die Verfassung und Verwaltung jener Landestheile angelegt ist. Nur mit sehr wenigen Ausnahmen sind alle jene Urkunden aus Archiven und Registraturen entnommen, mithin jetzt zum ersten Male öffentlich bekannt gemacht.

W i e n.

Von des Herrn Professor Kammstein in Prag Cours théorique et pratique de langue et de littérature française in drey Theilen in Octav. 1831. ist uns eine edition nouvelle, refondue et considérablement augmentée zugeschickt. Wenn gleich eine ausführliche Beurtheilung eines solchen Werks außerhalb dem Kreise dieser Blätter liegt, so bezeugen wir doch gern, daß wir dasselbe als das umfassendste, und als eins der vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand anerkennen. Das Bedürfniß einer neuen, zugleich vermehrten und verbesserten Ausgabe, wird ihm am besten zur Empfehlung dienen.

Eine einzelne Abtheilung, die erste des zweyten Bandes, ist unter dem Titel Idéologie noch besonders abgedruckt. Der Verfasser versteht darunter: Philosophie der Sprache, welche nach den einzelnen Redetheilen durchgeführt, und durch Exempel erläutert wird. Insofern hier von der Französischen Sprache die Rede ist, leidet dieser Abschnitt auch zugleich die Anwendung auf die verwandten Romanischen Sprachen, als Töchter derselben Mutter, der Lateinischen, und erhält dadurch eine allgemeinere practische Wichtigkeit. Sehr wahr ist die Behauptung, daß man die Grammatik der Muttersprache nur durch die Erlernung einer fremden verstehen lernt, wozu daher der Verfasser mit Recht die lateinische als die zweckmäßigste vorschlägt.

Sn.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 26. Februar 1831.

L e i p z i g.

Bei Cürling: Johannes Bugenhagen. Ein biographischer Versuch von J. H. Zieg. 1829. VI und 240 S. in 8.

Lübeck's 300jährige Jubelfeyer der Reformation hat den Verfasser zur Bearbeitung vorliegender Biographie veranlaßt, und in der That verdient Bugenhagen, als zweyter Apostel des Nordens, um Lübeck wohl jede Art der Anerkennung seines Bemühens. War er in Wittenberg selbst neben den Duumbirn der Reformation durch seine gelehrten Leistungen einer der Heroen seiner Zeit, so war er es noch weit mehr durch seine practische Tüchtigkeit in der Anordnung der kirchlichen Verhältnisse einzelner Staaten und Städte. Herr Zieg erklärt in der Vorrede, durch äußere, nicht weiter angegebene, Verhältnisse jetzt schon zur Bekanntmachung seines Versuches bestimmt zu seyn; sehr bedauern müssen wir deßhalb, wenn er durch eine übereilte Herausgabe verhindert wäre, der Schrift

die Vollendung zu geben, die ihr jetzt durchaus fehlt. Ist es nämlich die Aufgabe des Biographen, die Individualität seines Mannes so bestimmt aufgefaßt und von jeder Seite scharf begrenzt zu zeichnen, daß daraus ein durchaus fertiges und abgeschlossenes Bild desselben erwächst, wozu natürlich die äußern Lebensumstände bey weitem nicht genügen, sondern vor Allem eine sorgfältige Entwicklung des geistigen Lebens erforderlich ist: so hat Herr B. nur die Hälfte seiner Aufgabe gelöst. Wir erblicken hier nur den äußern Bugenhagen in seinen verschiedenen gelehrten und practischen Beschäftigungen; aber in die Tiefe seines Characters, an den eigentlichen Heerd seiner Individualität leitet der Biograph uns nicht. Mit den sorgfältigsten chronologischen Bestimmungen, mit dem größten Aufwande von Citaten und Noten ist es nicht gethan; Bugenhagen bildet ein bedeutendes Glied in der Reformatorenkette, ist in so fern der Repräsentant einer eigenen Richtung des damals neu erwachten christlichen Bewußtseyns, als er mehr Sinn und Geschick für practische Anordnung kirchlicher Verhältnisse zeigte, als selbst Luther und Melancthon. So oft unser Verfasser deßhalb auf Punkte kommt, die nur aus dem ganzen geistigen Leben des Mannes ihre Erledigung finden können, muß die Darstellung nothwendig ungenügend bleiben: dieß gilt namentlich von mancherley Vorwürfen, die dem großen Manne von Gegnern gemacht wurden, er habe sein Amt in Wittenberg vernachlässigt, um in den großen nordischen Städten als Reformator eine bedeutende Rolle zu spielen, u. dgl. Der Verfasser kann seinem äußeren Standpuncte gemäß dieß nur durch die lange Weigerung entkräften, womit B. anfangs dergleichen Einla-

dungen ablehnte. Eine bestimmte Auffassung des Bugenhagischen Characters als gleichmäßig auf gelehrte wie auf practische Entwicklung des christlichen Sinnes gerichtet, würde jene Verläumdungen weit bündiger abgewiesen haben. Was die eigentliche Aufgabe des Biographen kirchlicher Männer sey, hat uns ja Herr Dr. Hofsbach in seinen Musterbiographien gezeigt: hier finden wir aber von Bugenhagen statt eines warmen, lebenathmenden Bildes nur — einen Schattenriß! Gestehe wir darum dem Verfasser, auch gern sein Verdienst um klare Darlegung der äußern Schicksale und Thätigkeiten Bugenhagens zu: das eigentliche Verständniß der durch ihn geförderten religiösen Entwicklung während der Reformationsperiode wird dadurch nicht gehoben. In der Einleitung werden von S. 9.—20 die Quellen der Lebensbeschreibung angegeben, und zwar mit einer übertriebenen Vollständigkeit; übertrieben muß sie heißen, da fast die ganze ältere und neuere Reformationsliteratur hieher bezogen wird; wenn unter den Quellen, die freylich nur gelegentlich auf B. Rücksicht nehmen sollen, Luthers und Melancthons Werke nach den verschiedenen Editionen, wenn die symbolischen Bücher, wenn sogar ganz allgemeine Bearbeitungen der Reformationsgeschichte genannt werden: wird damit nicht eigentlich ausgesprochen, was sich ganz von selbst versteht, und wiederholt, was jeder Leser von selbst weiß? höchstens hat der Verfasser damit ein specimen diligentiae gegeben; denn rühmlicher Fleiß in Zusammentragung der Angaben durch weitläufige Noten ist ihm allerdings zuzugestehen, und damit einer künftigen umfassendern Biographie recht gut vorgearbeitet. Die Darstellung zerfällt in drey Abschnitte, 1. die Geschichte der Bil-

dung von 1485...1521 bis zur Ankunft B.'s in Wittenberg (S. 21..52); 2. seine Thätigkeit bis zum Tode Luthers von 1521..1546 (S. 53..220); 3. sein Wirken nach Luthers Tode, 1546..1558 (S. 221..240). Wenn auch gegen die Gleichförmigkeit der jedem Abschnitt zugetheilten Jahre nicht viel einzuwenden ist, so zeigt doch die bedeutend größere Ausführlichkeit des Verfassers im zweyten Abschnitt, wie hier wohl des Stoffes zu viel zusammen gedrängt ist; er sucht deshalb einen abermaligen Ruhepunkt im Jahre 1528, als Beginn der Reisen B.'s zur auswärtigen Thätigkeit. Gerade dieser Punkt scheint uns aber eine Hauptepoche im Leben des Mannes zu fixieren; sein ganzes weiteres Wirken bekam ja hierdurch die practische Wendung. Die Ankunft in Wittenberg war ebenfalls zwar bedeutend, aber doch mehr äußerlich. Schon das Lesen der Lutherischen Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft hatte ja B. für die Zwecke der Reformatoren gewonnen, und von hieraus muß das in ihm neu erwachte christliche Leben datiert werden; die Reise nach Wittenberg war erst die Folge davon. Doch wir wollen mit dem Verf. hierüber nicht weiter rechten, hat er ja den mehr äußerlichen Gesichtspunct einmal für den seinigen erklärt; wir heben die Hauptereignisse des Lebens selbst heraus.

Johannes Bugenhagen, geb. den 24. Junius 1485 zu Wollin auf der Pommerschen Insel gleiches Namens, aus einer rathsherrlichen Familie, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt die nothdürftige scholastische Bildung damaliger Zeit: schon jetzt zeigte er aber Vorliebe für Musik, die ihn später eng an Luther kettete, zugleich aber auch auf deren liturgische Bedeutung achten ließ. 1502 bezog er die Univerfi-

tät Greifswald, wo ihn das neu erwachte classische Studium sehr anzog. Sein Aufenthalt daselbst dauerte nicht lange; vielleicht schon nach einem, gewiß aber nach drey Jahren begab er sich von der Universitätsstadt nach Treptow, wo er 1505 den Rectorat der Stadtschule übernahm. Seine Thätigkeit hob das verfallene Institut bedeutend; durch seinen Ruf angezogen bildete sich um ihn bald ein Kreis junger Edelleute, deren Vermittlung ihm von dem Kanzler Stoientin den Auftrag zur Abfassung einer zusammenhängenden Pommerschen Geschichte erwirkte. Gleichzeitig mit seinen Vorbereitungen hiezu waren Spalatin's Sammlungen zu einer Geschichte Sachsens. Die Genealogie der benachbarten fürstlichen Häuser war hiezu nöthig, und so bekam B. 1517 die Erlaubniß, die Archive Pommerns einzusehen; 1518 war das Werk zur großen Zufriedenheit des Kanzlers vollendet. Theologische, besonders exegetische Studien beschäftigten ihn diese Zeit über schon vorzugsweise: zu populärer Schrifterklärung sammelte sich bald um ihn ein Kreis von Bürgern, Mönchen, Priestern; er bereitete sich dadurch trefflich auf seinen spätern großen Beruf vor. Luthers Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft hatte das Licht des Evangeliums auch in Pommern entzündet; Bugenhagen wurde nach sorgfältiger Prüfung ganz für die neue Lehre gewonnen: er verließ Treptow zu Anfang 1521 und begab sich nach Wittenberg zu Luther noch vor dessen Abreise nach Worms den 4ten April. Nicht die in Pommern ausgebrochene Verfolgung gegen die Martinisten (Lutheraner) konnte ihn hiezu bestimmen; sie begann erst, wie Herr Z. nachweist, mit der Geslangung des Erasmus Mandüwel zum Episcopat, am 26. November 1521; schon im April

war B. aber in Wittenberg; allein Drohungen müssen doch wohl schon früher erlassen seyn, wie könnten sonst die Nachrichten so einstimmig aus-
sagen, B. sey der Verfolgung wegen geflohen? Vergl. das seitdem erschienene Greifswalder Fest-
programm zur Jubelfeyer der Augsb. Conf. von
Kosgarten de lucis evangelicae in Pomera-
nia exorientis adversariis. p. 6.

Mit der Ankunft B.'s in Wittenberg beginnt der zweyte Abschnitt seines Lebens: in dem ersten Kapitel führt der Verf. die Thätigkeit des Mannes bis zum Beginn seiner reformato-
rischen Reisen durch, 1528; B. begann seine academische Thätigkeit mit Vorlesungen über die Psalme; Melanchthon ermunterte ihn zur Herausgabe seiner Erklärungen, die bald den ungetheilten Beyfall aller Kenner erhielten; andere exegetische Arbeiten folgten bald; 1522 den 13. October vermählte sich B. nach dem kühnen Vorgange des Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen, nahm jetzt an dem Streite Luthers gegen Carlstadt Theil, und wurde auf Luthers Empfehlung in das erledigte Pfarramt der Stadtkirche 1523 eingeführt. Trotz seines Pommer-
schen Dialects erwarb er sich bald großen Beyfall, und kam der von Luther in der Schloßkirche eingeführten neuen Ordnung des Gottesdienstes bey seiner Gemeinde kräftig entgegen. Als Beichtvater Luthers segnete er dessen Ehebund ein, und wußte überhaupt seine Hestigkeit bedeutend zu zügeln. In den Kämpfen gegen Carlstadt und die Schweizer war er dessen treuer Beystand, suchte aber stets die Hitze des Streits möglichst zu mildern. Bey der 1527 in Wittenberg ausgebrochenen Epidemie blieb er mit Luther zurück, während die meisten Professoren die Stadt verließen. In einem zweyten

Kapitel folgt Bugenhagens auswärtige Thätigkeit für Anordnung der kirchlichen Verhältnisse seit 1528. Schon frühere Berufungen nach Erfurt, Danzig (1524), Hamburg (1525) hatte er auf Luthers Wunsch ausgeschlagen, weil seine Wirksamkeit in Wittenberg nöthiger war. Den wiederholten Aufforderungen, die so verwirrten Verhältnisse in Braunschweig zu ordnen, konnte er endlich nicht widerstehen. Sein Augenmerk war hierbey nicht allein auf die Kirchen sondern auch auf die Schulen gerichtet. Durch eine Kirchenvisitation von dem Zustande der Stadt belehrt, begann er sofort das Reformationswerk. Durch Einführung neuer Prediger, wie durch eigene Vorträge, durch Bestimmung einer neuen Kirchenordnung, wie durch Gründung dreyer Knabenschulen sicherte er dem Evangelio dort eine feste Grundlage in den Instituten der Stadt. Von Luther jetzt nach Wittenberg zurückberufen, konnte B. doch den Bitten Hamburgs nicht widerstehen, auf ähnliche Weise auch hier sich des verwirrten geistlichen Regiments anzunehmen. Am 9. October 1528 hielt er seinen ehrenvollen Einzug in Hamburg; freylich war hier wegen des Domcapitels der Widerstand der Catholischen heftiger, doch B.'s Eifer überwand alle Schwierigkeiten; auch hier richtete er am 24sten May 1529 die Johannischule ein. Vor seiner Rückreise nach Wittenberg wurde B. von Christian 3. Statthalter in Schleswig und Holstein zu einer Disputation mit Melchior Hoffmann und seinen Anhängern nach Flensburg berufen; mit Bewilligung Luthers folgte er dem Rufe, leitete die Disputation, deren Resultat die Verbannung Hoffmanns war; über Hamburg kehrte B. jetzt nach Wittenberg zurück. Schon nach einem Jahre wurden die Bitten Lübecks um Bugenhagens

Gegenwart zur Entwirrung ihrer Verhältnisse so dringend, daß Luther nicht länger widerstehen konnte, ihn abermals von sich zu lassen, und dessen Predigten am Sonntag, Mittwoch und Sonnabend zu seinen vielen übrigen Geschäften zu übernehmen. Der Einfluß eines einsichtsvollen Mannes war übrigens in Lübeck auch nöthig, da der Rath durch Drohungen des Kaisers eingeschüchtert der Bürgerschaft die reine Lehre noch vorenthielt, während nahe liegende Städte derselben schon länger sich erfreuten; vielfache Reibungen waren dadurch veranlaßt. Schon B.'s erste Predigt am 30. October in der Marienkirche beruhigte die Gemüther; ein Vergleich zwischen Rath und Bürgerschaft kam zu Stande, und auf dieselbe Art wie früher begann er auch hier das große Werk; besonderes Verdienst erwarb er sich hier aber noch durch die Begründung dreier Mädchenschulen, an denen es überall noch fehlte. Unser Verfasser ist bey Erwähnung dieser Institute der Vaterstadt natürlich ausführlicher als früher, ohne das wir ihm ins Einzelne folgen können. Schon nach Wittenberg zurückgekehrt mußte B. doch auf dringendes Ersuchen einiger Protestantischer Fürsten beym Churfürsten Johann, wieder auf ein Jahr dem Lübeck'schen Kirchen- und Schulwesen vorstehen. Während dieser Zeit vollendete er sein Reformationswerk durch eine plattdeutsche Bibelübersetzung, zu der sich unter seiner Leitung mehrere Patrioten vereinigten. Später wurde 1536 zum dritten Male seine Anwesenheit in Lübeck nöthig, über deren Erfolg die Berichte fehlen. Für Bremen geschah jetzt Aehnliches durch Verfassung einer Kirchenordnung von B. mit einer Vorrede begleitet. Sehr ehrenvoll war für den Mann der Ruf ins Vaterland, Pommern, auch dort

das begonnene Reformationswerk den Wittenbergischen Grundsätzen gemäß zu leiten. Georg von Pommern im Einverständnisse mit seinem Oheim Barnim berief ihn zum Landtage 1534, wo die evangelische Sache trotz mancher Kämpfe endlich siegte, und auch im Lande stets größern Anhang erhielt. Die höchste Anerkennung seines Werthes erhielt B. aber im Jahre 1537, wo er vom König Christian von Dänemark zu gleichen reformatorischen Zwecken berufen, denselben nebst seiner Gemahlin am 2ten September in der Marienkirche zu Kopenhagen feyerlich krönte. Die Organisation der Kirche ging ganz nach Wunsch; die schon von Christian 1. gestiftete Universität zu Kopenhagen erhielt durch B. größern Glanz, doch schlug er selbst das ihm angetragene sehr einträgliche Bisthum in Schleswig standhaft aus. Nach fünfjährigem Aufenthalt in Dänemark kehrte er nach Wittenberg zurück. Doch hier wurde ihm nicht lange Ruhe gewährt; 1542 war Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel durch den Schmalkaldischen Bund aus seinen Erblanden verjagt, und B.'s Thätigkeit für Organisation der dortigen Kirchen abermals in Anspruch genommen. Zwar bestand die neue Ordnung nicht lange, indem schon 1547 Heinrich sein Land wieder erhielt, allein später ward sie doch die Grundlage der 1568 von Chemnitz verfaßten Braunschweigischen Kirchenordnung. Auch auf die Hildesheimische Kirche erstreckte sich seine Thätigkeit, wo das Evangelium freylich gegen die Domherren einen schweren Stand hatte. Hiermit schließt B.'s auswärtige Thätigkeit, wir haben nachzuholen, was er in Wittenberg und für die allgemeine Sache des Evangeliums leistete. Die 1527 begonnene und 1532 erneute Kirchenvisitation der Churlande bewies aufs Neue

B.'s Tüchtigkeit zu solchen Geschäften; der Churfürst belohnte ihn mit der Würde des Generalsuperintendenten des Churkreises; als academischer Lehrer wirkte er auch jetzt hauptsächlich durch exegetische Vorlesungen und Schriften, nahm dabey an den vielen Verhandlungen der Zeit durch Bedenken und Responsa Antheil; 1530 wurde er mit zu den Vorarbeiten der Augsb. Confession gezogen, woraus die 17 Torgauer Artikel entstanden. Dem Reichstage selbst wohnte er nicht bey, wohl aber der 1537 zu Schmalcalden gehaltenen Versammlung der evangelischen Stände. Groß war auch sein Verdienst um die lutherische Bibelübersetzung zu deren Vervollkommnung sich regelmäßig der Kreis der Wittenberger Theologen vereinigte. Im Jahre 1533 nahm B. auf den Wunsch des Churfürsten die theologische Doctorwürde; Luther präsidirte am 15. Junius der Disputation, Melanchthon nebst zwey Andern opponierten; am 17ten war die feyerliche Promotion in der Schloßkirche. Sein stets wachsender Ruhm verschaffte ihm fortwährend Anträge zu auswärtigen Bisthümern, namentlich zu dem vaterländischen in Camin; wie früher lehnte er auch jetzt Alles ab, um bey seinen Wittenberger Freunden bleiben zu können; der Tod Luthers 1546 trennte die Bande der Freundschaft, die ihn mit Bugenhagen und Melanchthon vereinigt hatten. Einzelne Züge aus dem geselligen Leben der großen Männer hebt der Verfasser aus. Der dritte Abschnitt von Luthers bis Bugenhagens Tode enthält nun im Leben B.'s die ärgerlichen Auftritte, die theils durch die jetzt entstandenen lutherischen Zeloten, theils durch den unglücklichen Schmalcaldischen Krieg hervorgerufen wurden. Bugenhagen hatte mit den übrigen Theologen stets vom Angriff

gegen den Kaiser abgerathen; jetzt waren die Churlande vom Feinde überschwemmt; Wittenberg hatte von der Wuth der Spanier das Ueberste zu fürchten. Selbst Melanchthon entfloß; B. aber entschloß sich, bey seiner Gemeinde zu verbleiben, obgleich gerade er wegen erlassener Aufforderungen an die Kirchen Böhmens und Schlesiens zum Krieg gegen die Papisten, in großer Gefahr schwebte. Auf Befehl des gefangenen Churfürsten mußte die Stadt am 23ten May dem Kaiser die Thore öffnen, erhielt aber eine sehr milde Behandlung. Moriz, jetzt mit der Churwürde bekleidet, ließ 1547 dem 24ten October die Universität wieder eröffnen, und B. war eine ihrer Hauptstützen. Kurz berührt der Verfasser nur noch die Schmähungen, die B. und Melanchthon von der Zelotenpartey während der unglücklichen sich jetzt entspinrenden Interimistischen, Osiandrischen und andern Streitigkeiten erlitt. Der eigentliche Standpunct, den B. hier einnahm, wird freylich nicht angegeben; die wenigen Notizen erscheinen deßhalb abermals etwas dürftig, und bestätigen nur unsere oben ausgesprochene Ansicht. B. starb 1558 in der Nacht auf den 20sten April.

Dr. R.

L o n d o n.

For John Murray: An Account of some of the most important diseases peculiar to women. By Robert Gooch. 1829. XVII und 432 Seiten in 8.

Dieses Buch enthält keine systematische Behandlung der Frauenzimmerkrankheiten, sondern vermischte Bemerkungen und Erfahrungen darüber von einem bejahrten Practiker, der aber mit

der Wissenschaft fortgeschritten und ebenso bestimmt denkt als klar schreibt. Der Verfasser war früher Arzt an zwey Gebäranstalten und Lehrer der Geburtshülfe; allein er benutzte, wie er selbst klagt, etwas spät diese Gelegenheiten, um daraus für die Förderung der Wissenschaft einen Gewinn zu ziehen. Er wendet sich auch deshalb mit einer Anrede an jüngere Kunstverwandte, worin er sie auffordert ihre günstige Lage früh zu benutzen und durch das Studium ausgezeichneten Schriften zu erweitern. In jeder Wissenschaft gebe es nur wenige Werke, die wahrhaft wissenschaftlich seyen und zu allen Zeiten Befriedigung gewährten. Habe man solche gefunden, so kehre man immer zu ihnen zurück, um so mehr, je älter man würde, nicht nur des Wissens wegen, das sie enthielten, sondern um die Art ihres Wirkens und Leistens zu beobachten. Solche zwey Gewaltgeister (master-minds) seyen in England für die Physiologie Harvey, für die practische Medicin Sydenham. Wer der deutschen Sprache mächtig sey, dem empfehle er, der gedrungenen Beurtheilungen wegen, Richters chirurgische Bibliothek (if you read German, read Richter's Bibliothek Chirurgische, for he is the greatest master of the art of condensed analysis). In 6 Kapiteln handelt er von dem Kindbetterinfieber; von den Gemüthskrankheiten der Wöchnerinnen, nebst Gedanken über Verkehrtheit als Gegenstand der Sittenlehre; von der Art der Unterscheidung der Schwangerschaft von Krankheiten, die diesem Zustande gleichen; vom Mutterpolypen, und besonders wenn von ungewöhnlichen Umständen begleitet; von Auswüchsen der Gebärmutter, die für Polypen gehalten werden können; von der krankhaften Reizbarkeit der Gebärmutter; von

einigen Symptomen bey Kindern, die fälschlich der Gehirn-Congestion zugeschrieben werden. Das Kindbettfieber sey stets eine acute Bauchfellentzündung. Die Mortalität dieser Krankheit, wenn sie epidemisch erscheine, habe zur Hälfte ihren Grund in der verspäteten Anwendung einer kräftigen Behandlungsweise. In den ersten Stunden der Krankheit müsse die Hülfe kommen; allein die Wärterinnen und Ammen (a most intractable race) schickten meistens dann zum Arzte, wenn die Zeit des entscheidenden Eingreifens fast vorüber sey. Er halte für die Hauptmittel: Blutentziehung und Purganzen, brechen-erregende Dosen von *Specacuanha*, *Opiate* innerlich und Umschläge äußerlich auf den Unterleib, so wie *Mercur*, alle zwey Stunden zwey Gran *Calomel*. Das *Terpentinöl* habe ihm keine Dienste geleistet.

Das Kapitel über die Gemüthskrankheiten der Wöchnerinnen enthält Erläuterungen und bestätigende Zusätze zu einem früheren Aufsatz des Verfassers über denselben Gegenstand, im 6ten Bande der *Transactions* des *College of Physicians*.

Verkehrtheit werde gewöhnlich als eine Krankheit unserer moralischen und nicht unserer physischen Constitution angesehen; allein es gebe viele Krankheiten, in denen einige Thätigkeiten des Geistes in einem gewissen Grade von ihrem natürlichen Zustande abweichen, wie der *Alp*, habituelle *Indigestion*, *Leberleiden*, *Hysterie*, und Fieber mit *Delirium*. In gerichtlicher Hinsicht müsse man ja *Verkehrtheit* von *Excentricität* unterscheiden.

Unter verschiedenen interessanten Geschichten zum Beweise der häufigen Verwechslung ange-

licher Schwangerschaft mit wirklicher theilt er auch die der berühmten Johanna Southcott mit (S. 231..237). Diese erklärte sich in ihrem 64sten Lebensjahre, nachdem ihre Menstruation schon 15 Jahre aufgehört, durch überfinnliche Einwirkungen für schwanger, und ihr äußeres Ansehen, die genauere Untersuchung hatte sie sich verbeten, schien diese Meinung, welche mehrere ausgezeichnete Aerzte theilten, zu bestätigen. Bekanntlich ward sie das Haupt einer fanatischen Secte, die von ihr die Geburt des Heilandes erwartete. Allein, da sie bald starb und man sie secierte, fand man keinen Embryo (neither the promised Shiloh nor any other foetus was found). Die außerordentliche Anschwellung des Leibes rührte von Fettmassen an den Bauchdecken her, und die auffallende Erhabenheit war die Folge der Ausdehnung der Blase von Urin; wahrscheinlich hatte sie diesen zurück zu halten gelernt, um das Anschwellen zu verursachen. — Ein interessanter Fall ist auch S. 227 erzählt, wo ein Frauenzimmer mit einem jungen Manne, mit dem ihre Eltern, seines schlechten Lebenswandels wegen, die Verbindung nicht erlauben wollten, sich vergaß und durch Zunahme des Leibes sich bald die Folgen davon zeigten. Nachdem die Mutter von der Sache Kenntniß erhalten, wurde sofort der Liebhaber geröthigt (as the young lady had brothers who understood the use of pistol) die Ehe einzugehen. Der Verf., herbeygerufen, glaubte die Entbindung sehr nahe; als aber nach einigen Monaten gar keine Veränderung im äußeren Ansehen sich zeigte, ergab eine genauere Untersuchung, daß gar keine Schwangerschaft vorhanden sey. Ihre Menstruation war ausgeblieben,

weil sie solche nie gehabt hatte. Diese Mittheilung erregte großen Verdruß in der Familie; aber bey keinem so wie bey dem jungen Ehe- manne, dessen Wuth gränzenlos war, als er entdeckte, daß er durch eine falsche Voraussetzung zur Ehe gezwungen worden sey.

Seine Bemerkungen über die Mutterpolypen, welche er durch Abbildungen erläutert, sind äußerst beachtungswerth. Die Instrumente, deren er sich in der Regel mit Glück bediente, theilt er gleichfalls mit. Von nicht geringerem practischen Werthe sind seine Angaben über die krankhafte Reizbarkeit der Gebärmutter (on the irritable uterus), so wie über die Zufälle, welche bey Kindern irrigerweise für Gehirncongestion gehalten worden.

In einem großen Anhange (S. 378 — 432) ist der Wiederabdruck einer früheren Abhandlung des Verfassers enthalten über die Frage: ob die Pest ansteckend sey. Sie gehöre zwar nicht zum Werke selbst, aber da dieses wohl sein letztes sey *), so wollte er sie hiermit der Vergessenheit entreißen, zumal da sie in der wichtigen Parlamentsverhandlung im Jahre 1825 über die Beybehaltung oder Aufhebung der Quarantaine nicht ohne bestimmenden Einfluß gewesen sey. Der Verfasser erklärt sich durchaus für die Ansteckungsfähigkeit der Pest und für die Aufrechthaltung aller Maßregeln, welche ihre Verbreitung aufhalten können. Seine Gründe gegen die Nichtcontagionisten, namentlich gegen M'Lean, denen noch weit überzeugendere hätten beygefügt

*) Nach den neuesten Nachrichten ist dieser würdige Mann den 16ten Februar 1830 zu London gestorben.

werden können, sind gewichtig. Schon Russell sagte, daß der Wahn, die Pest sey nicht ansteckend und die Quarantaine unnöthig; eine periodische Manie sey, die von Zeit zu Zeit wiederkehre. Der Verfasser schließt mit folgender Geschichte, die vielleicht auch jetzt, wo eine weit nähere Pest als die orientalische auch uns bedroht, ihre Anwendung finden mag. Vor einigen Jahren erschien ein Mensch (an odd fellow, a chemist) vor dem Lordmayor mit der Bitte, einen Versuch zeigen zu dürfen, daß detonierende Kugeln ganz unschädlich seyen, und zog ein halbes Pfund Schießpulver aus seiner Tasche, um sie darin explodieren zu lassen. Der Lordmayor protestierte laut dagegen; doch auf die inständigsten Bitten und Versicherungen des Chemikers erlaubte er ihm endlich es mit ein wenig Pulver zu versuchen. Zu dem größten Verdruße des letzteren entzündete sich das Pulver, trotz dem, daß er sich auf das feyerlichste verwahrte, daß dieses nicht hätte geschehen sollen. Wenn das Parlament eben so nachgiebig seyn sollte, wie der Lordmayor, so würde die Pest bald in den Straßen von London wüthen, trotz der Protestation des Dr. M. Bean, daß sie es nicht hätte thun dürfen; vielleicht freylich würde er die Erkrankten mit der tröstenden Reflexion aufrichten, daß sie nicht an einer contagiösen, sondern an einer contaminativen Krankheit starben.

M . . r.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 28. Februar 1831.

G e t t i n g e n.

Herr Prof. Gerling in Marburg hat der Königl. Societät eine Notiz über seine Wahrnehmung des am 7. Januar d. J. gesehenen Nordlichts vorgelegt, welche zwar im Allgemeinen mit dem, was von andern Orten her bereits bekannt geworden ist, übereinstimmt, aber daneben noch einen, besonderer Aufmerksamkeit werthen, und wie es scheint bisher noch nicht hinlänglich gewürdigten Umstand berührt, daher wir hier einen Auszug aus derselben mittheilen.

Das Phänomen war in Marburg schon von 6 Uhr an gesehen. Herr G. erhielt aber erst um 8 Uhr eine Benachrichtigung davon, und damals war am ganzen nordlichen Himmel, so tief herab wie die Aussicht aus den Fenstern seiner Wohnung reichte, gar nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Allein gegen 9 Uhr zeigten sich wieder auffallende rothe Streifen am nordlichen Himmel, und Herr G. begab sich sogleich auf den

eine freye Aussicht beherrschenden Schloßberg, um noch so viel thunlich von der Erscheinung wahrzunehmen.

Zuerst wurden in einer Ausdehnung von etwa 50 — 60 Grad zwischen N.O. und N.W. bloß rothe Streifen und Flecken am Himmel bemerklich, welche sich ohne vollständige Continuität in dem angegebenen Bogen im Azimuth und im Mittel etwa bis zu 45 Grad Höhe erstreckten. In der Mitte jenes Azimuthalbogens um den Meridian herum und nach einer Schätzung etwa in 30 — 40 Grad Azimuthalausdehnung zeigten sich schwarze Flecke am sonst heitern Himmel, dem Ansehn nach mit nichts anderm als schwarzen Wölkchen zu vergleichen. Diese Flecke vermehrten sich allmählich, und bildeten endlich zusammenlaufend das dunkle Segment, welches nach allen Beschreibungen bey dem Nordlicht charakteristisch zu seyn scheint, indem zu gleicher Zeit die ersterwähnten rothen Flecken an Intensität zunahmen, und sich strahlenförmig gegen das schwarze Segment gruppierten, von welchem aus zwischen den rothen Strahlen dann auch weiße und gelbliche erschienen, die ohne auffallend plözliches Fortschießen sich auf etwa 50 Grad in der Höhe erstrecken mochten.

‘So weit, fährt Herr G. fort, scheint diese Beobachtung mit dem, was andere Beobachter zu gleicher Zeit und bey früheren Nordlichtern gesehen haben, ganz übereinzustimmen, und würde also kaum eine Erwähnung verdienen, wenn nicht ein Umstand dabey mir aufgefallen wäre, welcher meines Wissens weder bey Gelegenheit dieses jekigen Nordlichts, noch, so viel ich habe auffinden können, sonst zur Sprache gekommen ist. Nämlich, nicht bloß die Sterne des Schwans,

über welchen die weißen und rothen Strahlen mit ihrer großen Intensität hinweggingen, sondern auch der Stern α in der Beyer, welcher tief im schwarzen Segment stand, verloren an Sichtbarkeit und scheinbarer Helligkeit augenfällig gar nichts. Diese Thatsache scheint über die räthselhafte Frage, welche Bewandniß es mit dem dunkeln Segment eigentlich habe, wenigstens das negative Resultat zu geben, daß es keine gewöhnliche Wolke ist, weil solche für das Sternlicht nicht permeabel seyn könnte.'

Schon bey dem Nordlicht vom 22. October 1804 bemerkte Brede, allein ohne diesen Grund beyzufügen, daß man das dunkle Segment unrichtig eine Wolke nenne, während Gilbert den Ausdruck in Schutz nimmt, und hinzusetzt, er habe im dunkeln Segment nichts bemerkt, was ihn hätte auf den Gedanken bringen können, daß er dort etwas anderes als eine dunkle Wolke sähe. Auch die Meinung Mayers im Handbuch der physischen Astronomie, daß die dichtere mit Dünsten erfüllte Luft des Horizonts hinlänglich sey, das dunkle Segment zu erklären, scheint sich mit der von Hn. G. bemerkten Thatsache nicht vereinigen zu lassen.

Herr G. fügt noch bey, daß in den frühern Stunden, wo das in seiner Ausdehnung veränderliche Segment sich sehr hoch erstreckte, ein glaubwürdiger Zeuge den Stern α Beyer in dem Segmente so hell wie zu irgend einer andern Zeit glänzen gesehen, und ein anderer, zu einer Zeit, wo das dunkle Segment sich noch nicht bis zu jenem Sterne erstreckte, andere Sterne in dem Segment erblickt habe.

Herr G. hat noch einen Auszug aus seinem

meteorologischen Journal vom 5 — 9 Januar beygefügt, welcher jedoch außer einem dreyviertel Zoll betragenden Steigen des Barometers vom 6. Januar Nachmittags bis 7. Januar Abends nichts Auffallendes darbietet. Der Wind ging am 7. Januar aus Norden.

Die hier in Göttingen von Herrn Prof. Harding an diesem Nordlichte gemachten Wahrnehmungen stimmen im Wesentlichen mit den von andern Orten bekannt gewordenen überein, doch verdient der Umstand erwähnt zu werden, daß während der Dauer des Phänomens die Magnetnadel um etwa dreyviertel Grad von ihrer gewöhnlichen Stellung nach Norden ging, und am andern Morgen wieder auf dieselbe zurückgekommen war.

P a r i s.

Bey Dondoy-Dupré, de Bure, Treuttel und Würz: Mémoire sur le préambule d'un Edit de l'Empereur Dioclétien, relatif aux prix des denrées dans les provinces de l'Empire Romain; par M. Marcellin de Fonscolombe, Membre de la Société académique d'Aix, département des Bouches-du-Rhône. 1829. 114 Seiten in Octav. Nebst zwey lithographierten Tafeln, ein Facsimile einzelner Zeilen der Steinschrift enthaltend.

Ein in mehrfacher Hinsicht äußerst schätzbarer Rest des Alterthums ist das im Jahre 303 erlassene Edict des Kaisers Diocletianus, durch welches ein Maximum des Preises der Lebensbedürfnisse und des Arbeitslohns, mit Ausnahme des Getreides, für welches nach dem Zeug-

niß des Aurelius Victor, im Jahre zuvor ein ähnliches Edict erlassen war, festgesetzt worden ist. Entdeckt wurde diese Steinschrift zuerst von dem Britischen Consul zu Smyrna, William Sherard, auf einer Reise in Carien, bey Eskihissar, dem alten Stratonice; jedoch fehlte der Anfang derselben, der den Namen des Kaisers enthielt. Sherard, welcher im Jahre 1718 nach London zurückkehrte, übergab die Abschrift dieser Inschrift nebst denen einer Menge anderer, die er gleichfalls in Kleinasien gesammelt hatte, dem Grafen von Orford, von welchem dieselben in das Britische Museum gelangten, und unter den Harleianischen Handschriften unter No. 7509 noch gegenwärtig aufbewahrt werden. Edmund Chishull, welcher früher gleichfalls zu Smyrna als Caplan bey dem dortigen Consulat sich aufgehalten hatte, erhielt von Sherard eine große Anzahl dieser Abschriften, und gab dieselben, nebst andern von ihm selbst gesammelten Inschriften unter dem Titel: *Antiquitates Asiaticae* 1728 heraus. Diese Sammlung enthält jenes Edict nicht, wiewohl er dessen S. 165 gedenkt; er hatte es nebst mehreren andern für einen zweyten Band, von dem jedoch nur zwölf Seiten abgedruckt waren, als sein Tod die Herausgabe verhinderte, zurückgelegt. Dieser zweyte Band, dessen Materialien der Professor am Gresham College, John Ward im Jahre 1736 in Ordnung brachte, befindet sich gleichfalls handschriftlich im Britischen Museum (*Additional Manuscripts*. No. 5106). In ihm ist das Edict nach Sherard's Abschrift enthalten. Aus dieser Abschrift gab William Martin Leake in seinem *Journal of a Tour in Asia minor*. London 1824. S. 329..338, den zweyten Theil des Edicts

— es zerfällt in die Verordnung selbst und in die Preistaxe — nämlich die mangelhafte Preistaxe heraus. Im J. 1817 hatte ein anderer Reisender, William Bankes dieselbe Inschrift bey Stratonice entdeckt, und weit vollständiger abgeschrieben, als Sherard. Er ließ sie lithographieren und sandte ein Exemplar dem Britischen Museum ein. Durch seine Bemühungen war die Preistaxe um zwey Drittel vermehrt; indessen war auch ihm es nicht gelungen, den Namen des Kaisers zu entdecken. Im Jahre 1825 hielt sich G. Vescovali aus Rom in London auf, und bemerkte gegen Leake, daß er in dem Besitze der Abschrift einer jetzt zu Aix befindlichen Inschrift sey, welche offenbar den Anfang jener von Bankes lithographierten Steinschrift enthalte. Eine Vergleichung derselben mit der letztern bestätigte diese Entdeckung, und so wurde hierdurch Leake veranlaßt am 1. März 1826 in der Royal Society of Literature of the united Kingdom eine Vorlesung über diesen Gegenstand zu halten, welche in den Transactions dieser Gesellschaft Vol. I. S. 181..204 (1829) enthalten ist. Die dort befindliche Abhandlung enthält den Text der Steinschrift nach der Copie des Bankes, aus der Vescovalischen Abschrift des Steins zu Aix ergänzt, und mit einigen Sacherläuterungen begleitet. Leake nahm hier seine frühere in dem Journal geäußerte, durch den Stein zu Aix aber widerlegte Vermuthung, daß Edict sey von Theodosius abgelaßen, zurück. Ref. kehrt nun zu dem Stein, der sich zu Aix befindet, zurück. Mit diesem beschäftigt sich die Abhandlung des Herrn Foscolombe. Dieser Stein ist im Jahre 1807 aus Aegypten nach Marseille gebracht; sein jetziger Besizer ist der

Districtsnehmer Gallier zu Aix. Er ist 4 Fuß lang und 17 Zoll breit, und enthält 17 Zeilen, in sechs Abtheilungen oder Paragraphen. An beiden Seiten ist ein Stück abgebrochen, so daß der Anfang und das Ende jeder Zeile verstümmelt ist. Mit den Worten der vierten Zeile *Fortunam reipublicae* fällt er in die Inschrift von *Stratonice* ein, und schließt in der siebenzehnten Zeile mit den Worten der letztern: *quaestibus diripientium cedere vi*. Solchergehalt sind durch ihn die ersten verloren gegangenen Zeilen jener Inschrift, und namentlich der Name des Kaisers *Diocletianus* erhalten. Uebrigens ist er natürlich kein Theil des bey *Stratonice* aufgestellten Steins, sondern ein selbstständiges zweytes Exemplar des Edicts. Bevor der Stein nach Aix kam, fand ihn der jüngere *Carnevali* zu Marseille und brachte ihn einstweilen nach Rom; hier untersuchte ihn *Marrini*, in Aix dagegen *Foscolombe*; letzterer lieferte eine Abhandlung über denselben in den *Mémoires de l'académie d'Aix* (1827. 8.) Tom. III. Beide kannten aber den Zusammenhang desselben mit der Inschrift von *Stratonice* nicht, sondern suchten nur die Bedeutung und den Inhalt desselben durch Vermuthungen zu erläutern. Um diese Zeit erhielt *Foscolombe* eine Abhandlung über die *Bankes'sche* Entdeckung, nämlich *Aloysii Cardinali prodromus ad illustrationem lapidis Stratonicensis nuper inventi*, in den *Dissertazioni dell' academia Romana di Archeologia*. (Roma 1825. 4.) Tomo II. p. 681..732. (S. auch noch *Giornale arcadico*. 1827. Jan. und daraus *Biblioteca Italiana*. 1827. August. p. 298..301) und, wie es scheint, einen besondern Abdruck

der in den Transactions enthaltenen Abhandlung von Leake, dessen Titel Foscolombe: An edict of Diocletien. London. 1826. 8. angibt. Nun erst wurde ihm jener Zusammenhang klar, und so gab ihm dieses die Veranlassung zu derjenigen Uebersetzung seiner früheren Abhandlung, womit sich die gegenwärtige Anzeige beschäftigt. Das vorliegende Werkchen liefert nun zuerst einen genauen Abdruck der Inschrift auf dem Steine zu Aix, mit Ergänzungen der verstümmelten Zeilen, die zum Theil aus der Steinschrift von Stratonice entnommen, zum Theil aber, wo diese nicht ausheilen konnte, nach Vermuthungen geliefert sind; dann eine, mehr den Sinn als die Worte bezielende Französische Uebersetzung, und endlich eine Erläuterung der Inschrift im Allgemeinen, zu denen dann zwölf Eclaircissemens über einzelne in derselben erwähnte Gegenstände kommen. Letztere sind mit vielem Fleiße und großer Belesenheit, in deren Hinsicht das, den Franzosen sonst eben nicht gewöhnliche, genaue Allegieren gelobt werden muß, ausgearbeitet. — Schließlich bemerkt Ref. noch, daß Moreau de Jonnés, in dem Pariser Institut eine Vorlesung über die ganze Inschrift gehalten hat, in welchem er die Tafel des Edicts mit dem römischen höchsten Preis der Artikel und dem mittlern Preis in neuerer Münze gegeben hat. Diese kennt jedoch Ref. nur aus dem Auszuge, welche das Tübinger Morgenblatt 1827. №. 99. 100. aus jener Vorlesung liefert.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

D e n 3. M e r z 1 8 3 1.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
Rechtsgutachten über die Verhältnisse der St.
Petri Domgemeinde der freyen Hansestadt Bre-
men zum Bremischen Staate, abgegeben vom
Herrn Hofrath Carl Friedrich Eichhorn,
und zum Druck befördert durch die Diaconie der
St. Petri Domkirche zu Bremen. 1831. VI u.
162 S. in 8.

Wenn gleich dieses Rechtsgutachten nur ein
sehr particuläres Verhältniß betrifft, so ist es
doch theils gerade wegen der Eigenthümlichkeit
dieses Verhältnisses, theils wegen der Berühmt-
heit seines Verfassers von allgemeinem Interesse.
Ref. würde indessen sich damit begnügen, hier
im Allgemeinen auf dasselbe aufmerksam zu ma-
chen, wenn er bey dem größeren Theil der Le-
ser eine Bekanntschaft mit den Verhältnissen der
Domgemeinde in Bremen voraussetzen dürfte;
da er hierzu aber wohl nicht berechtigt ist, so

sieht er sich genöthigt, bey der Anzeige des vorliegenden Werks ausführlicher zu seyn, als man es bey dem geringen Umfang desselben wohl erwarten möchte. In der freyen Stadt Bremen besteht nämlich der Senat zum bey weitem größeren Theil aus Reformirten, wenigstens die Hälfte der Bevölkerung hingegen aus Lutheranern. Dabey gibt es in Bremen nur Eine Lutherische Kirche, die St. Petri Domkirche. Auch haben die bey dieser Kirche angestellten Geistlichen keineswegs ein jus parochiale über die Lutherischen Bürger und Einwohner. Vielmehr stand diesen früher nur das Recht zu, wenn sie den Predigern der Parochialkirchen die Gebühren entrichteten, ihre Kinder von den Dompredigern taufen zu lassen, und in neueren Zeiten ist den Dompredigern auch erlaubt, die Lutherischen Bürger und Einwohner, welche sich zur Domkirche halten, aufzubieten und zu copulieren. Dieses eigenthümliche Verhältniß ist auf folgende Art entstanden. Schon seit dem dreyzehnten Jahrhundert war die Seelsorge allmählich ganz von dem Amte der bey dem Dom angestellten Geistlichen getrennt worden, und die Domkirche ausschließlich für das officium divinum, wie es der Römische Ritus für die Cathedralkirchen eingeführt hat, bestimmt. Daher wurde auch die Domkirche bey dem Beginn der Reformation nicht mit zu den Pfarrkirchen der Stadt gezählt. Wenn auch noch nicht im unbestrittenen Besiz der Reichsunmittelbarkeit, so war die Stadt doch damals schon mächtig genug, die Reformation wider den Willen des Erzbischofs in ihren Kirchen einzuführen. In der Domkirche hingegen dauerte der catholische Cultus noch eine Zeit lang fort, bis im Jahre 1532 die catholischen Geist-

lichen auf Verlangen der Bürgerschaft durch den Rath aus derselben vertrieben wurden. Nachdem die Domkirche darauf 14 Jahre lang geschlossen gewesen war, gelang es zwar der evangelischen Parthey im Domcapitel, auch bey ihr einen evangelischen Geistlichen anzustellen; allein dieser mußte, nachdem er mehrere Jahre hindurch ungestört gewirkt hatte, wieder entlassen werden, weil er von den übrigen Geistlichen in Bremen beschuldigt wurde in der Lehre vom Abendmahl zu den Sacramentierern zu gehören, und nun blieb die Domkirche wieder 77 Jahre hindurch geschlossen. Innerhalb dieser Zeit unterschied sich die Geistlichkeit in Bremen, nachdem in Deutschland eine wirkliche Trennung zwischen der Lutherischen und der reformierten Kirche entstanden war, für die letztere, ein sehr beträchtlicher Theil der Bevölkerung hingegen blieb Lutherisch. Dieser hatte aber in der Stadt selbst jetzt keine Religionsübung, sondern mußte, um einem Lutherischen Gottesdienste beyzuwohnen und die Sacramente zu genießen, außerhalb der Stadt belegene Lutherische Kirchen besuchen. Dieß veranlaßte den letzten Bremischen Erzbischof, den Prinzen Friedrich von Dänemark, den Lutherischen Gottesdienst in der Domkirche, des Widerstrebens des Rathes ungeachtet, im Jahre 1638 wieder herzustellen. Durch den Westphälischen Frieden wurde das Erzstift Bremen säcularisirt und als weltliches Herzogthum an die Krone Schweden abgetreten. Diese hob das Domcapitel auf, und bildete aus den sämtlichen Gütern und Einkünften, welche das Mensalgut, Capitelgut und die fabrica der Domkirche ausgemacht hatten, zwey Fonds, von welchen der eine Domanalgut, der andere hingegen, unter

der Benennung Structurgüter, zur Unterhaltung der Domkirche, der dabey angestellten Geistlichen und der übrigen mit jener verbundenen Anstalten verwendet wurde. Seitdem im Stockholmer Frieden 1719 die Rechte der Krone Schweden an Hannover gekommen waren, wurde die bis dahin noch nicht entschiedene Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht mehr bestritten; nur der Dom mit den dazu gehörigen Gebäuden und Grundstücken blieb ein Besizthum, über welches der Kurfürst von Braunschweig Lüneburg als Herzog von Bremen die völlige Landeshoheit ausübte. Die Geistlichen und Lehrer, welche bey der Domkirche und den damit verbundenen Schulanstalten angestellt waren, so wie das Personal der Beamten, welchen die Ausübung der landesherrlichen und Eigenthumsrechte über jenes Besizthum anvertraut war, waren daher von der Gewalt des Raths eximiert. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Domkirche war aber in den Händen des Consistorii zu Stade; die bey der Domkirche angestellten Geistlichen hatten die Rechte eines jenem untergeordneten Ministerii und wurden von dem Kirchenoberen ernannt. Die Lutheraner, welche sich zur Domkirche hielten, wurden als eine kirchliche Gemeinde behandelt, und erhielten als solche eine Organisation. Zwar überließ ihr der Kirchenobere die Verwaltung der Structurgüter nicht, sondern ließ diese durch von ihm bestellte Beamte administrirten; er gab ihr aber Vorsteher, welche in allen Fällen, wo das kirchliche Interesse der Gemeinde in Betracht kam, von ihm befragt, und, wo sie Namens der Gemeinde auftraten, von ihm als deren Repräsentanten und Wortführer anerkannt wurden. Diese Vor-

stehender wurden und werden noch jetzt aus der Mitte der Lutherischen Bürgerschaft gewählt und führen den Namen Diaconen. Sie sind es, welche das gegenwärtige Rechtsgutachten eingeholt und zum Druck befördert haben. In dem Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 wurden bekanntlich alle vom Herzogthum und Domcapitel Bremen und überhaupt von dem Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg in der Stadt Bremen und deren Gebiet abhängige Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte der Stadt überlassen. Seitdem faßte der Rath von seinen durch diese Veränderung erlangten Rechten die Ansicht, 'daß die Lutheraner in Bremen bisher keine zum Dom gehörende kirchliche Gemeinde im rechtlichen Sinne des Wortes gebildet hätten, daß die Domkirche keinen wahren Kirchenfonds habe, sondern eine Anstalt sey, welche aus Gütern unterhalten worden, über welche der Hannoverschen Regierung die freye Disposition zugestanden habe, daß diese Güter, die oben bezeichneten Structurgüter, so wie die übrigen von Hannover abgetretenen Gegenstände, Bremisches Staats-eigenthum geworden, daß zwar die Verbindlichkeit auf Bremen übergegangen sey, durch Verwendung von Einkünften dieser Güter, den Lutheranern wie bisher eine Gelegenheit zur freyen Ausübung ihres Gottesdienstes zu verschaffen, aber das Genauere der hierzu nothwendigen Einrichtungen von dem Ermessen des Raths abhängen, und den Lutheranern ein wohlverordnetes Recht auf das Fortbestehen derjenigen, welche bisher dazu getroffen gewesen, keineswegs zustehen.' Diese Ansicht gab die Veranlassung zu einer Reihe von Streitigkeiten, welche

mit größeren und geringeren Unterbrechungen bis auf die neueste Zeit fortgedauert und auch die Einholung des vorliegenden Gutachtens veranlaßt haben. Dieses ist im Allgemeinen der Domgemeinde günstig und hat die Wirkung gehabt, daß vor Kurzem die streitigen Verhältnisse derselben geordnet und die nach des Verfassers Ansicht ihr zustehenden Rechte jetzt auch als solche vom Senat anerkannt sind. Wir wünschen dem Verfasser stets einen so glücklichen Erfolg seiner Gutachten und glauben den Wunsch einer großen Anzahl unserer Leser auszusprechen, wenn wir ihn bitten, recht bald eine Sammlung der so vielen von ihm abgegebenen höchst interessanten Gutachten dem Publicum mitzutheilen. Als Anhang ist hinter dem vorliegenden Werke eine Reihe von Urkunden, welche sich auf die Verhältnisse der Domgemeinde beziehen, abgedruckt.

Kraut.

Wir benutzen diese Gelegenheit um auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches die hierher gehörigen historischen Nachrichten ausführlich gibt: Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen, und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherley Schicksalen bis zum Jahr 1828 von H. W. Kotermond, Pastor Primarius, der Theologie und Philosophie Doctor. XXVIII und 308 S. in 8. 1829. Mit großer Sorgfalt sind hier die Nachrichten über die Geschichte der Bremischen Domkirche gesammelt, so daß sie sowohl das Mittelalter als die neuere Zeit umfassen. Sie beginnen

mit der Stiftung des Bremischen Bisthums durch Karl dem Großen, und gehen bis auf die jetzige Zeit. Indem der Verfasser der chronologischen Ordnung folgt, ist die mittlere und die neuere Zeit jede wieder in vier Abschnitte getheilt, von denen der letzte die oben erwähnten streitigen Verhältnisse ausführlich erzählt. Die Geschichte des Lutherischen Waisenhauses und der Schulen ist dann besonders behandelt, und mehrere schätzbare Notizen, die Verzeichnisse der Prediger, der Lehrer der Kirchen und Schulen, und auch der Wohlthäter des Waisenhauses sind beygefügt. Zwey Abbildungen stellen die Domkirche mit ihren Thürmen 1532, und nach ihrer jetzigen Ansicht 1829 dar.

Sn.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission der Hahnschen Hofbuchhandlung: Der Birmanenkrieg, von dem Major J. J. Snodgrass, Militär-Secretär bey dem commandierenden General der Britischen Armee und politischen Agenten in Ava. Aus dem Englischen. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Nagel, vormahls Lieutenant in Königlich Großbritannischen Diensten. Mit zwey Kupfern und mehreren Original-Documenten des Königs der Birmanen und seiner Heerführer, nebst dem Friedenstractate. 1830, VIII und 300 S. in Octav.

Der von den Engländern vom Jahre 1824 bis zu Anfang des Jahres 1826 gegen die Birmanen geführte Krieg, nahm zu seiner Zeit die

Aufmerksamkeit in Europa in einem um so bedeutenderen Grade in Anspruch, je übertriebener die Vorstellungen gewesen waren, die man sich bis dahin von der Macht und den kriegerischen Eigenschaften der Birmanen zu machen gewohnt war. Der Ausgang dieses Krieges hat denn nun freylich jene Unrichtigkeiten und Uebertreibungen in ein helles Licht gestellt, so wie zugleich durch denselben und in Folge des Friedens von Yandabu das Birmanenreich in jeder Hinsicht besser bekannt geworden ist. Auch das vorliegende Werk ist als eine Bereicherung unserer Kenntniß von demselben keinesweges zu übersehen. Wenn es gleich zunächst nur ein Tagebuch der kriegerischen Operationen enthält, so gibt es denn doch auch manche dankenswerthe Bemerkung über die Sitten, die Gebräuche, die Verfassung und den ganzen bürgerlichen und politischen Zustand der Birmanen. Die Uebersetzung ist lesbar und fließend; die Anmerkungen jedoch, die der Titel verspricht, beschränken sich fast ausschließlich auf Auszüge und Anführungen aus der Gesandtschaftsreise des Capitän Symes nach Ava. — Der Anhang enthält: 1. verschiedene Birmanische Tagsbefehle, welche in dem Hause des Gouverneurs zu Syriam gefunden wurden; 2. einen Brief der Siamesischen Chets an Sir Archibald Campbell; 3. Thado Menghi Maha Mengabu's (des Kee Wungie's) Bericht an den Prinzen Memiabu; 4. eine Copie der Ordre des Königs von Ava; 5. einen Brief Goru's an die Minister zu Melalune und 6. den Friedenstractat von Yandabu.

F. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 5. März 1831.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Die höhere Gewerbeschule in Hannover. Erläuterungen über Zweck, Einrichtung und Nutzen derselben. Von Karl Karmarsch, Director der Lehranstalt. 1831. 50 Octavseiten.

Mit besonderer Theilnahme zeigen wir die vorliegende Schrift an, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, richtige Ansichten über die höhere Gewerbeschule, welche gegenwärtig zu Hannover errichtet wird, in der Classe zu verbreiten, von welcher diese Anstalt vorzüglich benutzt werden soll. Die Einleitung zeigt eben so faßlich als eindringend, wie hoch wichtig ein wissenschaftlicher Unterricht für die Gewerbetreibenden ist und von welcher Art die Bildung derselben seyn muß, um auf die Bervollkommnung der Gewerbe vorthelhaft einzuwirken. Die technische Central-Bildungsanstalt in Hannover wird den Unterricht in allen Wissenschaften umfassen, welche den Gewerbetreibenden der verschiedensten Classen, dem

Handwerker, dem mechanischen Künstler, dem Fabricanten, zur vollständigen Ausbildung erwünscht seyn können. Sie wird dabey zugleich auf die Anwendungen Rücksicht nehmen, welche für den Betrieb der Landwirthschaft von Bedeutung sind. Sie wird — was vorzüglich wichtig erscheinen muß — zur vollständigen Ausbildung in allen Zweigen der Bauwissenschaft sich eignen und auch dem angehenden Forstmann, dem practischen Geometer, dem Pharmaceuten und Kaufmanne Belehrung darbieten. Zur Erreichung dieser Zwecke wird der Unterricht folgende Lehrgegenstände umfassen: reine und angewandte Mathematik, practische Geometrie, Baukunst, Maschinenlehre, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Zeichnen, Modellieren, Bossieren, Buchhalten. Es wird die gewiß sehr zweckmäßige Einrichtung Statt finden, daß der Unterricht nicht classenweise, sondern nach einzelnen Fächern ertheilt wird, von welchen nach Umständen mehrere oder weniger zusammen genommen, die wissenschaftliche Ausbildung des Schülers für einen bestimmten Zweck vollenden. Da die Anstalt Schülern von sehr ungleichen Vorkenntnissen offen stehen muß und die Zwecke, für welche sich dieselben zu bilden gedenken, ungemein verschieden sind, so wird die Benutzung des Unterrichts sehr erleichtert werden, wenn dem Schüler, unter der Leitung der Direction, die Wahl der Lehrfächer frey gelassen ist. Der Unterricht eines jeden Jahrs beginnt im October und dauert bis zum Ende des Junius. Nur Mineralogie und angewandte Mathematik werden in halbjährigen Cursen, vom October bis zum März, vorgetragen. Im Anfange des Julius beginnt ein öffentliches Examen. Die Monate August

und September bleiben zur Erholung für die Lehrer und Schüler frey. Diejenigen, welche an dem Unterrichte der Gewerbeschule Theil nehmen, werden in Schüler und Zuhörer unterschieden. Erstere müssen sich vor der Aufnahme einer Prüfung unterwerfen, welche bey letzteren nicht Statt findet. Hierdurch wird der Zutritt zum Unterrichte auch erwachsenen Gewerbetreibenden und solchen Personen, welche an einzelnen Fächern, aus allgemeinem, wissenschaftlichen Interesse Theil zu nehmen wünschen, nicht verschlossen. Da indessen der nächste Zweck der Anstalt, Ausbildung der Jugend für den Gewerbestand ist, so können Zuhörer nur in so fern zugelassen werden, als die Zahl der sich meldenden Schüler einen Theil des Raums in den Lehrzimmern unbesezt läßt. Schüler und Zuhörer müssen in der Regel das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben, um aufgenommen werden zu können. Für die Theilnahme am Unterrichte wird eine sehr mäßige Summe für jeden Cours eines Lehrgegenstandes entrichtet. Als Hülfsmittel für den Unterricht und die Ausbildung der Zöglinge wird die Gewerbeschule fortwährend zu vermehrende Sammlungen erhalten; namentlich Sammlungen von Modellen für Maschinenlehre und Technologie; von technischen Werkzeugen, Materialien und Producten; von Modellen in Beziehung auf Baukunst; von mathematischen, physikalischen und chemischen Instrumenten, Geräthschaften und Apparaten; von naturhistorischen Gegenständen; von Vorlegeblättern und Gypsabgüssen; so wie eine Bibliothek. Eine von einem Werkmeister unter der Aufsicht der Direction geleitete, mechanische Werkstätte wird dazu bestimmt seyn, sowohl nach und nach den Bedarf an Modellen für die Modellsamm-

lung herzustellen, als auch fortwährend einer bestimmten Anzahl von Schülern regelmäßige Anleitung in practisch-mechanischen Arbeiten zu verschaffen. Um den wohlthätigen Einfluß der Gewerbeschule allgemeiner zu machen, sollen aus den verschiedenen Theilen des Königreichs jährlich zwey Schüler gewählt werden, welche zur Ausbildung in der practischen Mechanik die zweckdienlichen Fächer der Anstalt studieren und darauf sich mit practischen Arbeiten in der mechanischen Werkstätte beschäftigen, wobey sie nicht allein den Unterricht unentgeltlich genießen, sondern noch außerdem, sofern sie nicht in der Residenzstadt Hannover einheimisch sind, jeder ein Stipendium von hundert Thalern jährlich, vier Jahre hindurch erhalten. — Die vorläufige Eröffnung der Anstalt geschieht durch einen vorbereitenden Curz in Mathematik, Zeichnen und Modellieren, der am 2ten May d. J. anfängt und mit Ende Augusts schließt. Der Anfang des ersten, vollständigen Lehrurses ist auf den 3. October 1831 bestimmt.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht der in obiger Schrift ausführlich dargelegten und erläuterten Einrichtung der höheren Gewerbeschule in Hannover wird es einleuchten, wie viel man sich von dieser so wohlmeinend begründeten, so zweckmäßig angeordneten und so reich ausgestatteten Anstalt für die Belebung des Kunstfleißes und die Vervollkommnung der technischen Gewerbe im Vaterlande versprechen darf. Freylich wird sie nur dann den erwünschten Erfolg haben können, wenn die gleichzeitig in den vorzüglichsten Städten des Königreichs zu errichtenden Realschulen oder Elementar-Gewerbeschulen durch Vorbereitung auf den höheren Unterricht, der Central-Schule zu Hülfe kommen und wenn

daß gewerbetreibende Publicum mit dankbarer Anerkennung und reger Theilnahme das annimmt, benützt und befördert, was demselben von der Regierung, zur Verbesserung des Zustandes der Gewerbe, großmüthig dargeboten wird.

B e r l i n .

Bey J. U. Vist: Uebungen aus der angewandten Mathematik für Techniker, und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte zc. Erster Band. Auch unter dem besonderen Titel: Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie für Techniker zc., bearbeitet von Dr. Ephraim Salomon Unger. Mit fünf Kupfertafeln. 1830. 668 S. in 8.

Es ist eine sehr bekannte Erscheinung, daß nicht selten Leute, die selbst mit sehr guten theoretischen Kenntnissen ausgerüstet sind, in Verlegenheit gerathen, wenn sie dieselben auf wirklich im Leben vorkommende Fragen anwenden sollen. Dennoch aber, wiewohl wir eine ziemliche Anzahl von Werken besitzen, die Sammlungen von Aufgaben aus verschiedenen Theilen der reinen Mathematik enthalten, ist fast kein einziges Buch in deutscher Sprache vorhanden, welches dasselbe für die angewandte Mathematik leistete. Man hat dieß wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die deutschen Techniker früher so sehr alles Theoretische vernachlässigten; je mehr sie aber in unseren Tagen das Bedürfniß der Theorie fühlen, desto fühlbarer muß ihnen auch der Mangel eines Buches von der erwähnten Art werden. Herr Dr. Unger, der schon durch mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Schriften rühmlichst bekannt ist, hat in vorliegendem Werke den Anfang gemacht dieß

sem Mangel abzuhelfen, wozu er, wie in der Vorrede bemerkt ist, seit mehr als funfzehn Jahren Materialien gesammelt hat. Das Werk ist um so mehr zu empfehlen, da es, wenn man von dem ersten Bande auf das Ganze schließen darf, äußerst reichhaltig und gründlich seyn wird. Die Bearbeitung ist von ähnlichen Sammlungen dadurch unterschieden, daß nicht bloß Aufgaben, sondern zugleich die wichtigsten Lehrsätze der behandelten Wissenschaften mit aufgenommen sind, wodurch das Werk eine gewisse Selbstständigkeit erlangt hat. Der erste Band ist eigentlich mehr eine Einleitung als ein Theil des ganzen Werkes, da die Stereometrie nicht zur angewandten Mathematik gehört, indessen spielt sie in manchen Theilen derselben, wie z. B. in der Statik und Mechanik, eine bedeutende Rolle, und da es überdies an gesammelten Uebungen aus der Stereometrie fehlt, so war eine solche Sammlung schon an und für sich wünschenswerth. Dieser Band zerfällt in drey Abtheilungen, von welchen der erste die Elementarlehren der Stereometrie, der zweyte die Anfangsgründe der höheren Stereometrie, der dritte Anwendungen der Stereometrie enthält. In der ersten Abtheilung behandelt der Verfasser, nach einer Einleitung über die Lage der Ebenen, die Lehre von der körperlichen Ecke, und weil alle Eigenschaften, welche der drekantigen Ecke zukommen, auch bey dem dazu gehörigen sphärischen Dreiecke vorkommen, so wird zugleich die sphärische Trigonometrie behandelt, hierauf folgt die Betrachtung der Körper überhaupt und besonders des Parallelepipedums, des Prisma und Cylinders, der Pyramide und des Kegels, der abgestumpften Körper und der Kugel; manche dieser Abschnitte sind so reichhaltig wie man sie selbst in sehr guten Lehrbüchern der Geometrie nicht antrifft. Den Beschluß dieser Abtheilung macht die Behandlung der regulären Körper. Als Probe der Uebungen aus dieser Abtheilung will ich einige hersehen. *Zieht man von dem Quadrate der Summe der drey Kanten eines rechtwinkligen Parallelepipedon die ganze Oberfläche desselben ab, so ist der Rest der Summe der Quadrate der drey Kanten gleich. — Die Grundfläche einer Pyramide ist ein regelmäßiges n Eck dessen Seite $= a$, die Kanten desselben sind sämmtlich von gleicher Größe und es ist jede derselben $= k$, man soll hieraus die Formeln für den Kubikinhalt und für die Oberfläche der Pyramide angeben, und es soll ermittelt werden, wie die Kante k und der Cubikinhalt P gefunden werden

können, wenn a , n und die ganze Oberfläche $= F$ gegeben sind. — Wenn in einer und derselben Kugel ein Dodecaeder und ein Icosaeder beschrieben werden, so sind die Radien der Kreise, welche um das den ersteren Körper begränzende Fünfeck und um das den letzteren begränzende Dreyeck beschrieben werden können gleich groß.

Es wäre zu wünschen daß die auch hier, wie in den meisten Lehrbüchern der Geometrie gegebene Definition der Ebene: 'sie sey eine Fläche, in welcher jede zwey beliebig in derselben gewählte Punkte durch eine gerade Linie verbunden werden können, die ganz in der Fläche liegt' wieder allmählich verschwände, da sie um nichts schärfer ist, als die bekannte Definition der geraden Linie, daß sie eine Linie sey die durch zwey Punkte völlig bestimmt wird.

In der Einleitung zur zweyten Abtheilung bemerkt der Verfasser, daß er sich des Begriffs des Unendlichkleinen bedient habe, weil dieser auf dem kürzesten Wege zum Ziele führt, wiewohl er, wie der Verfasser bekennt, bey Begründung der Theorie Manches zu wünschen übrig läßt. Es ist dieß ein Uebelstand, der sich bey vielen Schriftstellern findet, daß sie die Lagrange'sche Methode und die des Unendlichkleinen gleichsam wie zwey Kleider gebrauchen, deren eines man zur Parade, das andere zum Arbeiten gebraucht. Entweder der Lehrer ist von der Richtigkeit der letzteren Methode überzeugt und dann hat er alles Recht sie anzuwenden, im entgegengesetzten Falle aber sollte er, der Kürze halber, dem Schüler nichts für gewiß geben, was er selbst noch bezweifelt. Es ließe sich außerdem leicht nachweisen daß man die, im Buche vorkommenden Betrachtungen eben so schnell durch die Lagrange'sche Methode finden kann. Die zweyte Abtheilung beginnt mit der Betrachtung der Regelschnitte, deren Gleichungen aus dem Durchschnitte eines Kegels mit einer Ebene durch geometrisch-trigonometrische Betrachtungen abgeleitet werden; es ist störend daß hier wie in dem ganzen Buche, Ellipse, elliptisch, Ellipsoid, statt Ellipse, elliptisch, Ellipsoid geschrieben ist. Hierauf gibt der Verfasser die allgemeine Formel für Quadraturen, und wendet sie auf die Quadraturen der Regelschnitte an, es folgen dann Näherungsformeln für Quadraturen die man nicht genau finden kann, allgemeine Formel der Rectification und Anwendung derselben auf die Regelschnitte, Rectification durch Näherung, Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Prismen mit beliebiger

Grundfläche; sehr vollständig sind die Abschnitte von den durch Umdrehung erzeugten Körpern, und von den symmetrischen Körpern; den Beschluß dieser Abtheilung macht der Abschnitt von den Durchschnitten zweyer Flächen, welche zugleich auf die Betrachtung der doppelt gekrümmten Curven, und der Projectionen der Curven führen; besonders bemerkenswerth ist was über den Flächeninhalt der Figuren auf krummen Oberflächen gesagt ist. Der dritte Abschnitt beginnt mit Bemerkungen über die Körpermaasse überhaupt, und über die practischen Methoden den Inhalt eines Körpers zu finden. Hierauf folgt die Theorie der Berechnung der Gewölbe, von welchen namentlich die Kuppelgewölbe, die Tonnengewölbe, die gothischen Tonnengewölbe, die Klostersgewölbe und Kreuzgewölbe betrachtet werden, die statische Theorie dieser Gewölbe wird erst im folgenden Bande behandelt werden, hier werden nur die Fragen beantwortet: wie groß ist der hohle Raum des Gewölbes, wie groß ist der massive Theil desselben, und welchen Raum trägt die innere Fläche? Das Ganze schließt mit practischen Aufgaben welche sich auf Berechnung des Inhalts gewisser, durch bestimmte Figuren eingeschlossener Räume beziehen. Bemerkenswerth ist die einfache Auflösung der Aufgabe: den Inhalt eines hohlen, oben offenen Körpers, dessen untere, so wie die fehlende Fläche, parallel laufende Rechtecke sind die eine solche Lage haben, daß auch die Seiten des einen zu denen des anderen parallel sind, oder eines Pontons, zu finden. In

der Auflösung muß es übrigens heißen: $K = \frac{h}{b}$

($2AB + 2ab + Ab + aB$). Bey Berechnung der Kugelhaufen die in §. 179 vorkommt, hätte noch Manches aus Vega's Algebra §. 240 flg. benutzt werden können; es wäre besonders zu wünschen gewesen, daß der Verfasser die dort gegebene allgemeine Regel zur Berechnung der Kugelhaufen angegeben hätte, da das Buch auch für Artilleristen bestimmt ist. — Der zweyte Band wird die Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper enthalten.

Dr. Stern.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 5. März 1831.

L e i p z i g.

1. Bey J. Ambr. Barth: Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße, Prof. an der Univers. zu Leipzig. Erste Abtheilung, die Uebersetzung enthaltend. 1829. 238 S. in 8. Zweyte Abtheilung, die Anmerkungen enthaltend. 690 S.

2. Aristoteles von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße etc. 1829. 424 S. 8.

Es ist die Zeit längst vorüber, wo man die Uebersetzung alter, besonders prosaischer Schriftsteller, für einen Verrath an der classischen Literatur hielt. Selbst die Ansicht ist fast verschwunden, daß eine solche Uebersetzung nur um der Schwächeren willen, denen die alte Literatur nicht leicht zugänglich ist, zu gestatten sey. Man hat dagegen einsehen gelernt, daß der Versuch, die Gedanken classischer Schriftsteller in die Muttersprache zu übertragen, uns deren Geist erst recht nahe bringt, während diese geistige Aneignung

nung zugleich die Gewandtheit des eignen Denkens und der Muttersprache erhöht. Auch in dieser Beziehung also gilt das Wort des Dichters:

— ‘es ist vortheilhaft den Genius bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk so läßt er dir ein schöneres zurück.’

Wie sehr nun dieses von den sogenannten Fürsten unter den Philosophen Griechenlands gelte, das hat sich schon an dem vielfachen Gebrauche und Erfolge der Schleiermacherschen Uebersetzung des Plato bewährt. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß die Deutschen durch diese treffliche Arbeit tiefer in das Verständniß dieses großen Denkers eingedrungen sind. Nachdem dieses geleistet worden und die Arbeiten der Philologen sich am Plato fast erschöpft haben, erwartet der gehaltreiche Scharfsinn des Stagiriten, auf welchen auch von Seiten der Philosophie aus die Aufmerksamkeit aufs Neue, und im erhöhten Grade gerichtet worden ist, dieselbe Aufnahme und Behandlung. Daß sich hier noch größere Schwierigkeiten entgegenstellen, welche theils in dem gegenwärtigen Zustande der aristotelischen Schriften, theils in der Denk- und Darstellungsweise jenes Philosophen selbst, namentlich in seiner prägnanten Kürze, in seiner oft skizzierenden Behandlung speculativer Gegenstände liegen, — wobey der Uebersetzer minder durch Glanz der Darstellung, als durch eine Schärfe und Genauigkeit wieder-gegebener Bestimmungen, die mit Leichtigkeit schwer zu vereinigen ist, sich Dank verdienen kann, ist fast allgemein bekannt. Daher verdienen die seit Hengstenberg's Uebersetzung der Metaphysik (Bonn 1824), (zu welcher wir noch die versprochenen Anmerkungen und erläuternden

Abhandlungen von Brandis begierig erwarten,) unternommenen Versuche unsere Anerkennung, auch wenn wir einen Meister, wie Schleiermacher, für Aristoteles noch vermissen. Hierher gehören nun die oben genannten Arbeiten des Hrn. Prof. Weiße. Ausgerüstet mit manchen Erfordernissen, deren der Uebersetzer und Erklärer des A. bedarf, vornehmlich einer schätzbaren Kenntniß der Griechischen Sprache und Philosophie, besonders der Platonischen, wovon auch sein Programm: *de Platonis et Aristotelis in constituendis summis philos. principiis differentia*. Lips. 1828. 8. zeugt, und mit einem Talent zum speculativen Denken, welches sich durch den Scharfsinn des Aristoteles und die Bedeutung seiner Schriften für die Geschichte der Philosophie angezogen fand, schritt er an sein schweres Werk. Was wir darum recht sehr bedauern müssen, ist dieses, daß der Uebersetzer, allzu schnell im Herausgeben, die Selbstbeherrschung nicht gewann, seiner Arbeit durch längeres und öfteres Prüfen einen noch höheren Werth zu geben, und ihr durch besonnenes Feilen den Stempel der Gediegenheit zu verschaffen. Denn wenn überhaupt das Uebersetzen die Reflexion auf die Gedankenform und auf den sprachlichen Ausdruck, weit mehr, als das eigene Hervorbringen der Gedanken, aufruft, und dort das rechte Wort, die feine Gliederung der Rede, die richtigen Verhältnisse der Sätze, oft erst nach mehrmaligem Durchlesen in das volle Bewußtseyn treten; so war bey einem so schweren Schriftsteller, wie Aristoteles es anerkannt ist, eine solche Sorgfalt und Selbstverläugnung um so nöthiger, da der Verf. hier, und besonders bey der Physik, deren Durcharbeitung einen Uebersetzer und Erklärer allein schon auf längere Zeit beschäf-

tigen konnte, durch keinen Vorgänger die Bahn gebrochen fand, und da ein reinerer Text dieser Schriften, welchen der Uebersetzer sehr gut hätte abwarten können, noch nicht erschienen war. Herr Prof. W. sagt zwar in der Vorrede zur ersten Uebersetzung, sie trage weniger einen philologischen als philosophischen Character, und wolle von diesem Standpuncte aus beurtheilt seyn; allein er hätte sich darüber erst zu rechtfertigen, wie eine solche Uebersetzung überhaupt mehr einen philosophischen, als philologischen Character haben könne; zumal da er selbst auf den Gewinn, welchen die deutsche Literatur aus einer Uebersetzung des A. ziehen müßte, und auf die Unterscheidung des Echten und Uechnen des Aristotelischen Textes in einer solchen Uebersetzung Rücksicht nehmen wollte. Wir wollen mit Obigem nicht sagen, daß Herr W. die Sache absichtlich leicht genommen und nicht den gehörigen Ernst angewendet hätte; allein es scheint eine jugendliche Ungebuld die erforderliche Feile seiner Uebersetzung verhindert und ihm den Unterschied aus den Augen gerückt zu haben, der zwischen eigenen, wenn auch gehaltvollen, Studien und einer für das wissenschaftliche Publicum bestimmten Ausarbeitung statt finden soll. Dieses ist um so mehr zu bedauern, da Herr W. nicht leicht zu einer Uebersetzung dieser Uebersetzung Gelegenheit finden, und eine neue Uebersetzung dieser Schriften so bald nicht erscheinen dürfte. So vieles Treffliche daher auch Herr Prof. W. mit den ihm dargebotenen Mitteln geleistet hat, so durften wir doch von demselben noch mehr erwarten, besonders da er für seine Arbeit, laut der Vorrede, keinen geringen Maaßstab aufgestellt hat. Ein solches Urtheil läßt sich in einer Anzeige dieser Art nicht eigentlich erweisen; — so

bleibt nur übrig, es durch einige Proben bedeutender Stellen, von welchen die Aufmerksamkeit eines Lesers der aristotelischen Schriften vorzüglich angezogen wird, zu bestätigen.

Gleich den Anfang der Physik übersetzt Herr W. so: 'Da das Wissen (*ειδεναι*) und das Erkennen (*επιστασθαι*) hinsichtlich aller Gegenstände (*περι πασας τους μετοδους*), die ihre Anfänge (*αρχαι*), Ursachen und Gründe (*στοιχεια*) haben, auf der Erforschung dieser beruht (denn dann glauben wir etwas zu kennen, wenn wir seine ersten Ursachen erforscht haben) und seine ersten Anfänge und bis zu dem Grundwesen (*στοιχεια*), so ist klar ic.' Wir übergehen hierbey, was Nebensache ist, und bemerken nur 1) daß Herr W. was wir Principien zu nennen pflegen durch Anfänge übersetzt. Er sucht sich darüber zwar S. 242 zu rechtfertigen mit der Bemerkung, daß das Wort Princip, als ein gestempelter Kunstausdruck, den Mißverstand veranlaßt haben würde, als sey der Begriff der *αρχη* oder des Principis ein schon vor Aristoteles deutlich gedachter gewesen. Allein dadurch, daß Herr W. nun in der Uebersetzung dieses Wortes wechselt, und es durch Anfang, Ursprung und Ursprüngliches wiedergibt, entsteht nun ein viel schlimmeres Schwanken, das den Leser, welcher weiß, was Aristoteles mit dem Ausdrucke *αρχη* bezeichnen wollte, unsicher macht, und zu einer genauern Vergleichung mit dem Texte nöthigt. So finden wir denn, daß gleich am Anfange des zweyten Kapitels: 'nothwendig ist entweder Einer der Anfang oder mehre' die Uebersetzung durch 'Anfang' nicht recht passen will, und einen Widerspruch in sich schließt. So auch in der Stelle (S. 2) 'denn es gibt keinen Anfang mehr, wenn nur Eines ist — da jeder An-

fang entweder etwas beginnt, oder das erste unter mehreren ist.' — Hr. W. erkennt überdies selbst nicht nur an, daß Aristoteles unter *αρχη* sich ein Princip gedacht, sondern hält auch diesen Begriff für einen ihm eigenthümlichen, und seine Lehre von der des Plato unterscheidenden. Nur scheint er uns dieß zu unbestimmt auszudrücken, wenn er S. 242 sagt: in dem Begriffe des 'Principis' erscheint als das Wesentliche die Beziehung auf das gesammte Reich aller Gegenstände der unmittelbaren Wahrnehmung, welches Reich von dem platonischen Begriffe der Idee ausgeschlossen blieb.' Denn diese Beziehung auf das Reich der Wahrnehmung haben auch noch die platonischen Ideen; aber das ist dem Princip des Aristoteles wesentlich, daß es einen in dem Wirklichen wirklichen Grund bezeichnet, während die wirklichen Dinge mit den Ideen des Plato nur überhaupt in einer Gemeinschaft (*μεθεξής*) stehen. — Ferner begreift Rec. nicht wie Herr W. in der obigen Stelle *στοιχαια* (Grundbestandtheile, Elemente) durch das unbestimmte 'Gründe' und gleich darauf wieder zweymal durch 'Grundwesen' übersetzen konnte, was eben so wenig dem Original und den Bestimmungen des Aristoteles über den Begriff des *στοιχειου* angemessen ist. Im zweyten Kapitel stoßen wir sogleich auf eine fast unbegreifliche Auslassung; die ausgelassene Stelle nämlich enthält den Nachsatz der Alternative: und wenn unbegränzte (Principien angenommen werden) entweder so wie Democrit, der Gattung nach eins, in Gestalt und Form verschieden, oder auch entgegengesetzt. — Gleich darauf heißt es: 'Es ist dieselbe Untersuchung, wie wenn nach dem Wiewiel des Seyenden gefragt wird' (noch genauer: auf ähnliche Weise untersuchen die, welche das Seyende

untersuchen, auch das Wieviel); ‘denn auch hier untersucht man zuvörderst, woraus das Seyende ist, und nach diesen handelt es sich, ob es eins oder viele ic. Vielmehr: denn sie untersuchen zuerst ob das, woraus das Seyende ist, eins oder vieles sey.’ — Weiterhin wird der kurze Satz $\eta\ \gamma\alpha\rho\ \alpha\rho\chi\eta\ \tau\iota\nu\omicron\varsigma,\ \eta\ \tau\iota\nu\omega\acute{\nu}$ übersetzt: da jeder Anfang etwas beginnt, oder das erste unter mehreren ist. Hier sieht man wie das Wort Anfang dem Uebersetzer im Wege gestanden hat, wo er kürzer und richtiger also hätte übersetzen können: denn das Princip ist Princip von Einem oder Einigen. Sogleich darauf wird $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ ganz unangemessen durch Begriff übersetzt, in der Stelle wo von einem Satze gesprochen wird, der nur der Rede wegen (des Disputierens halber) aufgestellt wird; aber der Uebersetzer nimmt laut seiner Anmerkung S. 256 Begriffe in der Bedeutung einer formellen subjectiven Erkenntniß, was ohne diese Bemerkung wohl kaum verstanden werden konnte. Die Worte $\kappa\alpha\iota\ \gamma\alpha\rho\ \psi\epsilon\upsilon\delta\eta\ \lambda\alpha\mu\beta\acute{\alpha}\nu\omicron\upsilon\sigma\iota,\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\sigma\upsilon\lambda\lambda\omicron\gamma\iota\sigma\tau\omicron\iota\ \epsilon\iota\sigma\iota$ sind wohl zu nachlässig übersetzt: sie beginnen von falschen Voraussetzungen und fahren nicht in eigentlicher Schlußform fort (sie setzen Falsches voraus und sind ohne Schlußform). Ferner: des Melissus Lehre ist schroff ($\phi\omicron\rho\rho\tau\iota\kappa\omicron\varsigma$ — besser plump, wie in der Metaphysik M. und Xenophanes $\alpha\gamma\rho\iota\kappa\omicron\tau\epsilon\rho\omicron\iota$ genannt werden) und einseitig ($\omicron\upsilon\kappa\ \acute{\epsilon}\chi\omega\nu\ \acute{\alpha}\pi\omicron\rho\rho\rho\iota\alpha\nu$). Weiterhin ist die Uebersetzung der Worte $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\ \delta\epsilon\ \chi\alpha\lambda\epsilon\pi\omicron\nu$ ausgelassen worden. Dann $\delta\eta\lambda\omicron\nu\ \delta\epsilon\ \acute{\epsilon}\kappa\ \tau\eta\varsigma\ \acute{\epsilon}\pi\alpha\gamma\omega\gamma\eta\varsigma$: ‘dieß aber ergibt sich aus der allmählichen Betrachtung der hierunter enthaltenen Gegenstände.’ Wie weitschweifig! Wir übergehen noch manches andere aus diesem Kapitel und bemerken nur, daß gegen den Schluß desselben die Uebersetzung des:

ὡς μοναχῶς λεγομένου τοῦ ἑνὸς ἢ τοῦ ὄντος, 'als bezeichne etwas ausschließendes das Eine und das Seyende', oder wie es in den Verbesserungen corrigiert wird: 'habe nur eine Bedeutung', zweydeutig ist; besser: als ob das Eine und das Seyende nur einfach ausgesagt werde.

Im dritten Kapitel übersetzt der Verf. αλωσις durch Umbildung; Verwandlung wäre besser gewesen; im vierten den Gegensatz ἐπεροχή und ελλειψις durch Ueberwiegen und Zurückbleiben; besser Uebergewicht, oder Uebermaas, und Mangel. Am Anfange dieses Kapitels übersetzt Hr. W.: die Lehre der Naturforscher hat zweyerley Gestaltungen (warum nicht Gestalten, Formen). Die einen nehmen als einig Seyendes (als das Eine Seyende) einen zum Grunde liegenden Körper an.' Aber nun tritt in der Uebersetzung die zweyte Lehrart nicht hervor; welche Aristoteles durch das οἱ δὲ ἐκ τοῦ ἑνὸς ἐνούσας u. s. w. bezeichnet, was Hr. W. aber als eine untergeordnete Lehrmeinung durch die Worte: 'noch andere aus dem Einem' u. (S. 9) angibt. Kap. VIII und an andern Orten würde das κατα συμβεβηκός wohl am besten durch: zufälliger Weise zu übersetzen seyn.

Im II. Buch 1. Kap. stoßen wir uns wieder an die Uebersetzung (S. 26) der αρχή durch Ursprung (so ist also die Natur ein Ursprung und Ursache des Bewegens); und eben so unpassend klingt es III, 4 (S. 58) 'und alle setzen es (das Unbegrenzte) als einen Ursprung des Seyenden'. In der hierauf folgenden Stelle heißt es: 'die einen, wie die Pythagoreer und Platon (setzen es) an und für sich, nicht als anhängend irgend einem andern, sondern als sey es selbst ein Wesen das Unbegrenzte. Nur die Pythagoreer unter dem Empfindbaren; denn sie

lassen nicht selbstständig seyn die Zahl.' Hier weicht der Uebersetzer unnöthiger Weise von dem eigenthümlichen, an mehreren Stellen wiederkehrenden Ausdruck des Aristoteles ab: *ου γαρ χοριστον ποιουσι τον αριθμον*, denn sie machen die Zahl nicht zu etwas Abtrennbarem, Abgesonderten. — Gleich darauf *εναπολαμβανομενον* 'in die Mitte genommen', warum nicht kürzer: umschlossen? — In der ausführlichen Erklärung über die pythagoreische Lehre in dem Commentare, behauptet der Verfasser, nur sie hätten eine in sich geschlossene und gegliederte Wissenschaft besessen, ohne dafür ein sicheres Zeugniß zu haben. — In der Stelle des Hesiod im IV. B. 1. Kap. (S. 77) ist die Uebersetzung des Chaos durch das Weite um so unangemessener, da die *γαι' ευρυστερος* im folgenden Verse durch 'Erde mit weitem Busen' übersetzt wird. — VI. B. 6. Kap. wird übersetzt: 'daß es ein Leeres gebe behaupteten auch die Pythagoreer, und daß dieses hereinkomme in den Himmel mittelst des unbegrenzten Athems, wie einer der da athmet', ganz mißlungen; da das *απειρον πνευμα* außerhalb des Himmels gesetzt wird und der Himmel, d. i. der Kosmos ihn einathmet. Es müßte wenigstens heißen: wie einem der athmet, d. i. als ob der Himmel ihn einathme, denn der *ουρανος* wird hier mit einem Thiere verglichen, welches durch Einathmen lebt. S. m. Bearbeitung von Tennemanns Geschichte der Philos. B. I. S. 109. Der Commentar S. 497 macht diese Stelle nicht klarer. Herr W. zweifelt ohne Grund, daß der Ausdruck *το κενον* in der pythagoreischen Lehre vorgekommen sey; dann nimmt er es als einerley mit dem Unbegrenzten selbst (was aus der Stelle nicht folgt) und zwar wohl darum, weil die

Pythagoreer das $\alpha\epsilon\iota\rho\omicron\nu$ für einen Körper nehmen (anderer Meinung ist Ritter, Gesch. der Philos. B. I. S. 394), endlich hält er gar den Ausdruck $\epsilon\kappa\ \tau\omicron\nu\ \alpha\epsilon\iota\rho\omicron\nu\ \pi\nu\epsilon\nu\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$ für einen Mißverstand, und vermuthet, daß diese Stelle aus einer unvollständigen und unreinen Kenntniß des von spätern Bearbeitern desselben getrübtten Systems geflossen sey und bey der Beurtheilung desselben kaum in Anschlag gebracht werden dürfe. Aber könnte denn nicht die Schuld an den noch spätern Erklärern dieser Stelle liegen? — Herr W. übersetzt weiter: ‘Und das Leere sey es, welches bestimme die Naturen. Denn das Leere sey eine Trennung des der Reihe nach auf einander Folgenden, wie auch die Bestimmung. Und dieß sey das Erste in den Zahlen. Das Leere nämlich bestimme ihre Natur.’ Im Commentar sagt Herr W. (S. 498): ‘Nur kann man freylich nicht sagen, daß das Leere das Bestimmende sey; denn das Bestimmende, oder das $\pi\epsilon\rho\alpha\varsigma$ wurde vielmehr ausdrücklich dem Unbegrenzten entgegengesetzt.’ Allein es ist die Schuld des Uebersetzers, daß er das Leere zu dem Bestimmenden macht, indem er ihm dieselbe Uebersetzung wie dem $\pi\epsilon\rho\alpha\varsigma$ gibt. Besser wäre daher ohne Zweifel gewesen hier ein anderes Wort zu wählen, z. B. das Leere sey es, welches die Naturen trenne, oder unterscheide. Dann aber darf es nicht befremden, daß das Unbegrenzte, insofern es in die Welt eingeht, auch zugleich die Dinge trenne, wenn man die Relativität des Entgegengesetzten in der Welt in Erwägung zieht; indem ja das Eine zugleich durch und in Beziehung auf das andere ist. Sonach würden wir übersetzen: und das Leere sey es, was die Naturen unterscheidet; indem das Leere eine Trennung des Aufeinanderfolgenden und Unter-

scheidung sey. Und dieses (das Leere) sey zuerst in den Zahlen; denn das Leere unterscheide ihre Natur. — Die zu VII, 4. bemerkte Verbesserung (S. XII) enthält selbst ein erratum, und die S. 186 Z. 6 u. 7 v. u. befindlichen Worte: 'sondern neben diesen vieles sich verbirgt', müssen ganz gestrichen werden.

Was den Commentar des Herrn W. anbelangt, welcher den zweyten Band ausmacht und von S. 141 bis 690 fortläuft, so können wir in demselben Fleiß und Ernst nicht verkennen. Aber schwerlich möchte er den Zweck eines Commentars bey einem Leser erreichen, des Schriftstellers Lehre deutlicher zu machen und den Aristoteles 'aus sich selbst zu erläutern'. Denn statt daß der Commentator den Gang, welchen die Untersuchung des A. nimmt, verfolgen und seine Methode in dem Einzelnen bestimmter nachweisen sollte (was das Erste betrifft, so wagt der Commentator es für wahrscheinlich auszugeben, S. 364, daß A. bey der Abfassung keines seiner Werke zuvor sorgfältig einen genauen und vollständigen Plan entworfen habe, sondern daß er vielmehr bey der Ausarbeitung jedes einzelnen Theils oft noch nicht wußte, welcher der nächstfolgende seyn würde'; und auf den gegenwärtigen Zustand der Aristotelischen Bücher wird hierbey nicht weiter Rücksicht genommen), so hat Herr W. vielmehr an gewisse Hauptpunkte der aristotelischen Lehre, welche seine Speculation erregten und für ihn von Interesse waren, weitläufige Untersuchungen angeknüpft, weshalb auch dieser Commentar so höchst ungleichmäßig geworden ist. Hier theilt nun Herr W. seine Studien ausführlich mit, und redet, ohne durch Absätze den Fortgang seiner Untersuchung gehörig zu bezeichnen, und dadurch dem Leser be-

stimmte Ruhepunkte zu gewähren, oft mit einer solchen Breite und Weitschweifigkeit hintereinander fort, daß wohl eben so viele Geduld zur Durchlesung dieser Anmerkungen gehört, als um die ältern Commentare des Aristoteles zu durchlesen. Indessen müssen wir doch eingestehen, daß viele einzelne Punkte der Aristotelischen Lehre mit großer Genauigkeit durchgearbeitet und erläutert worden sind. Hierher gehört die Exposition über *δυναμικ* und *επιτελεχεια* S. 372; vergl. 262; über die Platonische Lehre vom Unbegrenzten S. 437..448; ferner die oben angeführte über den Begriff des Principis bey A., über die doppelte Bedeutung des *απειρον* bey den Pythagoreern S. 394. Durch Letzteres erklärt sich erst, warum eines Theils Philolaos zwar sagen konnte, die Zahl nehme kein Falsch auf; dieß gehöre dem *απειρον* an (Böckh Philol. S. 145) und doch andern Theils die Pythagoreer, nach einer Stelle des Theon von Smyrna (bey Böckh S. 146) von der *δεξας* sagen konnten, sie fasse Gerade und Ungerade, Bewegtes und Unbewegtes, Gutes und Böses in sich. — Daß der Verf. ungeachtet des äußern Umfangs seiner Anmerkungen außer Simplicius keinen der alten Commentatoren des A., und jenen nur selten, in Betracht zieht, tadeln wir nicht; daß er aber auf die Berichte anderer älterer Schriftsteller über philosophische Lehren keinen Blick wirft (so wäre z. B. bey Gelegenheit der Argumente gegen die Bewegung, welche Aristoteles widerlegt VI, 3..9, besonders aber 4 an Diodorus Krosnus und die Stellen des Sext. Emp. X. adv. math. 85 und 112 zu erinnern gewesen) und die Arbeiten Neuerer gar nicht berücksichtigt, wodurch manche weitläufige Exposition hätte erspart werden können, das können wir nicht bil-

ligen. Ein anderer Recensent hat den durchgreifenden Nachtheil dargethan, welcher diesem Commentar durch die unbedingte Verwerfung der Aristotelischen Metaphysik erwachsen ist; auf letztere stützt sich nun zum Theil wieder auch die innere, divinatorische Kritik, welche Herr Professor W. in seinem Commentar über die Physik ausübt, z. B. wenn er das zweyte und dritte Kapitel des zweyten Buchs der Physik als unaristotelisch ausmerzt. Wir wundern uns, wie, noch abgesehen von dem Zustande der Aristotelischen Bücher, Herr W. das Argument von dem Zusammenhange hergenommen, gegen die Echtheit gewisser Theile der Physik geltend machen kann, da nach seiner Vermuthung ja Aristoteles bey keinem seiner Bücher einen genauen Plan verfolgt haben soll. Wir können uns dabey jedoch nicht aufhalten, sondern glauben vielmehr, daß wie der Uebersetzer in diesen Anmerkungen schon hier und da manchen Ausdruck corrigiert, auch bey genauer Prüfung von der Grundansicht nachlassen werde, mit welcher er die Kritik des Echten und Unechten übt.

In der Uebersetzung der Bücher von der Seele bemerkt man schon größere Gewandtheit des Uebersetzers. Warum er aber auch hier *αρχη* bald durch Ursprung (der Satz S. 3, denn sie — die Seele — ist gleichsam der Ursprung der Thiere, ist für sich ganz unverständlich) bald durch das Ursprüngliche (S. 9), was schon vorzuziehen ist, und S. 4 auch wieder durch Anfang übersetzt, begreifen wir nicht. — Oft bedient sich der Uebersetzer auch der Umschreibung, z. B. S. 7 'als ungewiß durchsprechend dasjenige, worüber wir im Fortgange zur Gewisheit kommen sollen' für das prägnante: *ἀμα διαπορούντας περὶ ὧν εὐπορεῖν δεῖ*, vielleicht kürzer: zugleich

bezweifelnd das, worüber man gewiß seyn soll. — Die Uebersetzung des περιεχον durch das Moderne: 'Umgebung' macht ganz zweifelhaft über den Sinn; warum nicht 'Umgebendes'? — Die Uebersetzung von νοῦς durch Geist (wobey der Verf. die Uebersetzung durch 'Gedanke' in der Physik zurücknimmt), billigen wir. — Am Schlusse des dritten Buchs (S. 94) ist το εὖ durch Irrthum mit Biederde übersetzt worden, da es das Wohlseyn bezeichnet.

Der Commentar zu diesen Büchern scheint uns zweckmäßiger eingerichtet, als jener zu den Büchern der Physik, indem er sich genauer an den Gang des Originals anschließt. Auch müssen wir die Zweifel, welche gegen das dritte Buch erhoben werden, in Rücksicht mehrerer Bestandtheile desselben theilen. In der ἀκριβεια, welche der Wissenschaft von der Seele als Prädicat zugeeignet wird, erblicken wir auch die Subtilität des Gegenstandes, den Scharfsinn, welchen dieser fordert, was mit der Schwierigkeit von welcher A. spricht, wohl zu vereinigen ist; aber darum ist wohl die Uebersetzung jenes Ausdrucks durch Schärfe, Genauigkeit (vergl. S. 99) nicht ganz angemessen. Die episodische Ausführung über die sogenannte esoterische Lehre des Plato über die Seele S. 123..142 verdient gelesen zu werden.

Was den sogenannten Brief des A. über die Welt anlangt, dessen Uebersetzung und Commentar Herr W. hier beygefügt hat, weil durch diese Zugabe, wie er sich ausdrückt, seine Arbeiten über jene beiden größern Werke einigermaßen abgeschlossen und abgerundet werden; so hat er mit Recht erwartet, daß seine Vertheidigung der Echtheit dieser Schrift, an dessen Verfasser schon Proklus zweifelte, eben so auffallen

werde, als seine Versuche in jenen beiden Werken Unehthes zu finden; zumal da man seit Meiners und Buhle von der Unehtheit dieser Schrift überzeugt war. Er versucht die Eigenthümlichkeit der Schrift durch den Zweck einer erotischen Darstellung zu erklären und findet in ihr 'den Aristotelischen Typus wieder.' Die Einwürfe welche Meiners von einzelnen mit andern Stellen des Aristoteles in Widerspruch stehenden Stellen hergenommen hat, sucht Hr. W. zum Theil aus der Beschaffenheit jener populären und rednerischen Darstellungsweise, theils durch entgegengesetzte Gründe zu heben. Wir dürfen hier nicht in eine ausführlichere Untersuchung eingehen, und bemerken nur daß Herr W. die gewöhnlichen Gründe gegen die Echtheit dieser Schrift mit Glück bekämpft hat. Vor Allem ist in dieser Schrift merkwürdig das sechste Kapitel, welches von Gott ausführlicher, als irgend eine andere Stelle des Aristoteles handelt, ohne im Widerspruche mit den bekannten Stellen der Metaphysik über diesen Gegenstand zu stehen, welche Uebereinstimmung Herr W. bey seiner Geringschätzung des letztern Buchs nicht einmal in Anspruch nimmt. (Beyläufig bemerken wir, daß in der Uebersetzung S. 362 Z. 13 v. o. dem Sinne nach statt 'diese' jene zu verbessern ist; so wie S. 368 Z. 2 v. u. statt Als, Alles zu lesen ist). Gleichwohl hat uns diese Schrift, und dieser Abschnitt derselben insbesondere, immer als eine Darstellung späteren Ursprungs angesprochen, weshalb wir die Untersuchung für noch nicht geschlossen halten.

Wendt.

E d i n b u r g.

Bey William Tait, und Bell und Bradfute: Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. XL Part. 1. 1828. 233 S. in 4.

Dieser Band enthält meistens Abhandlungen mineralogischen und chemischen Inhalts, bey denen es zu weitläufig seyn würde, wenn wir alle einzelnen Resultate anführen wollten. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Angabe des Gegenstandes den der Verf. behandelt. Von Haidinger haben wir die Beschreibung eines neuen Minerals, des Sternbergit, welches derselbe im Rothgiltigerz vorzüglich antraf und ihm diesen Namen zu Ehren des Grafen Sternberg beylegte. Es crySTALLISIRT in sechsseitigen Blättchen, besitzt einen metallischen Glanz von Farbe etwas dunkler als Magnetstein, und ist so wenig hart, daß es wie Reißbley, Streifen auf dem Papier zurückläßt. Ferner eine Abhandlung über die parasitische Formation der Mineralien, die von allmählichen Aenderungen der Form abhängt, welche im Innern der Mineralien Statt finden, während die äußere Form ungeändert bleibt; und endlich eine mineralogische Untersuchung über die Manganerze. Thomson beschreibt in einer Abhandlung mehrere Versuche über die Verbindungen von Gold mit verschiedenen Säuren, in einer zweyten Abhandlung ein neues brennbares Gas. Graham gibt eine Untersuchung über den Einfluß der Luft auf die CrySTALLISATION von Salzaufösungen, und eine Uebersicht über die Bildung der Alcoate, Verbindungen von Salzen und Alcohol, die den Hydraten analog sind. Von Johnston erhalten wir Untersuchungen über die Verbindung der Chlorine mit blausaurem Kali, so wie von Turner chemische Analysen der Manganoxyde. Geologischen Inhalts sind die Berichte von Duncan über die Spuren der Fußstapfen von Thieren, die man im Sandstein in einem Steinbruch in Dumfriesshire gefunden hat, und von Allan über die Masse von gebiegenem Eisen, die sich in der Wüste Atacama in Peru befindet. Außerdem bemerken wir noch von Hamilton die Beobachtungen über die Structur der Frucht der Cucurbitaceen, von Scoreßby eine Beschreibung sonderbarer Wirkungen der ungleichen irdischen Strahlenbrechung die im Sommer 1826 zu Bridlington beobachtet wurden, und von Brewster eine Abhandlung über die Construction der polyzonalen Linsen und ihrer Verbindung mit ebenen Spiegeln, um dieselben zur Erleuchtung auf Leuchtthürmen anzuwenden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 7. März 1831.

Halle und Leipzig.

Bey Reinicke und Comp.: Geschichte der Macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale von Dr. Fr. W. Genthe. 1829. XVI u. 350 S. in 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Verfasser hat sich um die Geschichte der Poesie und Sprache durch dieses Buch ein Verdienst erworben; zugleich aber auch theoretisch und geschichtlich über den Begriff der macaronischen Poesie, welche man bisher auf die Auctorität, nicht immer wohl unterrichteter, Literatoren fast immer nur mit Geringschätzung beyläufig erwähnte, ein helleres Licht verbreitet. Letzteres Verdienst ist um so größer, da die Auctorität in einem solchen Falle, wo die Untersuchung nur auf ein literarisches Curiosum hinauszugehen scheint, auch den Unbefangenen häufig zu bestricken pflegt, und da von der andern Seite die Kenntniß der macaronischen Poesie als einer, wenn schon untergeordneten Art der komischen Poesie, doch auch die Kenntniß der ganzen Gattung fördern muß.

Mit Recht beginnt der Verf. mit Voltaire's Ausspruch: keine Dichtungsart ist verwerflich, als nur die langweilige, und glaubt sich mehr wegen der Unvollkommenheit der Ausführung, als wegen des Unternehmens selbst entschuldigen zu müssen. Allein eine Vollständigkeit der macaronischen Literatur, wenn sie selbst zu erlangen wäre, würde doch weit weniger zweckmäßig seyn, als eine wohlgeordnete Uebersicht ihrer ausgezeichnetsten Denkmale, welche Herr G. gegeben hat, um so mehr, da letztere in der neueren Zeit selten geworden sind, und des Verfs. Versuch der erste in seiner Art ist.

Die Untersuchung des Verfs. beginnt in der ersten Abtheilung mit Betrachtung dessen, was dem wahrhaft Macaronischen zum Grunde liegt, nämlich mit der Betrachtung der Vermischung der Sprachen, und unterscheidet diese von der Vermischung der Mundarten, welche eine minder komische Wirkung hervorbringt. Eine solche Vermischung der Sprachen trat in Italien vornehmlich im 16ten Jahrhundert hervor und erzeugte, nach dem Verfasser, die zwey Arten der burlesken Poesie, nämlich die Pedanteska oder Fidenzische und die Macharonische. Um hier auch gründlich zu Werke zu gehen, stellt der Vf. in einem besondern Paragraphen die Begriffe des Lächerlichen, Burlesken und Parodischen auf. Er sucht dann Bavaffor's Meinung zu widerlegen, daß den Alten die burleske Poesie ganz fremd gewesen sey. Ist dieß auch nicht dem Begriffe nach wahr, welchen dieser Gelehrte vom Burlesken aufgestellt hat, so möchte Ref. dieses wohl in einer andern Beziehung, die auch unser Verf. (laut S. 8) anerkennt, behaupten, nämlich aus dem Grunde, weil man Fremdwörter immer nach ihrer charakteristischen Bez

zeichnung festzuhalten verpflichtet ist. Sonach sollte man, meint Rec., keinesweges ein charakteristisches Wort so späterer Zeit und Nationalität auf frühere Erscheinungen übertragen wollen, für die sich leicht ein mehr charakteristisches wird finden lassen. Die Definition vom Burlesken ist übrigens sehr unbestimmt: 'durch dasselbe trete das Lächerliche in die Sprache selbst, womit verschiedene Formierungen derselben sich hervorthun, deren Wesen das Uebergehen der Sprachen in einander sey.' Wir bemerken hier nur, daß der Ausdruck 'Burlesk' auf die Sprache nicht eingeschränkt ist, sondern auch im Gebiete der Malerey und Mimik vorkommt, auf deren Darstellungen der Verf. das Wort Grottesk beschränken will. Ferner hält der Verf. Travestie und Parodie für Formen des Burlesken und spricht daher auch dieses Verhältnisses wegen in einem besondern Paragraph von der parodischen Dichtung der Griechen, den man wohl als eine angenehme Zugabe betrachten kann. — Um dann des Vavassor's ungünstiges Urtheil über die sogenannte burleske Schreibart zu erklären, berichtet ein anderer von der burlesken Poesie in Frankreich im 17. Jahrhundert. Hierauf kommt der Verf. auf den Ursprung der macaronischen Poesie in Italien, welche als Tochter der Pedantesken oder Fidenzianischen (nach Crescimbeni) dargestellt wird. Letzteres erklärt der Verf. sehr treffend, als die mit Bewußtseyn angewandte pedantische, die durch diesen Rückblick eben lächerlich, die Ironie jener pedantischen Schreibart wurde, welche durch Einmischung des Lateinischen in das Italiänische Gelehrsamkeit affectierte. Die macaronische hingegen ging dadurch noch über die pedanteske hinaus, daß sie nicht Lateinische Wörter in die

Muttersprache mischte, sondern sich der Gelehrtensprache, des Lateinischen bedienend, Wörter aus der Muttersprache einmischte und indem sie dieselben völlig als Lateinische behandelt, sich zur Parodie der Pedantesken erhebt. Sehr fein wird sie auch von dem Küchenlatein S. 62 f. unterschieden. Diesen Ursprung, als Parodie der pedantesken Sprache, hat die macaronische Schreibart im 15. Jahrhundert, wo die Sucht, die Muttersprache mit fremden zu vermischen, den höchsten Gipfel erreicht hatte (S. 72). Der Vf. bemerkt noch, wie jene Sprachmischung auch derbe und unzüchtige Späße begünstigt, indem sie dieselben nicht so grell, wie in einer reinen Sprache hervortreten läßt. Es folgt darauf ein Abschnitt zur Literatur der Macharonea, fleißig zusammen getragen; dann die versprochene Geschichte der Fidenzianischen und Macaronischen Poesie, welche jedoch eigentlich nur eine chronologische Aufführung der wichtigsten Erscheinungen derselben enthält, obgleich es wohl möglich wäre eine solche Geschichte an den festen Faden der Sprach- und Culturentwicklung der Völker anzuknüpfen, und sie mit der Entzweyung und Verwirrung derjenigen Völker, die sich in ihr geübt, in Verbindung zu bringen. Aber wir sind dem Verf. dieses ersten Versuches schon für die Zusammenstellung der vielfältig zerstreuten Materialien Dank schuldig. Der Verf. handelt hier 1) von den Fidenzianischen Dichtern, 2) von den Macaronischen Dichtern in Italien, und beichtigt hier den sehr verbreiteten Irrthum, daß der Mantuaner Teofilo Folengo (geb. 1491 gest. 1544) der Erfinder dieser Dichtungsart sey; aber mit Recht verweilt er bey diesem, als dem Schriftsteller, der (unter dem Namen Merlino Cocajo) dieser Gattung zuerst eine poetische Be-

deutung und Namen gegeben, am längsten (S. 99 — 130). Seine Macaronica verdanken der jugendlichen Ausgelassenheit eines abenteuerlichen Geistes, der die heterogenste Seite des Lebens mit der Willkür spielender Laune zu verknüpfen strebt, ihren Ursprung. Dann handelt der Verf. von der Macaronischen Poesie der Franzosen, Deutschen, Engländer und Spanier.

Die zweyte Abtheilung enthält mehrere Macaronische Stücke dieser Dichter, und zwar 1) zur pedanteskischen oder Fidenzischen Poesie die Sonetten und Terzinen des Grafen Camillo Scrofa, von dessen angenommenem Namen Fidenzio Glottocrisio die ganze Gattung den Namen der Fidenzianischen erhielt — und eine Canzonette des Stefano Bai. 2) Zur Macaronischen Poesie von Italiänern — a) den Anfang des *carmen Macaronicum de Patavinis quibusdem arte magica delusis*, welches den Paduaner Fifi degli Odasi (Odaxius), einem Vorgänger des Folengo, zum Verfasser hat; b) von Folengo: *phantasiae Macaronicae*, ferner die *Moschea*, wovon man auch schon eine alte deutsche Uebersetzung (Schmalkalden 1580) hat und ein Bruchstück aus dem *Chaos del Triperuno* (die Erklärung dieses oft mißverstandenen Titels ist S. 132 f. zu finden); c) einige Bruchstücke anderer Italiänischen Dichter. Aus der Französischen Poesie theilt der Herausgeber mit: Macaronische Gedichte und Bruchstücke von Antonius del Arena; Cäcilius Frey (einem Deutschen); Remy Belleau und Hugbaldus (obwohl das letztere, wie der Verf. selbst bemerkt (S. 160), ungeachtet seines Titels, nicht wahrhaft Macaronisch ist). Aus der deutschen Macaronischen Poesie theilt er mit a) die *pugna porcorum per P. Porcium Poetam*, welches, wie ebenfalls

von dem Verf. bemerkt wird (S. 163) nicht hieher gehört. Aber warum hat der Verf. nicht früher den Mißbrauch des Namens Macaronisch bemerkt? b) die *deliñeatio summorum capitum Lustitudinis Studenticae in nonnullis Academiis usitatae*, und c) die oft herausgegebene und auch übersetzte *Floia cortum versicale de Floiis*, welche man für das älteste deutsche Macaronische Gedicht hält, vielleicht eine Nachahmung der Fischart'schen Flohhaß. Von der Macaronischen Poesie der Engländer und Spanier gibt der Herausgeber zuletzt nur einige kleine Bruchstücke.

Der Herausgeber hat die Absicht eine Geschichte der burlesken Poesie überhaupt zu verfassen, wozu wir ihn sehr ermuntern müssen, da Flögel's Werk jetzt nicht mehr genügt, welches nur eine chaotische Sammlung ist. Hier würde der Ursprung des Burlesken bey den römischen Völkern tiefer zu erforschen, und das Eigenthümliche dieser Gattung des Komischen in der modernen Literatur hervorzuheben seyn. — Das Außere dieses Buchs, dessen literare Brauch auch durch ein Register gewonnen hat, ist sehr empfehlend, obwohl es nicht an Druckfehlern mangelt. W.

H a l l e.

Ben Kümmer: Versuch einer Statistik des Preussischen Staats für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten von Dr. T. G. Voigtel, Prof. der Geschichte. 1830. XVI und 252 S. in 8.

Schon vor zehen Jahren erschien die erste Ausgabe dieses Werks; wäre sie aber auch nicht da-

malß in diesen Blättern übersehen, so würde, da bey den großen Fortschritten dieses Staats in der Verwaltung, und die dadurch herbegeführten Veränderungen eine umgearbeitete Ausgabe nöthig ward, ihre Anzeige sich rechtfertigen. Wir bemerken zuvörderst daß dem Verfasser nicht nur die gewöhnlichen Quellen zu Gebote standen, sondern er auch von den höheren Behörden alle die Aufschlüsse erhielt, die er wünschte. Wenn dadurch die Zuverlässigkeit der Angaben sich bestimmt, so bemerken wir ferner, daß bey den einzelnen Behörden nicht bloß ihre Organisation, sondern auch ihr Wirkungskreis angegeben wird; so daß also durch beides zusammen der ganze Mechanismus der Monarchie auf eine glaubwürdige Weise dargelegt ist.

Da Niemand einen Auszug aus einer solchen Schrift erwarten wird, so bleibt uns nur übrig den Plan derselben nach den einzelnen Abtheilungen anzuzeigen. Nach einer Einleitung über die Quellen und Literatur der Preussischen Statistik folgt I. Bestandtheile des Staates. 1. Land oder Boden. 2. Bewohner (Volk). a. Nach ihren Stämmen. b. Nach den Ständen. c. Nach den kirchlichen Lehrbegriffen. d. Nach ihrer Anzahl. II. Cultur des Staats. A. Physische. 1. Production. 2. Fabrication. 3. Handel. 4. Gewerbe. 5. Nationaleinkommen. 6. Körperliche Bildung. B. Geistige Cultur. 1. Religion. 2. Wissenschaften. 3. Künste. 4. Sitten. Bey jedem dieser Gegenstände werden die sich darauf beziehenden Institute, ihre Organisation, zum Theil auch ihre Kosten, angegeben. So die Stats der einzelnen Universitäten: Berlin 87692 Rthlr. und die dazu gehörigen wissenschaftlichen Institute 36934 Rthlr. (also überhaupt 124626 Rthlr.), Bonn 94876 Rthlr., Breslau 70144 Rthlr.,

Halle 68598 Rthlr., Königsberg 60095 Rthlr., Greifswalde 55486 Rthlr. III. Regierung des Staats. A. Regierungsverfassung. a. Staatsform. b. Regent. c. Landstände. B. Regierungsverwaltung. 1. Im Allgemeinen. Die höheren Regierungsbehörden und ihr Wirkungskreis. 2. Im Besondern. a. Civilverwaltung. b. Militärverwaltung; beide nach ihren einzelnen Zweigen. IV. Verhältnisse des Staats zu andern Staaten. — Ein Register, und eine Uebersichtscarte sind beygefügt.

Wir können daher dieses Handbuch, das der Verf. sehr bescheiden einen Versuch nennt, als das brauchbarste in seiner Art empfehlen, und zweifeln nicht, daß der Verf. dadurch besonders vielen Geschäftsmännern so wie den Statistikern einen wesentlichen Dienst geleistet hat.

Gn.

S t r a l f u n d.

Ein daselbst im September des vor. Jahres erschienenenes Schulprogramm enthält eine Abhandlung über des Stralsundischen Poeten Zacharias Orthus Leben und Schriften von Dr. Ernst Heinrich Zober. Die Nachrichten, welche sich über diesen zu seiner Zeit berühmten Gelehrten, einen Lieblingschüler Melanchthons, in unsern literarischen Werken finden, sind unvollständig und fehlerhaft. Herr Dr. Zober hat sie mit höchst sorgfältigem Fleiße ergänzt und berichtigt, und er verdient um so mehr dafür Dank, da Orthus Schriften insgesammt äußerst selten sind.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 10. März 1831.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben geruht den Unterbibliothecar Herrn Doctor Wilhelm Grimm zugleich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu ernennen.

T ü b i n g e n.

Ben C. F. Oslander: Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen, von Dr. F. G. Gmelin, ord. öffentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. 1830. X und 330 Seiten in Octav.

Die Vorlesungen über Materia medica, welche der Verf. seit vier und zwanzig Jahren zu halten verpflichtet war, ließen ihn (Vorrede S. III) immer mehr und mehr das Bedürfnis einer allgemeinen Therapie empfinden, auf die er sich bey der Angabe der Wirkungen der Arzneikörper beziehen könnte. Er suchte diesem Bedürfnisse dadurch abzuhelfen, daß er den allgemeinen Theil

der *Materia medica* mehr ausdehnte, als dieß gewöhnlich geschieht, und darin die therapeutischen Beziehungen der Arzneykörper vortrug. Da aber durch die ihm neuerlich übertragene Klinik ein bedeutender Theil seiner Zeit in Anspruch genommen wurde, sah er sich genöthigt, die für die Vorlesungen über *Materia medica* bestimmte Zeit, und namentlich den allgemeinen Theil derselben zu beschränken, und glaubte seinen Zuhörern einen Ersatz durch diesen Leitfaden geben zu müssen, auf den er sich künftig bey seinen Vorlesungen beziehen konnte.

So wie ihm hiernach die bisherigen Lehrbücher über allgemeine Therapie in ihrem Verhältnisse zur *Materia medica* nicht genügten, so schien es ihm auch in anderer Hinsicht (S. IV. V), daß wir von einer vollendeten Begründung dieser Wissenschaft noch weit entfernt seyen und ein neuer Beytrag zu derselben nicht unwillkommen seyn dürfte. Es müsse die Therapie mehr wie jede andere medicinische Wissenschaft wahrhaft practisch seyn, aber auch ein auf Physiologie und Pathologie gegründetes wissenschaftliches Gebäude darstellen. Er verkannte indessen (S. V. VI) nicht die hier bey allen Fortschritten der Physiologie und Pathologie eintretenden Schwierigkeiten, und glaubte auch, wo es ihm nicht möglich war, die Lücke zwischen Theorie und Erfahrung auszufüllen, eher darauf verzichten zu müssen, gewisse Thatsachen physiologisch und pathologisch zu begründen, als gehaltvolle und bewährte Erfahrungen ignorieren, abläugnen oder gar entstellen zu dürfen. — Wenn man auch, wie Rec., es anerkennt, daß schon in den Schriften des Hippokrates und anderer alten Aerzte so viele herrliche, ewig geltende Grundsätze der allgemeinen Therapie (wovon Hebenstreit in

seiner *Palaeologia therapiae* eine so vortreffliche Darstellung gegeben hat) mitgetheilt worden sind, und daß dieser wichtige Theil der Medicin besonders auch seit Boerhaave, Fr. Hoffmann, Stahl u. A. durch manche treffliche neuere Bearbeiter weiter ausgebildet worden ist, so wird man es doch nicht läugnen wollen, daß derselbe noch sehr der Vervollkommnung bedürfe, so wie daß insbesondere auch in Ansehung der Kenntniß der Wirkung der Mittel noch Vieles dunkel und unbestimmt sey, und wird deshalb gern bereit seyn, einen neuen Beytrag zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft mit Dank anzunehmen. Auch wird Jeder, der den geschätzten Verf. auch nur aus seiner Schrift über allgemeine Pathologie kennt, es nicht anders von ihm erwarten, als daß es ihm mit seiner obigen Erklärung in Bezug auf die physiologische Begründung therapeutischer Sätze Ernst sey, und daß er von verwegener Anwendung nicht gehörig begründeter physiologischer Ansichten auf die Therapie (die, wie die Geschichte der Medicin lehrt, so oft geschadet hat) entfernt seyn werde.

In wie fern aber dem Verf. die bisherigen Lehrbücher der allgemeinen Therapie, besonders in ihrem Verhältnisse zur *Materia medica*, nicht genügten, darüber hat er sich nicht näher erklärt. Sieht man auf die Form der Darstellung, so haben (abgesehen von dem Plane, wie ihn z. B. Joh. Funcker befolgte, wornach mit der allgemeinen Therapie die *Materia medica* verbunden wird) manche Schriftsteller die zu den einzelnen Methoden gehörigen Mittel nur kurz angeführt, manche den Unterschied und die eigenthümlichen Wirkungen der Mittel, so weit dieß ihnen in die allgemeine Therapie zu gehören schien, schon etwas näher zu bestimmen ge-

sucht. In des verewigten Hensler's allgemeiner Therapie, welche nach dessen Tode von dem würdigen Kühn herausgegeben worden und an höchst schätzbaren Bemerkungen über die Wirkung und Anwendung der Mittel reich ist, kommt selbst viel Speciell'es über einzelne Mittel wie über einzelne Krankheiten vor, was sonst in der *Materia medica* und der speciellen Therapie abgehandelt zu werden pflegt. Wenn nun unser Verf. die Mittel bey den einzelnen Methoden nur kurz (auch meistens ohne die Lateinischen Benennungen, deren Wahl wohl zweckmäßiger seyn möchte) anführt, selbst die Blutaussleerungen, Electricität und andere Mittel, welche gewöhnlich umständlicher in den Schriften über allgemeine Therapie abgehandelt werden, nur kurz berührt, auch die allgemeine Betrachtung der Wirkung und Anwendung der Mittel, welche in manchen Schriften über allgemeine Therapie enthalten ist, ganz übergeht, so kann dieß zwar zum Theil mit dem Plane, wornach seine besonderen Vorlesungen über *Materia medica* mit dieser Schrift in Verbindung stehen sollen, entschuldigt werden. Sonst aber möchte Rec. eine genauere Betrachtung der Wirkungen der Mittel (wenn auch nur in dem Maße, wie sie z. B. in Ackermann's noch immer sehr schätzbaren inst. therap. gen. gegeben ist) auch in einem Handbuche der allgemeinen Therapie für sehr zweckmäßig halten.

Sieht man aber auf die Beurtheilung der Wirkung und Anwendung der Mittel, so hat der Verf. bey den einzelnen Methoden im Ganzen wenigstens dieselben Mittel, welche bisher als temperierende, besänftigende, excitierende, tonische, ausleerende u. erkannt worden sind, angeführt, die nähere Entwicklung seiner Ansich-

ten von der Wirkung einzelner Mittel sich aber wohl für den Vortrag der *Materia medica* vorbehalten.

Daß der Verf. übrigens die pathologisch-therapeutischen Gegenstände mit Einsicht und nach guten Grundsätzen abgehandelt hat, gesteht ihm Rec. mit Vergnügen zu, und wenn er im Folgenden Einzelnes zu erinnern hat, so wünscht er, daß der Verf. dieß auch als einen Beweis der seiner Schrift gewidmeten Aufmerksamkeit ansehen möge.

Was die Anordnung und Abhandlung der einzelnen Gegenstände betrifft, so werden in dem ersten Abschnitte, welcher allgemeiner Theil überschrieben ist, Bemerkungen über Leben, Krankheit und Heilung vorausgeschickt, besonders über die Selbständigkeit des lebenden Körpers, wie auch die Abhängigkeit desselben von der Einwirkung des Aeußeren, den Einfluß des Aeußeren auf die Erzeugung der Krankheit, wie die Entstehung der Krankheit aus inneren Ursachen, und die Bedingungen der Heilung, in so fern sie von der Heilkraft der Natur abhängt, aber auch durch Einwirkung der äußeren Dinge befördert werden kann.

In so fern aber von dem Verf. nicht schon in der Pathologie eine nähere Darstellung der Wirkungsarten der Heilkraft der Natur (wie es z. B. von Gaub geschehen ist) gegeben wird, auf welche er sich in der Therapie beziehen kann, möchte hier eine ähnliche umständlichere Betrachtung derselben (wie sie Hufeland, Hensler u. A. in ihren therapeutischen Schriften angenommen haben) um so mehr zu wünschen seyn, je wichtiger die genauere Berücksichtigung jener Wirkungsarten der Heilkraft der Natur für den Arzt ist, je mehr die Medicin nicht nur der

Beobachtung derselben vorzüglich ihren Ursprung verdankt, sondern auch darauf so sehr beruhet, daß die Kunst ohne jene nichts vermag, und daß es auch in denen Fällen, wo die Natur nicht für sich zur Heilung hinreicht, sondern der Unterstützung von Seiten der Kunst bedarf, vorzüglich auf die kluge Benutzung, Nachahmung und Lenkung der Kräfte der Natur ankommt.

Bey der hierauf folgenden Lehre von den Anzeigen will der Verf. die auf die entfernten Ursachen sich beziehende Anzeige allein *Indicatio causalis*, die auf die nächste Ursache oder das Wesen der Krankheit sich beziehende aber *Indicatio essentialis* genannt wissen. In wie fern man aber angenommen hat, daß die nächste Ursache der Krankheit das Wesen derselben in sich begreife, konnte man auch die darauf sich beziehende Anzeige *Indicatio causalis* nennen, und in so fern man bey der Causalanzeige überhaupt auf die entfernten Ursachen wie auf die nächste gehörige Rücksicht nimmt, wird auch bey jener Benennung wenigstens in Ansehung der Sache nichts verloren.

Zu den wesentlichen Anzeigen, die in jeder Krankheit zur Sprache kommen müssen, wird von dem Verf. (S. 13 flg.) außer der Causalanzeige und der Anzeige nach dem Wesen, die Lebensanzeige gerechnet, dagegen als untergeordnete, nur unter besonderen Umständen eintretende betrachtet werden die palliative (von der die expectative eine besondere Modification seyn soll?), die Anzeige nach den Symptomen und die Anzeige vom Erfolg (*Indicatio ex juvantibus et nocentibus*). Die Lebensanzeige ist hier in einem weiteren Sinne genommen worden. Daß aber die symptomatische damit zusammenfallen kann, ist von dem Verf. (S. 65)

selbst bemerkt worden. Für eine besondere Modification der symptomatischen Anzeige wird (S. 15) die Anzeige das Sterben zu erleichtern erklärt, dagegen diese auf die Euthanasie sich beziehende Anzeige hernach (S. 75) bey dem expectativen Verfahren näher abgehandelt wird. Letzteres möchte aber nicht dem eigentlichen Begriffe der *Indicatio expectandi s. cunctandi* entsprechen und um so weniger für passend zu halten seyn, da es bey dieser Anzeige auch besonders auf Sinderungsmittel, die der Verf. selbst zum Theil anführt, manchmal auch auf analeptische, expectorierende zc. ankommt (was, beyläufig gesagt, schon vor Keil u. A. mehrere von jenen in ihren Abhandlungen über die Euthanasie nicht genannte Aerzte, unter denen Rec. hier nur Berends und Paradisii *Oratio de Eὐθανασία naturali et quid ad eam conciliandam medicina valeat* anführt, so vortreflich auseinandergesetzt haben).

Hierauf werden die einzelnen Anzeigen näher betrachtet und bey der Anzeige nach den Ursachen selbst einzelne Anlagen, als die entzündliche, rheumatische, catarrhalische, gallichte, gastrische (die auf vermehrte Absonderung von Schleim und andern Stoffen beschränkt wird), faulichte und nervöse abgehandelt, welche Gegenstände aber nach des Rec. Meinung schicklicher theils bey den einzelnen Fundamentalmethoden, theils auch in der speciellen Therapie abgehandelt werden möchten.

Bey der auf das Wesen der Krankheit sich beziehenden Anzeige sagt der Verfasser (S. 54): 'Der Grundsatz, auf welchem jede Heilung des Wesens der Krankheit beruht, kann daher kein anderer seyn, als der: diejenigen inneren Bedingungen des Lebens, die in der Krankheit ge-

steigert hervortreten, durch entsprechende äußere Einwirkungen zu beschränken, und eben so diejenigen, welche sich beschränkt oder unter ihr Normal gesunken darstellen, zu steigern. Es ist dieß der alte durch die Erfahrung bewährte Grundsatz: *Contraria contrariis.* Wenn aber der Verf. hierauf gegen den entgegengesetzten Grundsatz, *Similia similibus*, den man in neuerer Zeit in die Medicin habe einführen wollen, sich erklärt, so stimmt Rec. ihm zwar in Bezug auf die von Hahnemann davon gemachte Anwendung und das gegen diese Gesagte vollkommen bey (wie er sich denn auch schon in der ersten im Jahre 1811 erschienenen Ausgabe seines Handbuchs der allgemeinen Pathologie u. dagegen erklärt hat), muß aber übrigens bemerken, daß nicht nur der Satz *Similia similibus* (*ὁμοια ὁμοιοῖς*) curari auch schon von den Alten aufgestellt worden ist (vergl. Hippocratis de locis in homine L. I. L. II., Galeni meth. med. Lib. III. c. 8 u. a. and. Orten, und Hebenstreit de similibus similibus deficientium medicina in Aetiolog. chem. p. 145 sqq.), sondern daß auch wirklich in manchen Fällen, besonders wo es auf die Erhaltung oder den Ersatz gewisser Dinge ankommt, das Gleiche angezeigt ist (*Similibus conservanda similia*. Boerhaave inst. med. §. 1086. 51.).

Der Betrachtung der symptomatischen Anzeige wird (S. 68 flg.) die zer ableitenden oder revulsorischen Curmethode angeschlossen, weil diese, wenn sie gleich oft als wesentlich betrachtet werden müsse, doch vorzugsweise in das Gebiet der symptomatischen Behandlung falle (?), auch sich im Folgenden, bey der Aufzählung der speciellen Anzeigen keine schickliche Stelle finde (?), und ihr allgemeine Verhältnisse zum Grunde lägen,

welche bey mehreren speciellen Anzeigen wiederkehren. Ohne über die dieser Methode zukommende Stelle weiter streiten zu wollen, bemerkt Rec. in Bezug auf die Darstellung derselben selbst nur, daß sie nicht bloß, wie S. 69. 70 behauptet wird, auf positive Erhöhung der Thätigkeit sich beschränke, sondern daß Ableitung auch durch Erschlaffung und Schwächung eines Theiles bewirkt werden kann, und daß die Aderlaß nicht bloß durch Herabstimmung der allgemeinen Reizung und Spannung nützt, sondern auch außerdem nach häufigen und sicheren Erfahrungen eine ableitende Wirkung haben kann.

Im zweyten oder speciellen Theile werden abgehandelt A. unter der Ueberschrift: Einfache Krankheitszustände und die ihnen entsprechenden Anzeigen und Methoden die Gefäßreizung und die ihr entsprechende temperierende Methode, die Nervenreizung und die ihr entsprechende besänftigende Methode, die Spannung und die ihr entsprechende erschlaffende Methode, der Torpor des Gefäßsystems und die ihm entsprechende irritierende Methode, der Torpor des Nervensystems und die ihm entsprechende excitierende Methode, die Atonie der Fasern und die ihr entsprechende tonische (stärkende) Methode, die übermäßige Absonderung und die ihr entsprechende anhaltende Methode, die verminderte Absonderung und die ihr entsprechenden ausleerenden Methoden, die verminderte Secretion im Darmcanale und die ihr entsprechenden Methoden, die Brechcur, die Laxiur, die verminderte Absonderung des Urins und die ihr entsprechende harntreibende Methode, die verminderte Secretion der Haut und die ihr entsprechende schweißtreibende Methode, die gehemmte Absonderung des Schleims in dem Bron-

chialsystem und die ihr entsprechende expectorie-
rende Methode, die Hemmung der monatlichen
Reinigung und die ihr entsprechende zeitflußbe-
fördernde Methode, der Krampf und die ihm
entsprechende krampfstillende Methode, die ge-
störte Geistessthätigkeit und die ihr entsprechende
(vornehmlich psychische) Methode, die Geistes-
zerrüttung, Grundsätze der somatischen und der
psychischen Cur, der Blödsinn, die Lähmung
und die ihr entsprechende Methode; B. unter
der Ueberschrift: Zusammengesetzte Krank-
heitszustände und die ihnen entspre-
chenden Curen die Cur des Fiebers, der Entz-
zündung, der Congestion und des Blutflusses,
der Dyscrasien und zwar 1) der Dyscrasie von
äußeren Stoffen, 2) der Ansteckung a) der acu-
ten, b) der chronischen, 3) der Dyscrasien von
veränderten Lebensprocessen, die Cur der Con-
sumtion, der Hydropsie, der Degeneration, Des-
organisation und Afterorganisation, und die Cur
der Parasiten.

Manche hier abgehandelte Gegenstände, als
einzelne Seelenkrankheiten, die Lähmung, Fie-
ber (wovon hier auch die einzelnen Arten und
dabey selbst die Rose und der Friesel betrachtet
werden), specielle Racherien etc. gehören nach des
Rec. Ueberzeugung nicht hierher, sondern in die
specielle Therapie. Die übermäßigen Absonde-
rungen hängen von so verschiedenen Umständen
ab, und erfordern auch so sehr verschiedene Me-
thoden zu ihrer Heilung, daß sie ebenfalls besser
in der speciellen Therapie betrachtet werden.
Wenn aber als der verminderten Absonderung
entsprechend die ausleerende Methode angegeben
wird, so ist dabey zu bemerken, daß die ausleeren-
de Methode noch manche andere und höchst wich-
tige Wirkungen und Anzeigen (die der Verf.,

wie nicht anders zu erwarten ist, selbst anerkennt (S. 118 flg.) hat und nicht schicklich bloß jenem Zwecke untergeordnet werden kann.

Bey der so wichtigen temperierenden Methode möchte eine nähere Angabe des Grades und der Art der Wirkung der einzelnen Mittel, besonders auch der Salze, zweckmäßig seyn. Von den Mineralsäuren wird (S. 81) gesagt, daß sie unter den Säuren überhaupt am stärksten wirken. Daß sie aber nicht so wie die vegetabilischen Säuren bey echt entzündlicher Gefäßreizung passen, möchte der Anfänger aus dem hier Gesagten nicht abnehmen können. In Ansehung der Antimonialien, besonders des Brechweinsteins zc., glaubt Rec., daß sie nicht etwa bloß durch Abstumpfung der Gefäßreizbarkeit oder Abspannung der Fasern, sondern durch Beförderung mehrerer Sec- und Excretionen, Unterstützung der Coction und Krise in entzündlichen Krankheiten oft vortreffliche Dienste leisten.

Bey der besänftigenden Methode möchte es zweckmäßig seyn, den bedeutenden Unterschied der einzelnen narcotischen Mittel, der hypnotischen, zugleich scharfen zc. hervorzuheben.

Daß die dem Torpor des Gefäßsystems entsprechende Methode (S. 95) die irritierende, die dem Torpor des Nervensystems entsprechende (S. 101) die excitierende genannt wird, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. Gar manche Mittel, die die Gefäßthätigkeit steigern sollen, als Phosphor, Ammoniak, Aether, Campher, Alcohol, Moschus, ätherische Oele zc., gehören sicher auch zu den das Nervensystem excitierenden und werden auch von dem Verf. (S. 105) wieder bey der excitierenden Methode angeführt. Was die Behauptung (S. 95), daß der Torpor des Gefäßsystems sich seltener durch einen

langsamen und trägen, gewöhnlich durch einen frequenten, kleinen, leicht zusammendrückbaren, in seinen höheren Graden durch einen ungleichen und aussehenden Puls zu erkennen gebe, betrifft, so kann sie Rec. nicht für gegründet halten, indem ein torpider Zustand keine lebhafteren oder häufigeren Bewegungen veranlassen kann, und der frequente, kleine und schwache Puls vielmehr bey der sogenannten irritablen d. h. mit erhöhter Reizempfänglichkeit verbundenen Schwäche bemerkt wird. Und wenn es S. 104 heißt, daß die der Nervenschwäche entgegenwirkenden Reize keine starke Erregung bewirken dürften, weil diese den kleinen Rest von Erregbarkeit vollends verzehren würden, und daß sie deswegen in sehr kleinen Gaben gegeben werden müßten, so ist zu bemerken, daß wenigstens bey torpidem Zustande des Nervensystems sehr kleine Gaben der Reizmittel keine gehörige Wirkung äußern können, und daß übrigens diejenigen Reize, welche eine Erhöhung der Lebensthätigkeit bewirken, gehörig angewendet nicht bloß die Erregbarkeit verzehren, sondern auch durch Vermehrung der Erregung die Restauration des Organismus und den Ersatz der Erregbarkeit befördern können.

Bey der tonischen Methode (S. 110) würde Rec. eine ausführlichere Angabe der einzelnen bitteren und adstringierenden Mittel und der verschiedenen Verbindung derselben mit anderen Stoffen, wovon die besondere Wirkung und Anwendung der einzelnen so sehr abhängt, für vortheilhaft halten.

Unter den Brechmitteln werden (S. 121) auch der Fingerhut und Taback genannt, welche zwar unter gewissen Umständen Erbrechen erregen können, aber doch nicht so leicht und sicher diese

Wirkung äußern und daher nicht zu den gewöhnlichen Brechmitteln gehören. Für Anfänger wäre hier wenigstens eine nähere Bestimmung der besonderen Wirkung der einzelnen Mittel nöthig. Eben so würde bey dieser wichtigen Methode eine genauere Bestimmung der Gegenanzeigen, eine nähere Angabe der Vorbereitung zum Brechen, der Anwendung derselben in getheilten Dosen u., des Verfahrens um das Erbrechen zu befördern und zu erleichtern, und des Benehmens nach dem Erbrechen zu wünschen seyn, falls man nicht alles dieß in die Arzneymittel lehre verweisen zu können glaubt.

Wenn bey der abführenden Methode (S. 125) die Gratiola zu den laxantibus, das versüßte Quecksilber aber zu den stärksten Purgier- oder drastischen Mitteln gerechnet wird, so möchte von den Meisten eher das Gegentheil angenommen werden, obgleich die Gratiola gleich der Aloe in sehr kleinen Gaben auch als *eccoprocticum* im eigentlichen Sinne (wo das Mittel nur die Ausleerung des Kothes und der sonst in den Gedärmen enthaltenen Dinge befördert, nicht auch weitere Ausleerung von Säften bewirkt) benutzt werden kann.

Uebrigens bemerkt Rec. (da der Raum unserer Blätter es nicht erlaubt weiter zu gehen) nur noch, daß der Verf. zwar bey der Cur der organischen Fehler (S. 320. 321) die resolvierenden Mittel kurz angegeben hat, daß aber die gegen Stockung der Säfte und Verstopfung gerichtete so wichtige auflösende Methode wohl vor manchen hier abgehandelten speciellen Gegenständen eine nähere Betrachtung verdient hätte.

G. W. H. Conradi.

V e r d e n .

Bey Bauer: Die ältere Geschichte des vormaligen Bisthums Verden, dargestellt von Ch. G. Pfannkuche, Senator und Camerarius zu Verden. 1830. XXIV u. 326 S. gr. 8.

An einer genauen und urkundlichen Geschichte des ehemaligen Bisthums, jetzt Herzogthums Verden hat es bisher gemangelt; auch sind die Grundlagen einer solchen, so weit sie bisher gedruckt waren nur dürftig. Die nächste Bestimmung des bey Leibnitz abgedruckten *Chronicon episcoporum Verdensium*, wahrscheinlich eine Arbeit des Rectors Gregorius Hyrte um 1430, war nur die eines *Chronicon picturatum*; dem Verf. scheint ein bestimmter Raum bey der Abbildung eines jeden Bischofs angewiesen gewesen zu seyn, welchen er möglichst ausfüllen mußte, aber auch nicht überschreiten durfte; daher das Herbeziehen fremdartigen Stoffes in den ältern Zeiten, und die Dürftigkeit der Nachrichten aus spätern mit der Bemerkung, daß der Raum eine größere Ausführlichkeit verbiete. Eine Umarbeitung dieser Chronik (abgedruckt in Pratzje Altem und Neuem aus den Herzogthümern Bremen und Verden Bd. X. S. 179..196), deren Verfasser unbekannt ist, unterscheidet sich dadurch, daß sie die fremdartigen Nachrichten seit den Zeiten des Bischofs Johann I. fast gänzlich ausläßt, dagegen die Regierungsgeschichte Johann's II. und Johann's III. in eigenthümlicher Erzählung ausführlich behandelt. Den wesentlichen Inhalt dieser Bearbeitung hat Kranz in seine *Metropolis* aufgenommen; ebenso wie Glard von der Hude (+ 1606), dessen *Chronicum episcoporum Verdensium* noch ungedruckt ist; es ist bis zum Tode des Bischofs Georg (1566) fortgesetzt, und hat

nur über das Leben dieses Bischofs etwas Eigenthümliches. Das neueste Werk über die Verdensche Geschichte, ist das dem Cyriacus Spangenberg zugeschriebene, und angeblich von einem nahen Anverwandten desselben herausgegebene 'Chronicon oder Lebensbeschreibung — aller Bischöfe des Stifts Verden'; gedruckt zu Hamburg 1720. Fol. Die Angabe des Verfassers (Spangenberg † 1604 in Strasburg) und des Herausgebers ist entschieden falsch und aufgenommen, um Käufer anzulocken. Der ältere Theil derselben, welcher S. 219 mit dem Tode des Bischofs Christoph (1558) endet, rührt von dem Domdechanten Andreas von Mandelsloh († 1585) her. Ihm liegt die ältere Chronik zu Grunde, welche sich auch bey Krank befindet; Andreas von M. erweiterte dieselbe durch Notizen über die wichtigern Urkunden in dem Archive des Domcapitels, welche jedoch durch ihre Dunkelheit und Kürze fast werthlos sind. Nur in den neuern Zeiten werden sie umständlicher, die Begebenheiten seiner Zeit erzählt er unbeschreiblich weitschweifig. Der neuere Theil der Chronik besteht aus fragmentarischen Notizen, welche höchst wahrscheinlich von einem Nachkommen des Glard von der Hude, nämlich Just Johann Kelp zusammengetragen sind (dieser starb 1720 30. Julius), und dieser Kelp ist ebenso wahrscheinlich der Herausgeber des unter Spangenberg's Namen gedruckten Werks; indem alle Umstände die Chronik als ein durch den Tod ihres Herausgebers ins Stocken gerathenes Werk bezeichnen. Daraus würde sich wenigstens der Mangel einer Vorrede, die in dem ganzen Werke nicht enthaltene Angabe der Zeit der Erscheinung, die dem Buchhändler anheimgestellte Wahl eines lockenden, aber unpassenden Titels u. s. w. erklären

lassen. — Unter diesen Umständen hat sich der Verf. des vorliegenden Werks ein großes und dauerndes Verdienst erworben, wenn er sich einer neuen Bearbeitung der Verdenschen Geschichte unterzog; und es ist nur zu beklagen, daß er aus Gründen, welche in der Vorrede auf eine in der That betrübende Weise angedeutet sind, sich nur auf die ältere Geschichte bis 1470 beschränkt hat. Sein Hauptverdienst besteht in der gewissenhaftesten Benützung der Quellschriftsteller und der ihm zugänglich gewesenen Archive, vorzüglich einiger ihm aus denselben mitgetheilten handschriftlichen Sammlungen des Andreas v. M., welche an Reichhaltigkeit dessen Chronik bey weitem übertreffen. Der Vf. hat, wie Ref. weiß, über zwanzig Jahre auf die Sammlung der auf sein Werk bezüglichen Materialien, verwendet; und es ist gewiß anzunehmen, daß falls nicht etwa die Archive in Stockholm, was aber auch unwahrscheinlich ist, da wenigstens ein Theil des dorthin geschafften Domarchivs durch Schiffbruch verunglückt seyn soll, neue Ausbeute geben, keine Notiz von demselben übersehen worden ist. In das Detail des Werks kann Ref. wegen der engen Grenzen dieser Blätter natürlich nicht hineingehen; er bemerkt daher nur noch, daß demselben drey Anhänge beygegeben sind, von denen der erste eine Uebersicht der neuern Geschichte des Bisthums und Herzogthums, der zweyte eine Geschichte des Hoyaischen Amts Westen (eines ehemaligen Bestandtheils des Stifts), und der dritte, Nachrichten von den in der Stadt hingerrichteten Hexen u. s. w., enthält.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 12. März 1831.

G ö t t i n g e n.

Unsere Bibliothek ist durch das Geschenk eines wissenschaftlichen Prachtwerks bereichert worden, welches zugleich einen sprechenden Beweis gibt, wie der Geist der tiefen historischen Forschung auch in den höheren diplomatischen Kreisen lebt: *Tableaux généalogiques et historiques de l'Empire Britannique, accompagnés de notes critiques, et de quatre dissertations historiques critiques par F. Baron de Reden, Ministre d'état de S. M. Britannique Roi d'Hannovre, et son Envoyé extraordinaire, et ministre plénipotentiaire près de Leurs Majestés, les Rois de Prusse, et de Saxe.* (Hanovre chez Hahn et fils, 1830. gr. Fol. XXIX tableaux et 150 p.). Schon der Titel wird zeigen, daß die Leser hier nicht etwa eine Revision und einzelne Verbesserungen Hübnerscher Tabellen zu erwarten haben. Das ganze Werk ist die Frucht vieljähriger eigener Forschung, und der Umfang der demselben gegeben ist geht weit über den unse-

rer gewöhnlichen historischen Tabellen hinaus. Der Vf. wollte ein genealogisches Hauptwerk, begleitet mit den nöthigen Beweisen, für die Britische Geschichte geben, und wenn daher auch die Genealogie der regierenden Häuser einen Haupttheil ausmacht, so hat er sich doch darauf nicht beschränkt; das Ganze zerfällt vielmehr in zwey Theile. Der erste enthält die Genealogien aller regierenden Häuser, die in den verschiedenen Theilen des Britischen Reichs seit der Räumung Albions durch die Römer, bis auf unsere Zeit, geherrscht haben; der zweyte die Genealogie des hohen Britischen Adels, der Peers des Reichs. Der erste Theil umfaßt XVII, der andere XII Tabellen. Tab. I. geht von den ersten mythischen Zeiten König Arthurs bis auf die Vereinigung der Heptarchie unter König Egbert. Tab. II. Die Angelsächsische Königsfamilie bis auf Harald; und das Dänische Eodbrogische Haus, das England vier Könige gab. Tab. III. Das Normännische Haus; Tab. IV. dessen Nebenlinien auf Man, in den Hebriden u. a. Tab. V. Das Haus Plantagenet bis auf Richard II. Tab. VI. Die apanagierte Linie von Bretherton, eines Sohns Eduards I., jetzt das Haus Howard. Tab. VII und VIII. Die Häuser Lancaster und York. Tab. IX. Die Dynastie Tudor. Tab. X. XI. Die Dynastien des vereinten Englands und Schottlands, Stuart und Hannover. Tab. XII. Die vollständige Dynastie des Hauses Este, sowohl die deutsche als die Italiänische Linie, nebst andern erloschenen Häusern, die Theile der Gebiete des Hauses Este besaßen. Tab. XIII. Die natürlichen Kinder von Carl II. und Jacob II., und ihrer Descendenz, die für die Geschichte wichtig wurden. Tab. XIV. Die Fürsten von

Wales, und Herzöge von Bretagne. Tab. XV. Die ältesten Schottischen Könige aus der Fergussischen Dynastie, und die gleichzeitigen Fürsten von Irland. Tab. XVI. Fortsetzung der Schottischen Könige, besonders aus den Häusern Baliol und Bruce. Tab. XVII. Die Genealogie des Hauses Stuart, in allen seinen Zweigen. Bey allen diesen Tabellen ist nicht nur die möglichste Vollständigkeit in der Angabe der Personen, nebst ihrem Geburts-, Vermählungs- und Sterbejahr, zu erreichen gesucht, sondern auch die wichtigsten Thaten und Begebenheiten, wodurch sie für die Geschichte erheblich geworden sind, werden angegeben. Hinter jeder Tabelle aber sind dann die historisch-critischen Noten beygefügt, welche sich auf sie beziehen, mit Angabe der Quellen.

Der zweyte Theil umfaßt in XII Tabellen die Hauptfamilien der Britischen (Englischen und Schottischen) Peerage. Jede Tabelle enthält mindestens drey bis sechs oder acht Häuser. Die Genealogie eines jeden ist bis auf den Ursprung zurückgeführt; die Personen sind auch hier, so viel möglich, vollständig angegeben; bey den einzelnen wird bemerkt, wodurch sie hauptsächlich in der Geschichte sich ausgezeichnet; und über jedes Haus wird der volle Titel desselben angeführt. Wer aus der Britischen Geschichte weiß, wie tief die Aristocratie in dieselbe verflochten ist, und wie sehr zugleich durch den Wechsel der Titel und Namen die Uebersicht davon erschwert wird, wird auch die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels für das Studium derselben zu schätzen wissen, und dem Verf. den lebhaftesten Dank dafür sagen. — Es wird aber nicht erst unserer Versicherung bedürfen, welche mühsame Studien dieser Theil des Werks erforderte;

die dabey gebrauchten Quellen hat der Verf. selber in der Vorrede aufgezählt.

Zu diesen kommen nun die vier Dissertations, sämmtlich die Früchte sorgfältig historischer Forschung. I. Sur l'origine de la Nation Ecosaise, et de leur première dynastie Royale dite Fergussienne. Sie enthält also eine Untersuchung über die Herkunft und älteste Geschichte der Scots; in welcher die Meinung bewiesen wird, daß sie ursprünglich aus Spanien nach Irland, und von da in das nordwestliche Schottland eingewandert seyn. Ihre dortige Geschichte führt natürlich auf die Gedichte von Ossian, deren Echtheit und Uebereinstimmung mit den Irländischen Chroniken der Verf. zu beweisen sucht. II. Dissertation historique et critique de l'illustre maison de Stuarts, rois d'Ecosse. Der Ursprung dieses Hauses steigt bis in die Sagenzeit hinauf, wo ein Banco als Stifter genannt wird, und erhält ein erhöhtes Interesse durch die Untersuchung über König Macbeth, wo die Angaben von Shakespear der Prüfung unterworfen werden. III. Dissertation historique et critique sur la série et l'origine des filiations des premiers Guelfes; wovon IV. Dissertations pour éclaircir les doutes sur le tableau généalogique historique de la maison Este-Guelfe als eine Fortsetzung oder zweyter Theil angesehen werden muß. Wenn der Verfasser in der ersten dieser Abhandlungen die Angaben von Leibniz und seinen Nachfolgern über die Herkunft der Guelfen als die wahrscheinlichste gelten läßt, so ist dagegen der Zweck der zweyten Abhandlung, zu beweisen, daß das Haus Este, nicht wie Leibniz will, Lombardischer Herkunft, sondern ein ursprünglich in Italien einheimi-

sches, das der Herren von Canossa, gewesen sey.

Mit welchem Rechte wir zu Anfange das Werk ein Prachtwerk genannt haben, wird der Anblick desselben am besten lehren. Wir erinnern uns kaum ein zweytes aus einer deutschen Presse, von gleichem Format hervorgegangenes, gesehen zu haben, das an Schönheit des Drucks und des Papiers die Vergleichung mit dem vorliegenden anhalten könnte. Das Werk ist S. M. König Wilhelm IV. gewidmet.

Hn.

B e r l i n.

In Commission bey F. Dümmler: Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1826. In Quart. 1829.

Versuche und Beobachtungen über den Einfluß der Düngungsmittel auf die Erzeugung der nähern Bestandtheile der Getreidearten von Hermbstädt. Der Verfasser untersucht hier die Bestandtheile des Roggens, der Gerste und des Hafers, welche Getreidearten er in Bodenarten erzeugte, die mit verschiedenen Düngungsmitteln vermischt wurden. Bey dem Roggen und der Gerste brachte die Düngung mit trockenem Rindsblut die größte Menge Körner hervor, bey dem Hafer hingegen die mit Kuhmist. Auch zeigte sich aus der Analysis der Körner, daß die Menge der rein vegetabilischen Bestandtheile, Amylon, Schleimzucker und Gummi vorwaltend erscheint, so wie die Düngungsmittel, mit denen die Gerste und der Roggen cultiviert wird, der vegetabilischen Grundmischung näher treten; daß

dagegen die Gemengtheile derselben von mehr animalischer Natur, der Kleber, das Eynweiß und der phosphorsaure Kalk, mit dem Gehalt an stickstoffhaltigen Materien, in denen zur Cultur gebrauchten Düngungsmitteln, in einem entsprechenden Verhältniß stehen. Bey dem Hafer findet dieser Umstand jedoch nicht so deutlich hervortretend statt. Versuche und Beobachtungen über die chemische Zergliederung des Kanonenmetalls von Hermsstädt. In dieser Abhandlung gibt der Verfasser die Methoden an, deren er sich bedient hat, um Legierungen von Kupfer, Zinn, Zink und Bley in bekannten Verhältnissen, wieder von einander zu scheiden. Ueber die Veränderungen, welche die Festigkeit des Eisens durch geringe Beymischungen erleidet, von Karsten. Es ist bekannt daß die Versuche, welche man über die Festigkeit der Metalle im Allgemeinen angestellt hat, sehr von einander abweichende Resultate geben, und zwar so daß man die Unterschiede keinesweges den etwanigen Mängeln der Vorrichtungen, vermittelt welcher die Versuche angestellt wurden, zuschreiben kann, sondern man ist bey denselben durchaus genöthigt, die verschiedenen Resultate über die Festigkeit, den bey den Versuchen gebrauchten individuellen Metallstücken selbst beyzulegen. Man weiß nämlich, daß öfters eine geringe Beymischung einer fremdartigen Materie die Cohäsion der Metalle bedeutend ändert, welches vorzüglich bey dem Eisen der Fall ist, und da dieses Metall wegen seines häufigen Gebrauchs eine besonders genaue Untersuchung erfordert, so hat der Verf. die am gewöhnlichsten vorkommenden Verbindungen des Eisens mit andern Stoffen, rücksichtlich ihrer

Festigkeit durch Versuche verglichen; deren Resultate wir hier mit kurzen Worten anführen wollen. Phosphor vermindert bekanntlich die Festigkeit des Eisen, allein 0,3 Procent sind in dieser Rücksicht kaum merklich; so bald aber 1 Procent in Stabeisen enthalten ist, läßt es sich nicht mehr bis zu einem rechten Winkel biegen ohne zu brechen. Schwefel macht das Eisen rothbrüchig, so bald nur 10 Theile Schwefel in 100000 Theilen Eisen vorhanden sind; befinden sich in 100000 Theilen Eisen, 34 Theile Schwefel, so büßt dasselbe seine Festigkeit und Schweißbarkeit fast gänzlich ein. Durch Zusatz von einem Procent Arsenikglas wurde der Frischproceß des Eisens ungemein verzögert, und es schien kaltbrüchig zu werden. Wismuth änderte die Festigkeit des Eisens nicht, sobald sich in 100000 Theilen Eisen nicht mehr als 81 Theile Wismuth befanden. Bley und Zink gingen keine Verbindung mit Eisen ein. Kupfer vermindert die Festigkeit nur wenig; sonderbar ist es aber, daß ein Zusatz von $\frac{1}{4}$ Procent dieses Metalls die Auflösbarkeit der Mischung in Säuren so verminderte, daß dieselbe sechsmal mehr Zeit erforderte, als das reine Stabeisen. Von Zinn nahm das Eisen 0,19 Procent auf, hatte an Festigkeit bedeutend verloren, und war kaltbrüchig geworden. Eine Verbindung von 34 Theilen Silber mit 100000 Theilen Eisen, machte dasselbe rothbrüchig. Antimon macht das Eisen im höchsten Grad kaltbrüchig. Mangan hingegen ändert das Eisen, wenigstens bis zu einem Zusatz von 1,85 Procent fast gar nicht; eben so wenig Silicium und Aluminium. Zusätze von Calcium (wobey der Verf. carrarischen Marmor gebrauchte) schienen sogar die Festigkeit des Eisens erhöht zu haben; es zeigte sich aber

bey der Untersuchung daß das Eisen nicht nur kein Calcium aufgenommen hatte, sondern im Gegentheil der Phosphorgehalt des Eisens noch vermindert worden war, wodurch sich die Vergrößerung der Festigkeit des Eisens erklärt. Dasselbe fand bey der Mischung mit Kalium und Natrium statt. Magnesium fand der Verf. nur in Roheisen, nie aber in Stabeisen. Hieraus ergibt sich, daß unter allen Körpern, die hier genannt worden sind, kein einziger sey, von dem sich behaupten ließe, daß er die Festigkeit des Eisens vergrößere, selbst wenn er dem Eisen nur im Minimo beygemischt ist. Größere Beymischungen müßten daher noch einen nachtheiligern Einfluß auf die Festigkeit des Eisens hervorbringen. Es ergibt sich daraus, was von den vielen in neuern Zeiten in Vorschlag gebrachten Legierungen des Eisens und des Stahls zu halten ist. Die sogenannten Legierungen des Stahls mit Aluminium, Silber, Platin, Chrom, Nickel, sind nur mechanische Gemenge, welche nicht dazu beytragen, die Festigkeit des Stahls zu vermehren, obgleich sie unter besondern Umständen gestatten, daß dem Stahl auf Unkosten seiner Festigkeit, eine größere Härte gegeben werden kann. Merkwürdig bleibt es aber, daß die Kohle, welche im Maximo ihrer Verbindung mit Eisen, die Festigkeit desselben wenigstens um $\frac{2}{3}$ vermindert, dem Eisen wirklich eine größere Festigkeit zu ertheilen scheint, wenn der Kohlengehalt nicht viel über $\frac{1}{2}$ Procent beträgt. Wahrscheinlich ist dieser Erfolg nur der durch den Kohlengehalt verminderten Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit des Eisens zuzuschreiben, indem alle Versuche zur Ausmittelung der Festigkeit der Körper nur auf solche Weise angestellt werden können, daß der Körper dabey ausgedehnt oder zusammen-

gedrückt wird. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die relative Festigkeit des Roheisens in einem sehr hohen Grade größer ist, als die relative Festigkeit des Stahls, des grauen Roheisens und des Stabeisens, obgleich das weiße Roheisen von allen Eisenarten die geringste absolute Festigkeit besitzt. Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich, von Alex. v. Humboldt. Dieser berühmte Naturforscher gibt hier vereint mit den Herren Link, Lichtenstein, Rudolphi und Weiß im Auftrag der Academie der Wissenschaften einen Bericht über die Reise, welche von den Herren Ehrenberg und Hemprich auf Kosten des Staats durch die Sybische Wüste, Aegypten, Sennaar, Dongala, den Libanon, Cölesyrien, das westliche Arabien, und den östlichen Abfall des Habessinischen Hochlandes in den Jahren 1820 bis 1825 unternommen wurde. Was die Ausbeute betrifft, welche diese gelehrten Reisenden erlangt haben, so beträgt die Zahl der gesammelten Pflanzen über 46000 worunter 2900 Arten. Die Gesamtzahl der Thiere begreift 34000 Individuen worunter 135 verschiedene Species von Säugethieren, 430 Arten von Vögeln, 546 Fischarten und Amphibien, 600 Species von Anneliden und Crustaceen, und 2000 Insectenarten. Die Königliche Mineraliensammlung ist mit 300 Stücken Gebirgsarten bereichert worden, die nach ihrer Auf- und Anlagerung geordnet, über den Bau des Erdkörpers in fernen geognostisch unbekanntem Ländern ein hohes Licht verbreiten. Untersuchungen über die Länge des einfachen Secundenpendels von Bessel. Die Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels für die Königsberger Sternwarte

ist auf einen Apparat gegründet, bey dessen Einrichtung der Verfasser beabsichtigte, so wohl jede über den Mittelpunkt der Bewegung des Pendels mögliche Unsicherheit, als jeden Fehler in der Messung der Länge desselben zu vermeiden. Dieses erlangte derselbe dadurch, daß er nicht die Schwingungszeit, und Länge eines Pendels, sondern die Schwingungszeiten zweyer Pendel beobachtete, deren Längenunterschied der Peruanischen Toise gleich kam. Die Einrichtung ist im Wesentlichen folgende: An einer lothrechten eisernen Stange ist eine einige Linien große wagrechte Ebene unbeweglich befestigt, auf welche die Toise mit einem ihrer Enden lothrecht aufgestellt werden kann; ferner ist eine Vorrichtung vorhanden, von welcher das aus einer Kugel an einem Faden bestehende Pendel herabhängt, und welche entweder an der erwähnten festen Ebene, oder auf dem obern Ende der auf dieselbe gestellte Toise ihren Ruhepunkt hat, so daß der Anfangspunct des Pendels in beiden Fällen einen Höhenunterschied erhält, welcher der Länge der Toise genau gleich ist; endlich ist am untern Ende der eisernen Stange eine Micrometerschraube, durch welche kleine Unterschiede in der herabhängenden Kugel gemessen werden können. Die Bestimmung der Pendellänge wird daher dadurch erlangt, daß man die Schwingungszeiten der an zwey verschiedenen Fäden befestigten Kugel beobachtet; deren Länge so nahe um eine Toise verschieden ist, daß der Höhenunterschied der Kugel an beiden Pendelen, nämlich an dem kürzeren wenn es von der festen Ebene, und an dem längeren wenn es von der oberen Fläche der Toise herabhängt, durch die Micrometerschraube gemessen werden kann. Diese Schwingungszeiten zweyer Pendel, deren Län-

gen selbst unbekannt sind, deren Längenunterschied aber bekannt ist, sind zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels hinreichend. Der Apparat war von Reysold in Hamburg und die Toise von Fortin in Paris verfertigt. Die Länge des Secundenpendels für die Königsberger Sternwarte, wurde = 440,8147 Linien gefunden. Da sich die Höhe der Kugel 11,2 Toisen über dem mittlern Wasserstande des Pregels, der mit dem der Ostsee als übereinstimmend angesehen werden kann, so gibt dies auf das Niveau des Meeres reducirt, die Länge des Secundenpendels = 440,8179 Linien. Ueber die Bahn der Vesta von Encke. Außer der Bestimmung der Bahn der Vesta war es dem Verf. ein Hauptzweck einen Beytrag zur Prüfung des Newtonschen Gesetzes, das die Körper sich ihren Massen proportional anziehen, zu liefern. Daß die Data, welche Newton seiner Annahme zum Grunde legte, andere Systeme keinesweges ausschließen, läßt sich nicht läugnen, da Bessel in einer Abhandlung über den Theil der planetarischen Störungen, welcher aus der Bewegung der Sonne entsteht, eine Annahme dargestellt hat, welche den Erfahrungsfakten, auf die sich das Newtonsche Gesetz stützt, eben so Genüge leistet, ohne doch die Anziehung den Massen allein proportional zu setzen. Schon Mayer hatte im Jahre 1806 auf die Möglichkeit eines solchen Zweifels aufmerksam gemacht, indem aber zu der Zeit keine Erscheinung in unserm Planetensystem zu einer Aenderung der einfachen Newtonschen Annahme Anlaß gab, da die bis dahin berechneten Planetenbewegungen vollkommen dargestellt zu werden schienen, so blieb dieser Gegenstand unbeachtet. Die erste Veranlassung vielleicht die Möglichkeit einer Aenderung vermuthen

zu können, gab die Entdeckung der neuen Planeten. Vermöge der Lage ihrer Bahnen erleiden sie durch Jupiter so starke Störungen, daß die Anziehungskraft dieses Planeten aus ihrem Laufe sich mit demselben Erfolg ableiten lassen dürfte, als Laplace und Bouvard es aus den Saturnusstörungen gethan haben. Eine sehr streng durchgeführte Untersuchung über die Bahn der Pallas, gab dem Herrn Hofrath Gauß eine von der aus dem Saturn von Laplace abgeleitete, sehr verschiedene, im Verhältniß von etwa 81 zu 80 größere Jupitersmasse. Auch Nicolai fand bey der Untersuchung der Bahn der Juno eine bedeutendere Masse des Jupiters = $\frac{1}{1053,924}$

während die von Bouvard angegebene nur $\frac{1}{1070,5}$ beträgt. Später fand noch bey dem Uranus eine Erscheinung statt, die ebenfalls bis jetzt un-
aufgeklärt geblieben ist. Seitdem Bode den Gedanken gehabt hatte, daß in ältern Stern-
catalogen dieser Planet als Fixstern beobachtet vorkommen könnte, und eine Beobachtung desselben in
Mayers Beobachtungsjournal vorfand, hatten Bessel und Burkhardt in Bradley's, Flamsteed's
und Lemonnier's Papieren ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Uranusbeobachtungen
vorgefunden. Bouvard benutzte diese; allein es wollte ihm nicht gelingen, diese ältern
Beobachtungen mit den neuern in Uebereinstimmung zu bringen, und er sah sich genöthigt, zur
Bestimmung der Elemente bloß die neueren Beobachtungen anzuwenden. Es läßt sich selbst
nicht läugnen, daß die Uebereinstimmung der Jupiters- und Saturnsbeobachtungen, noch nicht
in den neuern Tafeln den Grad von Genauigkeit

erreicht, den man wünschen könnte; indem theils die Größe der Fehler von 10 Secunden, theils die regelmäßige Abwechslung der Zeichen, auf eine noch unentdeckte Ursache der Fehler schließen läßt. Encke findet nun aus der Berechnung von 14 Oppositionen der *Vesta*, welche in den Jahren 1807 bis 1825 beobachtet wurden, daß denselben am besten Genüge geleistet werde, wenn man die von Nicolai bestimmte Jupitersmasse gebraucht, und annimmt daß die Anziehung des Jupiters auf die Sonne respectiv dieselbe sey als die auf die *Vesta*, und die bisherigen Oppositionen lassen daher schließen, daß *Vesta* für das Newtonsche Gesetz der einfachen Proportionalität der Massen spricht.

Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen begnügen wir uns der Kürze wegen, die bloßen Ueberschriften, die den Inhalt hinreichend angeben, anzuzeigen. Außer einer von Encke gelesenen Gedächtnißrede auf Johann Georg Tralles sind folgende Abhandlungen zu bemerken. Die Werke von Markgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens, erläutert aus den Originalabbildungen von Lichtenstein. Ueber die ältere Geschichte der Getreidearten von Link. Ueber das Fehlen einzelner Theile in sonst ausgebildeten Organismen von Rudolphi. Weiterer Verfolg des Lehrsatzes über die Theilung des Dreiecks von Weiß. Ueber das Gleichgewicht eines freyen materiellen Punctes von Dirksen. Ueber den Begriff des Erlaubten von Schleiermacher. Ueber die Längen- und Flächenmaasse der Alten, dritter Theil; von den Wegmaassen der alten Geographie, zweyter Abschnitt; über die von d'Anville in die alte Geographie eingeführten Stadien von Ideler. Ueber die Entstehung der Sternbilder auf der Griechischen Sphäre

von Buttmann. Vergleichende Zergliederung des Sanscrits und der mit ihm verwandten Sprachen; dritte Abhandlung; über das Demonstrativum und den Gebrauch der Casuszeichen von Bopp. Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile von Ritter. Der Roman von Fierabras, Provenzalisch von Bekker. Dieß wichtige Ueberbleibsel der Provenzalischen epischen Poesie in 5084 gereimten Zeilen, welches Herr Prof. Lachmann dem Verfasser mittheilte, ist hier vollständig abgedruckt. Die Pergament-Handschrift findet sich in der fürstlichen Bibliothek zu Wallerstein. Den Forschern der Sprache und der Poesie des Mittelalters ist dadurch ein sehr angenehmes Geschenk gemacht.

P a r i s.

Bey Compere d. j.: Des caractères physiologiques des Races humaines considérés dans leurs rapports avec l'histoire; lettre à M. Amédée Thierry, auteur de l'histoire des Gaulois. Par W. F. Edwards, D. M. 1829. 129 S. in 8.

Die durch den unsterblichen Blumenbach zuerst wissenschaftlich begründete Lehre von den Menschenrasen mußte in der neuesten Zeit, in dem Maße, wie die eigentlichen wissenschaftlichen Reisen in die entferntesten und verschiedensten Gegenden der Erde sich vermehrten, weiter ausgebildet werden, und wirklich müssen wir darüber erstauern, mit welchen Riesenschritten auch diese uns so nahe liegende Wissenschaft ihrem Ziele zueilt. Link, Desmoulins, Bory de St. Vincent u. A. gebührt in diesem Zweige der Naturgeschichte ein besonderes bleibendes Verdienst, und obgleich letz-

tere darin zu weit gingen, daß sie eine große Anzahl von verschiedenen Menschenarten (Species) aufstellten, da doch nur von Rassen die Rede seyn kann, so konnte dadurch wenigstens der Sache selbst nicht wesentlich geschadet werden. Denn die Aufstellung vieler Arten, die indeß der philosophische Naturforscher ohne viele Mühe gehörigen Ortes wieder unterzubringen und zu vereinigen weiß, deutet immer auf eine detaillirtere Unterscheidung und genauere Erforschung des Speciellen hin. Auch der Verf. vorliegenden Briefes hat sich die Menschenrassen als Ziel gesetzt, indeß doch in einem anderen Sinne als die meisten seiner Vorgänger; er bezieht sich eigentlich nur auf einen Theil der caucasischen Rasse und unter diesen auch vorzüglich nur auf die Franzosen, Engländer, Italiäner und Ungarn.

Allgemeine Betrachtungen über den Einfluß des Klimas auf Pflanzen, Thiere und Menschen, über die Vermischung und Kreuzung der Thierarten und Menschenstämme, über das Einwandern fremder Nationen, so wie über die Fortschritte in der Civilisation, lassen den Verf. zu der Ueberzeugung gelangen, daß trotz aller dieser Umstände der physische Character eines Volkes durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch sich selbständig erhalten könne. In Betreff des Klimas führt er die Juden an, welche, nach Abbildungen des Leonardo da Vinci zu schließen, vor drey Jahrhunderten ganz dieselbe Physionomie hatten, wodurch sie noch bis auf den heutigen Tag so sicher characterisirt werden, ja die sogar, nach den dargestellten Gruppen auf den ältesten Aegyptischen Grabmälern zu urtheilen, schon vor 2000 Jahren die heutige Gesichtsbildung zeigten; auch hat diese Nation, wie

richtig bemerkt wird, ihren ursprünglichen Character in den verschiedensten europäischen und außereuropäischen Ländern beybehalten. — Nach solchen Betrachtungen durchreiste der Vf. Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz, lernte auch während eines kurzen Aufenthalts im Lombardisch-Venetianischen Königreich Schlesien, Böhmen, Mähren, Polen und Ungarn (Völker, aus denen die Oesterreichische Besatzung daselbst besteht) kennen und studierte ihre Charactere, fand daselbst unter den Kanonieren auch Deutsche (eingeborne Oesterreicher) und entwarf nach allem diesen, so wie nach den geschichtlichen Daten, die Abstammung der heutigen Völker Europas von den alten nur noch geschichtlich bekannten. — Ref. kann nicht läugnen, daß er das Buch mit Vergnügen gelesen hat, muß aber auch zugleich gestehen, daß er eine ziemliche Oberflächlichkeit darin bemerkt zu haben vermeint. — Was der Vf. S. 55 von den Deutschen sagt: 'il est temps qu'on fasse connaître les chefs-d'oeuvre de l'érudition allemande', wünschten wir von ihm selbst genauer berücksichtigt zu sehen, denn alsdann würde er, so ganz unbekannt mit der Literatur derselben, das über Deutschland Erzählte nicht mit den Worten begonnen haben, er wolle das an den Oesterreichern, Polen, Ungarn u. s. w. Beobachtete benutzen, 'pour jeter quelque jour sur un point obscur de l'histoire'. Dieser Ausspruch paßt aber ganz zu des Vfs. Art deutsche Büchertitel anzuführen, welche er eben so wenig als die Namen der deutschen Schriftsteller richtig zu schreiben versteht, sonst würden wir nicht 'Niebuhr' u. s. w. lesen.

Bd.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 14. März 1831.

M a d r a s.

Printed at the Asylum Press: Report, on the *Epidemic Cholera* as it has appeared in the Territories subject to the Presidency of Fort St. George. Drawn up by order of the Government, under the Superintendence of the Medical Board. By William Scot, Surgeon, and Secretary to the Board. LXXII u. 292 S. Nebst einem Appendix: containing the Sick Returns of the Army of Fort St. George, from the year 1815 to 1821 inclusive, exhibited in a Series of 15 Tables; also, Diurnal Tables of the Progrëss of Cholera, in 6 Parts; Tables of the Movement of Troops; and Meteorological Tables in 7 Parts, from 1815 to 1821. Dabey eine Map shewing the principal places visited by the Epidemic Cholera in the Peninsula of India and the dates of its commencement. 1824. Quart.

L o n d o n.

Printed and sold for the author by Baker. A Treatise on the Epidemic *Cholera* of India. By James Boyle, Surgeon, of His Majesty's Ship Minden etc. 1821. V u. 75 Seiten in 8.

E d i n b u r g.

Maclachlan and Stewart: Observations on the Nature and Treatment of *Cholera*: and on the Pathology of mucous membranes. By Alex. Turnbull Christie, Madras Medical Establishment. 1828. 137 S. in 8.

L o n d o n.

Printed for John Wilson. *Cholera*, its nature, cause and treatment; with original views physiological, pathological, and therapeutical, in relation to Fever; the action of Poisons on the system etc. to which is added An Essay on vital Temperature and nervous energy; explanatory more particularly of the nature, source, and distribution of the latter; and of the connection between the mind and the body. By Charles Searle, Surgeon, of the Hon. East India Company's Madras Establishment. 1830. XII u. 255 S. 8.

Bey einer Krankheit, die seit dem Jahre 1817 verheerend über einen großen Theil der Erde zog und mit bald schwächerer, bald wieder steigender Gewalt immer näher gegen die Staaten des westlichen Europa heranrückt, läßt sich voraussetzen, daß in gleichem Maaße die Anstrengungen der

Ärzte sich gegen sie richteten. Auch kann man nicht in Abrede stellen, daß viele sich damit beschäftigten die bekannt gewordenen Beobachtungen und Thatsachen fleißig zu sammeln, das anscheinend Widersprechende darin abzuwägen, theoretische Untersuchungen daran anzuknüpfen und sicher leitende Resultate für die Erkenntniß, Verhütung und Heilung der Krankheit daraus abzuleiten. Die Literatur dieses Gegenstandes ist bereits zu einer bedeutenden Masse angeschwollen, da die Engländer, Franzosen und Holländer Gelegenheit genug hatten das furchtbare Uebel in ihren fernen Besitzungen, die Russen in ihrer eigenen Heimath kennen zu lernen, und da die Dringlichkeit der Umstände so wie die Aufforderung der Behörden viele Mittheilungen des Beobachteten veranlaßten. Wenn demungeachtet viele der neuesten Schriften den Anforderungen der Kritik nicht genügen, wenn man darin weder erschöpfende Untersuchungen über das Wesen und den Character der Krankheit, über ihre Ursache und Verbreitungsweise, noch zweckdienliche Maaßregeln zur Abwehruug und Bekämpfung derselben findet, so wird es zur Pflicht auf die Ursachen dieser Mangelhaftigkeit so wie auf die wahren Hülfquellen zum Studium dieser Krankheit hinzuweisen.

Geht man die große Reihe der bisher über sie laut gewordenen Schriftsteller durch, welche gestützt auf die Erfahrungen Anderer ihre Ansichten entwickelten, so ergibt sich, daß die wenigsten die Hauptwerke, nämlich die von den drey Präsidenschaften in Indien, von Madras, Bombay und Calcutta officiell bekannt gemachten Berichte aus eigener Anschauung benutzten, sondern daß sie sich größtentheils damit begnügten Auszüge und Beurtheilungen darüber zu lesen und die Gesichtspuncte, nach denen diese entworfen waren, zu

den ihrigen zu machen. Wie wenig jedoch die subjective Ueberzeugung einzelner Recensenten leiten dürfe und wie leicht diese irre führen können, geht schon daraus hervor, daß die fälschlich verbreitete Annahme der Nichtansteckungsfähigkeit dieser Krankheit ohne Zweifel vorzüglich mit daher rührt, daß der geistreiche und einen nicht unbedeutenden Einfluß auf seine Landsleute ausübende James Johnson in seinem Journale so sich erklärte, und der sonst so höchst verdienstvolle Julius, durch dessen treffliches Magazin die Deutschen und Russen am frühesten und ausführlichsten die auswärtigen Mittheilungen über die Cholera erhielten, unverkennbar dessen Ansicht sich unterordnete und sie vertheidigte.

Eine Entschuldigung für die Nichtbenutzung der angeführten unentbehrlichen Werke, wie auch der von Orton und Tytler liegt freylich mit darin, daß diese nur in sehr wenigen Exemplaren und meistens nur als Geschenke nach England kamen; andere ungemein theuer sind; wie denn z. B. die *Researches* von Annesley über hundert Thaler kosten, und die Schriften der ausländischen gelehrten Gesellschaften, die Journale und selbst die gelehrten Nachweisungen über die Topographien und Endemien der betreffenden Länder nur Wenigen zugänglich sind. Bey Mehreren jedoch, die im Bereiche aller möglichen Hülfquellen waren, entdeckt man Lücken und Mängel, die nicht zu entschuldigen sind und die nur bedauern lassen, daß so selten das Streben sich kund gibt Bücher zu schreiben, welche der Anforderung der Wissenschaft wie dem drängenden Bedürfnisse des Lebens zugleich entsprechen. Theils zeigt sich eine gewisse Gleichgültigkeit und Indolenz über die Gefahr eines fernen Uebels, theils ein vornehmes Absprechen ohne angestellte Vergleichung und Prüfung,

theils ein sich Beugen unter die Macht der Auctorität und ein bequemes Nachsprechen, theils ein leichtsinniges Zusammenschreiben von wahren, halb-wahren und unwahren Thatsachen und Vermuthungen, bloß um ein Buch zu Markte zu bringen; theils eine Unbehülflichkeit in dem Gebrauche des reichsten Materials, woraus dem Leser weder Klarheit noch Ueberzeugung hervorgeht.

In diesen Blättern hatten wir schon mehrere Male Gelegenheit auf Werke aufmerksam zu machen, welche für die nähere Kenntniß der Cholera von Wichtigkeit sind und interessante Erfahrungen und Betrachtungen darüber enthalten, wie z. B. bey der Anzeige von Marshall, on the medical Topography of Ceylon (1828. St. 41), von Annesley, sketches of the diseases of India 1829. St. 109) und von Macculloch, on Malaria (1830. St. 71). Andere haben bey andern Veranlassungen der Schriftsteller darüber Erwähnung gethan, so daß demjenigen, dem es um nähere Bekanntschaft mit dieser Krankheit Ernst war, die nennenswerthen Namen nicht wohl verborgen bleiben konnten.

Das wichtigste Werk über die Cholera, das in Deutschland wohl Wenigen zugänglich seyn möchte, und das durch die gnädige Verwendung Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Münster und des Herrn Geheimen Cabinetsrath von Münchhausen unserer Universitätsbibliothek zukam, ist der vorliegende Report von Scot.

Dieser officiële Bericht der Präsidentschaft von Madras, welchen der Secretär des Gesundheits-Raths Scot mit allen nur irgend wünschenswerthen amtlichen Nachrichten und tabellarischen Nachweisungen so wie mit einer trefflich geschriebenen allgemeinen Uebersicht und Beurtheilung der Krankheit herausgab, ist meisterhaft abgefaßt

und flößt einen hohen Begriff von den Talenten wie von der Wirkungsthätigkeit des obersten Medicinal- Personals von diesem Theile in Indien ein. So sehr wir uns deshalb versucht sehen sehr ausführlich aus diesem Musterwerke Mittheilungen zu machen, so müssen wir doch, dem Zwecke dieser Blätter getreu, auf das Wesentlichste und der Zusammenstellung Eigenthümliche uns beschränken. Der bescheidene Verfasser, der sich bloß als Herausgeber angesehen wissen will, bemerkt, daß ihm von den einzelnen Aerzten, an welche die Aufforderung ergangen war ihre Beobachtungen über die Cholera einzuschicken, eine solche Masse von wichtigen, äußerst belehrenden Bemerkungen und Angaben zugekommen wäre, daß ihm kaum mehr als die Arbeit der Auswahl und der Anordnung übrig geblieben sey.

Als die Krankheit zuerst ausbrach, hielten sie viele Aerzte nur für eine heftige Form der gewöhnlichen Brechrühr, Andere für eine neue Krankheit, gegen welche sie auch eine neue Heilmethode aufzufinden sich bemühten. Daher von vorn herein die vielen Widersprüche in der pathologischen Beurtheilung wie in der therapeutischen Behandlung. Der Herausgeber erklärt sich für die erstere Ansicht, und zeigt, daß sie bereits in den Schriften der Hindus erwähnt werde, daß eine ganz ähnliche und zwar epidemisch herrschende Krankheit von Paisley zu Madras 1774 beschrieben wurde; daß eine solche 1775 auf Mauritius, 1781 zu Ganjam herrschte. Curtis beobachtete dieses Uebel zu Madras im Jahre 1782 sowohl auf der Flotte als auf dem Lande und beschrieb es sehr gut. Ob die zu derselben Zeit im Schiffshospitale zu Madras vorgekommenen und von Girdleston (on spasmodic affections of India) erwähnten Krämpfe mit Erbrechen gleichfalls für

Cholera zu halten sind, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da wir leider die Schrift selbst nicht vergleichen konnten. Bey der Cholera zu Arcot 1787, über welche Duffin berichtete, fand mehr gallichtes Erbrechen Statt. Davis, der von Madras abgeschickt worden war, um die Natur dieser Krankheit zu untersuchen, fand drey verschiedene Formen; nämlich die Cholera Morbus, ein Entzündungsfieber mit allgemeinen Krämpfen, und eine idiopathische krampfhaft Affection des Nervensystems. Höchst beachtungswerth sind die Fälle von den verwandten Leiden mort de chien genannt, welche James Johnson in seinem ausgezeichneten Werke on tropical climates etwa um das J. 1804 aus der Nachbarschaft von Trincomalle mittheilte. Cruikshank hatte in einer Heeresabtheilung, welche von Saulnah im J. 1814 abmarschierte, die Cholera beobachtet und sie, wegen des Collapsus der Gefäße und des allgemeinen Verschwinden des Pulses Asphyxia genannt; er habe sich aus dem Grunde des sonst gebräuchlichen Ausdrucks Cholera spasmodica nicht bedient, weil in dieser die Ausleerungen als gallicht angegeben würden, die von ihm beobachteten aber wässericht oder schleimicht waren; und er habe darum die Krankheit im Allgemeinen unter der Bezeichnung: Unterleibsübel (bowel complaint) aufgeführt. Nach einem Schreiben von Hay im J. 1818 sey dieses Uebel in Travancore endemisch (perfectly familiar to all here); es verursache oft das größte Unglück und von Zeit zu Zeit veröde es das Land. Als die Krampfcholera vor 34 Jahren epidemisch wüthete und in den Familien viele starben, hätten die Bewohner in der Ueberzeugung, die Krankheit sey ansteckend (the Vythians fled from it as a plague!) die Flucht ergriffen.

Unter den verschiedenartigen Benennungen für diese Krankheit geschieht auch derjenigen von Mordixim, Mordoxi, oder Mordechi Erwähnung. Die Malayen hätten dieses Wort ursprünglich von den Portugiesen, während ihres Aufenthalts in ihrem Lande entlehnt; Mordixym bedeute eine Art Colik, oder Ekel mit plötzlichem und oft gefährlichem Erbrechen. Man könne nicht annehmen, daß es eine corrumpierte Ableitung von Mort de Chien sey.

Ähnlich wie Cruikshank schlägt Scot zur Bezeichnung dieser Krankheit, wegen des Sinkens oder des Unterdrücktseyns des Pulses, Cholera asphyxia vor.

Nach den zahlreichsten Angaben aus unzähligen einzelnen Beobachtungen entnommen überfällt die Krankheit den anscheinend Gesunden meistens plötzlich, ohne Vorboten, in der Nacht oder gegen Morgen. Der Kranke bekommt die heftigsten ganz eigenthümlichen Ausleerungen nach Oben und Unten; die Haut wird kalt; die Kräfte zur Ortsbewegung werden rasch niedergeworfen; es stellen sich tonische, mehr aber klonische Krämpfe ein; der schwache und beschleunigte Puls sinkt nach dem Erbrechen oder nach dem Eintreten der Krämpfe so außerordentlich, daß er kaum mehr gefühlt werden kann. Die Haut wird kälter und kälter, meistens mit einem flebrigen kalten Schweiß bedeckt; die Füße und Hände erscheinen gerunzelt, wie in heißem Wasser gebrüht. Die Haut wird selbst für chemische Agentien unempfindlich. Die Augen liegen tief, die Bindehaut ist häufig mit Blut unterlaufen; der Ausdruck des Antlitzes wird leichenartig.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

D e n 17. M e r z 1 8 3 1.

Madras. London. Edinburg. London.

Fortsetzung der Anzeige der Abhandlungen über die Cholera.

Der Kranke, von Durst getrieben, äußert ein heftiges Verlangen nach kaltem Wasser; er klagt über ein brennendes Gefühl in der Herzgrube. Urin wird nur wenig oder gar nicht abgesondert, ebenso kein Speichel und keine Galle. Die Stimme verändert sich und wird hohl, das Athmen erschwert. Die Ausleerungen sind wässerig, meistens wie Reiskwasser, flockicht, farblos und ohne Geruch. Das heftige Erbrechen und Purgieren dauert nicht lange, denn der Körper verliert bald die Kraft zu diesen heftigen Bewegungen. Wird durch ein Aderlaß mühsam Blut gewonnen, so sieht es dunkel und klebrig aus. Gegen das Ende des Anfalls wirft sich der Kranke unruhig und von innerer Angst getrieben umher, und der Tod erfolgt in 10, meistens in 18 Stunden. Der Geist bleibt fast durchgehends bis zum letzten Augenblick klar und ungetrübt;

obgleich von der Heftigkeit der Krankheit überwältigt vermag der Kranke, so lange nur noch die Organe dem Willen gehorchen, zu denken und seine Gedanken auszudrücken.

Die Prognose sey günstig zu stellen, wenn der Puls sich wieder hebt, wenn die Haut warm wird, wenn Neigung zum Schlaf sich zeigt, wenn die Angst sich mindert, wenn die Ausleerungen und Krämpfe nachlassen, wenn die unterdrückten Absonderungen sich wieder einstellen und namentlich wenn in den Stühlen sich wieder Galle vorfindet. Ungünstig werde die Prognose, wenn es gar nicht zum Erbrechen oder Durchfall komme, oder diese aus Schwäche aufhören; wenn die Krämpfe kaum bemerkbar seyen, und gleich eine tödtliche Kälte sich einstelle.

Wir haben absichtlich diese nach dem Verf. entworfene Schilderung der Krankheit mitgetheilt, um für die verschiedenartigen Varietäten, welche durch Lebensweise, Krankheitsanlage, Dertlichkeit *ic.* bedingt werden können, ein Normalbild zu haben.

Das Erbrechen fehlt öfters gänzlich; zuweilen ist ein bloßes Würgen zugegen. Sehr oft wurde der *lumbricus teres* ausgebrochen, oder durch den Stuhlgang ausgeleert. Die Abgänge auf dem letzteren Wege seyen meistens so dünn und farblos, daß sie kaum eine Spur in der Bettwäsche zurücklassen. In den Fällen wirklicher Gefahr fehlen die Krämpfe, oder sie sind äußerst schwach. Schlucken ist kein bedenkliches Symptom. Merkwürdig schnell tritt zuweilen nach dem ersten Anfall Pulslosigkeit ein, und dauert unbegreiflich lang; in einem Falle sogar 3 Tage. Würde der Körper nur theilweise warm, so sey dieses kein gutes Zeichen. Die Circulation ist so gestört, das Blut so dick, daß als einmal

ein Wundarzt in der Verzweiflung die Bronchialarterie einschchnitt, kein Blut kam.

Erholt sich der Kranke, so geschieht dieses wunderbar rasch. Leider aber unterlagen die meisten Kranken dem furchtbaren Uebel. Von der Familie eines reichen Nair in Travancore, die aus 19 Gliedern bestand, wurden alle, bis auf einen einzigen, in wenigen Stunden hinweggerafft.

In Betreff der Diagnose, die nicht schwer ist, können in der Zeit, wenn die Cholera herrscht, manche Krankheiten mit ähnlichen Zufällen, wie z. B. Ohnmacht, Krämpfe, Hysterie, Colik, Dyspepsie, durch Salze hervorgerufene Diarrhoe eine falsche Vermuthung veranlassen.

Die Leichendöffnung war bey den Eingebornen theils wegen ihrer Vorurtheile, theils auch wegen der vorgeblichen Rechte ihrer Anverwandten und Freunde mit großen Schwierigkeiten verbunden, und fand deswegen fast nur bey Europäern Statt. Die Eile, mit der die Section wegen der starken Hitze bald nach dem Tode vorgenommen werden müsse, gestatte keine sehr genaue Untersuchung. Auch dürfe bey der Beurtheilung des Erfunds nicht übersehen werden, daß die Europäischen Soldaten dorten meistens an Unterleibsübeln aller Art litten. Die Schleimmembranen zeigten Zeichen von Krankheit. Die Lungen fand man mehr leber- und milzartig oder völlig zusammengesunken; die linken Herzhöhlen voll von dunklem oder schwarzem Blute. In den Gedärmen eine seröse Materie; der ductus thoracicus leer von Chylus; die Gallenblase meistens voller Galle. Die Harnblase ohne Harn; sehr zusammengezogen; die innere Schleimhaut so wie selbst die der Harnleiter mit einer weißlichen schleimichten Flüssigkeit überzogen. In

dem einzigen Falle, wo das Rückenmark untersucht wurde, erschien es sehr entzündet.

Es ergebe sich, daß die Schleimmembranen und die damit zusammenhängende Haut am meisten afficiert seyen. Viele hätten die Abgänge für Chylus gehalten. In Betreff der pathologischen Erklärung dieser Krankheit müsse man annehmen, daß die Energie des Nervensystems, welches den functionibus vitalibus et naturalibus vorstehe, verringert wäre. Bey dem großen Congestionszustande würde man an einen error loci des Blutes erinnert. Die nächste Ursache oder die Natur der Cholera sey uns bis jetzt verborgen; übrigens hänge sie mit keiner Verletzung eines Organs zusammen. Die Gewalt, welche die Krankheit erzeuge, sey sedativer Art, wie bey mehreren vegetabilischen Giften. Es werde die Fähigkeit zur Circulation und zur Wärmebildung aufgehoben. Galle fehle nicht; nur ihr Eintritt in die Gedärme wäre unterbrochen. Zeige sie sich wieder, so sey dieses aus dem Grunde ein gutes Zeichen, weil daraus hervorgehe, daß eine der natürlichen Functionen wieder hergestellt sey. In einer bloßen zu großen Vermehrung des Darmsaftes dürfe man den Grund der Krankheit nicht suchen, denn oft werde gar nichts ausgeleert. Ebenso wenig reiche die Erklärung aus, daß das Wesen beruhe in einem Krampfe der äußersten Gefäße oder in einem Krampfe der Arterien.

Unter den prädisponierenden Ursachen wird die Neigung zu Nervenleiden obenan gestellt; daher auch Schwäche aller Art. Die einmal überstandene Cholera prädisponiere leicht zum Wiedereintritt derselben.

Unter den entfernten oder erregenden Ursachen werden aufgeführt: Fehler der Diät; schneller

Wechsel in derselben; Erkältung; Ermüdung und niederdrückende Gemüthsaffecte; doch wird ihnen allein die Entstehung der Krankheit nicht zugeschrieben. Ob man gleich durch einige Umstände versucht würde einen atmosphärischen Einfluß anzunehmen, so ergebe es sich doch, daß die krankmachende Einwirkung aus dem Boden entstehe, ohne sich allgemein und gleichmäßig durch die Luft zu verbreiten. Die Mannschaft der Schiffe würden dann erst von der Cholera ergriffen, wenn sie in Communication mit dem Lande kämen, wo die Krankheit herrsche. Ein Wechsel in der Luft-electricität, namentlich eine Verminderung derselben sey gleichfalls, besonders von Orton, beschuldigt worden; allein die Krankheit wüthete bey dem entgegengesetztesten Luft- und Witterungszustande. Ebenso wenig machte sich nach den genauesten Beobachtungen (wie dieß auch aus der beygefügtten Kupfertafel: Diagram intended to illustrate the relations of Solar and lunar influence with Cholera hervorgeht) ein Einfluß des Mondes bemerklich weder auf Individuen noch auf eine epidemische Verbreitung. Ob und inwiefern der Boden einen Einfluß ausübe, konnte durch Versuche und Beobachtungen nicht ermittelt werden. Unter den Nahrungsmitteln habe man, nach Tytler, besonders dem Genuße des ungerathenen Reises (oose rice) die Cholera zugeschrieben (deswegen von diesem auch morbus oryzeus genannt); allein sie erschien und verbreitete sich an Orten, wo gar kein Reis genossen wird.

Bevor der Verf. seine Ansicht dahin ausspricht, daß bey der Cholera ein Contagium wirksam sey, schiebt er die Untersuchung der Fragen vorher: ob die Krankheit sich in Länder und Gegenden verbreitete, die den ursprünglichen rück-

sichtlich des Klimas, des Bodens, und der Bevölkerung völlig entgegen gesetzt waren? ob sich die Umstände der Länder, die nach und nach von dem Uebel durchzogen wurden, denjenigen, in welchen es zuerst erschien, allmählich assimilirten? ob die Krankheit in ihrem weiteren Verlaufe und bey Einwirkung neuer ursächlicher Momente, die jedoch mit den Bedingungen der ursprünglichen Erzeugung weder Aehnlichkeit noch Zusammenhang hatten, zunahm? ob die Cholera durch persönliche Dazwischenkunft oder wirkliche Berührung entstand?

Die Cholera verbreitete sich von Bengalen (von Zilla Jessore 100 Engl. Meilen nordwestlich von Calcutta) aus nach allen benachbarten in Klima und Jahreszeiten völlig verschiedenen Ländern. Der Fortgang in der Präsidentschaft von Norden nach Süden geschah überraschend regelmäßig, sowohl in geographischer als chronologischer Hinsicht. Sie wurde durch einzelne Menschen wie durch Truppenzüge verschleppt. An Orten, wo früher nie eine Spur der Krankheit war, brach sie aus, wenn verdächtige oder angesteckte Personen dahin kamen. Ganz gesunde Truppenabtheilungen wurden auf ihrem Marsche krank, wenn ihr Weg sie durch Plätze führte, wo die Krankheit herrschte. Erschien die Cholera in einer Straße, so durchlief sie häufig die sämtlichen Wohnungen in ihr; erschien sie in einer Familie, so erkrankten die einzelnen Glieder successiv. Meistens ging die Krankheit auf den Hauptstraßen weiter, indem sie wohl die nahen, nicht aber die entfernt liegenden Orte heimsuchte. Während rings um ein Gefängniß, das mit einer Mauer umschlossen war, die Cholera wüthete, blieben die isolirten Gefangenen vollkommen frey davon. Die Annäherung der Krank-

heit an eine Stadt konnte man von Dorf zu Dorf verfolgen, und der Ausbruch in der Stadt selbst geschah in dem Quartier zuerst, welches der Bahn der Verbreitung am nächsten war. Unverwandte, Bediente, Wärter, welche den Kranken Hülfe leisteten, wurden häufig sogleich oder bald darauf von der Krankheit ergriffen. Hospitalranke, welche in der Nähe von Cholera-patienten lagen, wurden gleichfalls von diesem Uebel befallen. Die Anzahl der an der Cholera gestorbenen Medicinalbeamten konnte mit Genauigkeit nicht ermittelt werden; aber so viel weiß man mit Bestimmtheit, daß nicht weniger als 13 daran starben und etwa 12 sich wieder erholten. Sie alle hatten zuvor Cholera-kranke behandelt.

Die Therapie dieses Uebels hat viele Versuche und vieles Nachdenken veranlaßt. Millionen Menschen sind bey der entgegengesetztesten Behandlungsweise gestorben und gerettet worden. Oft wurde an der Kunsthülfe verzweifelt, oft von ihr allein, wie kaum bey einer anderen Krankheit, die Fortdauer des Lebens erwartet. Der verschiedene Character, in dem die Krankheit auftrat, die verschiedene Höhe, bey welcher die Aerzte gerufen, die vielen Modificationen, welche durch die äußeren Einflüsse und durch die Beschaffenheit der Individuen bedingt wurden, erschwerten die Entwerfung eines festen Heilplans und verrückten den kaum gebildeten. Da die Aerzte in ihren Ansichten sich nicht vereinigen konnten und die schroffsten Gegensätze der Behandlung auffielen, so war es kein Wunder, daß die Empirie sich breit machte, und daß Baien specifische Mittel und ganze Heilmethoden anzupreisen sich erlaubten.

Nach unserem Verf. waren folgende Curregeln

die herrschenden. Um die Reizbarkeit des Magens und der Gedärme zu beruhigen und den Krampf zu entfernen, reichte man Opium in fester oder flüssiger Form. Keine Arznei hat sich so bewährt, als diese. Die erste Dose war meistens 80 . . 100 Tropfen der Tinctur oder 2 . . 4 Gran in Substanz. Man that wohl mit der flüssigen Form anzufangen. Reicht man es aber als herzkärkendes oder stimulierendes Mittel, nachdem die unordentlichen Bewegungen beseitigt sind, so ist die Pillen- oder Pastenmasse vorzuziehen. Reizmittel, sowohl die flüchtigen als die mehr anhaltenden, hatten sich nur im ersten Zeitraume der Krankheit nützlich bewiesen. Calomel gab man theils um die Reizbarkeit des Magens zu beruhigen, theils um die Gallengefäße auszuleeren, theils um das Gleichgewicht der Circulation wieder herzustellen (wie beym congestive typhus), theils um Entzündung zu beseitigen. Allein unbefangene Beobachter fanden nicht, daß es beruhigte; eher wohl das Gegentheil. Anfänglich ließen Viele 20 Gran auf die Zunge legen und mit 100 Tropfen Opiumtinctur nehmen (washed down by 100 drops of T. Opii). Zur Wiederherstellung der unterdrückten Circulation wäre der Aderlaß bey den mehr kräftigen Europäern ein äußerst wichtiges, oft unentbehrliches Hülfsmittel gewesen; doch dürfe man der Blutentziehung keineswegs eine specifice Heilkraft in dieser Krankheit zuschreiben. Bey wirklicher Indication dürfe eintretender Collapsus von der Wiederholung nicht abschrecken. Der Vf. rath zum Ansetzen von Blutegeln oder Schröpfköpfen an das Rückgrath. Gegen die Kälte der Haut und die Häufigkeit der Krämpfe wandte man das warme Bad mit zweckdienlichen Zusätzen und das Dampfbad (Dalton's

spirituous vapor bath) an; theils war jedoch die Zurichtung sehr umständlich und mit Schwierigkeiten verbunden, theils leisteten sie die erwarteten Wirkungen nicht. Zuträglicher bewies sich die Anwendung der trocknen Wärme vermittelt warmen Sandes oder warmen Flanells. Hautreize, namentlich Senfpflaster, frühe gebraucht, waren von Nutzen; so zuweilen Blasenpflaster mit Terpentinöl, Mineralsäuren und kochendes Wasser äußerlich in der Gegend des Herzens, Magens und der Eingeweide appliciert. Einige Practiker entschlossen sich zu Brechmitteln, sowohl zur Ausleerung als zur Vermehrung der Hautthätigkeit. Nach dem Verf. verdienen schweißtreibende Mittel, besonders das Antimonialpulver in Verbindung mit Opium, versucht zu werden. Um fäculente Stühle hervorzurufen, gaben Einige Purgiermittel; Andere, welche einsahen, daß das Fäculente nicht zurückgehalten würde, sondern daß es durch den ersten oder zweyten Stuhlgang ausgeleert, später aber nicht wieder ersetzt werde, hofften von den Purgiermitteln die Wiederherstellung der normalen Function des Darmcanals. Zu dem Ende wurde vorzüglich Ricinusöl ($\frac{1}{2}$ Unze pro dosi mit 15..20 Tropfen Laudanum) gepriesen. Der Versuch, zur Wiederbelebung der Gallenabsonderung thierische Galle innerlich zu reichen, ist früh wieder aufgegeben worden. Für das Einathmen von Schwefeläther erklärt sich der Verfasser.

Der den Kranken quälende Durst und dessen reichliche wässerichte Ausleerungen müssen den Arzt bestimmen ein zweckmäßiges Getränk zu erlauben. Milde, diluierende, lauwarme, selbst säuerliche Flüssigkeiten eigneten sich am besten; jedoch müsse man die Menge beachten, damit

der Magen sich nicht dagegen auslehne. Die Empfindung des Hungers dürfe in der Cholera nicht leiten; denn oft sey es eine krankhafte; allein ganz unberücksichtigt dürfe man sie auch nicht lassen. Man reiche etwas leichte Nahrung; beobachte, ob jene Empfindung erleichtert wird, und wenn dieses, dann fahre man mit Umsicht fort, d. h. man gebe nicht allzu wenig und in nicht allzu kurzen Zwischenräumen, indem eine beständige Wiederholung kleiner Quantitäten den Magen ermüde und störe. Eine der wichtigsten Regeln in der Behandlung überhaupt sey: mit den Kräften des Kranken Haus zu halten, darunt Vermeidung jeder unnöthigen Bewegung, möglichste Ruhe.

Zur leichteren Bekanntschaft mit den im Report vorkommenden und in andern ähnlichen Englischen Schriften darauf Bezug habenden Vorschriften diene Folgendes: Ein gewöhnlicher Theelöffel enthält eine Drachme Flüssigkeit; ein Desertlöffel 3 Dr.; ein Eßlöffel 4 Dr. oder eine halbe Unze; ein Madera Weinglas 2 Unzen; ein Claretglas 3 Unzen. Eine Drachme Laudanum oder 60 Minims enthält $3\frac{1}{2}$ Gr. reines Opium. Das Senfpflaster wurde bereitet aus einem halben Pfunde pulverisirten Senfсаamens, Spanischem Pfeffer und Ingwer, von jedem 2 Dr.; 2 Unzen Terpentindöl und Weinessig.

Es geschieht zweyer Linimente Erwähnung: das eine aus 2 Dr. Cantharidentinctur; 3 Dr. Campher und 4 Unzen Seifenliniment mit Opium; das andere aus 2 Dr. pulverisirtem Senfсаamen, $1\frac{1}{2}$ Unze Terpentindöl und $\frac{1}{2}$ Unze Olivenöl. Die krampfstillend reizende Tinctur besteht aus Opium, Ingwer, Campher, von jedem 3 Dr.; 2 Dr. Span. Pfeffer, und 2 Pfund Weingeist. Dieses Mittel wurde unter die Ein-

geborenen vertheilt. Die Dosis davon war $\frac{1}{2}$ Unze, die etwa $\frac{1}{2}$ Dr. Laudanum enthält. Die reizende Tinctur besteht aus den gleichen Ingredienzien ohne Opium. Die Nelkentinctur aus 2 Unzen zerstoßener Nelken und $1\frac{1}{2}$ Pfund Weingeist. Die Nelkenmirtur aus 12 Unzen Nelkentinctur, 16 Unzen Brantwein, 32 Unzen Wasser, 3 Dr. Salpetersäure. Die krampfstillende Mirtur aus 1 Pfunde Campher mirtur, 6 Dr. Laudanum, 3 Dr. spiritus aromat. ammoniacalis. Zwey Unzen davon sind eine volle Dosis. Der krampfstillende Trank aus 2 Unzen Campher mirtur, Opium- und Castoreumtinctur von jeder $\frac{1}{2}$ Dr. und 20 Minims spir. arom. ammoniac. Der krampfstillende herztärkende Trank aus 1 Unze Brantwein, $1\frac{1}{2}$ Unzen Wasser, 50 Minims Opiumtinctur, 2 Dr. Capsicum-Tinctur.

Zur Erläuterung dieser gedrängten Zusammenstellung folgen die genauesten und ausführlichsten Beweise aus lauter authentischen Quellen, den amtlichen Berichten gezogen. Es versteht sich, daß diese nach der Individualität und dem Grade der Bildung der Berichterstatter verschieden an Darstellungsgabe und Inhalt ausfallen mußten; allein beachtungswerth sind sie ohne Ausnahme. Gerade dadurch, daß man aus einem und demselben Lande über die gleiche Krankheit von dem verschiedensten Standpuncte geistiger Bildung und der Kenntniß der Beobachtung aus eine Masse von Berichten vor sich hat, wird es möglich das Uebel in allen seinen Nuancierungen sich zu vergegenwärtigen und eine Ueberzeugung über die Natur wie über die Behandlungsweise der Krankheit sich zu bilden. Die Verbreitung der Krankheit durch die Präsidentschaft ist auf das sorgfältigste angegeben und durch

eine illuminierte Karte versinnlicht. Ihre Wanderung in den Jahren 1818 — 19 ist bezeichnet durch rothe Linien längs der Hauptstraßen. Die gelben Linien deuten die Kreuzwege und die anderen an, welche zwischen durch in der Erzählung erwähnt worden. Dann sind noch beygefügt tabellarische Uebersichten über die überhaupt vorgekommenen Krankheits- und Todesfälle der Armee vom Fort St. George innerhalb der Jahre 1815. . 1821, um das Verhältniß der Cholerafranken daraus entnehmen zu können. Uebrigens sind darin die verschiedenen Formen der Cholera nicht von einander gesondert aufgeführt. Die Uebersichten über den Fortgang der Krankheit so wie über die Truppenbewegungen erscheinen sehr allgemein gehalten. Dafür aber sind die meteorologischen Beobachtungen, zwar bloß von Madras, aber äußerst genau vom Astronomen der Gesellschaft mitgetheilt. Die Resultate über die Winde und das Wetter in Indien überhaupt und diese Präsidentschaft insbesondere sind äußerst interessant. Die Höhenangaben stützen sich auf die Barometermessungen des Capitäns Cullen von der Madras- Artillerie.

Von weit geringerem Belange sind die drey folgenden, wenn gleich zum Theil später erschienenen Schriften von Boyle, Christie und Scarle.

Boyle erweckt kein besonderes Vertrauen zu seiner gelehrten Bildung, denn er schreibt (vielleicht sind es bloße Druckfehler) *ptyalism, syn-copae, sine opii*; doch ertheilt er einige berücksichtigungswerthe Bemerkungen. So würde, bevor nicht die Arznei beruhigend wirke, die krampfhafte Beschaffenheit des Magens durch jede Substanz, welche mit ihm in Berührung komme, mehr oder weniger gesteigert. Bey einem Kranken auf dem Schiffe hätten 130 Minims

Calomel und 250 Tropfen Opiumtinctur in einer Stunde genommen den Reizzustand des Magens nicht besänftigt, während zwey Drachmen Opiumtinctur in einem Klystiere gegeben, alle schlimmen Zufälle entfernten. Die Hauptaufgabe der Behandlung sey das Gleichgewicht der Circulation herzustellen. Um die Absonderung der Galle wieder hervorzurufen, rath er Brechmittel an. Uebrigens lasse keine Krankheit eine solche Mannigfaltigkeit der Symptome zu und verlange einen so häufigen Wechsel der Behandlung als die Cholera. Die Ursache sucht er in einer giftigen Atmosphäre, die mit Personen, welche zur Krankheit prädisponiert seyen, in Contact komme. Vorhergegangene Leibesverstopfung disponiere ganz besonders dazu.

Die Abhandlung von Christie war ursprünglich vom Verfasser vor der medicinischen Gesellschaft in Madras vorgelesen worden und sollte in deren Schriften niedergelegt werden; da ihn jedoch eine gestörte Gesundheit zur Rückkehr nach England bewog, so zog er es vor sie als besonderes Buch erscheinen zu lassen. Die Werke von Annesley so wie die neueren Beobachtungen einiger Französischen Pathologen über die Schleimmembranen konnte er zwar nach seiner Rückkehr benutzen, allein zu dem Hauptresultate, daß es nämlich Entzündung der Schleimhäute gebe ohne vermehrte Absonderung, Catarrh ohne Entzündung, und daß die Cholera ein Catarrh der Schleimhaut der ersten Wege sey, wäre er durch eigene Beobachtungen in seiner Abgeschiedenheit in Indien gelangt. Der unveränderliche Erfund in den Leichen der an Cholera Verstorbenen beschränkte sich auf die Schleimhaut. Eine weiße, schillernde, klebrige Substanz fände sich an der Oberfläche, an einigen Stellen in sehr geringer,

ändern in erstaunlicher Menge. Die orientalische Cholera würde man seiner Ansicht nach am zweckmäßigsten durch Cholera catarrhalis bezeichnen, hingegen die Ch. biliosa, welche in einem entzündlichen Zustande der Schleimhaut begründet sey, Ch. Pyretica. Die Entziehung des Blutes sey angezeigt, weil dieses eine Reizung zeige in den inneren Organen sich anzuhäufen; die vermehrte Thätigkeit werde dadurch herabgestimmt und die Circulation an der Oberfläche wieder hergestellt. Zu gleichem Zwecke dienten auch Sinapismen und blasenziehende Mittel. Der große Werth des Calomels in der Cur der Krankheiten bestehe erstens darin, daß es eine reichliche und heilsame Absonderung der Schleimhaut bewirke, ohne zu gleicher Zeit eine entzündliche Reizung zu verursachen; zweytens darin, daß es die Absonderung aller Drüsen vermehre und deswegen als allgemein ausleerendes Mittel wirke, und drittens durch seine andauernde reizende Kraft auf das ganze System, wodurch es die Circulation in ein Gleichgewicht bringe und so die Reizung von der afficierten Stelle entferne.

Obgleich Searle (der in dem Madras Report oft erwähnt wird) viele Cholerafranke behandelte und selbst an diesem furchtbaren Leiden darniederlag, so sind doch seine Mittheilungen mehr aus fremden als aus eigenen Beobachtungen gezogen. Das Interessanteste der Schrift ist die Beschreibung der eigenen Krankheit, in der er sich selbst nach der Ansicht, als bestehe sie in einem Congestionszustande des Magens und der Gedärme, so wie nach der Erfahrung, daß Reizmittel ihm keine Erleichterung verschafften, behandelte. Er ist überzeugt, daß er die große Reizbarkeit des Magens, die brennende Hitze, die Unruhe, die Krämpfe, überhaupt die Sympto-

me von Entzündung und Gehirncongestion hervorgerufen haben würde, wenn er nach der gewöhnlichen Curmethode stimulierende Mittel und Opium genommen hätte. Kurz ehe er erkrankte, herrschte ein Sterben unter dem Federvieh, und einen Tag zuvor hatte man ihm eine von den gefallenen Enten zur Untersuchung gebracht, in der er die ganze innere Wand der Eingeweide höchst entzündet und mit Schleim ausgefüllt fand, und worauf er gegen seine Diener bemerkte, daß das Thier an der Cholera gestorben sey und daß sie sich in Acht nehmen sollten. An Ansteckung denkt er jedoch nicht, sondern er findet den Grund des Erkrankens überhaupt in der Einwirkung der Malaria oder eines mephitischen Dunstes, einer gasartigen Production organischer Substanzen im Zustande der Zersetzung. Dadurch werde das Blut verunreinigt und durch die gestörte chemische Umwandlung im Capillarsysteme die Entwicklung der Wärme und Electricität verhindert und so Schwäche aller Verrichtungen bedingt. Das venöse System werde vorherrschend, die Respiration, die Herz- und Gehirnthatigkeit unterdrückt, es bilde sich bey der Abnahme der Thatigkeit auf der Oberfläche Abdominalplethora und durch sie seröse Exhalation. Die Uebelkeit und das Erbrechen entstehe dadurch, daß dem Magen plötzlich die Nervenbelebung entzogen würde; darin sey auch die Ursache der raschen Erschöpfung zu suchen. Aus demselben Mangel des Reizes für das Herz und Gehirn ließen sich die andern Symptome und die Verminderung oder Unterdrückung der Secretion der Galle und des Urins aus dem aufgehobenen Nerveneinflusse auf das Drüsensystem erklären. Die Krämpfe rührten von Congestion des Bluts zum Rückenmarke her. Nach der Heftigkeit der Zufälle glaubt er drey Varietäten

annehmen zu dürfen. Die gelindeste Form nennt er mit Scot Cholera Asphyxia; die zweyte und gewöhnlichste Ch. congestiva; die dritte, wobey allgemeine Erregung Statt finde, Ch. Morbus.

Der Verfasser hat sich das Gesetz: möglichst gedrängt zu schreiben, nicht gemacht; schon die großen Ueberschriften vor den einzelnen Kapiteln laden zum Gegenbeweis ein, die Kapitel selbst liefern die Gründe dafür. Seine Belesenheit, die übrigens nur mäßig genannt werden kann, weiß er geltend zu machen, ohne jedoch den Leser von der Richtigkeit seiner Ansichten und Behauptungen überzeugen zu können. Bey der Erwähnung der bössartigen Cholera unter den Schulknaben zu Clapham (aus der London med. Gazette. 1829) werden die Erscheinungen in der Leiche mit der in und um Göttingen im J. 1762 von Rödderer und Wagler beobachteten Schleimkrankheit verglichen; allein dort heißt es (p. 68) delineated by Roideur . . . which raged in Vienna.

Es sey erlaubt dem Schlusse dieser Anzeige noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen, deren Anführung die hohe Bedeutsamkeit des Gegenstandes entschuldigen mag.

Die Cholera, obgleich nicht mehr in der mörderischen Form, wie früher in Indien, aber darum doch noch immer gefährlich genug, bedroht unsere Nachbarländer und das eigene Vaterland. Die Geißel des Krieges, in dessen Gefolge so leicht zerstörende Krankheiten sich efinden, um so mehr, wenn verschiedene Völkerschaften in Conflict gerathen, kann uns sehr leicht diese furchtbarste Seuche der neueren Zeit bringen. Das Vordringen der Russischen Armee bedroht damit Polen, Oesterreich und Preußen; aber auch die Seestädte müssen auf ihrer Hut seyn.

(Der Beschluß in der nächsten Woche).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 19. März 1831.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden unfehlbar in der mit dem 25. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, die im vorigen Januar unterbrochenen Vorlesungen aber vom 11. April an nachgeholt werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Reiche um 3 Uhr vor.

Eine historisch = kritische Einleitung in die Schriften des Alten Testaments gibt Herr Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr Prof. Ewald um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr Hofr. Tychsen erklärt die Psalmen um 9 Uhr, das Buch der Richter in einer öffentlichen Vorlesung; Hr Prof. Ewald, das Buch Hiob um 10 Uhr, die noch rückständigen Psalmen, vom 11. Apr. an um zehn und zwey Uhr; Hr M. Holzhausen, das Buch Hiob, nebst den Propheten Joel, Micha, Nahum und Habakuk, um 10 Uhr.

Eine historisch = kritische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr Consist. R. Pott erklärt die drey ersten Evangelien, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr, und beendigt vom 11. Apr. an die unterbrochenen exegetischen Vorlesungen. Hr Prof. Planck erklärt die drey ersten Evangelien, nach seinem 1809 bey Römer herausgegebeneu 'Entwurfe' 6 St. wöch. um 9 Uhr, den Brief an die Hebräer Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr öffentlich, Hr Prof. Lücke erläutert die Geschichte der Apostel und gibt zugleich ausführliche Darstellungen aus der ersten Periode der Kirchengeschichte Mont., Dinst., Mittw. u. Donnerst. um 9 Uhr; die Vorlesung über das Evangel. und die Briefe des Johannes wird er vom 11. Apr. an beendigen. Hr Prof. Reiche erklärt die Briefe an die Römer und Corinther um 4 Uhr, und holt vom 11. Apr. an den Rest seiner exeget. Vorl. nach. Hr M. Klose erläutert die Briefe an die Thessal. u. an die Galater um 7 Uhr unentgeltlich.

Die christliche Apologetik verbunden mit der Polemik, oder die philosophische Theologie trägt Hr Prof. Lücke 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Die biblische Theologie, Hr M. Klose um 4 Uhr;
Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Reiche um 8 Uhr;
Hr M. Holzhausen um 5 Uhr; Hr M. Klose um 7 Uhr.
Die Vorlesung über die vorzüglichsten Systeme

der christlichen Theologie wird Hr. Consist. R. Planck, nach der 3. Ausg. seines 'Abrisses' vom 25. Apr. an um 11 Uhr abermahls vollständig halten.

Zu Examinatorien über die Dogmatik, bey welchen Bretschneiders 'Entwicklung der in der Dogmatik vorkommenden Begriffe' zu Grunde gelegt werden soll, erbietet sich Hr. Rep. Köllner.

Die Vorlesung über die christliche Ethik vollendet Hr. Prof. Lücke vom 11 Apr. an.

Den zweyten Theil der Kirchengeschichte (vom 8. Jahrh. bis in die Mitte des 16.) trägt Hr. M. Holzhausen um 8 Uhr vor. Hr. Rep. M. Rettberg handelt den ersten Theil der Kirchengeschichte um 7 Uhr, den zweyten um 8 Uhr ab; Hr. M. Klose den ersten unentgeltlich, um 8 Uhr.

Die Homiletik lehrt Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr, für die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars bestimmt er die Stunde von 11 bis 12 Uhr Sonnabends.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird der Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Tresfurt, 4 St. wöchentlich um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden; die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden;

Die Pastoral-Theologie, verbunden mit einem Abrisse des allgemeinen protestant. Kirchenrechts handelt derselbe 5 St. wöch. um 5 Uhr ab, und legt bey beiden Vorlesungen seinen 1825 herausgegebenen 'Labelarischen Leitfaden' zu Grunde.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die theol. Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Bunnemann, Hr. Pastor Fraaß, Hr. Rep. M. Rettberg, Hr. Rep. Köllner.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die lateinische theologische Gesellschaft unter der Aufsicht des Herrn Prof. Lücke versammelt sich Donnerst. um 7 Uhr;

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn. Prof. Ewald, Freyt. Ab. um 6 Uhr.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät wird Hr. Pastor Fraaß zu leiten fortfahren.

Zu ähnlichen Uebungen bestimmt Hr. Rep. M. Rettberg die Abendst. von 8 bis 10 Uhr der Mittwoche.

Das lateinische Disputatorium über Gegenstände aus der Theologie oder Philosophie, nach lateinischen Abhandlungen, wird von Hn Rep. Köllner fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Mont. und Donnerst. um 4 Uhr Hr Rep. M. Rettberg die Messianischen Stellen des N. T., Hr Rep. Köllner den Brief an die Römer, mit stäter Erörterung der dogmatischen Beziehungen, erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Prof. Blume 5 St. wöch. um 11 Uhr vor; Juristische Encyclopädie und Methodologie, Hr Assess. Dr Desterley 5 St. wöch. um 10 Uhr; Encyclopädie, Einleitung, Begründung, und Uebersicht der gesammten Rechtswissenschaft, Hr Dr Schumacher 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechts, vorzüglich des Privatrechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der vierten Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes und Staates, Hr Dr Schumacher, 4 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Das positive Europäische Völkerrecht, Herr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundriss, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten Hr Prof. Kraut um 8 Uhr; Hr Dr Valett um 5 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um 8 Uhr M.;

Die Strafrechtswissenschaft, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 Uhr; Criminal-Recht nach Feuerbach (Ausfl. 10), Hr Dr Zachariä 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr von Dehn-Rotsfeler um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr.

Die Vorlesung über die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes vollendet Hr Hofr. Goeschel um 3 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop trägt die Geschichte und die Alterthümer des Röm. R. um 10 Uhr vor; Hr Dr Zachariä 6 St. wöch. um 2 Uhr;

Das heutige Römische Recht (Institutionen und Pandecten), Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, Hr Hofr. Bauer, nach Waldeck, um 8 Uhr; Hr Hofr. Götschen um 8 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop beendigt seine Vorles. vom 11. April an um 9 und 11 Uhr, vom 25. April an in einer passenden Stunde. Hr Dr Möbius trägt die Institutionen, nach Dictaten, um 10 Uhr vor; Hr Dr Benfey, mit Vorweisungen auf Mackelbey, um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä, nach s. Grundr. um 9 Uhr; Hr Dr Seidensticker, um 11 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Röm. Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meißter, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundriss, um 9 u. 11 Uhr. Hr Hofr. Götschen beendigt s. Winter-Vorles. zuerst um 7 u. 9, dann um 7 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop trägt die Pandecten um 9 und 11 Uhr vor; Hr Dr Balett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluß des Erbrechtes, um 9 u. 11 Uhr; Hr Dr Gerbode, nach Heise, um 8 u. 10 Uhr.

Das Röm. Obligationen- und Familien-Recht wird Hr Dr Northoff, nach einer mit Hn. D. U. G. R. Francke genommenen Rücksprache, als Fortsetz. der Vorlesung des letztern, 6 St. wöch. um 9 Uhr abhandeln.

Das Erbrecht trägt Hr Hofr. Goetschen, nach s. Grundriss, um 10 Uhr vor; Hr Dr Balett, um 10 Uhr; Hr Dr Benfey um 11 Uhr; Hr Dr Seidensticker um 10 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Ass. Dr Desterley 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr Dr Rothamel, Hr Dr. Balett, Hr Assessor Dr Desterley, Hr Dr von Dehn-Rotselher, Hr Dr Seidensticker, Hr Dr Thöl.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Blume, nach der Ausg. s. Lehrb. 6 St wöch. um 10 Uhr vor; Hr Prof. Kraut, nach der fünften von ihm besorgten Ausg. des Wieseschen Lehrbuches, um 7 Uhr (für frühere Zuhörer unentgeltl.); Hr Dr Rothamel, nach Wiese, um 9 Uhr; Hr Dr Möbius, nebst der Kirchengesch. um 11 Uhr; Hr Dr Duncker um 2 Uhr.

Ueber die Quellen und Alterthümer des deutschen Rechtes hält Hr Prof. Jac. Grimm Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr eine Vorlesung.

Das deutsche Privat-Recht, und das Lehnrrecht trägt Hr Prof. Albrecht, um 8 und 11 Uhr vor; Hr Prof. Kraut den rückständigen Theil in einer passenden St.; Hr Dr Duncker, nach Eichhorn (Ausg. 3), um 8 u. 11 Uhr; Hr Dr Thöl privatissime. Hr Dr Northoff wird s. unterbrochene Vorl. in passenden St. beendigen.

Die Vorl. über das Hannoversche Privatrecht
setzt Hr Hofr. Bergmann vom 11. Apr. an fort. Hr Dr
Quentin handelt es (zugleich mit dem Staatsrechte), 6 St.
wöch. um 8 Uhr ab; Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Ueber die Verfassung und Verwaltung und das Pro-
vincial-Recht des Herzogth. Nassau hält Hr Hofr. Bauer
für die hier studierenden Nassauer eine Vorles. um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht, und die Theorie
des Processus trägt Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um
9 Uhr vor; Hr Dr Gerbode in gelegenen Stunden.

Das Handelsrecht, Hr Dr Thol 4 St. wöch. um
7 Uhr oder in einer zu verabredenden Stunde.

Den Criminal-Proceß handelt Hr Hofr. Bauer,
mit pract. Uebungen, um 11 Uhr ab; Hr Dr Zacharia
Mittw. u. Sonnab. unentgelt., Hr Dr von Dehn-Rotfeller
Mont., Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr, unentgeltlich;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Pro-
cesses, Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 4 Uhr;
Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Grefe
6 St. wöch. um 11 Uhr;

Den Hannoverschen Civil-Proceß, Hr Dr
Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr unentgeltlich;

Die Lehre von Klagen und Einreden, Hr Dr
Gerbode 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Concurß-Recht nebst dem Concurß-Pro-
ceß, Hr Assess. Dr Desterley 2 St. wöch. um 7 Uhr M.

Ein practisches Collegium über den Proceß
hält Hr. Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein
Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr; die unterbro-
chenen pract. Uebungen werden vom 11. Apr. an fort-
gesetzt.

Zu Privatissimis über den Civil-Proceß und
die Referier-Kunst erbietet sich Hr Assess. Dr Desterley;
Hr Dd Zimmermann.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, oder die
Lehre von der freiwilligen Gerichtsbarkeit, dem Notariats-
Wesen, und der vorsichtigen Abschließung der Rechtsges-
chäfte, handelt Hr Ass. Dr Desterley, nach s. in den Buch-
handlungen unentgeltlich zu erhaltenden 'Grundriss', Mont.,
Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 u. Mittw. um 1 Uhr ab.

Zu General- sowohl als Special-Examinato-
rien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder
lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien er-
bietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Valett, Hr Dr Benz-
fen, Hr Dr Gerbode, Hr Dr von Dehn-Rotfeller, Hr
Dr Seidensticker, Hr Dr Thöl, Hr Dd Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Neurologie trägt Hr Hofr. Langenbeck Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens mit Verweisung auf seine anatomischen Abbildungen vor;

Allgemeine Anatomie, Osteologie und Syn-desmologie, Hr Prof. Hempel, nach der fünften Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr Berthold, 5 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Hempel mit Hinsicht auf Pathologie, nach der 3. Ausg. seiner 'Einleitung in die Physiologie', 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, nach Blumenbach's Handbuch der Physiologie, Hr Dr Herbst 6 Stunden wöch. um 8 Uhr;

Physiologie, Hr Dr Berthold, nach seinem 'Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere, Gött. 1829', 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Physiologie des Menschen, mit Rücksicht auf die Physiologie der Thiere, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und lebenden Thieren, Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die pathologische Anatomie handelt Hr Dr Himly in Verbindung mit der medicinischen Chirurgie ab.

Allgemeine Therapie und Heilmittel-Lehre, trägt Hr Hofr. Himly Mont., Dinst., u. Mittw. um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach der 4. Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, unentgeltlich;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorlegung

vergleichender Pflanzenabbildungen, derselbe, nach seinem 'Handbuche', 6 St. wöch um 11 oder 3 Uhr; Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Conradi unentgeltlich um 8 Uhr.

Die Vorlesung über Toxicologie wird Hr Prof. Marx Mont., Dinst. und Mittw. um 3 Uhr fortsetzen.

Die Pharmacie lehrt Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach Beendigung der allgem. Heilmittellehre, unentgeltlich.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab; die Krankheiten der Respiration= Werkzeuge, der Haut, und der Geschlechtstheile Donnerst., Freyt. und Sonnab. um 3 Uhr;

Die specielle Pathologie und Therapie, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Handbuchs, um 5 Uhr;

Die Augenkrankheiten, Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr.

Anleitung zu den Operationen bey Krankheiten der Augen und der Ohren gibt Hr Hofr. Himly privatissime.

Uebungen in den bey Augenkrankheiten erforderlichen Operationen stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Krankheiten der Schwangern, der Wöchnerinnen, und der neugebornen Kinder handelt Hr Prof. Mende 4 St. wöch. um 7 Uhr M. ab, verbunden mit Demonstrationen und clinischen Uebungen im Königl. Entbindungshause.

Das therapeutische Casuisticum des Hn Dr Kraus wird fortgesetzt, für frühere Zuhörer unentgeltlich.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor.

Die Manual=Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Die medicinische Chirurgie in Verbindung mit pathologischer Anatomie, Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbande gibt Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends;

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer geeigneten Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; dieselbe Stunde Sonnab. bestimmt er zu practischen Uebungen, wozu er außerdem auch alle im Entbindungshause vorkommenden Fälle benutzt; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst um 2 Uhr.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften erbiethet sich Hr Dr Herbst, Hr Dr Berthold.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Aeußern des Pferdes betrifft, hält Hr Stallmeister Uxer eine Vorlesung.

Der Director der Königl. Thierarzney-Schule, Hr Dr Lappe, handelt die Pathologie der Hausthiere 4 St. wöch. um 2 Uhr ab, die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 St. wöch. um 11 Uhr, die gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St. wöch. um 3 Uhr; die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Philosophische Wissenschaften.

Ueber die Methode der speculativen Wissenschaft hält Hr M. Brockhausen, nach Hegel's Encyclop. der philos. Wissensch. eine Vorlesung Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr.

Logik und Encyclopädie der Philosophie trägt Hr. Hofr. Schulze 5 St. wöch. um 7 Uhr vor, jene nach der fünften, diese nach der dritten Ausg. seiner Lehrbücher;

Logik und Metaphysik, Hr. Hofr. Wendt, nach Sätzen die er den Zuhörern mittheilen wird, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie' um 5 Uhr, nebst einer der Erläuterung der in dem Anhang jenes Buches enthaltenen Lehre von dem regelwibrigen Zustande des psychischen Lebens, und den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr;

Naturrecht, oder reine und angewandte Rechtslehre, Hr. Hofr. Wendt, nach seinen 'Grundzügen der philos. Rechtslehre. Leipz. 1811' 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Religions-Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Kant's, Jacobi's, und Schelling's Lehren, Hr. M. Bohß Dinst. u. Donnerst. um 7 Uhr;

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr;

Die Staatswirtschaft nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr; Hr. M. Lex 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Ueber Staatsschulden und Staatspapiere hält Hr. M. Lex, nach seiner 'Lehre der Staatsschulden und Staatspapiere. Leipz. 1830' Mont., Mittw. und Freyt. um 2 Uhr eine Vorlesung.

Die land- und forstwirtschaftliche Bodenkunde trägt Hr. Hofr. Hausmann Mittw. u. Sonnab. um 7 Uhr vor.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahegelegenen Fabriken u. Werkstätten.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut, nach der 5. Ausg. seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr; Hr. M. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr; Hr. M. Focke;

Analysis des Endlichen und analytische Geometrie, Hr Hofr. Thibaut um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr M. Stern, um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr M. Stern um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. M. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Rechenkunst, Hr M. Schrader.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr M. Focke in bequemen Stunden; Hr M. Köhler Mittw. und Sonnab. von 4 bis 6 Uhr.

Die in der höhern Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Beobachtungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauß privatissime erläutern.

Die Mühlenbau-Kunst lehrt Hr M. Schrader.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr Prof. Harding um 10 Uhr vor;

Die Theorie der Bewegung der Planeten und der Cometen, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Populäre Astronomie wird Hr M. Schmidt um 10 Uhr vortragen;

Die mathematische und physische Geographie, Hr Prof. Harding um 3 Uhr.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr; Hr M. Schrader, verbunden mit der Ausarbeitung der nöthigen Risse, in bequemen Stunden; Hr M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

In der Kunst Stadt- und Landgebäude zu erfinden, und die Risse gehörig auszuarbeiten, so wie in der Anfertigung richtiger Bauanschlätze unterrichtet Hr M. Schrader.

Die Brückenbau-Kunst lehrt derselbe.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr M. Schrader.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr M. Schrader, Hr M. Focke, Hr M. Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont, Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr M. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 5 St. wöch. um 8 Uhr; Anatomie und Physiologie der Gewächse, 4 St. wöch. um 11 Uhr. Auch ist er zu Privatissimis über alle Theile der Botanik erbötig. Botanische Excursionen und Demonstrationen werden zu der gewöhnlichen Zeit statt haben.

Die specielle Mineralogie trägt Hr Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt um 7 Uhr M. vor.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt außerdem Excursionen an.

Die theoretische Physik lehrt Hr M. Schmidt um 9 Uhr;

Die Theorie der Lichterscheinungen und die Farbenlehre, nebst erläuternden Versuchen, Hr M. Stern Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Die Experimental-Physik trägt Hr M. Schmidt, nach Mayer's Lehrbuche, um 4 Uhr vor.

Die physische Geographie lehrt Hr Prof. Harding, in Verbindung mit der mathematischen, um 3 Uhr; Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten.

Diplomatik und lateinische Paläographie handelt Hr. Hofr. Tychsen um 1 Uhr ab;

Die Geschichte der alten Welt, Hr. Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr. Ass. M. Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Die Vorlesung über die ältere Griechische Geschichte wird Hr. Prof. Hoeck Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr beendigen.

Die Römische Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Röm. Alterthümer, trägt Hr. Prof. Hoeck 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Den rückständigen Theil der Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien wird Hr. Hofr. Heeren in den Stunden von 4 bis 5 nachholen.

Die Geschichte der Europäischen Staaten trägt Hr. Hofr. Dahlmann 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine histor. und polit. Entwicklung des Zustandes von Europa seit dem Anfange des 16. Jahrh. bis auf unsere Zeiten gibt Hr. M. Thospann, nach 'Tableau des révolutions de l'Europe par Koch', in Französischer Sprache Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr.

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Französ. Revolution, trägt Hr. Prof. Saalfeld um 5 Uhr vor.

Die statistische Vorlesung des Hn Hofr. Heeren wird von 4 bis 5 Uhr fortgesetzt werden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß 4 St. wöch. vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik oder Philosophie der Kunst, nebst der Geschichte dieser Wissenschaft von Plato bis auf Solger, trägt Hr M. Bohß 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Grundzüge einer Geschichte der deutschen Poesie, besonders neuerer Zeit, mit Vorausschickung der Grundbegriffe der Kunst, und der Poesie insbesondere, Hr Hofr. Wendt 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Geschichte der neuern deutschen Poesie wird Hr M. Bohß vom 11. April an in 2 Stunden wöch. fortsetzen.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöchentlich um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der zeichnenden Künste wird Hr M. Desterley mit Benutzung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vortragen; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen erbötig.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein;

Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und dem Generalbass, Hr Musik-Director M. Heinroth privatissime. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt.

Alterthumskunde.

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine geschichtliche Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen wird Hr Prof. Müller abermahls so wohl für frühere als neu hinzukommende Zuhörer 5 St. wöch. um 10 Uhr vortragen.

Für die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten bestimmt Hr Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Arabische Sprache lehrt Hr Hofr. Tychsen um 2 Uhr, Hr Prof. Ewald, nach seiner Grammatik (Leipzig 1831) um 6 Uhr;

Die Sanscrit-Sprache, Hr Prof. Ewald um 6 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der griech. und latein. Dichter und die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung um 3 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Prof. Müller übt die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr in der Erklärung der Homerischen Hymnen; 4 Stunden wöch. um 4 Uhr entwickelt er die tragische Kunst der Griechen, und erklärt die Eumeniden des Aeschylus. Hr. Assessor M. Bode erläutert Homers Iliade, und gibt eine Einleitung über die epische Kunst der Griechen 4 St. wöch. um 2 Uhr. Hr Assessor M. Beutler trägt um 8 Uhr die Griechische Grammatik vor, und erklärt um 2 Uhr Homers Odyssee. Hr M. Lion erläutert den Dionysius Periegetes um 11 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbiethet sich Hr Assess. M. Bode, Hr Assess. M. Beutler, Hr M. Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr Lucans Pharsalia, und erklärt um 2 Uhr die didactischen Gedichte des Horaz. Hr Prof. Dissen übt Sonnab. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Disputieren. Hr Prof. Müller erklärt im April, öffentlich, ausgewählte Satiren des Juvenals 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr Assessor M. Bode, im April, ausgewählte Oden des Horaz 4 St. wöch. um 3 Uhr. Hr. Assess. M. Beutler, erläutert die Oden des Horaz um 3 Uhr; Hr M. Lion auserwählte Briefe des Cicero um 1 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr Assessor M. Bode, Hr Assess. M. Beutler, Hr M. Lion, Hr M. Thospann.

Eine Anleitung zur Kenntniß der Alt- und Mittel-Hochdeutschen Sprache gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Das Gedicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Wilh. Grimm, nach Lachmann's Ausgabe, 4 Stunden wöch. um 6 Uhr.

Neuere Sprachen und Literatur.

Zum Unterricht in der deutschen Sprache besonders für Ausländer erbiethet sich Hr M. Thospann.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Zu gleichem Zwecke erbiethet sich Hr M. Lion, Hr M. Thospann, Hr M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr M. Lion ist zum Privat-Unterricht im Englischen erbötig — Hr Lector Banfield wird 4 Stun- wöch. um 8 Uhr einige Trauerspiele von Shackspeare erklä- ren, und damit Stil-Uebungen verbinden; 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. wird er die Anfangsgründe der Englischen Sprache vortragen.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spa- nischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Privat-Un- terricht im Italiänischen ertheilt Hr M. Lion.

Die Reitbahn ist dem Hn Stallmeister Myrer un- tergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Gastrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Schäfer, können die- jenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 21. März 1831.

Madras. London. Edinburg. London.

Beschluß der Anzeige der Abhandlungen über die Cholera.

Es ist hohe Zeit, daß man der völlig unbeschränkten Ansicht vieler Stimmführer, als sey die Cholera nicht ansteckend, auf das bestimmteste entgegentrete und mit allem Nachdrucke auf die strengsten, gegen ansteckende Krankheiten überhaupt erprobten Sicherheitsmaßregeln bringe und dabey verharre. Die zum Theil lächerlichen Vorurtheile der Schule, die ängstlichen Rücksichten auf Handel und Gewerbe, so wie die Furcht vor Beschränkung des bürgerlichen Verkehrs dürfen unmöglich länger die zeugendsten Beweise für die Ansteckungsfähigkeit verdunkeln und verdrängen. Wenn man auch zugeben darf, daß die Krankheit ursprünglich aus localen Einflüssen entstand, als eine miasmatische sich verhielt und unter begünstigenden Umständen wieder so sich verhalten kann, so hieße es doch die sprechendsten mannig-

fachsten Thatsachen ableugnen, wenn man ihre im Verlaufe der Zeit vielseitig entwickelte Contagiosität in Abrede stellen wollte.

Die Cholera verhält sich durchaus als eine ansteckende Krankheit, sie befällt, gleichviel ob bey hohem oder niedrigem Temperaturgrade, diejenigen, welche mit dem Contagium in Berührung kommen und dafür eine Receptivität haben. Daß die Natur dieses Contagiums noch nicht näher erforscht, die Art der Mittheilung und Aufnahme in wissenschaftlicher Auseinandersetzung noch nicht ermittelt ist, wird diesen Ausspruch einer besonnenen Beobachtung nicht entkräften, denn von wie vielen unbestreitbaren Contagien wissen wir ihre näheren Vorgänge und Beziehungen?

Der Verlauf wie die Form der Krankheit kann durch die verschiedenartigsten Einwirkungen der Zeit wie des Orts und durch die entgegengesetztesten Umstände modificiert werden. Dem klaren Blicke vorurtheilsfrey beobachtender Aerzte ist es nicht verborgen geblieben und wird es noch viel weniger in den Ländern, wo an wahrhaft gebildeten Aerzten kein Mangel ist, verborgen bleiben, von welchen Ursachen der verschiedene Character abhängt, und wie ihm am sichersten und schnellsten entgegen gewirkt werden muß.

Die Symptomatologie wie der Verlauf stimmen, so auffallend diese Behauptung auch Manchem erscheinen mag, in den wesentlichsten Erscheinungen mit der früher bekannten, unzählige Mal beobachteten und beschriebenen Cholera überein. Das Eigenthümliche dieser unter Einwirkung ungewöhnlicher Umstände als ansteckend aufgetretenen neuen Form kommt besonders mit auf Rechnung der großen Höhe der Krankheit, ihrer

langen Dauer, ihrer Verbreitung über die entgegengesetztesten Klimate und Völkerschaften, so wie auch der angewandten Behandlungsart. Die gleichen Gründe sind auch Schuld, daß die Angaben und Schilderungen der Beobachter so verschiedenartig, ja so widersprechend erfunden werden. Manche Aerzte sahen nur neue und ganz ungewöhnliche Erscheinungen, für welche, ihrer Ansicht nach, die gewöhnliche Beurtheilungsweise der allgemeinen Pathologie nicht ausreiche, gegen welche die gewöhnlichen Anzeigen der allgemeinen Therapie nichts leisteten, und die Hülfsmittel der *Materia medica* nicht stark genug angewandt werden könnten. Ihr Erstaunen, das bey den Nichtärzten zum Schreck wurde, ließ selten eine ruhige, von Vorurtheilen völlig freye Betrachtung zu; die wesentlichen Erscheinungen wurden mit zufälligen verwechselt; hypothetische Voraussetzungen, durch Lieblingsmeinungen und befangenes Wesen zu Glaubensartikeln ausgebildet, wurden wie ausgemachte Thatsachen angenommen und Andern als solche hingestellt. Mit Bedauern vermißt man unter den vielen aufgezzeichneten Krankheitsfällen einfache Erzählungen des Gesehenen so wie von Schulansichten freye Erklärungen. Es ist mehr ein instinctartiges Streben ein Wunder von Krankheit zu zeigen, an deren Abenteuerlichkeit man glauben, deren Macht man sich unterordnen müsse, als ein Eifer zur klaren wissenschaftlichen Einsicht zu verhelfen so wie zu der Angabe der Mittel, um zur Ehre der Heilkunst dieses Uebel zu bewältigen.

Ob auch bey uns die beliebte Behandlungsweise mit ungeheuern Gaben Calomel und Opium so wie die unmäßigen Blutentziehungen Ein-

gang finden werden, muß die Zeit lehren. Wir glauben es bezweifeln zu dürfen, indem einseitige theoretische Voraussetzungen und die Aussprüche einiger einflußreichen Practiker nicht im Stande seyn werden der freyen Beobachtung und Beurtheilung selbstprüfender Aerzte Fesseln anzulegen. Ebenso hoffen wir auch, daß die Anwendung der verschiedenartigsten Mittel zu einer und derselben Zeit und das Herüber- und Hinüberschwancken von einer Heilindication zur andern nicht viele Anhänger und Nachahmer finden werde.

Noch sey erlaubt als Vorhersagung hinzustellen was Noth thut, wenn die Zeit der Prüfung kömmt. Die höheren Behörden und die Aerzte werden gemeinsam handeln und es wird nur ein Streit für die Sache, nicht um die Meinungen erlaubt seyn; sie werden die Rechthaberey, die Systemsucht und die Geheimnißkrämerey von der Behandlung ausschließen; sie werden in einer schweren Zeit sich groß zeigen durch collegialisches Berathen und Handeln, durch Muth und Vertrauen und durch einen Heroismus in der Ergründung und Behauptung der Wahrheit wie in der Hingebung und Aufopferung für die Leidenden.

M . . r.

L e i p z i g.

Sumptibus L. Vossii: Ernesti Meyer de Plantis Labradoricis Libri tres. 1831. XXII und 218 Seiten in Octav.

Eine Pflanzensammlung, welche ein aus Göttingen gebürtiger Herrenhuter-Missionär, Namens Herzberg, bey den drey Niederlassungen

seiner Gemeinde an der Küste Labrador, bey Nain, Oka, und Hoffenthal machte, und dem Verfasser zusandte, veranlaßte diese Schrift, welche aus einem botanischen, einem geographischen, und einem geographisch-botanischen Theil besteht.

Liber I. Botanicus, seu Florula Labradorica. Eine Aufzählung aller in Labrador bis jetzt gefundenen Pflanzen, von denen die meisten freylich schon von Pursh und Schrank als Bürger jener Flora bezeichnet wurden. Es sind im Ganzen 193 Arten, darunter nur eine einzige neue, *Solidago thyrsoidea*. Doch würden manche Botaniker bey gleichem Material vermuthlich mehrere Arten unterschieden, und einige ausgezeichnete Varietäten, z. B. eine *Achillea Millefolium* β . *nigrescens*, für neue Arten erklärt haben. Beschreibungen und selbst Diagnosen sind bey den bekanntern Arten ganz weggelassen. Statt dessen ist ihre Verbreitung, erst im ganzen Norden, sodann auch gegen Süden zu, mit Angabe der Auctoritäten für jeden Fundort ausführlich bezeichnet. Auf jene Auctoritäten beziehen sich auch die wenigen angeführten Synonyme, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise. Hie und da finden sich eingestreute Observationen, meist zur Bestätigung wirklich vorgenommener oder vermuthlich vorzunehmender Reductionen älterer Arten; selten zum entgegengesetzten Zweck, wie z. B. bey *Ledum latifolium*, dessen spezifische Verschiedenheit von *Ledum palustre* der Verf. zu beweisen sucht.

Liber II. Geographicus, seu Terrae Arcticae. Eine vergleichende Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten über das Klima der arctischen Länder und dessen Einfluß auf die Bes

getation im Allgemeinen. Die isothermischen Eisnien durch das nördliche Asien und nordwestliche America durchzuführen, konnte ihm freylich noch nicht gelingen; doch als Annäherung dazu läßt sich die Bestimmung der Nordgrenze des Getreidebaus, des Holzwuchses und des ewigen Schnees an möglichst vielen Puncten aller arctischen Länder betrachten, mit deren Uebersicht das zweyte Buch schließt. Die hier gemeinte Schneegrenze in der Fläche um den Nordpol ist aber die vordere, welche der untern Schneegrenze an Bergen entspricht. Der Verfasser unterscheidet Seite 103 ff. außer jener idealen Schneegrenze, welche man sich als regelmäßige Curve durch die Luft gezogen zu denken pflegt, drey andere: die vordere oder untere, je nachdem sie auf der Fläche oder an Bergen liegt, die hintere oder obere, und die mittlere der beiden vorigen. Nur die vordere Schneegrenze, sucht er zu beweisen, lasse sich gegen die Pole zu mit einiger Genauigkeit bestimmen.

Liber III. Geographico - botanicus. In zwey Haupttheile, meint der Verfasser, zerfalle die ganze Pflanzen-Geographie. Quemadmodum enim ex duarum disciplinarum quasi connubio orta est, ita duplice tanquam facie respicit aut de plantis ad areas, quibus crescant, eorumque et extensionem et qualitatem, aut de areis ad plantas, quibus ornatae sint, earumque et numerum et varietatem. In zwey Kapitel ist daher auch dieses Buch getheilt. Im ersten, de numero et varietate plantarum Labradoricarum, de distributione earum geographica, werden die Arten, Gattungen, Familien und Klassen der Labradorpflanzen mit den Arten, Gattungen u. s. w.

anderer Floren auß andern Zonen auf die gewöhnliche Weise verglichen. Sodann werden die Hölzer, Stauden und Kräuter auf gleiche Art behandelt, woraus sich folgendes Resultat ergibt. Mit Ausschluß zweifelhafter Pflanzen beträgt nach Steudels Nomenclator die Zahl der Hölzer (*arbores et frutices* 14727, die Zahl der Stauden 11157, und die Zahl der Kräuter (*biennes* 780, *annuae* 4324, zusammen) 5104. Davon hat die heiße Zone sowohl absolut, als auch im Vergleich mit den beiden andern Zonen, die größte Menge der Holzpflanzen. In der gemäßigten Zone dagegen bilden die Hölzer den kleinsten Theil der Flora; der Menge nach herrschen die Stauden vor, doch im Verhältniß zu den übrigen Zonen die Kräuter, welche auf der ganzen Erde nur den sechsten, in Frankreich allein fast den sechsten Theil der phanerogamischen Flora ausmachen. In der kalten Zone endlich haben die Stauden sowohl absolut als relativ das Uebergewicht. Nun folgt die Untersuchung des Vorkommens der Pflanzen mit wahrhaft oder falsch gefiederten, mit lederartigen und mit fleischigen Blättern u. s. w. in den verschiedenen Zonen, und, wie sich von selbst versteht, mit beständiger Rücksicht auf Labrador.

Im zweyten Kapitel, *de areis plantarum Labradoricarum, seu de earum extensione*, beschäftigt sich der Verfasser vorzugsweise mit der verschiedenen Ausdehnung der Verbreitungskreise nach der geographischen Länge. Es ergibt sich darin eine große Verschiedenheit bey verschiedenen Arten. Einige nehmen den vollen Kreis um den Pol ein, andere einen größern oder geringern, zusammenhängenden oder un-

terbrochenen Theil desselben. Um nun der Ursache dieser wenig beachteten Erscheinung näher zu kommen, unterscheidet der Verfasser 1. *plantae vere arcticae*, welche, den Polarländern vornehmlich eigen, ursprünglich in denselben heimisch zu seyn scheinen; 2. *plantae spurie arcticae*, welche, vorzüglich der gemäßigten Zone eigen, in die Polarländer wahrscheinlich nur hie und da eingewandert sind; 3. *plantae ambiguae*, in beiden Zonen häufig, und deshalb zwischen den *indigenis* und *advenis* schwebend; und endlich 4. *diversigenae*, welche, da sie sich theils in den Polarländern, theils weit davon entfernt auf hohen Gebirgen finden, offenbar mehrfachen Ursprungs sind. So sucht der Verfasser die beiden Theorien der Pflanzenwanderung und der mehrfachen Entstehung derselben Art zu verbinden; doch stets besorgt das Hypothetische von dem Thatsächlichen zu unterscheiden.

Den Schluß des Ganzen hätte eine Untersuchung über die *stationes plantarum Labradoricarum* oder über die physische Beschaffenheit ihrer Verbreitungsbezirke machen sollen; doch dazu wäre die eigene Untersuchung des Landes erforderlich gewesen. Daher der Verfasser selbst sein Buch als Bruchstück beschließt.

Papier und Druck sind, wie bey allen Bossischen Verlagsartikeln, sauber und gefällig.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 24. März 1831.

G ö t t i n g e n.

Nach den hier entstandenen öffentlichen Unruhen wandte sich die Universität sofort mit einer unterthänigen Adresse an S. M. den König, um Allerhöchstdemselben die Gesinnungen der unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit der sämtlichen bey derselben angestellten öffentlichen Lehrer zu bezeugen. Seine Majestät haben geruht, darauf die folgende gnädige Antwort zu ertheilen:

Wilhelm IV. rc. So sehr Uns die Ereignisse zu Göttingen in den Tagen vom 8. bis 16. Januar mit Schmerz erfüllen müssen, so angenehm ist es Uns gewesen zu vernehmen, daß keiner der angestellten öffentlichen Lehrer der Universität an jener strafwürdigen Störung der öffentlichen Ruhe Theil genommen hat. Wir werden daher der Universität Unsere besondere Sorgfalt ferner widmen, und hoffen mit dem Beystande des Prorectors, Senats, und der ange-

stellten öffentlichen Lehrer den Gefahren mit Erfolg zu begegnen, welche die letzten beklagenswürdigen Vorgänge dem langjährigen wohlverworbenen Ruhm der Georgia Augusta drohen. Wir verbleiben Euch mit gnädigstem Willen beygethan. St. James den 22. Febr. 1831.

Philadelphia.

Bey Abraham Small: Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. II. New Series. 503 S. in Quart. 1825.

Beschreibung der in Nordamerika einheimischen Insecten der Carabici und Hydrocanthari des Latreille, von Thomas Say. Beschreibung und chemische Analyse des Retinasphalt, der am Cap Sable am Magothyfluß in der Grafschaft Ann Arundel in Maryland entdeckt wurde, von G. Troost. Analysen des Chrysoberylls von Haddam und Brasilien von Henry Seybert. Geologische Beschreibung des Stromthals des Ohio, in einem Briefe von Daniel Drake an Joseph Correa de Serra. Hierbey befindet sich eine Zeichnung des Durchschnitts des Ohiothals in der Gegend von Cincinnati. Tabellen von Beobachtungen der Winde, der Meeresströmungen, des Golfstroms, und der Temperatur der Luft und des Wassers im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans, während sechs und zwanzig Reisen von und nach Europa, besonders zwischen Philadelphia

und Liverpool, von 1799 bis 1817, von John Hamilton. Aus diesen Tabellen ergibt sich, daß rücksichtlich des Windes, der westliche mehr als die Hälfte der Zeit in dem angegebenen Theile des atlantischen Oceans herrscht. Was die Strömungen anbetrißt, welche vorzüglich zwischen den Europäischen Küsten und der großen Bank von Newfoundland statt haben, so gehen dieselben meistens nach Süden, ausgenommen im Februar und October, wo ihre Richtung veränderlich, und im May wo sie unveränderlich nordwärts beobachtet wurde, welches letztere auch einigen wenigen Beobachtungen zufolge im December statt fand; für November und Januar fehlen die Beobachtungen gänzlich. Im Golfstrome sind sehr viele Beobachtungen der Temperatur vom 32 bis 42 Grad nördlicher Breite angestellt, und sie zeigen daß die Temperatur des Wassers immer höher als die der Luft ist, und daß zugleich dieser Unterschied mit der Breite selbst wächst. Eine andere Tabelle, welche die mittlere Temperatur des Wassers und der Luft im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans für alle Monate des Jahres von 38 bis 50 Grad nördlicher Breite enthält, scheint nicht aus einer hinreichenden Anzahl von Beobachtungen abgeleitet zu seyn, denn man sieht aus der Unregelmäßigkeit, welche die Fortschreitung der Zahlen der Thermometergrade enthält, daß die zufälligen störenden Einwirkungen nicht eliminiert wurden. Die beygefügte Tafel der mittlern Temperatur des Wassers, die aus des Generals Jonathan William Treatise on Thermometrical Navigation entnommen ist, zeigt eine viel größere Regelmäßigkeit. Beobachtungen über die Trappfelsen der Con-

newago-Berge bey Middletown, und über den Felsenkamm bey Carlisle in Pensylvanien, von John B. Gibson. Die Trappfelsen auf den Connewagobergen zwischen Elisabethtown und Middletown, liegen auf einer Schicht von älterm Sandstein, die sich von Newyork bis Falmouth in Virginien ausdehnt, und an der besagten Stelle zehn Englische Meilen breit ist. Sie zeigen durchaus keine schichtenförmige Lagerung, und bestehen aus basaltförmigem Grünstein, mit ähnlichen zu den Trapparten gehörigen Felsen, als Mandelstein, Wacke u. s. w. vermischt. Der Basalt besteht aus zwey Gattungen; die eine ist von einer dunkeln eisengrauen Farbe, bald mehr ins Blaue, bald ins Schwarze übergehend; fester körniger Structur, und besteht hauptsächlich aus Feldspath und Hornblende; die zweyte Gattung ist weicher und läßt sich zuweilen sogar in einen groben Sand zwischen den Fingern zerreiben; die Farbe derselben ist aschgrau; beide Arten überziehen sich in der Feuchtigkeith mit einer rothbraunen Kruste. Aus allen bey diesen Trappfelsen stattfindenden Umständen scheint es dem Verfasser nicht, daß dieselben vulcanischen Ursprungs wären, um so mehr da sie keinesweges die bey dem Basalt meistens vorkommende säulenförmige Bildung zeigen. Der Felsenkamm bey Carlisle deutet jedoch mehr auf eine vulcanische Bildung hin, wo die Trappfelsen auf dem Uebergangskalkstein liegen, und das Gestein selbst härter, dunkler und von feinerem Korn ist. Beschreibung zweyer Nordamericanischen Arten des Cyperus in Georgien, und von vier Arten der Rillingia, die an der Brasilianischen Küste und dem la. Platafluß gefunden wur-

den, von William Baldwin. Verzeichniß der Pflanzen, welche auf einer Reise in den Rocky Mountains gesammelt wurden, von James. Bemerkungen über die Bildungen des Sandstein, und des Flößtrapp in dem westlichen Theil des Mississippithals von James. Die große Landstrecke, welche zum Theil das Bett des Mississippi und seiner Nebenflüsse enthält, und westlich von der großen Gebirgskette der Rocky Mountains (auch Schneegebirge, Sandgebirge, Chippewan, Massouri, Caous und Mexicanische Gebirge genannt) begrenzt wird, ist bis jetzt noch wenig in geologischer Hinsicht bekannt, und es ist um so angenehmer, hier eine Uebersicht der dasigen Gebirgsformationen zu erhalten, da mehrere Geologen die aus der gegenseitigen Vergleichung hervorgegangene Ansicht aufgestellt haben, daß die Gebirgsformationen des nördlichen America, viel weniger gestört erscheinen, als die ähnlichen in Europa. Die erwähnte Gebirgskette hat im Allgemeinen die Richtung von Südost nach Nordwest, und erstreckt sich vom Mexicanischen Meerbusen bis an die Mündung des Mackenziefusses. Im Mississippithal, welches bey dem Alleghanygebirge anfängt, und sich westlich an den Fuß der nördlichen Andeskette erstreckt, findet der Beobachter fast gar keine Spur der furchtbaren Revolutionen, die so oft die Oberfläche des übrigen Theils des neuen Continents erschüttert haben. Bis innerhalb einiger Meilen von den Rocky Mountains, befinden sich alle Lagerungen in so regelmäßigen Schichten, daß man nicht umhin kann, eine frühere Bedeckung dieser Gegend vom Ocean anzunehmen, um so mehr da sehr viele Ueber-

reste von Seethieren sich sowohl in dem Felsen selbst, als in dem darüber aufgeschwemmten Erdreich befinden. Zwischen dem Mississippi und der Mündung des Plattflusses durchschneidet der Missouri einige bedeutende Lager von festem Kalkstein, Sandstein und andern horizontal geschichteten Gebirgsarten, während längs des Plattflusses bis auf 400 Meilen von seiner Einmündung in den Missouri, sich durchaus keine Steinlager zeigen, wo man dann Hügel von grobem und leicht zerreiblichen Sandstein antrifft, der derjenigen Art nicht unähnlich ist, welche gewöhnlich bey Steinkohlen vorkommt. Weiter nach Westen wird die Gegend wieder eben und der Boden unfruchtbar, und man sieht von hier aus zuerst in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen die mit Schnee bedeckten glänzenden Gipfel der Rocky Mountains. Man sollte glauben, daß schon bey der Annäherung zu so beträchtlichen Gebirgen eine bedeutende Veränderung in der Structur und der Beschaffenheit der Steinarten an der Oberfläche statt finden würde; allein dieß ist keinesweges der Fall; bis ganz nahe an die Granitfelsen der Rocky Mountains, dehnt sich die horizontale und regelmäßige Schichtung des Sandsteins aus, und erst an der Grenze dieses Sandsteinlagers erheben sich nackte senkrecht abgeschnittene Felsen, mit Granitblöcken vermischt; die die sonderbarsten Formen zeigen, und bey denen die Schichten des Sandsteins, aus welchem sie bestehen, eine beträchtliche Neigung gegen den Horizont haben, ja an manchen Stellen fast senkrecht auf dem Horizont sind. Sonderbar ist es, daß dieser Sandstein von neuerer Bildung, wie die vielen in ihm befindlichen Ueberreste organischer

Wesen zeigen, unmittelbar mit den Urgebirgsarten in Berührung steht, ohne daß man die in ähnlichen Fällen vorkommenden Uebergangsgebirgsarten vorfindet. Dieselbe Beschaffenheit der Erdrinde fand der Verfasser in dem ganzen weitläufigen District, indem der Sandstein von allen Arten immer vorherrschend war, und nur an einigen wenigen Stellen zeigten sich auf dem Sandstein basaltartige Formationen. Die Quellen welche sich in den besagten Gegenden vorfanden, waren fast alle von mineralischer Beschaffenheit, jedoch übertraf ihre Temperatur nicht die mittlere Temperatur der Erdoberfläche. Da der Verfasser bey den Eingebornen auch große Stücke Steinsalz vorfand, so ist wohl anzunehmen daß in diesen Gegenden auch dieses Fossil vorhanden sey, und den eingezogenen Nachrichten zufolge, wollten es die Indianer aus der Gegend der Quellen des rothen Flusses erhalten haben. Einige Bemerkungen über die Anatomie und Physiologie des nordamerikanischen Alligators von N. M. Seng. Chemische Untersuchung des Kalksteins, der bey dem Bau des Erie Canals angewandt wurde von Henry Seybert. Schriften über verschiedene Gegenstände, die mit der Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten zusammenhängen, von Hassler. Diese Abhandlung enthält ein Circular vom Secretär der Schatzkammer; einen Brief von Hassler an ersterem; den vorgelegten Plan zur Ausführung der Aufnahme der Küsten der vereinigten Staaten; ein Verzeichniß der hierzu gesammelten Instrumente und Bücher; die Vergleichung der Französischen und Englischen Fun-

damentalmaaßstäbe; Beschreibung des Apparats um die Basis zu messen; Beschreibung eines zweyfüßigen Theodoliten nebst der Methode der Beobachtung mit demselben; Einrichtung der Signale und der Fäden im Fernrohr; Verbesserungen des Repetitionskreises mit zwey Fernröhren; Methoden die Verticalwinkel und die Zeit mit dem Repetitionskreis zu messen; Beschreibung des Repetitionstheodoliten von einem Fuß Durchmesser; Methode die horizontalen und verticalen Winkel mit selbigem zu messen; Beschreibung der Meßtische und Magnetnadeln. Meteorologische Beobachtungen, ange stellt in Washington vom 17. April 1823 bis dahin 1824, von Julius v. Wallenstein. Drückt man die Temperatur in Graden der Centesimalscale, und die Barometerhöhe in Meter aus, so ergibt sich die mittlere Temperatur $14^{\circ}7$, die höchste am 16. Julius Mittags = $35,5$, die niedrigste am 2. Februar = $-11^{\circ},5$; der mittlere Barometerstand = $0,76$, der höchste am 29. November = $0,7773$, der niedrigste am 25sten Januar = $0,7421$. Ueber die Sprache, Sitten und Gebräuche der Berbern in Africa, von William Chaler, Consul der vereinigten Staaten in Algier. Enthält zugleich ein Verzeichniß von Wörtern und Redensarten. Auflösung eines allgemeinen Falles des einfachen Pendels von G. Nulty. Der Verfasser betrachtet hier den Fall, wo das Pendel nicht in einer verticalen Ebene schwingt. Nachricht von einer neuen Krystallform des Yenit von Rhode Island von G. Troost.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 26. März 1831.

G ö t t i n g e n.

S. K. H. der Herzog von Suffer haben geruht die K. Gesellschaft der Wissenschaften allhier davon zu benachrichtigen, daß Höchstse die Präsidentschaft der London Royal Society übernommen haben, mit dem hinzugefügten Wunsch, daß beide Königliche Gesellschaften gemeinschaftlich zu der Beförderung der Wissenschaften beitragen mögen. Wenn wir hierin einen neuen Beweis des Schutzes sehen, den unser erhabnes Regentenhaus den Wissenschaften angebeihen läßt, so fühlen wir uns um so mehr verpflichtet, jenem Wunsch möglichst zu entsprechen, da auch unsere Gesellschaft das Glück hat, in der Person unsers durchlauchtigen Vicekönigs K. H. ihren Präsidenten zu verehren.

Philadelphia.

Bey William Brown: Transactions of the American Philosophical Society, held at

[41]

Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. III. part. I. New Series. May 1826. 63 S. in Quart.

Dieser Theil enthält nur Eine Abhandlung: Experiments to determine etc. 'Versuche um die Wärmemengen zu bestimmen, welche bey der Verbrennung der Hauptarten von Holz und Kohlen, die in den vereinigten Staaten gewöhnlich als Brennmaterial dienen, erzeugt werden, nebst Versuchen über die Quantität der Wärme, die bey den gewöhnlichen Feuerungsapparaten bey ihrer Verbrennung verloren geht, von Marcus Bull.' Es ist bekannt, daß über diesen Gegenstand schon mancherley Versuche angestellt worden sind, die aber im Allgemeinen keine genauere Resultate geliefert haben, da fast bey keiner andern Art von Beobachtungen, so viel Ursachen störend einwirken können, als bey denen über die Entwicklung und das Entweichen der Wärmematerie. Es war daher sehr wünschenswerth, über diesen Gegenstand, der vorzüglich für das practische Leben von großer Wichtigkeit ist, von Neuem Untersuchungen anzustellen. Meistens wurde von den Vorgängern des Verfassers der Versuch so gemacht, daß eine bestimmte Menge Wasser um eine gewisse Anzahl Grade erwärmt wurde, und aus dem Gewicht des hierbey angewandten Brennmaterials die Quantität der Wärme geschlossen, die das Brennmaterial entwickelte. Der Verf. wählte aber bey seinen Versuchen statt des Wassers eine andere Materie, deren Wärmecapacität sich weniger mit der Temperatur ändert, als die des Wassers, nämlich die Luft. Die Einrichtung, deren er sich bey seinen Versuchen bediente, bestand kurz in Folgendem: In einem großen Zimmer wurde ein

Kleiner Verschlag von 512 Cubikfuß Inhalt angebracht (vom Verf. das innere Zimmer genannt), der durch einen kleinen Ofen, in welchem das dem Versuch zu unterwerfende Feuerungsmaterial verbrannt wurde, zu erwärmen war, und welchen man an der innern Seite, um der Wärme des Zimmers beym Entweichen eine überall möglichst gleichförmige Oberfläche entgegen zu setzen, mit Kalk weiß angestrichen hatte. Da sich mit dem hygrometrischen Zustand der Luft, wegen ihrer Berührung mit den Wänden des Verschlags, auch die Leitungsfähigkeit der letztern ändern mußte, so wurde auch Sorge getragen, durch Verdunstung von Wasser die Feuchtigkeit der Luft, nach der Angabe eines aus dem Hart des wilden Hafers gefertigten Hygrometers in einerley Zustand zu erhalten. Die etwaige Veränderung der specifischen Wärme der Luft, die aus dem verschiedenen Druck derselben entsteht, wurde als zu geringfügig mit Recht vernachlässigt, da den Versuchen von Element und Desormes zufolge, sich die specifische Wärme der Luft, bey einer Veränderung des Barometerstandes von $29\frac{1}{2}$ bis 30 Englischen Zoll, welches die äußersten Abwechselungen während der Zeit der Versuche waren, nur um 0,02 ändert. Von jeder Art des Brennmaterials, mit welchem der Verf. die Versuche anstellte, wurde dem Gewicht nach eine gleiche Quantität genommen, und zwar in möglichst vollkommen trockenem Zustande, d. h. so daß wenn das Brennmaterial einer Wärme von 250° Fahrenheit eine Zeitlang ausgesetzt wurde, selbiges durch die Verdunstung der in ihm befindlichen Feuchtigkeit, keinen Verlust an Gewicht mehr erlitt. Um nun die verschiedenen Wärmemengen zu finden,

welche die gleichen Gewichte verschiedener Brennmaterialien entwickelten, wurde die Zeit beobachtet, während welcher die Temperatur des inneren Zimmers zehn Grad höher blieb als die des äußeren, welcher Temperaturunterschied durch ein genaues Vesliesches Differentialthermometer gemessen wurde, und dann die Wärmemenge, welche jedes Brennmaterial entwickelte, dieser Zeit proportional angenommen. Der Kürze wegen übergehen wir die übrigen vom Verfasser angewandten mancherley Vorsichtsmaaßregeln, um die Resultate so rein als möglich von fremden Einwirkungen zu erhalten, so wie das Detail der Versuche selbst, und bemerken nur daß 46 Holzarten, 4 Arten von Holzkohlen, und 15 Arten von Steinkohlen, den Versuchen unterworfen wurden, wobey sich das Resultat ergab, daß die Wärmemengen, welche von gleichen Gewichten verschiedener Holzarten entwickelt wurden, nur um etwa elf Procent verschieden ausfielen, also ein viel geringerer Unterschied Statt findet, als man aus den früheren von andern Beobachtern angestellten Versuchen hätte schließen sollen. Auch die Holzkohlen geben gleich große Wärmemengen, allein ungefähr drittheilsmahl so viel als das Holz selbst. Die Steinkohlenarten sind hingegen unter einander in Rücksicht der Wärmemengen die sie entwickeln sehr verschieden, je nachdem sie in dieser oder jener Mine gegraben worden waren.

U t o n a.

Bey J. F. Hammerich: J. Gurlitt's, vor-
maligen Professors in Hamburg, archäologi-

sche Schriften; gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Cornelius Müller, Prof. am Hamburgischen Johanneum etc. 1831. III und 422 S. in 8.

Der verewigte Gurlitt gehörte zu den Männern die zugleich durch vielseitige Studien und practische Thätigkeit sich auszeichneten. Wie viel besonders die Hamburgischen Lehranstalten ihm verdankten, ist dort anerkannt. So hatte er auch, während er noch Vorsteher vom Kloster Bergen war, die Archäologie in den Kreis seiner Studien gezogen, wovon eine Reihe Abhandlungen, die als Gelegenheitschriften erschienen, die Früchte waren. Sein dankbarer Schüler und Colleague, Prof. Cornelius Müller, hat diese nicht nur gesammelt (welches schon an sich ein Verdienst wäre), sondern auch mit seinen eigenen Anmerkungen ausgestattet. Es sind nach einer allgemeinen Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums fünf Aufsätze, welche hier gesammelt erscheinen. Um sie gehörig zu beurtheilen muß man den Zeitraum wo sie geschrieben wurden, und den Gesichtspunct des Verfs. vor Augen haben. Sie erschienen in den Jahren 1798..1800; also in einer Zeit, wo noch viele der großen Entdeckungen nicht gemacht waren, wodurch seitdem unsere Kunde der alten Kunst so sehr erweitert worden ist. Der Verfasser hatte ferner weder im Kloster Bergen, noch nachmals in Hamburg, Gelegenheit aus der eigenen Betrachtung von Kunstwerken seinen Stoff zu sammeln; er mußte aus Büchern schöpfen. So war es also mehr der literarische Gesichtspunct, aus dem er seine Gegenstände behandelte. Man wird diesen schon in der Einleitung vorherrschend

finden, in der von dem Begriff, dem Zweck, und den Hülfsmitteln bey dem Studium der Archäologie gehandelt wird. Die erste Abhandlung über die Gemmenkunde, gibt gleichfalls, nachdem von den Steinen, in die man schnitt, und der Verfahrungsart dabey gehandelt worden, eine kurze Geschichte der Kunst und Nachrichten von den berühmtesten Gemmen, und den Sammlungen derselben. Die zweyte Abhandlung über das Mosaik handelt in derselben Ordnung von diesen Kunstwerken. Die ausführlichste ist die dritte über die Büstenkunde. Ihr ist nämlich ein alphabetisches Verzeichniß der Büsten angehängt, und zwar auch derjenigen, die sich auf Münzen und Gemmen finden, so weit der Verfasser aus den ihm zum Gebrauch stehenden Werken diese sammeln konnte. Daß sie jetzt eines großen Zuwachses fähig wären, brauchen wir nicht zu erinnern. Der vierte Aufsatz ist ein Fragment einer archäologischen Abhandlung über den Hercules. Es werden in demselben die verschiedenartigen Vorstellungen des Hercules auf den alten Kunstwerken, mit den nöthigen literarischen Nachweisungen, aufgezählt. Endlich der fünfte Aufsatz gibt biographische und literarische Notizen von Joh. Winkelmann. Wenn sie gleich nicht neu seyn konnten, wird man sie doch mit Interesse lesen. Bey allen diesen Aufsätzen müssen wir der hinzugekommenen Anmerkungen des Herrn Prof. C. Müller ehrenvoll gedenken, in denen oft das mit Fleiß suppliert worden ist, was Gurlitt selbst nicht geben konnte. Ueber Eine derselben, die den Verfasser dieser Anzeige betrifft, S. 44, muß es ihm erlaubt seyn ein Wort zu sagen.

In seiner Biographie von Heyne hatte er von diesem gesagt, daß er die alte Kunstgeschichte zuerst in den Kreis des Academischen Unterrichts gezogen habe. Herr Müller erklärt dieß für einen Irrthum; da dieß schon vor ihm von Christ in Leipzig geschehen sey. Freylich hatte Christ ein Collegium über Archäologie gelesen (was auch in der Biographie bemerkt worden ist). Aber diese Archäologie war keine Kunstgeschichte, sondern ein Collegium literarium, wie es der Verfasser selber S. 41 nennt. Es kommt hier aber nicht auf den Namen, sondern auf die Sache an. Die Archäologie als Geschichte der Kunst ist allerdings zuerst auf der hiesigen Universität, wo sie noch blüht, durch Heyne in den Kreis des Unterrichts gezogen worden. Der Unterzeichnete glaubte diese Berichtigung der Glaubwürdigkeit der erwähnten Biographie schuldig zu seyn; bey der er gern, wenn es verlangt wird, auf jedes andere Lob verzichtet; nur das einzige ausgenommen, daß sie keine unwahre Zeile enthält.

Hn.

B e r l i n.

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte, sechste Ausgabe, neu bearbeitet von Joh. Wilh. Eöbell, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 7. bis 11. Theil. 1830. Octav. (bey Duncker und Humblot).

Wir haben bereits, bey Anzeige der mittlern Geschichte (Gött. gel. Anz. 1829. St. 93),

der Verdienste gedacht, welche sich Herr Prof. Ebbell, jetzt in Bonn, um dieses Werk erworben hat, und den Gesichtspunct festgesetzt, aus dem dasselbe, als zum historischen Selbstunterricht für das gebildete Publicum bestimmt, betrachtet werden muß. Die vorliegenden fünf Theile enthalten die neue Geschichte, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis auf den Anfang der Französischen Staatsumwälzung. Sie erschienen in ihrer jetzigen Gestalt bereits in der fünften Ausgabe 1826, so daß bey der jetzigen sechsten nur einzelne Verbesserungen nöthig waren. Der schnelle Absatz der fünften Ausgabe, und das baldige Bedürfniß der vorliegenden sechsten, geben zugleich den doppelten Beweis von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung und der Bearbeitung, und von dem so allgemein verbreiteten Geschmaç an historischer Lectüre unter dem deutschen Publicum. Was wir bey der Anzeige der mittlern Geschichte zum Lobe des Werks gesagt haben, finden wir auch hier bestätigt; der oben angeführte Gesichtspunct ist auch hier nicht aus dem Auge verloren, und wir erkennen es für die Zwecke die es erreichen soll, als das brauchbarste an. Einer weiteren Beurtheilung bedarf es bey einem Werke nicht, welches nicht sowohl für die Erweiterung als für die Verbreitung historischer Kenntnisse bestimmt ist, und dieses Verdienst sich bereits in einem so ausgezeichneten Grade erworben hat.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 26. März 1831.

Göttingen.

S. M. der König haben geruhet, den bisherigen Professor der Rechte in Halle Herrn Dr. Fr. Blume zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät, und zum außerordentlichen Beysitzer des Spruch-Collegii zu ernennen. Derselbe wird bereits zu Ostern seine Stelle allhier antreten.

Auch haben S. M. geruhet, den bisherigen außerordentlichen Professor der Medicin allhier Herrn Dr. C. F. H. Marx zum ordentlichen Professor in derselben Facultät zu ernennen.

Dublin.

Bey N. Graißbercy: The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XIV. 1825. In Quart.

Bestimmung der Größe der Solarnutation aus Beobachtungen, nebst Anwendung dieser Bestimmung zur Bestä-

tigung der Folgerungen rüchfichtlich der Parallaxe der Fixsterne, von Brinkley. In dieser Abhandlung sucht der Verfasser aus einer großen Menge beobachteter Zenithdistanzen der Sterne α in der Leyer, γ des Drachen, η im großen Bär, α im Schwan, α im Bootes, und α im Adler, vermöge der Methode der kleinsten Quadrate, die Größe der Solarrotation = z , der halben jährlichen Parallaxe = p , der Correction der Constante der Aberration = x , und der Correction der auf den ersten Januar 1819 reducierten mittlern Zenithdistanz = $-e$, wobey die Aberrationsconstante $20''25$ selbst zum Grunde gelegt ist. Er findet aus α in der Leyer, $z = +0''5055$, $p = +1,1380$, $x = +0,1011$, $e = -0,0110$; aus γ im Drachen $z = +0''4246$, $p = +0,0704$, $x = -0,5058$, $e = +0,1681$; aus η im großen Bär $z = +0''5782$, $p = +0,0950$, $x = +0,4295$, $e = -0,1688$; aus α im Schwan $z = +0,5572$, $p = +0,5003$, $x = +0,0624$, $e = +0,2587$; aus α in Bootes $z = +0,4430$, $p = +0,6524$, $x = -0,4123$, $e = +0,1309$; aus α im Adler $z = +0''9643$, $p = +1,7311$, $x = 0,9438$, $e = +0,1027$. Die bedeutende Abweichung der aus α im Adler erhaltenen Resultate, von den früheren, lassen wohl glauben, daß hierbey eine nicht beseitigte Einwirkung gestört hat; wahrscheinlich die Ungleichheit der Strahlenbrechung, da gerade dieser Stern die größere Zenithdistanz unter allen beobachteten hatte. Uebrigens scheint es dem für die Constante der Aberration aus diesen Beobachtungen abgeleiteten Werthe zufolge, daß die Geschwindigkeit des Lichts nicht für alle Sterne dieselbe sey; es läßt sich jedoch mit Bestimmtheit nichts hierüber sagen, da der Verf. unterlassen hat, die bey jedem Werthe zu befürchten-

den mittlern Fehler anzugeben, um hierdurch die Grenzen zu erhalten, zwischen denen die Fehler dieser Bestimmungen enthalten seyn konnten. Ueber die Anwendung der Geologie auf Gegenstände der practischen Schiffarth von Alexander Nimmo. Der Verf. schlägt hierin vor den Boden des Meeres, vorzüglich in der Gegend der Küsten in Hinsicht seiner geologischen Beschaffenheit zu untersuchen, um hierdurch dem Schiffer ein Mittel in die Hand zu geben, vermöge des Bleyloth's allein, eine Bestimmung seiner Lage auf dem Meere zu erhalten, wenn astronomische Beobachtungen nicht zu erhalten sind. Beygefügt ist eine Charte von der geologischen Beschaffenheit der Südküste Irlands. Ueber die allgemeinen Eigenschaften der algebraischen Oberflächen von Gardner. Enthält einige Aufgaben über die Anzahl der Punkte, durch welche eine algebraische Fläche gelegt werden kann, über die Schnitte der geraden Linien mit Oberflächen, und endlich eine Untersuchung über die Krümmungslinien des Ellipsoids, des Hyperboloids und Paraboloids, vorzüglich mit Rücksicht auf die Verbesserung der Theorie der Bauart und Verzierung der Gewölbe. Bemerkungen über eine Stelle in der Medea von Seneca, und über das von deistischen Schriftstellern aus derselben abgeleitete Argument gegen die Evidenz der Weissagungen, von George Hamilton. Ohne uns hier weiter in eine Auseinandersetzung der verschiedenen angeführten Meinungen der Kürze wegen einzulassen, setzen wir bloß die angeführte Stelle hierher: *Venient annis secula seris, quibus oceanus vincula rerum laxet, et ingens pateat tellus, Tiphysque novos delo-*

gat orbes, nec sit terris ultima Thule, welche als eine Weissagung der 1400 Jahr später geschenehen Entdeckung von America angesehen wurde. Beschreibung eines merkwürdigen Gebäudes, auf der Nordseite des Kenmareflusses, gewöhnlich Staigurfort genannt, von Bland. Dieses sonderbare Gebäude befindet sich an der westlichen Grenze der Grafschaft Kerry, am nördlichen Ufer des Kenmareflusses. Es ist in kreisförmiger Gestalt, aus einem in der dasigen Gegend befindlichen Kiefschiefer aufgeführt, und das Baumaterial zeigt nicht die geringste Spur von Bearbeitung, woraus man schließen kann, dasselbe sey zu einer Zeit aufgeführt worden, wo man in der Baukunst noch nicht sehr fortgeschritten war. Es steht auf einem niedrigen Hügel, welcher ungefahr 400 Fuß über dem Meerespiegel erhaben, und der in einer größern Entfernung mit einem Ring höherer Hügel umgeben ist, welcher sich nach der Seeseite zu öffnet. Der Durchmesser des Kreises, den das Gebäude bildet, beträgt in der einen Richtung 88, in der darauf senkrechten 89 Fuß, bey einer Dicke der Mauern von 13 Fuß 5 Zoll. Ueber den Zweck dieses Gebäudes sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden; man hat es für einen Vertheidigungsort, einen Sammelplatz zu Schauspielen oder religiösen Gebräuchen, ja sogar für eine Sternwarte gehalten; letzteres aus dem Grunde, weil die Thür sehr genau nach Süden gerichtet ist. Der Verf. glaubt, daß in sehr frühen Zeiten eine Colonie, vielleicht Phönicier zu der Zeit als sie zuerst Spanien besuchten, hier gelandet sey, um in den umliegenden Bergen nach Erz zu suchen, da man wirklich noch zwey Aushöhlungen in dem Felsen findet, wobey diese Fremdlinge

zur Sicherheit und Aufbewahrung der zu findenden Schätze dieses Gebäude aufgeführt hatten. Beschreibung des Barnaan Guilawn, nebst einigen Vermuthungen über den ursprünglichen Gebrauch desselben, so wie die Aufzählung der abergläubischen Zwecke, zu denen dasselbe neuerlich angewendet wurde. Zugleich eine Beschreibung der Ueberbleibsel einer alten Mühle, die neuerlich bey den Ruinen der Glankeenkirche in der Grafschaft Tipperary aufgefunden wurden. Diese Merkwürdigkeit, die gewöhnlich Barnaan Guilawn genannt wird, wurde vor einigen Jahrhunderten in einem hohlen Baume gefunden. Dasselbe gleicht einer Bischofsmütze, besteht aus Eisen, und ist ungefähr $11\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Die untere Oeffnung bildet ein Parallelogramm 8 Zoll lang und 4 Zoll breit; der Durchschnitt desselben nimmt aber nach oben zu immer ab. Der Verf. glaubt, dieser Gegenstand habe gedient, daß bey religiösen Ceremonien angezündete heilige Feuer zu bedecken, welche Meinung er aus der Bedeutung des Wortes Barnaan in der Irischen Sprache rechtfertigt. Den Beynamen Guilawn soll es erst durch den Umstand erhalten haben, daß dasselbe in einem hohlen Baume aufgefunden wurde; nach der Tradition der Einwohner hingegen soll dieser Name von einem Heiligen, Culanus, der die Glankeenkirche erbaute, in deren Nähe es gefunden wurde, herühren.

Der Kürze wegen begnügen wir uns von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen nur den Titel anzugeben. Nachricht über eine trigonometrische Vermessung von Mayo, ei-

ner der an der Seeküste gelegenen Graffschaften von Irland, von Bald. Verzeichniß der in Irland einheimischen Pflanzen, von James Townsend Mackey. Ueber die Norwegischen Niederlassungen an der Ostküste Grönlands, von Gieseke. Verzeichniß von Karten und Plänen von Irland, die unter den Manuscripten der Bibliothek des Trinity College in Dublin aufbewahrt werden, von Hardiman. Abriß der Geschichte und der Alterthümer der an der Westküste gelegenen südlichen Araninseln; nebst Bemerkungen über die Religion der celtischen Nationen, über die heidnischen Monumente der ältesten Irländer, über druidische Ceremonien &c. von D'Flaherty. Aufsatz über die Natur und den Einfluß der alten Irischen Brehongesetze, nebst einigen Uebersetzungen der interessantesten Theile derselben von D'Keilly.

Kopenhagen und Leipzig.

Bey Gylvendahl und Hinrichs: Allerunterthänigster Bericht an die Königliche Dänische Rentekammer über die Torfmoore Seelands nach einer im Herbst 1828 deshalb unternommenen Reise. Für Deutsche enthaltend: wichtige Zusätze, neue Aufklärungen und bestimmtere Beweise zu seinem Handbuche über den Torf. Von Joh. Heinrich Christfr. Dau. XXIV und 316 Seiten in Octav. 1829.

Wenn man gleich im Allgemeinen dem Torfe gegenwärtig größere Aufmerksamkeit als in früheren Zeiten widmet, so wird doch in manchen Ländern sein hoher Werth noch nicht genug erkannt und daher auch noch nicht die Sorgfalt

auf die Behandlung der Torfmoore gewandt, welche erforderlich ist, um daraus nachhaltig möglichsten Vortheil ziehen zu können. Die aus der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Holzmangel entspringende Noth wird freylich in vielen Gegenden immer mehr zur Benutzung des Torfes Zuflucht nehmen lassen. Man wird es immer mehr erkennen müssen, wie wichtig dieß Brennmaterial nicht bloß für die gewöhnliche Feuerung, sondern auch für gar manche Industriezweige ist; aber je mehr sich dann die Benutzung des Torfes vergrößert, um so nothwendiger wird den Staatsverwaltungen eine regelmäßige und wo möglich auf Nachwuchs berechnete Bewirthschaftung der Moore erscheinen müssen. Um eine solche zweckmäßig einrichten und leiten zu können, ist eine genaue Bekanntschaft mit der Natur der Torfmoore unumgänglich erforderlich. Herr Dau hat sich daher ein großes Verdienst nicht allein um einen interessanten Theil der Naturkunde, sondern auch um einen bisher viel zu sehr vernachlässigten Zweig der Staatsöconomie erworben, indem er zuerst in seinem Handbuche über den Torf auf die wesentlichen Verschiedenheiten unter den Mooregebilden aufmerksam gemacht und gezeigt hat, wie die Behandlungsart derselben nach ihrer abweichenden Natur verschieden modificiert werden muß. Die vorliegende Schrift schließt sich jener unmittelbar an. Sie enthält eine Menge Belege für die in ersterer enthaltenen Lehrsätze und erweitert nicht allein im Allgemeinen die Kunde vom Torf und Torfwesen bedeutend, sondern gibt zugleich ein interessantes und für Dänemark überaus nützlich Bild von den Beschaffenheiten und Verhältnissen der man-

nigfaltigen Moorgebilde Seelands. Außerdem enthält diese Schrift noch einen besonderen Werth durch die darin enthaltene Anleitung für eine staatswirthschaftliche Würdigung des Torfwesens, die sich zwar zunächst auf Dänemark bezieht, doch aber auch für andere Staaten beachtungswerth ist.

Der Verf. erhielt von der Königlich Dänischen Rentkammer eine Unterstützung zur Bereisung der Torfmoore Seelands, die er im Herbst 1828 ausführte. Bey dem von ihm zu erstattenden Berichte beschränkte er sich nicht auf die unmittelbaren Ergebnisse seiner Untersuchungen, sondern arbeitete ihn zu vorliegendem, umfassenderen Werke aus. Der Inhalt desselben besteht aus zwey Abtheilungen, deren erste die naturhistorischen und deren zweyte die staatsöconomischen Resultate enthält. In der ersten Abtheilung liefern die drey ersten Abschnitte die nach den verschiedenen Hauptklassen geordneten Beschreibungen der Seeländischen Torfmoore, nachdem bey jeder Klasse vorher allgemeine Bemerkungen vorangeschickt worden. Der vierte Abschnitt ist dem Nachwuchse gewidmet.

Die Wiesen- oder Sumpfmoores sind auf der Insel Seeland überaus zahlreich, indem ein großer Theil der Vertiefungen zwischen den zahllosen Anhöhen und Hügeln des Landes aus solchen Mooren besteht, die ehemals Seen waren. Der Verf. glaubt in dem Kalk- und Kohlen säure-Gehalt der Seeländischen Gewässer einen Grund für die stärkere Ansiedelung von Vegetabilien, welche den Torf erzeugen, gefunden und dadurch einen Aufschluß darüber erhalten zu haben, daß in den dortigen Seen häufiger als in denen mancher anderer Länder, Torfmoore

entstehen. Für diese Erklärung scheint die auch vom Ref. an Gewässern die aus Kalkstein entspringen und in denen sich, indem sie Kalk absetzen, Kohlensäure entwickelt, wie dieses z. B. bey den in der Nähe von Göttingen aus dem Muschelkalk hervorkommenden Quellwassern der Fall ist, häufig gemachte Bemerkung, daß sie die Vegetation besonders begünstigen, zu reden. Auch dürfte in jener Beziehung das nicht seltene Vorkommen von Torf in Berührung mit Kalktuffablagerungen, wofür u. A. die Gegenden von Göttingen, Mühlhausen, Pyramont Beispiele darbieten, Beachtung verdienen. Der Verfasser ist der Meinung, daß die Entstehung der vielen Seen von Korallenriffen abzuleiten sey, aus denen das oberste Gerippe des Seeländischen Bodens — wie man aus der Beschaffenheit des dortigen Kalksteins schließen dürfe — sich gebildet habe und welches später durch aufgeschwemmte Massen bedeckt worden sey.

Die Anzahl der Holzmoore ist auf Seeland geringer als die der Wiesenmoore; doch kommen auch von jener Klasse mehrere ausgezeichnete vor. Im äußeren Ansehen sind die Holzmoore den Wiesenmooren ganz ähnlich; doch sind jene nie so groß und oft mit stärkeren Anhöhen umgeben als diese. Uebrigens finden zwischen beiden Klassen allmähliche Uebergänge Statt. Gewöhnlich haben die Holzmoore den Vorzug einer bedeutenderen Tiefe und der Natur ihrer Entstehung gemäß, richtet sich die Tiefe der Masse nicht nach der Größe der Oberfläche. Die größte von dem Verf. in Seeland gefundene Tiefe einer Torfmasse beträgt 13 bis 14 Fuß. Nach seiner Rechnung enthält

der dichteste Hochwald nicht mehr Holzmasse, als daß sie bey gleichmäßiger Ausbreitung den Grund nur etwa 2 Zoll hoch bedecken würde. Aus dieser Holzmasse wird etwa nur ein Zoll Modermasse, von welcher vielleicht nur ein Zehnthel in das Moor hinabgeführt wird. Wenn man nun für jede Baumgeneration im Durchschnitt 100 Jahre annimmt, so wird man den Zeitraum von mehreren Jahrtausenden nicht zu lange für die Ausfüllung jener Moore finden; wobey man freylich nicht vergessen darf, daß die Waldfläche, welche den Moder liefert, ungleich größer ist, als die Oberfläche der jetzigen Moore. Interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über das häufige Vorkommen vieler Birkenrinde in der Torfmasse. Ref. hat dasselbe bey deutschen Torfmooren, z. B. auf dem Harz, wahrgenommen. Man wird daraus auf eine weit allgemeinere Verbreitung der Birke in der Vorzeit schließen dürfen.

Unter den in Seeland befindlichen Hochmooren — die nach den Untersuchungen des Verfassers nicht im Wasser entstehen, sondern über der Oberfläche desselben aufwachsen — kommen häufig solche vor, die über vollendeten Sumpfmoo ren sich gebildet haben. Die Seeländischen Hochmoore sind weniger erhaben, als die zu dieser Klasse gehörigen Moore mancher anderer Gegenden. Im Grunde von mehreren derselben finden sich Kiefernstubben, die noch ihren ursprünglichen Stand haben. Am zahlreichsten sind sie im Söbjerg-Moor, wo sie so dicht neben einander, als die Stämme in einem völlig geschossenen Walde stehen. Die Anzahl der Hochmoore ist in Seeland zwar größer als die der Holzmoore, doch aber sehr gering im

Vergleich mit den Wiesenmooren. Dessen ungeachtet scheinen die Hochmoore die größte Masse von Torf zu enthalten.

Was den Nachwuchs der Moore betrifft, so kann bey den Holzmooren davon nicht eigentlich die Rede seyn. Indessen kann in ihnen, wenn sie ausgegraben sind, möglicherweise ein Nachwuchs nach Art der Sumpfmoores Statt finden, wenn dazu genug Wasser vorhanden ist. Bey den Hochmooren geschieht der Nachwuchs auf die Weise, daß auf den abgegrabenen Flächen sich die ihnen eigenthümliche Vegetation wieder einfindet und darauf eben so emporwächst, wie es bey der ursprünglichen Entstehung des Moores der Fall war, vorausgesetzt, daß man die abgegrabenen Flächen völlig ruhig liegen läßt. Ein solcher Nachwuchs findet sich aber dennoch sehr selten, woran theils die unregelmäßige Begrabung, theils die Benutzung der Oberfläche als Wiesengrund, schuld zu seyn pflegen. Der Nachwuchs der Wiesen- oder Sumpfmoores geht, wie ihre ursprüngliche Bildung, in und unter dem Wasser vor. Obgleich er nicht selten sich zeigt, so fehlt es doch noch sehr an genauen Angaben über die dazu erforderliche Zeit und andere den Nachwuchs betreffende Verhältnisse.

Im ersten Abschnitte der staatsöconomischen Abtheilung der vorliegenden Schrift gibt der Verf. eine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der Moore in Seeland, welche von einer Tabelle begleitet ist, die den Grad der Begrabung jener Moore nachweist. Der zweyte Abschnitt enthält Betrachtungen über das Feuerungswesen überhaupt, wobey drey Hauptgegenstände berücksichtigt worden: 1. das Ver-

hältniß der Heizkraft der verschiedenen Feuerungsmittel gegen einander; 2. der Verbrauch an Feuerung für ein Land wie Dänemark; 3. der wirkliche und der etwa mögliche Ertrag der Waldungen in einem Klima, wie das Dänische. Der Verf. zieht aus seinen Zusammenstellungen das Resultat, daß sich nach einem allgemeinen Durchschnitt an Wirkung gleich sind: 1 Maaß Steinkohlen, $4\frac{1}{2}$ Maaß Buchenkohlen, 4 Maaß Buchenholz, 4 Maaß Kiefernholz, 6 Maaß fester, guter Mittelort. In Kopenhagen kommt auf den Kopf im Durchschnitt ein jährlicher Verbrauch von $1\frac{1}{2}$ Faden (zu 72 Cubikfuß) Buchenholz, welches dem Verbrauche in Berlin sehr nahe zu kommen scheint; wogegen in Paris das Bedürfniß des Brennmaterials verhältnißmäßig etwas geringer, in London aber beynah noch einmal so groß als in Kopenhagen ist, welches ohne Zweifel hauptsächlich in den vielen Brennmaterial verbrauchenden Fabriken seinen Grund hat. Der jährliche Bedarf der Insel Seeland ist, auf Buchenholz reducirt, zu 203,000 Faden berechnet. Die jährliche Zufuhr beträgt etwa 80,000 Faden. Die Seeländischen Forsten können nach den Angaben des Verfassers jetzt nicht mehr als 72,000 Faden liefern; daher aus den Mooren fürs Erste jährlich der Brennwerth von 131,000 Faden Buchenholz entnommen werden muß. Wenn man nun einen Faden Buchenholz, 400 Cubikfuß roher Moormasse im Durchschnitt gleich setzt, so würden 52,400,000 Cubikfuß nasser Torfmasse jenem Brennwerthe entsprechen. Das Maximum der in Seeland noch vorhandenen, nassen Torfmasse nimmt der Verfasser zu 4372 Millionen Cubikfuß an, welchem gemäß die

bortigen Moore die jetzigen Leistungen nur 93 Jahre aushalten würden. Wenn nun gleich diese Berechnung auf Genauigkeit nicht wohl Anspruch machen darf, so dient sie doch dazu, den hohen Werth der Torfmoore für Seeland in ein helleres Licht zu stellen und zu zeigen, wie rathsam eine regelmäßige Bewirthschaftung derselben ist und wie sehr man in Seeland Ursache hat auf möglichste Sparsamkeit bey der Feuerung und Erweiterung der Holzzucht Bedacht zu nehmen. Nach der Ansicht des Verfassers möchte es für das Interesse des Landes sehr wichtig seyn, wenn die Regierung sich allmählich durch Kauf, Tausch, oder andere Mittel in den Besitz der größten Moore zu setzen suchte, weil fast nur allein eine Regierung im Stande ist, bey der Bewirthschaftung der Moore Maßregeln zu ergreifen und consequent durchzuführen, welche eine dauernde Nutzung derselben bezwecken.

M i n n e r.

Bev Coppenrath: Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen, wie sie in Deutschland gelten, von Dr. C. A. von Droste-Hülshoff, öffentl. und ordentl. Prof. d. R. zu Bonn. Zweyter Band. Erste Abtheilung. 1830. XXIV und 346 S. in 8.

Der vorliegende Band dieses geschätzten Werks, in Betreff dessen Plans und Ausführung Ref. auf seine Anzeige des ersten Bandes verweisen darf, enthält den ersten Theil des sogenannten inneren Kirchenrechts, nämlich das

Kirchliche Verfassungsrecht, und handelt daher in drey Kapiteln, die Lehren vom Status ecclesiasticus, der Kirchengewalt, und dem Subjecte der Kirchengewalt, also unstreitig die interessantesten und angefochtensten Gegenstände des Kirchenrechts, ab. In welchem Geiste es geschehen ist, darüber spricht sich der Herr Verfasser in der Vorrede dahin unumwunden aus: 'Was die in diesem Bande unverhohlen ausgesprochenen kirchlich- und weltlich-politischen Grundsätze betrifft: so weiß ich, daß die Ultras aller Farben mir ein schönes Loblied singen werden. Darauf bin ich gefaßt, und werde mich durch nichts in der Welt, von der jetzt nach langem Schwanken entschieden betretenen Bahn des gallicanischen Systems, so wie der schon früher stets gehaltenen Opposition gegen Absolutismus jeder Art wieder abbringen lassen. Denn nichts steht mir klarer vor der Seele, als daß nur dieser Weg zum dauernden Frieden in Staat und Kirche führe, daß die Ultras dem Scheine nach, ihre gemäßigten Gegner aber in der That die wahren Freunde der Monarchie und Hierarchie seyen, da diese etwas vertheidigen, was sich halten läßt, jene etwas, das früh oder spät nothwendig zusammenfallen muß, weil es auf Unwahrheit bauet und natürliche Knechtschaft.' Von allgemeinem, und nicht bloß juristischem Interesse ist vor allem die unbefangene Würdigung des priesterlichen Cölibats (§. 114..117); es ergibt sich aus derselben nicht nur, daß die Verwerflichkeit desselben keinesweges unbedingt aus den gewöhnlich und man darf es sagen, mit vielem Geschrey gegenwärtig gegen denselben, vorgebrachten Gründen, erwiesen werden kann;

sondern es erscheint auch das ganze Institut, selbst wenn man von der Nothwendigkeit seiner Aufhebung völlig überzeugt ist, in einem viel mildern Lichte, als man gewöhnlich dafür hält. — Mit vielem Verlangen sieht Ref. der Beendigung dieses, gewiß ein eifriges Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit bekundenden, und den positiven Stoff mit Gründlichkeit und Sachkenntniß verarbeitet, enthaltenden Werks entgegen; mögen auch einzelne Sätze desselben, namentlich von den Bekennern der evangelischen Confession, und vielleicht nicht ohne allen Grund, angefochten werden können.

G o t h a.

Hey Becker: Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuern Geographie; von F. R. H. Bischoff und F. H. Möller. 1829. VIII und 1107 Seiten in Octav.

Wir glauben daß durch dieses Werk einem Bedürfniß abgeholfen ist. So viel wir uns erinnern, ist nur bey einigen Wörterbüchern ein dürftiges Verzeichniß alter und neuer Städtenamen beygefügt, das keinesweges ausreicht. Das vorliegende Werk, das diesem Mangel abzuhelfen soll, ward von dem Herrn Bischoff unternommen, der aber die Vollendung nicht erlebte; worauf Herr Möller, Custos der Gothaischen Bibliothek, das Werk seines Freundes fortsetzte und beendigte. Vollständigkeit und Kürze, sagt der erste Herausgeber, sind die beiden Ziele die er zu erreichen strebte. Die Vollständigkeit ist natürlich relativ, da man doch

nur die einigermaßen wichtigen Namen erwarten kann. Allerdings hat indeß Herr Bischoff sich hier sein Ziel weit hinausgesteckt. Herr Möller hat es in so fern beschränkt, daß er die ganz unbedeutenden Namen übergang; so daß daher, wenn die Arbeit des Herrn Bischoff bis Ende des Bogens M, bis S. 772, ging, und zwey Drittheile des Ganzen ausmacht; die des Herrn Möller, wenn sie gleich die zweyte Hälfte des Alphabets umfaßt, doch nur das letzte Drittheil einnimmt. Wir finden nicht, daß damit zu wenig gegeben sey; wenigstens in Beziehung auf die alte Geographie; denn daß er bey dem Mittelalter in der Auswahl streng gewesen sey, bemerkt Herr M. selber. Die Einrichtung ist so, daß nach alphabetischer Ordnung der alte Name, nach seiner verschiedenen Rechtschreibung voran steht, dann die Schriftsteller bey denen er vorkommt, und dann hierauf der neue Name mit kurzen Erörterungen. Angehängt aber ist ein vergleichendes Verzeichniß der neuen Namen mit den alten, jedoch nur der erheblichen; wo dann der neue Name voransteht. Auf diese Weise ist den Anforderungen, welche man an ein Werk dieser Art machen konnte, Genüge geleistet.

Hn.

Verbesserung.

In dem Lektionscataloge S. 437 S. 17 ist statt Geschichte des neuern Europas und seiner Colonien zu lesen: Geschichte der Europäischen Staaten.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 28. März 1831.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Kleine astronomische Ephemeriden für das Jahr 1831, herausgegeben von C. L. Harding und G. Wiesen. 1830. 126 S. in 8.

Dieser Jahrgang hat mit den vorigen verglichen einige Abänderungen erlitten, die für den Zweck, den diese Ephemeriden haben zulässig sind, indem von den Verfassern die Genauigkeit in den Angaben der Declination der Himmelskörper nicht so weit getrieben ist, als in den Ephemeriden des Jahres 1830, weswegen auch das Format derselben verkleinert werden konnte. Ganz weggefallen ist die Angabe der scheinbaren Declination der Hauptsterne, und die Entfernung der Planeten von der Erde. Das Verzeichniß der geographischen Lage derörter ist sehr vermehrt und verbessert worden, wobey jedoch der Mittagunterschied derselben von Paris, als überflüssig mit Recht vernachlässigt werden konnte. Unter den neu hinzugekommenen astronomischen

Hülftafeln ist zu bemerken, die Verwandlung der mittlern Zeit in Theile des Aequators, die Französischen Refractionstafeln statt der im vorigen Bande enthaltenen Besselschen, und die von Herrn Hofrath Gauß zuerst in bequeme Form gebrachten Aberrations- und Mutationstafeln. Außerdem befindet sich in demselben die genaue Angabe der Elemente aller Planetenbahnen, die scheinbaren und wahren Durchmesser der Planeten, ihre Rotation, Masse und Dichtigkeiten, so wie auch eine gleiche Tabelle für die Nebenplaneten, unter denen wir aber die Dimensionen des Saturnsrings, und die bey mehreren Planeten beobachtete Abplattung vermissen, welche der Vollständigkeit wegen mit hinzugefügt werden konnten. Hierauf folgt eine kleine Abhandlung über die Cometen von bekannter Umlaufszeit vom Verfasser, welcher hierzu den Halleyschen, den Olberschen, den Enkeschen und den Bielaschen Cometen rechnet, so wie eine Aufzählung der bis jetzt bekannt gewordenen veränderlichen Sterne, nebst Angabe der Perioden, die ihre Lichtabwechselung befolgt. Von Dr. Eduard Schmidt befindet sich darin eine Abhandlung über die Dimensionen des Erdkörpers, nach der in seinem Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie gegebenen Methode berechnet, wobey noch außer den in dem angegebenen Werke berücksichtigten Gradmessungen, die von Struve bey Dorpat ausgeführte hinzugezogen ist. Das Ganze beschließt eine Aufzählung der auf der Göttinger Sternwarte gemachten Beobachtungen des im Jahre 1830 erschienenen Cometen vom 26. April bis 25. Junius, nebst Nachrichten von einigen literarischen Neuigkeiten, die astronomischen Wissenschaften betreffend.

Arabische Philologie.

1. Halle bey Schwetschke 1830: **Georgii Wilhelmi Freytagii lexicon arabico-latinum praesertim ex Djeuharii Firuzabadiique et aliorum Arabum operibus adhibitis Golii quoque et aliorum libris confectum. Accedit index vocum latinarum locupletissimus. Tomus primus.** | — خ
XVI u. 544 S. in gr. 4.

2. Bonn typis regiis academicis 1828: **أشعار الحسانة Hamasae carmina cum Tebrizii scholiis integris primum edidit, indicibus instruxit, versione latina et commentariis illustravit Georg. Guil. Freytag Dr. professor linguarum orientalium in universitate Fridericia Guilielma. Pars prior continens textum arabicum et quatuor indices.** XI und 932 S. in 4.

3. Ebendasselbst 1829: **Tarafae Moallaca cum Zuzenii scholiis. Textum ad fidem codicum Parisiensium diligenter emendatum latine vertit, vitam poetae accurate exposuit, selectas Reiskii annotationes suis subjunxit, indicem arabicum addidit Joannes Vullers.** 31 S. arab. I. u. 88 S. in 4.

4. Wien 1829 bey Anton Edlem von Schmid: **Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdulmelik Ben Mohammed Ben Ismail Etssealebi aus Nisabur. Uebersetzt, berichtigt und mit Anmerkungen erläutert durch Gustav Flügel. Nebst einem Vorworte des Herrn Hofraths Joseph Ritter v. Hammer.** 291 S. mit XXXII u. 50 S. in 4.

5. Halle bey Schwetschke 1830: *Locmani fabulae quae circumferuntur, annotationibus criticis et glossario explanatae ab Aemilio Roedigero phil. doct. et prof. p. e. theol. lic. societ. as. par. socio. Addita Cod. ex Aegypto advecti collatio nova.* XII, 52 und 35 S. in 4.

6. Paris chez l'Editeur 1829: *Kitab Teqouym Al-Bouldan ou Géographie d'Aboul-Feda. Edition Autographiée d'après un manuscrit Arabe de la Bibliothèque du Roi. Par Hippolyte Jouy, revue et corrigée par M. Reinaud. Ire Livraison. 64 Seiten in gr. 4.*

Mit wahrer Freude folgt der Freund oder Kenner der arabischen Sprache und Literatur dem besonders durch de Sacy's Beyspiel und Belehrung neu angeregtem Eifer für arabische Philologie, aus welchem in den letzten Jahren außer andern Werken, von denen Ref. früher in diesen Blättern geredet hat, auch die Reihe der oben genannten hervorgegangen ist. Zwar bleibt noch immer kräftig der Wunsch, daß sich die öffentliche Thätigkeit der arabischen Philologen mehr auf die Herausgabe und Bearbeitung der auch für die Wissenschaften wichtigern Bücher, wie besonders der ausführlichen geschichtlichen Werke der Araber, richten möge: indeß kann doch auch die rein philologische Seite des arabischen Studiums, welcher obige Werke außer dem letzten angehören, wenn es nur auf die rechte Weise geschieht, noch mit großem Nutzen in neuen, dazu eigens bestimmten Schriften berücksichtigt werden; denn außerdem daß dem arabischen Studium die längst ersehnte Hülfe eines vollständigen neuen Wörterbuchs bey der Seltenheit der ältern fehlte, ist dieses rein philologische Stu-

dium seiner Natur nach der Ausgangspunct jedes gründlichern Studiums einer andern Seite, und strebt fortwährend zu höherer Sicherheit und Vollendung. Insofern nun ist uns die Herausgabe dieser Schriften willkommen, wenn nur bey den meisten die Art und Richtung echt-philologisch oder, was dasselbe sagen will, wissenschaftlich wäre. Und über diese Art hier etwas ausführlicher zu reden, scheint im Interesse des ganzen sich jetzt so thätig entwickelnden arabischen Studiums zu liegen.

Als de Sacy der arabischen Literatur ein allseitigeres Studium zuwandte und durch sein Beispiel zahlreiche Schüler in gleicher Richtung und Bestrebung bildete, wurde bald deutlich, wie großen und ungekannten Nutzen für das genauere und sichere Studium der Sprache die philologischen Werke der alten Araber gewährten; diese zahlreichen Werke der verschiedensten Art wurden nun eifrig gelesen und angewandt, wie unter andern de Sacy's Grammatik aus den reichen Quellen solcher Werke eingebornen Araber geflossen ist; die Ausgaben arabischer Bücher wurden jährlich correcter und critischer, und je tiefer man in den philologischen Schriften der Araber selbst forschte, desto höher stieg nicht mit Unrecht die Verehrung dieser früher nicht recht gewürdigten Schätze der arabischen Literatur. Aber leider! entsprang die Art dieser Verehrung nicht aus dem Bewußtseyn des wahren Wesens und der innern Bedeutung jener Werke; und so ward sie zur Ueberschätzung und falschen Anwendung. Die Ansichten und Grundsätze der arabischen National-Philologen werden jetzt als völlig sicher und gegründet vorausgesetzt, nach ihnen richten sich Grammatik und Wörterbuch, und selbst in der Erklärung der alten Gedichte gelten die Mei-

nungen dieser Scholiasten, auch wo sie selbst uneins sind, für das Höchste; und wenn man sich bisweilen von solchen Autoritäten entfernen zu müssen glaubt, kehrt man auch dann nicht zu den letzten Gründen zurück. So ist unsere ganze arabische Philologie, wie sie bis jetzt vorherrschend getrieben wurde, von der Auctorität der arabischen Schulgrammatiker abhängig, und kennt keine höhere Begründung und Sicherheit als die Aussprüche der arabischen Gelehrten seit dem neunten Jahrhundert. Selbst de Sacy hat sich bey seinen sonstigen hohen Verdiensten um die arabische Literatur über diese Art der Verehrung und des Gebrauchs der National-Philologen nicht erhoben.

Nun aber muß es an sich schon uncritisch und unsicher scheinen, den National-Grammatikern allein und unbedingt in Allem zu trauen; und zwar Grammatikern, die erst im zweyten Jahrhunderte nach Muhammed sich in Schulen ausbilden; die wieder unter sich über Hauptpuncte streiten und verschiedene Systeme haben; die mehr in den unterjochten und arabisierten Völkern, welche an die reine und alte arabische Sprache gewöhnt und in das Verständniß der alten Schriften eingeweiht werden sollten, als im alten Arabien selbst auftraten und daher die ungelehrten Söhne der Wüste in schwierigen Fällen zu Schiedsrichtern und Lehrern der Sprache nahmen. Daß solche Grammatiker nicht genügen, zeigt dann aber vollkommen die Erforschung ihres innern Werthes. Sie beschreiben nur die äußern Erscheinungen der Sprache, ohne auf deren innere Gründe und Zusammenhang zu achten. Nicht weil sie die Gründe und den Zusammenhang gar nicht suchen und ohne alle Abnung des Tiefen sind; noch weniger weil sie

eine schon bekannte bessere Methode bestritten und vermieden hätten, wie sich wohl heut zu Tage einige noch nicht in die wissenschaftliche Behandlung finden können; sondern weil sie nach den Beschränkungen ihrer Zeit nicht weiter bringen konnten. Auf die arabische Sprache beschränkt, die sie weder mit den übrigen Sprachen semitischen Stammes noch mit Sprachen verschiedenen Stammes verglichen, ohne Ideen über das Wesen der menschlichen Sprache, den Zusammenhang und die Unterschiede aller Sprachen, das Verhältniß und die Geschichte der Sprachen desselben Stammes — wie hätten sie die einzelne arabische Sprache in ihrem innern Wesen tiefer durchdringen und sicherer erkennen können? Der Sprachgeist muß, um auch eine einzelne Sprache aus ihm begreifen zu können, erst aus allen Sprachen oder, so lange dieß unmöglich ist, aus vielen Sprachen verschiedensten Stammes erfaßt werden, weil er in seiner innern Einheit und äußern Vielheit und Verschiedenheit erst aus Vergleichung klar und sicher erkannt wird; zugleich muß die Geschichte, so weit sie nur reicht, zur Erklärung der Sprachen eines einzelnen Stammes benutzt werden. Da jenen Arabern beides fehlte, konnte auch ihr großer Scharfsinn selten über die Außenseite blicken, und sowohl ihre einzelnen Ansichten als ihre Systeme treffen selten die wahren und innern Gründe, am wenigsten da wo das Arabische nur aus der Geschichte oder aus Vergleichung der stammverwandten Sprachen erklärt werden kann. Auf diesem Standpunct stehen die Grammatiker aller alten Völker, der Griechen und Lateiner wie der Sinesen, Inder und Araber (Vgl. die Recension der de Sacy'schen anthologie gr. arabe, Jahrg. 1830 St. 81).

Es folgt hieraus, daß unser Studium sich über

die arabischen Philologen zu einem höhern und sicherern Standpunct erheben muß. Nicht als sollte damit eine Geringschätzung und Vernachlässigung jener Philologen empfohlen seyn: vielmehr sind sie immer zunächst zu befragen und das Aeußere der Sprache lernt man von ihnen am leichtesten in seinem ganzen Umfange; sie haben mit dem größten Fleiße die Formen und Bedeutungen der Wörter gesammelt und auch manche ihrer Ansichten und Ausdrücke entsprechen dem innern Wesen der Dinge. Die Grammatik war den Arabern seit 150 d. H. eine eben so fleißig getriebene als geehrte Wissenschaft, welche genauer zu kennen schon an sich wichtig und lehrreich ist. Aber diese Achtung der arabischen Philologen soll nicht in blinde Verehrung übergehen; erst in einem freyern und höhern Standpunct kann, indem die innern Gründe der Sprache zum Bewußtseyn kommen, auch das Wahre und Sichere und das minder Sichere und Taugliche in den arabischen Philologen erkannt werden; und dazu ist das Studium der übrigen stammverwandten Sprachen viel nothwendiger und ersprießlicher als jetzt von den meisten geglaubt wird. Wie jetzt keiner so gründlich, als es in unserer Zeit möglich ist, die klassischen Sprachen verstehen kann wenn er die Hülfe des Sanskrit verschmäht, so niemand das Arabische mit wissenschaftlicher Sicherheit, der sich nicht mit der älteren Gestaltung des semitischen Sprachstammes, sofern sie uns wenigstens im Hebräischen erhalten ist, befreundet hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 31. März 1831.

Arabische Philologie.
(Beschluß.)

Diese Betrachtungen drangen sich dem Ref. besonders bey der Prüfung des ersten der oben genannten Werke auf, des großen arabischen Wörterbuchs, das man seit einigen Jahren nach vorläufiger Ankündigung vom Herrn Prof. Freitag erwartete, und welches in zwey folgenden Bänden ähnlichen Umfangs vollendet werden soll. Zeitgemäßer und vielen erwünschter konnte auch nichts in unserer arabischen Literatur seyn als die Herausgabe eines vollständigen Wörterbuchs; denn seit der Zeit der ersten Blüthe des arabischen Studiums, da Golius mit einer für jene Zeit großen Gelehrsamkeit, Castellus mit ungemeynem Fleiße, beide mit der höchsten Uneigennützigkeit und Aufopferung ihre großen Wörterbücher bearbeiteten, ist in Europa kein ähnliches Werk erschienen; selbst auf einen bloßen Neudruck dieser Werke, der dem Bedürfnisse so vie-

ler immer ziemlich genügt hätte, wartete man wegen der Besorgnisse und Schwierigkeiten der Buchhändler vergebens. Wer aber ein eigenes Wörterbuch herauszugeben übernimmt, den könnte leicht außer der Forderung einer bedeutenden Verbesserung der früheren Werke der große Umfang der Arbeit schrecken, da wohl keine Sprache eine solche Fülle von Wurzeln und Wörtern als die arabische hat. Daß Herr F. diesen Schwierigkeiten sich nicht beugen und ein höchst nöthiges und längst vermistes Werk vollenden will, muß jedem Freunde dieser Studien lieb seyn. Aber je wichtiger das Unternehmen, desto offener glaubt Ref. seine Ansichten über die Ausföhrung hier kurz niederlegen zu müssen; vielleicht daß diese Bemerkungen für die noch folgenden Theile Berücksichtigung finden. Denn das, was man in diesem Werke verändert wünschen möchte, greift freylich durch das Ganze. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß der Verf. der rein empirischen Methode folgt, welche sich nicht kümmert um die wahren und innern Gründe, und so auch keine wissenschaftliche Schärfe und Sicherheit erstrebt und erreicht. In der Art der Forschung ist so gar kein Fortschritt von Golius und Castellus bis auf den Verf. sichtbar, und das Werk würde seinem Character nach mehr in die Vergangenheit als in die Gegenwart gehören. Fleiß und Beharrlichkeit in der nicht geringen Arbeit zeigt unläugbar das Werk. Die großen Originalwörterbücher Gauhari's und Firuzabadi's, welche zum großen Nutzen unsers arabischen Studiums die beste und sicherste Grundlage unserer Wörterbücher werden können und bisher geworden sind, hat der Verf. oft mit mehr Genauigkeit als Golius und Ca-

stellus benutzt oder vielmehr nur übersetzt, wobei es denn nicht ohne einige Verbesserungen des Calcuttaer Textes Firuzabadi's abgehen konnte; auch manche andere gedruckte und ungedruckte Werke sind mit Vortheil verglichen. Aber indem der Verf. diesen Arabern allein folgt ohne sich der Gründe bewußt zu werden oder sie so viel als möglich vor dem Leser zu entwickeln, ist er auch ganz von der bloß empirischen und atomistischen Methode dieser guten Araber abhängig und gibt keine höhere Sicherheit als den geschriebenen Buchstaben der Grammatiker, so daß denn auch die Benutzung dieser an sich höchst nützlichen und wichtigen arabischen Schriften nicht eine freye und critische geworden ist, oder eine Grundlage zu weiterm Forschen, sondern meist eine bloße Uebersetzung; wo die Meinung der arabischen Meister nicht kurz angedeutet oder übersetzt werden konnte, hat der Verf. sich oft begnügt sie in dem bloßem nicht vocalisirten Text wiederdrucken zu lassen, wodurch aber, so wie überhaupt durch das häufige Fehlen der Vocale da wo sie am nöthigsten waren, dem minder geübten wenig geholfen ist. Durch diese Methode sind die Bedeutungen der Wörter weder klar und sicher noch im Zusammenhange beschrieben; auch die Formen und Stämme sind nicht critisch unterschieden, und nicht selten ist Zusammengehöriges getrennt, und Ungleiches zusammengestellt; durch alles aber eine Verwirrung häufig entstanden, welche nur die der Sache schon kundigern leicht entwirren können. Um hier bey einem einzigen Artikel stehen zu bleiben: unter der Wur-

zel أنا führt der Vf. auf أنا , أنا , أنا , أنا ,

^{ω̄}ا, ^{ω̄}ا, ^{ω̄}ا verb. Also die disparatesten Wörter verbunden, und die zusammenhörigen getrennt. Was man für diese dem Sinn nach verkehrte Ordnung etwa als Grund anführen könnte, nämlich die äußere Form ohne alle weitere Rücksicht, auch das verschwindet wieder wenn man sich Rechenschaft geben soll, wie ^{ω̄}ا 'jetzt eigentl. die Zeit' in diese Reihe gehöre; denn dieses muß ^{ω̄}ا geschrieben und in eine ganz andere Wurzel verwiesen werden; aber auch die Rücksicht auf die bloße Form kann es nicht entschuldigen, daß ^{ω̄}ا und ^{ω̄}ا, Wörter die im Begriff sich völlig gleich sind und nur durch die Verbindung mit dem folgenden Worte verschieden werden, als zwey ganz verschiedene doppelt beschrieben sind, selbst ohne Andeutung ihres Zusammenhangs; Unklarheit und Weitschweifigkeit gehen so Hand in Hand. Bey den einzelnen erwartet man weiter mit dem größten Recht zunächst und am aller nöthigsten eine bündige Beschreibung ihres Begriffs, woraus dann die einzelnen Bedeutungen als bloß verschiedene Anwendungen von selbst fließen und sehr kurz beschrieben werden können; der Verf. aber gibt nie einen Grundbegriff oder überhaupt nur einen Begriff, indem er gleich ins Einzelne gehend sich begnügt zu sagen wie ein Wort verschieden übersetzt werden kann, und meist nur die abgerissenen Worte der arabischen Grammatiker übersetzt. Wenn z. B. der Artikel ^{ω̄}ا mit den Worten anfängt: ^{ω̄}ا pro ^{ω̄}ا Ego, Ut, quod,

wer als ein schon geübter, der die Originallexica selbst vergleichen kann, wird hierin Sinn finden? Ist nicht das häufige $\overset{c}{\underset{f}{\text{Q}}}$ für quod (nicht eigentlich ut) wurzelhaft durchaus verschieden von der sehr seltenen und dichterischen Abkürzung des *U* ego in $\overset{c}{\underset{f}{\text{U}}}$? - Letzteres mußte durchaus getrennt und als sehr selten bezeichnet werden. Derselbe Artikel $\overset{c}{\underset{f}{\text{Q}}}$ zeigt auch, wie unfrey und oft unverständlich und schwer zu enträthselnd die Anführungen und Uebersetzungen aus den Originalwerken sind, und wie sich auch hierdurch kein lebendiger und belebender Hauch zieht; z. B. wenn gesagt wird, daß $\overset{c}{\underset{f}{\text{Q}}}$ auch für $\overset{c}{\underset{f}{\text{U}}}$ d. h. erklärend stehe, so ist hinzuzusetzen, daß es so nur vor einer anzuführenden Rede steht wie ὅτι , ὅτι u. s. w., also auch hier seinen Begriff quod behält, welches der Verf. schon an einem verschiedenen Orte ausdrückte durch *interdum inservit introducendo sermoni.* — Die Schwierigkeit der Forschung ist freylich nicht zu verkennen: aber sie ganz scheuen und vermeiden (vgl. Borr. S. XV, wo der Verf. an das *incidit in Scyllam* erinnert) ist eben so gefährlich als sie mit zu geringer Vorsicht üben; denn die Vorsicht wird im Fortschritt von selbst geschärft; schreite der erste Forscher entweder selbst weiter oder reize andere dazu. Ref. wenigstens ist überzeugt, daß auch in der Sprachwissenschaft die Empirie nicht der Vernunft, und diese nicht jener wirklich widerstreite, und daß es die Aufgabe jedes auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machenden Werks ist, die Versöhnung beider schein-

bar streitenden Elemente zu befördern. — Was aber die aus einer andern Methode etwa zu befürchtende übergroße Länge der einzelnen Artikel betrifft, so ist Ref. immer der Ansicht gewesen, daß wo die Grundsätze der Forschung und Darstellung erst entschieden werden müssen, wie im Arabischen, das Allgemeine und Normative in einem einleitenden Abschnitt zusammengefaßt werden müsse, wonach die einzelnen Artikel ebenso an Klarheit und Sicherheit wie an Kürze gewinnen können. Schon die umsichtige Benutzung der übrigen semitischen Dialecte würde dem Werke große Vorzüge gegeben haben.

Mit der ganzen Art, wie der Herr Verf. das Arabische treibt, hängt auch die speciell grammatische Seite der Arbeit zusammen. Ein Wörterbuch setzt schon um die Formen der Wörter richtig angeben zu können (eine im Semitischen schwierige Sache), die vollkommenste Kenntniß und Anwendung der Grammatik voraus. In diesem Werke kommen aber Formen vor, welche ohne Analogie sind, wie S. 64 $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$, welches wenn es überhaupt vorkommt, als rein poetisch bezeichnet werden sollte; der Kamus hat aber weder diese Form, noch $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$, dagegen vielmehr $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$ mit der Bemerkung, daß bisweilen im Accusativ $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$ vorkomme; beides sehr richtig. Auch sind Formen verwechselt und zusammengeworfen, die zu unterscheiden der Anfänger nicht

früh genug lernen kann, z. B. ^{٥٠'} بعد post ohne in dem Worte Adverbium und Präposition zu unterscheiden; consequent müßte man also das folgende ohne Punkte gelassene ^{٥٠'} بعد ^{١٠'} نالک wie der ^{٥٠'} بعد lesen statt ^{١٠'} بعد.

Noch etwas über das Äußere des Werks. In der Vollständigkeit der Artikel wird man nicht viel vermissen; denn die arabischen Originalliterica, diese feste und sichere Grundlage aller neuern, enthalten den Sprachschatz mit so großem Fleiße gesammelt, daß wol eine oder die andere Ableitung und Bedeutung, schwerlich aber eine Wurzel in ihnen fehlt; auch die in Schriften selten vorkommenden Dialectseigenthümlichkeiten sind in diese Oeane (Kamus) zusammen geleitet. Im Einzelnen ist aber manches noch genauer zu bestimmen oder hinzuzusetzen; das Verhältniß zwischen dem neuen Wörterbuch und den ältern von Golius und Castellus, deren Worte oft treu nur wiederholt werden, zeigt unter andern deutlich die Wurzel ^{٥٠'} حَرْفٌ, wobey hier nur bemerkt werden mag, daß ^{٥٠'} حَرْفٌ bestimmter, als von dem Verf., schon im Cast. und aus dem Kamus bey Frähn zu Ibn=Fozl. S. 90 erklärt war. Doch hat der Verf. die frühern Werke hie und da nicht unbedeutend vermehrt und berichtigt; daß er nicht alle gedruckten Werke, wie die medicinischen und philosophischen, zum Ausbau des Wörterbuchs durchgelesen und viele Kunstwörter nicht aufgenommen habe, erklärt er in der Vorrede selbst; und freylich muß ein arabisches Wörterbuch in diesem Sinne und Umfange ausgeführt, das Werk eines halben Be-

bens seyn. Der Druck, nach der Vorrede unter Rüdiger's Fleiß in Halle vollendet, ist im Ganzen sehr correct und deutlich, wenn auch vielleicht mit einer glänzenden Ausführlichkeit, die vermieden werden konnte. Die baldige Vollendung eines immer unentbehrlichen Werks muß jeder wünschen.

Der Fleiß und der rege Eifer, womit Herr Prof. Freytag dem arabischen Studium unserer Tage zu nützen strebt, und den wir auch bey dem vorigen Werke nicht in Abrede stellten, zeigt sich noch deutlicher in dem zweyten der oben genannten Werke. Die unter dem Namen *Hamasa* bekannte Blumenlese älterer Poesien, die gleich den ältesten hebräischen Gesängen nicht weniger poetischen als historischen Werth haben und welche keine spätere Gedichte nach der Einführung des Muhammedanismus übertreffen konnten, war mit den lehrreichen Scholien Labrizi's schon durch die von Schultens und Reiske bekannt gemachten Proben in so allgemeiner Achtung, daß die vollständige Ausgabe des ganzen großen Werks in Deutschland, Frankreich und England mit Theilnahme und Beyfall aufgenommen wurde; in diesem Werke besitzen wir nun den reichsten Schatz von Belehrungen über die vormuhammedanischen Araber, um so schätzbarer, da diese Gedichte mit den Traditionen der spätern Erzähler und Scholiasten fast die einzige Quelle der ältern Geschichte der Araber sind. Der Druck folgt genau der schönen alten Handschrift zu Leyden; man dürfte indessen wünschen, daß Herr Fr. den abweichenden Schreibarten dieser Handschrift im Druck nicht zu treu gewesen wäre. Solche Abweichungen nach den verschiedenen Zeiten und Ländern der Schreiber sind

zwar an sich immer merkwürdig und mögen in einer Vorrede aufgezählt werden, aber in den Druck selbst sollten sie der Deutlichkeit wegen nicht dringen, zumal wenn sie aus später Neuerung hervorgegangen sind, wie hier die durchgängige Schreibart س für س d. h. س . In dem Drucke selbst trifft man nur selten auf falsche Lesarten, wie S. 96, 3 nach dem Metrum ohne Zweifel zu verbessern ist, wahrscheinlich الضلل für الضلل . Ref. versagt sich jetzt noch weiter über eine Arbeit zu reden, deren für den Herausgeber wichtigster Theil, Uebersetzung und Commentar, noch zu erwarten ist. Der vorliegende Band enthält außer einer kurzen Vorrede nur den Text.

No. 3 ist die Arbeit eines Schülers Freytags, der sich später unter de Sacy ausgebildet hat. Die Moallaka Tarafa's, welche er zu bearbeiten übernommen, war schon früher von Reiske mit einem noch jetzt lesenswerthen Commentar herausgegeben, und an Gelehrsamkeit hat kein späterer Bearbeiter dieser alten Gedichte Reiske übertroffen. Indes für die Critik und genauere Erklärung hat Reiske, der erste Herausgeber einer Moallaka, nicht alles gethan; ein jetziger Sprachkennner wird durch die höheren Erfahrungen unserer Zeit leicht vieles verbessern. So hat auch Herr Dr. Bullers den Text nach zuvor nicht verglichenen Pariser Handschriften verbessert, die blündigen und lehrreichen Scholien Zuzeni's zum ersten Mal drucken lassen, und die richtigere Erklärung mancher Stellen mit Fleiß und Kenntniß gefördert. Die Art und Weise der Bearbeitung aber ist ganz der Methode ähnlich, welche

oben als sich vorzüglich in Freytag's Werken zeigend beschrieben wurde; wir treffen hier wieder die arabische Philologie, welche bey löblicher Gelehrsamkeit im Einzelnen sich doch ihres wahren Zwecks nicht genug bewußt ist, und einseitig von den Worten und Sätzen der eingebornen Grammatiker sich abhängig machend zu den inneren Gründen nicht gelangt. So vermißt man eine Entwicklung des Zusammenhangs der Gedanken, ohne welche das Gedicht weder im Ganzen noch im Einzelnen verstanden und gewürdigt werden kann; die langen Schilderungen und die kurzen Sentenzen stehen nicht so zerrissen und willkürlich, wie es zunächst scheint, und in dieser Moallaka einigen sich alle Einzelheiten zu Einem Ziel. Um einiges Einzelne von dem anzuführen, wo Ref. angestoßen ist, so können

die Worte B. 19 لها فخذان أكبر nicht be-

deuten femora illius sunt perfecta, da der Singular msc. des Verbums nicht mit dem vorigen Dual verbunden werden kann; jener ist mit dem folgenden Namen zu verbinden, so daß der Sinn des Ganzen sich ändert. B. 61 geben die Worte nubes enim placent hominibus schwerlich einen in den Zusammenhang passenden Sinn: der Satz mit و und vorgeseh'tem Subjecte ist aber ein das Vorige erklärender und beschreibender 'Wolken, und zwar Staunen erregende Wolken'. — In dem arabischen Texte stoßen nur wenige Fehler auf, wie S. 18 B. 53 وئلى, S. 19 Z. 11 عظم, S. 43 فخذى gelesen werden muß; im Ganzen ist der Druck sehr correct. In der Einleitung finden sich Auszüge

aus Meidani und Ibn-Nobata über das Leben des früh gestorbenen Dichters. Es mag nur noch erwähnt werden, daß die Verse S. 15 nicht dem Metrum *Wafir*, sondern dem seltenen, *سجدة* genannten, folgen.

N^o. 4 ist ein anthologisches Werk, welches schöne Gedanken, spitze und schlagende Reden und kräftige Sentenzen, in Prosa oder Poesie, nach gewissen Fächern und Rubriken gesammelt enthält, wie dergleichen Werke in der arabischen Literatur seit dem vierten Jahrhundert der *Hegira* häufig geschrieben sind; obwohl bey dem Verlust so vieler alter Werke, aus denen diese ausgezogen wurden, und als Sammlung von historischen Zügen schätzbar, war diese Art von Schriften bis jetzt wenig bekannt, und jenes Buch des Herrn Flügel gibt uns davon die erste große Probe. Der Text dieses, nach des Ref. Ueberzeugung nicht vollständigen Werks ist aber nach einer einzigen Handschrift nicht correct, auch die Uebersetzung und grammatische Behandlung nicht sicher genug, um das Buch in dieser Gestalt den minder geübten mit gutem Gewissen empfehlen zu können, wie Ref. an einem andern Orte weiter gezeigt hat. Von der Thätigkeit des Herrn Flügel kann man sich indeß für die Zukunft noch Erfreuliches versprechen, und Ref. wünscht sehr, daß sein Vorhaben das den Literatoren schon rühmlichst bekannte bibliographische Werk *Hag'i Chalfa's* herauszugeben gelingen möge.

Desto angenehmer wird aber sowohl den Kennern als den Schülern arabischer Sprache und Literatur die kleine Schrift N^o. 5 seyn. *Volman's* Fabeln sind zwar, als die gewohnten

ersten Uebungsstücke der Anfänger, häufiger als irgend etwas anderes in Europa gedruckt, aber eine Ausgabe, die mit Recht kritisch zu nennen war, lieferte nach Golius und Bernstein's Versuchen zuerst Freytag im J. 1823, obgleich auch in ihr noch mehrere Fehler sind. Bey dieser Masse von Vorarbeiten der verschiedensten Art hat der letzte Herausgeber, Herr Prof. Ködiger, zuerst das Verdienst, den Stoff der Critik vollständig zusammengeleitet und über die vielen Varianten ein kritisches Urtheil begründet zu haben; dazu wurden auch manche Quellen benutzt, deren Wichtigkeit man bis jetzt nicht beachtete, wie die erste noch nicht vocalisirte Ausgabe durch Erpen, und die griechischen Fabeln Syntipas', deren Uebereinstimmung mit manchen arabischen augenscheinlich ist. Nach dem Druck des Textes und des kritischen Theils kam noch ein ganz neues Hülfsmittel hinzu, die Vergleichung eines vor kurzem aus Aegypten nach Paris gebrachten Codex, dessen in mancher Rücksicht wichtige Varianten Ref. bey seinem Aufenthalte in Paris auszog und dem Herausgeber später mittheilte. Dadurch sind manche vorher noch bezweifelte oder bloß vermuthete bessere Lesarten als richtig erwiesen, in einigen Stellen sogar wider alles Erwarten eine noch von Niemand geahnete, und doch unstreitig einzig richtige Lesart gefunden; über diese und andere, mehr von Dialectsunterschied abhängige Varianten wird theils in der Vorrede theils im Wörterbuch geredet. Hätte dieses Hülfsmittel früher benutzt werden können, so würde sich gewiß eine ganz neue Recension des Textes gestaltet haben. Ref. findet sehr selten Raum von dem genauen und feinen kritischen Urtheil des gelehrten Herausg. abzuweichen;

Fab. 11 kann er aber noch immer nicht einsehen, wie in ^{5' 2'} سبع (oder nach der Variante سبع msc.) *Söwe*, eine Anspielung auf ^{5' c'} سبع sieben liegen kann; da hier kein Wortspiel zwischen diesen beiden Wörtern ist, so kann das Wort an seiner Stelle entweder nur das eine oder das andere bedeuten, und hier reicht, da die zweyte Bedeutung nicht einmal in den Zusammenhang der Rede paßt, die erste auch der Kraft und Farbe der Rede nach vollkommen hin. Entscheidend ist $\alpha\lambda\lambda\alpha\ \lambda\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\alpha$ Aes. fab. 106. J. D. Michaelis, der zuerst diese Meinung aufstellte, mag hier einmal nicht bedacht haben, wohin sein witternder Scharfsinn führe. — Doch der wichtigste Theil dieser Arbeit ist gewiß das Glossar, mit der größten Sorgfalt und ausgezeichnetester Kenntniß ausgearbeitet. Wie großen Nutzen das vergleichende Studium aller semitischen Sprachen neben den übrigen wissenschaftlichen Grundsätzen auch dem arabischen Lexicon bringen kann, zeigt sich an dieser Probe deutlich, und es wäre zu wünschen, daß auf solche Art das ganze arabische Wörterbuch umgearbeitet würde; so wie daß endlich die sich vorzüglich mit Arabisch beschäftigenden Gelehrten auch die übrigen stammverwandten Sprachen nicht vernachlässigten. Ref. findet bey den Ansichten des Verfs. selten eine Einschränkung zu machen, z. B. bey der Vermuthung, daß س und س ursprünglich eins gewesen. Wenn man überhaupt einen allgemeinen Wunsch bey diesem Werke sich erlauben soll, so wäre es nur der, daß der Verf. seinen Fleiß auf ein anderes ara-

bisches Stück verwandt hätte; denn da der Grund der Sprache dieser Fabeln nicht in der classischen arabischen Sprache sondern in der entartenden Bulgarsprache ist, so wird man in der Anwendung dieser Fabeln zum ersten Unterricht und überhaupt in der redlichen Ausübung der Critik stets principienlos, wenigstens mit der bisherigen Critik nicht zufrieden seyn; denn obgleich man diese Sprache durch die Vocalisation und durch Verbesserung einzelner Formen zur classischen zu erheben suchte, wird man doch nie die ganze Sprache in allen Wörtern und Fügungen zur classischen umändern können, so daß denn wohl die Sprache des wahren Verfassers in den europäischen Bearbeitungen höchst bunt und unkenntlich geworden ist.

Nr. 6 ist zunächst nur der seltenen Erscheinung wegen hier angeschlossen. Wir sehen, wie die Kunst der Lithographie auch zur arabischen Literatur reicht und uns wohl eben so wohlfeile und doch den Handschriften getreuerer Ausgaben liefern kann als der Druck. Herr Jouy, der orientalischen Sprachen nur von fern etwas kundig, aber im Steinschreiben äußerst geübt und geduldig, hat schon mehrere orientalische Werke verschiedener Sprachen durch seine Kunst zu vervielfältigen unternommen, und es ist nur zu wünschen, daß die Vollendung dieser sinesischen, Zend- und arabischen Werke durch die veränderten Zeitumstände nicht aufgegeben werde. Lithographierte arabische Bücher haben noch den Vortheil, daß sie eben sowohl junge Europäer an das Lesen der Handschriften gewöhnen, als auch im Orient, wo man sich der Drucke als Verunstaltungen der Handschriften noch immer nicht gern bedient, gern gekauft werden; auf

letzten Umstand ist, wie in Paris verlautet, auch bey vorliegender Ausgabe der viel gelesenen Geographie Abulfeda's gesehen. Zum Grunde liegt der schon bekannte gute Codex in Paris, der hier durchaus treu copiert ist. Zu wünschen aber wäre, daß Herr Reinaud, dem die Bogen zur Correctur übergeben wurden, manche unrichtige Lesart wenigstens am Rande bemerkt hätte. Da von diesem Werke Abulfeda's bis jetzt nur einzelne Theile und diese meist mit wenig Critik gedruckt sind, so ist die Vollendung dieser neuen Ausgabe gewiß vielen erwünscht.

G. H. U. C.

Neu York.

Bey G. C. und H. Carvill: Tabulae logarithmicæ et trigonometricæ notis septem decimalibus expressæ. In forma minima. Purgatæ ab erroribus præcedentium tabularum cura F. R. Hassler.

Diese transatlantische Ausgabe der Logarithmentafeln zeichnet sich durch eine ganz vorzügliche Nettigkeit des stereotypisch ausgeführten Drucks aus. Sie enthält, durchgehends auf sieben Decimalstellen, die Logarithmen der Zahlen bis 100000, die Logarithmen der Sinus, Tangenten, Cosinus und Cotangenten im ersten Grade durch alle Secunden, in den beiden folgenden von zehn zu zehn Secunden, und für alle übrigen Grade des Quadranten von dreyßig zu dreyßig Secunden. Außerdem die natürlichen Sinus und Tangenten durchgehends von dreyßig zu dreyßig Secunden. Und dieß alles in dem Raum von 312 Seiten in klein Octav oder groß Duodez. Eine solche Zusam-

mendrängung war freylich nur durch sehr kleine Typen zu erreichen, welche, bey aller Schönheit, doch wohl für die meisten nicht kurz-sichtigen Augen zum täglichen Gebrauch fast zu klein seyn möchten. Auf die Correctheit scheint eine ganz besondere Sorgfalt gewandt zu seyn, wenigstens ist uns bey dem eine Zeitlang versuchten häufigen Gebrauch gar kein Druckfehler aufgestoßen.

L e i p z i g.

Die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst, herausgegeben von R. H. E. Pö l i g, Königl. Sächsischem Hofrathe u. s. w. (Gött. gel. Anz. 1828 St. 12) gehen ihren regelmäßigen Gang fort, und haben durch die Auswahl und den Werth der darin enthaltenen Aufsätze sich schon hinreichend bewährt. Wir haben bereits das Märzstück dieses Jahrs vor uns, enthaltend die drey Aufsätze: 1. Ueber stehende Heere vom DCR. Dr. Littmann, in dem auch nicht militärische Beschäftigungen in Friedenszeiten vorgeschlagen werden, worüber wir die Urtheile der Männer vom Fach zu hören wünschen. 2. Ueber das Wesen und die Verbindlichkeit octroirter (von oben her gegebener) und pactirter Verfassungsurkunden vom Prof. Dr. Bollgraf in Marburg. 3. Geschichtlich-politische Andeutungen über die neue Verfassung des Churfürstentums Hessen, vom Herausgeber, welche wir dem weiteren Nachdenken nicht erst zu empfehlen brauchen. Der vierte Abschnitt enthält die Anzeige der neuesten Literatur der Geschichte und Staatskunst.

Hn.

G e t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

D e n 2. A p r i l 1 8 3 1.

L o n d o n.

Bey Whi'ader: Narrative of an Expedition to the Source of St. Peter's River, Lake Winnepeek, Lake of the woods, performed in the Year 1823, by Order of the Hon. J. C. Calhoun, Secretary of War, under the Command of Stephen H. Long, U. S. T. E. Compiled from the notes of Major Long, Messrs. Say, Keating, and Colhoun, by William H. Keating, A. M. etc. 1825. Vol. I. XIII und 458 Seiten, Vol. II. 248 u. 156 S. in Octav.

Obgleich die Anzeige des vorliegenden Werks zufällig sehr verspätet worden, so glauben wir doch, daß der wichtige Inhalt desselben auch jetzt noch eine Erwähnung in unseren Blättern rechtfertigt. Die unter dem Befehle des Major Long im J. 1823 ausgeführte Expedition hat reiche Ausbeute, nicht allein für Geographie, Ethnographie und Handelskunde, sondern auch für die gesammte Naturkunde, zumal für Geologie ge-

geben und die Kenntniß der Gegenden des oberen Mississippi und der Nordamericanischen Seen bedeutend erweitert. Der gute Erfolg den die frühere Expedition zu den Rocky Mountains gehabt, bewog das Gouvernement der vereinigten Staaten die Untersuchungen der innerhalb ihrer Gränzen liegenden, unbekannteren Gegenden fortsetzen zu lassen. Es erschien besonders wichtig über die Gegenden am St. Peter's und Red River, über die Communication zwischen beiden Flüssen und über die Natur des Landes längs der nördlichen Gränze, worüber durch die entgegengesetzten Interessen der beiden rivalisierenden, Britischen Handels-Compagnien sehr widersprechende Nachrichten verbreitet waren, genauere Aufschlüsse zu erhalten. Zu diesem Zweck ging der von dem Kriegs-Departement der Expedition im Allgemeinen vorgezeichnete Weg, von Philadelphia aus über Wheeling in Virginien, Chicago am Lake Michigan, nach Fort Crawford am Mississippi; dann an diesem Strom hinauf bis zum Fort St. Anthony; von hier am St. Peter's River bis zum Ursprunge desselben; darauf längs des Red River bis zum Winnepeek Lake und von diesem über den Lake of the Woods, Raining Lake zum Lake Superior und auf demselben längs des nördlichen Randes zum Huron und über diesen und den Erie-See zurück. Diese Reise dauerte sechs Monate, in denen über 4500 Englische Meilen zurückgelegt wurden. Hauptaufgaben waren: eine allgemeine Aufnahme und topographische Beschreibung der Gegenden durch welche der Weg führte; Bestimmung der geographischen Länge und Breite aller merkwürdigen Punkte; Untersuchung und Beschreibung der Naturproducte in den durchreisten Gegenden, so wie

die Erforschung des Characters, der Sitten und Sprachen der sie bewohnenden, wilden Völkerstämme. Die Reisegesellschaft, welche am 30sten April Philadelphia verließ, bestand aus dem Ingenieur-Major Stephan H. Long, dem Zoologen und Antiquarier Thomas Say, dem Mineralogen und Geologen William H. Keating, und dem Zeichner und Landschaftsmahler Samuel Seymour. Die Herren Say und Keating waren besonders mit der Führung des Tagebuches und der Sammlung von Allem, was sich auf die Sprachen, Sitten u. s. w. der wilden Völkerstämme bezog, beauftragt. Die von Herrn Keating redigirte Beschreibung der Reise enthält in einer fortlaufenden, angenehmen Erzählung, einen ausführlichen Bericht über die zum Theil sehr beschwerliche, aber überaus glücklich ausgeführte Expedition. Außerdem hat das mit einigen Kupfern und einer Charte ausgestattete Werk, einen vierfachen Anhang. Die erste, naturhistorische Abtheilung desselben, liefert die von dem Herrn Say verfaßte Beschreibung der gesammelten und beobachteten Thiere und ein von Hn. von Schweinik aufgestelltes Verzeichniß der von Hn. Say gesammelten Pflanzen. In der zweyten Abtheilung sind die von Herrn Edward Colhoun redigirten, astronomischen Beobachtungen und Berechnungen enthalten; in der dritten theilt Herr Joseph Lovell die auf verschiedenen Militär-Stationen in den nördlichen Gegenden der vereinigten Staaten angestellten meteorologischen Beobachtungen mit. In der vierten Abtheilung liefert Herr W. Keating ein Wortverzeichniß von den Sprachen der Sauk's, Siour's, Chippewa's und Cree's. Da für einen Auszug aus dem reichhaltigen Werke

hier nicht der Raum ist, so beschränken wir uns darauf, einige besonders interessante Beobachtungen und Resultate herauszuheben und verschiedene eigene Bemerkungen, zu denen sie Veranlassung gaben, daran zu knüpfen.

Wenn gleich die Natur der vereinigten Staaten in dem nördlichen Innern ungleich einförmiger als in den der Ostküste mehr genähernten Gegenden erscheint, so gewährt doch auch jener Theil von Nordamerica ein sehr hohes geologisches Interesse. Die großen Binnenseen und die mit ihnen verbundenen Ströme bilden Wassercommunicationen von einer Erstreckung, wie sie wohl kein anderer Theil der Erde aufzuweisen hat. Dabey findet ein überaus merkwürdiges, wie es uns scheint noch nicht gehörig beachtetes Verhältniß zwischen den Seen und dem Stromgebiete des Mississippi Statt, welches zum Theil durch die Expedition des Major Long noch genauer aufgeklärt und durch die das vorliegende Werk begleitende Charte klarer als früher dargestellt worden. Es möchte nämlich die Verzweigung des Mississippi und Ohio gegen die Seen auf die Vermuthung führen, daß das Wasser der ersteren durch die letzteren zum Theil einen Abzug fände. Aber obgleich Manche von den zu jenen Strömen gehörigen Nebenflüssen in nicht großen Entfernungen von den Seen ihren Ursprung nehmen und keine scheidende Gebirgszüge — die man freylich auf manchen, selbst neuern Charten sieht — vorhanden sind, so finden sich doch nur an ein paar Stellen wahre Verbindungen zwischen dem Stromgebiete des Mississippi und den Seen. Die Flüsse welche letzteren zufallen, sind größtentheils im Vergleich mit den Nebenflüssen des Ohio und Mississippi, von geringer Länge und

Stärke und beynah nur der dem Winnepeek-See zufließende Red River macht davon eine Ausnahme. Auffallend ist dabey die große Annäherung, welche an manchen Stellen zwischen den in entgegengesetzten Richtungen abfließenden Gewässern Statt findet, welche die Communicationen mit den Seen schon jetzt hin und wieder erleichtert, aber ohne Zweifel in künftigen Zeiten eine ungleich größere Wichtigkeit erlangen wird. Besonders merkwürdig sind die Annäherungen zwischen dem Fox und Wisconsin River, welche Flüsse eine lange Zeit hindurch die gewöhnliche Communication zwischen dem vom Mississippi nach den Seen vermittelt haben und zwischen dem St. Peter's und Red River. Dort hat die Tragstrecke (Portage, wo die Canoes entladen und nebst der Ladung zu Lande fortgeschafft werden müssen, welches bey den Wassercommunicationen in den nördlichen Theilen von Nordamerica, besonders wegen der vielen Wasserfälle, sehr oft vorkommt und den Wassertransport natürlicher Weise sehr beschwerlich macht und verzögert) nur eine Länge von 2500 Yards und besteht in einer niedrigen und ebenen, zuweilen überschwemmten Prairie (die in jenen Gegenden von Nordamerica übliche Bezeichnung der oft sehr weit erstreckten, entweder sumpfigen und zu gewissen Zeiten überschwemmten, oder trockenen, begrastten Flächen). Die Scheidung zwischen dem St. Peter's und Red River, zwischen den Gewässern, die unter dem 57sten Breitengrade in die Hudson's Bay münden und denen, welche unter dem 29sten Breitengrade dem Mexicanischen Meerbusen zufließen, wird durch eine nur drey Englische Meilen lange Landstrecke zwischen Big stone Lake und Lake Travers gebildet, deren Erhebung so gering ist, daß bey

hohem Wasser beide Seen verbunden und die Möglichkeit vorhanden ist, aus dem einen in den anderen zu schiffen.

Das große, beynahе gleichseitige Dreyeck, welches die Gabelung des Ohio und Mississippi mit den Seen bildet, stellt ein Tafelland dar, auf welchem sich keine Gebirge von Bedeutung erheben und welches an seinen höchsten Stellen zwischen dem Winnepeek und dem Lake Superior nur etwa 1200 Fuß über dem Meere liegt. Red und St. Peter's River entspringen in einer Höhe von nur etwa 830 Fuß über dem Meere und die Zusammenmündung des Ohio mit dem Mississippi liegt bey einer, in gerader Linie über 100 geographische Meilen betragenden Entfernung von dem Meere, doch nur etwa 300 Fuß über dem Niveau desselben; mithin sogar niedriger, als der Zusammenfluß der Werra und Fulda bey Münden. Die Stellung der Seen in jenem Dreyeck beobachtet eine eigene Art von Symmetrie, indem Lake Michigan mit seiner Hauptausdehnung von Norden nach Süden gegen die Gabelung vom Ohio und Mississippi gerichtet ist, wogegen die zu beiden Seiten angränzenden Seen gegen den Ursprung dieser Ströme sich ausdehnen; mit welchem Verhältniß die Scheidung der zu den verschiedenen Gebieten jener Seen und Ströme gehörigen Gewässer im Zusammenhange steht.

Die geognostische Beschaffenheit des großen Tafellandes zeigt eine dreyfache Verschiedenheit, in dem Vorkommen von primären, secundären und Trapp-Gebirgsarten. Den größten Raum nehmen secundäre Gebilde, Kalk- und Sandstein, ein, deren horizontale Lagerung dort, wie in so manchen anderen Gegenden der Erde, einen Haupteinfluß auf die Ein-

förmigkeit der übrigen Natur geltend macht und eine der näheren Hauptbedingungen der Bildung des Tafellandes ist. Primäre Gebirgsarten kommen in den nordwestlichen Gegenden zum Vorschein. Die Reisenden fanden sie zuerst oberhalb der Einmündung des Redwood River in St. Peter's River. Am Red River gegen den See Winnepeek ist wieder Kalkstein. Dieser See macht die Scheide zwischen den primären Gebilden an der Ostseite, die sich von hier gegen den Lake Superior ziehen, und der secundären Kalkablagerung an der Westseite, deren weitere Verbreitung gegen Nordwest durch die erste Reise des Capitains Franklin zu den Küsten des Polar = Meeres bekannt geworden. Herr Keating bemerkt hinsichtlich jener Formationenscheidung (II. 80.) folgendes: 'It appears to us by no means improbable that the excavation of this lake was occasioned by the easier decomposition of the strata at the junction of the two formations. No where, perhaps, upon the surface of the earth, is a difference in the geological characters of the country attended by a more striking diversity in the superficial or topographical aspect. We observe here, that wherever the primitive rocks prevail, the country abounds in lakes, swamps, short streams filled with falls and rapids, as is the case with the whole country which extends from Lake Winnepeek to Lake Superior, and which reaches nearly to the Falls of St. Anthony on the Mississippi, while the secondary formation is covered with fine and dry prairies.' Unter den primären Gebirgsarten erscheinen die massigen vorherrschend, die schiefrigen mehr untergeordnet. Am häufigsten

wurden Gesteine beobachtet, die auf mannigfaltige Weise zwischen dem Granit- und Syenit-Gemenge schwanken. Besonders verbreitet zeigte sich Hornblende-Granit, ein körniges Gemenge aus Feldspath, Quarz und Hornblende, in welchem letztere den sonst im Granit gewöhnlichen Glimmer vertritt. Wo Parallel-Structur genauer beobachtet wurde, war ihr Streichen von NNW..SSW oder NW..SE, also im Allgemeinen dem Hauptstreichen der Schichten des Schiefergebirges in den Alleghany's conform.

Ueber die secundären Formationen liefert das vorliegende Werk leider nicht die erwünschten Aufschlüsse. Der Verlust eines Theils der Sammlungen machte die genauere Bestimmung der in den verschiedenen Kalksteinen gefundenen Petrefacten unmöglich und nur durch diese würde eine Vergleichung jener Nordamericanischen Formationen mit den Europäischen sicherer begründet worden seyn. Nach den beobachteten Satzungen wird es indessen sehr wahrscheinlich, daß ein großer Theil der Kalksteinmassen dem jüngeren Uebergangskalke, dem Mountain limestone der Engländer, angehört. Ein anderes Gebilde hat große Aehnlichkeit mit dem Raubkalk des älteren Flözgebirges, dem Magnesian limestone der Englischen Geognosten. Eine darauf ruhende Sandstein-Formation ist vielleicht dem bunten Sandstein Werner's gleich zu setzen, der wieder von einem Kalkstein gedeckt wird, welcher vielleicht mit dem Muschelkalke oder einem jüngeren Flözkalke übereinkommt. Diese Formationen und ihre Petrefacten eröffnen künftigen Reisenden ein weites Feld neuer Untersuchungen.

An der Nordseite des Lake Superior erscheint eine Trappformation in großer Ausdehnung. Die ausgezeichnetste Gebirgsart derselben ist ein Mandelstein mit röthlich gefärbter Grundmasse, welche Geoden von Quarz, Chalzedon, Carneol, Jaspis u. s. w. einschließt, sehr ähnlich dem bekannten Mandelstein von Oberstein. Nach den Beobachtungen von Schoolcraft ist am ganzen südlichen Ufer des Lake Superior, ein rother, auf primärem Gebirge ruhender Sandstein verbreitet, zu welchem jenes Trappgebilde sich vielleicht auf ähnliche Weise verhält, als der Mandelstein von Oberstein zum dortigen Rothliegenden.

Aus den von Hn. Keating zusammengestellten Beobachtungen geht als allgemeines Resultat hervor, daß der Theil von Nordamerica, in welchem sich die Seen befinden, früher ein Binnenmeer war; die Dämme welche das Wasser in einer das jetzige Niveau der Seen weit übertreffenden Höhe erhielten, brachen und das Wasser fand besonders durch das Thal des Mississippi einen Abfluß, wodurch zugleich Felsblöcke und Geschiebe aus den oberen Gegenden, tieferen Regionen zugeführt wurden. Ueber die Verbreitung dieser Zeugen der gewaltsamen Durchbrüche — zu denen u. A. die am Mississippi sich findenden Geschiebe von Carneol und Jaspis gehören, die von der Mandelstein-Formation am Lake Superior abstammen — enthält das vorliegende Reisewerk viele einzelne Beobachtungen. Aehnliche Wirkungen, wie die hier kurz angedeuteten, lassen sich nicht bloß in jenen Gegenden von Nordamerica nachweisen, wiewohl sie sich dort in besonderer Auszeichnung darstellen, sondern gewiß an sehr vielen Orten und es gehören die plögli-

den, nach dem Zurückzuge der allgemeiner verbreiteten Wassermassen erfolgten Durchbrüche von Binnenmeeren und Seen, ohne Zweifel zu den Catastrophen, welche die letzten großen Veränderungen der Erdoberfläche bewirkt haben. Sie ereigneten sich eben so häufig im Innern höherer Gebirge, als in niedrigeren Berggegenden; in den Alpen so gut, als an unserer Porta Westphalica. Documente derselben sind die Formen der vormalig vom Wasser erfüllten Behälter; die Gestalten der Oeffnungen, durch welche das eingeschlossene Wasser den Abfluß erzwang und vorzüglich die von ihm fortgeführten und in größeren oder geringeren Entfernungen angehäuft oder verbreiteten Schutt- und Trümmernmassen. Escher von der Einth hat gezeigt, wie die Annahme solcher Durchbrüche über die Fortführung der großen Ufelsblöcke, die in den Vorbergen der Alpen und am Jura zerstreut liegen, Aufschluß gibt; und auf ähnliche Weise scheint das merkwürdige Phänomen der weiten Verbreitung nordischer Gebirgstrümmer in Dänemark, Holland und Norddeutschland, sich erklären zu lassen. Dabey dürfte freylich die nächste Veranlassung jener Durchbrüche für jetzt noch räthselhaft bleiben; denn ob sich gleich bey einigen derselben die Annahme vulcanischer Hebungen aufzudringen scheint, so ist doch diese bey vielen anderen nicht wohl zulässig. Herr Keating — der sich übrigens jeder bestimmten, hypothetischen Erklärung enthält — ist nicht abgeneigt, die Emporhebung der Trappmassen am Lake Superior, als Ursache des Durchbruches des vormaligen Binnenmeeres anzusehen. Dagegen scheint doch aber die vorhin erwähnte Verbreitung von Abkömmlingen jener Trappformation zu reden, weil

die Bildung der Geschiebe auf ein früheres Daseyn der Trappmassen hinweist.

Die Betrachtung der geologischen Eigenthümlichkeiten der in vorliegendem Werke beschriebenen Gegenden von Nordamerica, läßt eine Analogie zwischen ihnen und den Naturverhältnissen im mittleren Schweden nicht verkennen. Wenn gleich in diesem Lande Alles nach einem kleineren Maaßstabe gebildet erscheint, so stellt sich doch in den Seen, wie in den sie verknüpfenden Strömen, in ihren Cataracten und in dem ganzen Oberflächenanschen, zum Theil sogar in der Pflanzendecke, derselbe Grundtypus dar, der jenen Theil von Nordamerica characterisiert. Auch im mittleren Schweden bildet primäres Gebirgs-
gestein die in vielen Gegenden sichtbare, aber nicht bedeutend sich erhebende Grundlage. Auch hier ist Hornblende ein sehr häufiger Gemengtheil und nur darin zeigt sich eine Verschiedenheit, daß in Schweden die Parallelstructur, in jenem Theil von Nordamerica die massige Bildung vorherrscht; wogegen aber hinsichtlich der Richtung des Streichens der Schichten, wieder Uebereinstimmung Statt findet. Hier wie dort liegen die kleineren Seen und ihre Verbindungscanäle ganz im Bereich des Grundgebirges; wogegen in der Nähe der größeren auch secundäre Gebirgsmassen, unter denen Sand- und Kalkstein vorherrschen, zum Theil in horizontaler Lagerung, aber frenlich verhältnißmäßig in ungleich geringerer Verbreitung als in den Gegenden der größeren nordamericanischen Seen, vorkommen. Die Trappformation in der Nähe des größten Schwedischen Sees, des Wenern, vollendet die angedeutete Analogie. Folgende, von Hn. Keating gegebene, schöne Schilderung des Winne-

peel-Flusses (II. 86), paßt vollkommen auch auf den Götthas- und Dal-Elf. 'The characters which we admire in the scenery of the Winnepeek, are the immense volume of waters, the extreme rapidity of the current, the great variety of form which the cascades and falls present, and the incomparable wildness of the rocky scenery which produces these falls, and which contrasts by its gloom, its immoveable and unchangeable features, with the bright dazzling effect of the silvery sheet of water, passing from a smooth and unruffled expanse, to a broken and foaming cataract. It is in the effect of the rocky bed of the Winnepeek, that its numerous falls surpass all others which we have seen; the cataract of Niagara, which far exceeds them in volume, is uniform and monotonous in comparison; the horizontal ledges of secondary rocks of the latter are as far inferior in picturesque effect to the dark water-worn granite and sienite of the former, as the height of the bluffs at Niagara exceeds that of the rocky banks of the Winnepeek.'

Diese Vergleichung der Cataracte des Winnepeek-Flusses mit dem Niagara-Falle veranlaßt uns eine Bemerkung über den Einfluß der Gebirgsmasse auf den verschiedenen Character der Wasserfälle hinzuzufügen. Abgesehen von der Größe des Stroms, liegen nicht bloß in der petrographischen Beschaffenheit des Gesteins, sondern auch in der Structur desselben, in der Lage oder Aufrichtung der Schichten und in ihrem Verhältniß zur Richtung des Bettes, Bedingungen für die verschiedene Breite und Höhe, so wie für den

ganzen Habitus der Wasserfälle. Je crystallinischer und fester das Gestein ist, um so mehr pflügt die Wassermasse eingeengt, um so wilder aber auch der Sturz zu erscheinen; wogegen nicht crystallinische, weichere Felsmassen größere Erweiterung und Einförmigkeit der Wasserfälle zu bewirken pflegen. Bey aufgerichteten Schichten ist mit geringerer Breite, oft größere Höhe, bey wagerechter Schichtung dagegen mit größerer Breite, geringere Höhe verbunden. Bey dem Niagara-Falle, dem Falle des Mississippi bey St. Anthony, dem Rhein-falle bey Schaffhausen, wo der Strom über horizontale Kalkschichten herabstürzt, ist es hauptsächlich nur die Breite des Falles, welche einen großen Eindruck macht. Bey dem Falle von St. Anthony beträgt die Tiefe nicht mehr wie $16\frac{1}{2}$ Fuß, wogegen die Breite des Mississippi an jener Stelle 627 Yards mißt. Ganz verschieden ist der Character der größeren Norwegischen und Schwedischen Wasserfälle, bey denen die Ströme durch crystallinisches Gestein mit aufgerichteten Schichten, sich den Weg gebahnt haben und zwar nicht in solcher Breite als die zuvor erwähnten Flüsse, aber dagegen weit höher herabstürzen. Im primären Gebirge pflegen den Längenthälern breitere, den Querthälern schmalere Wasserfälle eigen zu seyn; die letzteren übertreffen aber die ersteren oft an Höhe. In diesem Verhältnisse stehen die Cataracte des Glommen in Norwegen, des Götha-Elf's in Schweden, zu den Wasserfällen der Tosa, des Tessin, der Aar, der Reuß, in den Alpen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt theils darin, daß die Querthäler geringere Wasserströme zu führen pflegen als die Längenthäler; zum Theil aber auch in dem

Verhältnisse der Parallelstructur zur Richtung des Bettes, indem bey den Quertälern, welche die Schichten zu durchschneiden pflegen, das Wasser größeren Widerstand fand und daher mehr eingengt blieb, als in den der Parallelstructur gewöhnlich entsprechenden Längenthälern.

Von den zoologischen Bemerkungen, welche vorliegendes Werk enthält, heben wir hier nur die eine aus, daß die Klapperschlange im nordwestlichen Theil der durchreisten Gegenden bis zum Swan Lake, der an der linken Seite vom St. Peter'sfluß, zwischen dem 44sten und 45sten Breitengrade liegt, aber nicht nördlicher sich findet.

Unter den ethnographischen Nachrichten sind die welche die Sauk's und Chippewa's betreffen, besonders ausführlich und interessant. Sie erwecken zum Theil sehr gemischte Gefühle: Freude, über mancherley Beweise echter Moral, welche Gesinnung und Handlungsweise der wilden Völkerstämme an den Tag legen; Trauer dagegen über den verderblichen Einfluß, den Eigennutz und Habgier christlicher Handelsagenten, besonders durch die Verleitung zum Trunke, auf ihre Moralität ausüben. Der Verfasser äußert sich darüber (I. 238) mit folgenden Worten: 'The Indian appears to us to possess ideas of virtue and morality, which are fully as valuable as those that are supposed by some philosophers to be the exclusive appanage of civilization. True, they are, perhaps, but too frequently checked in their growth by the uncontrolled sway which his evil propensities exercise over him; propensities which, as we believe, have been unfor-

tunately increased, by an indiscriminate intercourse with the most worthless of white men, who, to serve their own selfish ends, have not been ashamed to stimulate the Indian to deeds which his own good sense would have prevented him from perpetrating.'

W i e n.

Bei C. F. Beck: Darstellung des Ungarischen Privat-Rechts, nach dem als classisch anerkannten Werke des Herrn Rath's Emerich von Kelemen, Prof. in Pesth, bearbeitet von J. von Jung, Professor an der Wiener Universität. Zweyte Auflage. B. I. VIII und 460 Seiten; B. II. 598 Seiten in 8. 1827.

Wir können, aus leicht einzusehenden Ursachen, keine Critik, sondern nur eine bloße literarische Anzeige dieses Werks geben; glauben jedoch daß auch diese den Freunden der juristischen Literatur angenehm seyn wird. Der Titel sagt auch schon aus, daß es nicht sowohl ein Original-Werk, als vielmehr eine Bearbeitung nach dem lateinischen Werk des Herrn von Kelemen, mit Berücksichtigung noch einiger andern geschätzten Werke, seyn soll. Der Zweck ist nämlich, wie es in der Vorrede heißt, 'die deutschen Bürger in Hinsicht der Ungarischen Gesetze aufzuklären'; also ein populäres Werk über die Ungarischen Gesetze dem Publicum in die Hände zu geben. Indem diesem zufolge Verständlichkeit und Brauchbarkeit die ersten Erfordernisse waren, mußten diese den Maßstab der Bearbeitung geben, und das Bedürfniß

einer zweyten Ausgabe scheint hinreichend zu beweisen, daß jener Zweck erreicht ist. Voran geht ein Aufsatz über die Quellen des Ungarischen Privatrechts. Diese sind, da das Römisches Recht hier nicht herrschend geworden ist, von verschiedener Art: die Reichs-Decrete oder eigentlichen Gesetze; das Herkommen; die Privilegien; die Statuten; und die Entscheidungen der R. Curie; von welchen allen einzeln gehandelt wird. — Bis zum 16ten Jahrhundert hatten die Ungarn noch keine Sammlung ihrer Gesetze. Erst 1514 ward von Stephan Werböcz eine solche Sammlung in seinem Gesetzbuche veranstaltet, die jedoch erst über ein Jahrhundert später, 1622 gesetzliche Autorität erhielt. Es heißt Tripartitum Verböczianum, weil es aus drey Theilen besteht. Dieß ist die noch jetzt im Gebrauch seyende Gesetzsammlung; eine Fortsetzung derselben wird von dem Verf. nicht angeführt. Auf diese Einleitung folgt das erste Buch: Personen-Recht, wo besonders das Kapitel von den Rechten der Grundherren über ihre Bauern (*misera plebs*) unsere Aufmerksamkeit erregte; das zweyte das Sachen-Recht (beide nebst dem Anfange des dritten Buchs, von dem persönlichen Sachenrechte, noch in dem ersten Theile); dessen Fortsetzung der zweyte Theil gibt, dem noch ein allgemeines, in alphabetischer Ordnung verfaßtes Verzeichniß aller Gerichtsgegenstände beygefügt ist; wodurch die Brauchbarkeit desselben für das nicht juristische Publicum allerdings sehr erhöht wird.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 4. April 1831.

L e i p z i g.

1. De necessitate ac ratione studium medicinae amplificandi et moderandi dissertatio etc. q. ad munus Assessoris ordinarii in gratioso Medicorum Ordine Lipsiensi ritu antiquo suscipiendum p. d. D. Joann. Christ. Godofr. Joerg, Prof. p. ord. etc. d. XXIII Aug. 1830 socio adsumto filio Ed. Joerg Med. Bacc. IX u. 61 S. gr. 8.

2. De mortis propria manu sibi paratae indagazione, ad suspicionem culpae alienae removendam maxime necessaria. Commentatio med. forens. q. pro loco in grat. Med. Ord. Lips. rite obtinendo die XXIX. Oct. 1830 p. d. D. Christ. Adolph. Wendler P. p.'o. etc. soc. ass. filio Ad. Clem. Wendler Jur. utr. Bacc. 48 S. gr. 8.

3. De facinore aperto ad medicorum judicium non deferendo diss. med. psychologica q. ad munus Assessoris ordinarii in grat. Med. Ordine Lips. r. a, suscipiendum

d. Nov. XI 1830 p. d. D. Joan. Christ. August Heinroth P. p. o. etc. ass. soc. C. A. Haynel Med. Bacc. II u. 51 S.

Obgleich unsere Blätter in der Regel keine Dissertationen zur Anzeige bringen, so glauben wir doch bey diesen, wegen der Berühmtheit ihrer Verfasser, der Gelegenheit, der sie ihre Entstehung verdankten, und ihrer ausgezeichneten Wichtigkeit halber, eine Ausnahme machen zu müssen. Alle drey erschienen in Folge der glücklichen Veränderung, deren die alte hochberühmte Universität Leipzig, ganz vor Kurzem erst, sich zu erfreuen hatte, durch die auch die medicinische Facultät daselbst eine zweckmäßigere Einrichtung bekam. Der alte nachtheilige Unterschied zwischen Professuren alter und neuer Stiftung hörte von jetzt an auf, und alle ordentliche Professoren wurden auch ordentliche Mitglieder der Facultät, und gelangen nun nach dem Alter ihrer Anstellung auch zu dem Rechte Decane und Procanzler werden zu können. Da es bisher in Leipzig Sitte war bey dem Eintritte in die Facultät eine Dissertation öffentlich zu vertheidigen, so verschmähten die Herren Jörg, Wendler, und Heinroth, obgleich ihre Verdienste und ihr Ruf sie dessen wohl hätten überheben können, es doch nicht, dieser alten Sitte auch ihrer Seite Folge zu leisten. Ein günstiger Zufall hatte es so gefügt, daß alle Drey zugleich das Erinnerungsfest der vor fünf und zwanzig Jahren empfangenen Doctorwürde begingen, und daß bey Zweyen schon ihrer Väter würdige Söhne die Stelle der Respondenten übernehmen konnten. Eine solche erfreuliche Feyer höchst schätzbarer Ereignisse, an einem Orte, der für die Förderung echter Gelehrsamkeit und wahrer Wissenschaft seit Jahrhunderten so Vieles und Großes

geleistet hat, muß nothwendig die Theilnahme aller Gelehrten erwecken, und in jedem den Wunsch erregen, sowohl der preiswürdigen medicinischen Facultät in Leipzig, als auch den hochverdienten Männern, die sie jetzt erst ganz besitzt, die herzlichsten Glückwünsche dazu abzustatten. Wir freuen uns hier eine Gelegenheit erhalten zu haben, unsern lebhaften Wünschen für den ferneren Flor dieser hochverehrten Facultät, und für das ungestörte Wohl ihrer uns so werthen älteren und neueren Mitglieder Worte geben zu können.

Was die einzelnen Schriften anbetrifft, so braucht es wohl kaum bemerkt zu werden, daß in N^o. 1. eine hohe und würdige Ansicht der Medicin auf eine gleich würdige Weise ausgesprochen wird, und daß mit dieser auch die Anordnung des Studiums dieser Wissenschaft, die der berühmte Verf. empfiehlt, völlig übereinstimmt. Außer den Hülfswissenschaften, die gewöhnlich gefordert werden, wird hier auch auf das Studium der Dryctognosie, Geognosie, der angewandten Mathematik, und der populären Astronomie gedrungen, und der ganze Lehrkurs auf fünf volle Jahre ausgedehnt. Ref. gesteht es gerne zu, daß es wünschenswerth ist, daß die Aerzte überhaupt von allen diesen Fächern Kenntnisse besäßen, doch möchte er dagegen warnen, nicht von jedem Einzelnen zu verlangen, was nur unter allen zu gleicher Zeit Lebenden vertheilt vorkommen kann, indem außer dem was der Einzelne wissen muß, sich ja jeder das erwirbt, wozu ihn Talent und Neigung treiben, und zu dessen Erlangung sich ihm vielleicht eine besonders günstige Gelegenheit darbietet. Zu hoch gespannte Forderungen an junge wissenschaftlich gebildete Aerzte begünstigen in der That den Unfug, der jetzt mit den sogenannten

medicinisch = chirurgischen Specialschulen getrieben wird, zum größten Nachtheil für die Wissenschaft, und sollten daher ja sorgfältig vermieden werden.

N^o. 2. gibt eine lehrreiche Uebersicht der neueren Verhandlungen über den Selbstmord, und über seine verschiedenen Arten, um die Nothwendigkeit der genauen gerichtlichen Untersuchung jedes solchen Falles, unter welchen Umständen er auch vorkommt, und der stets dabey anzustellenden Bergliederung der Leiche des angeblichen Selbstmörders zu beweisen. Ref. möchte diese durch Sprache und Darstellung ihres Gegenstandes ausgezeichnete kleine Schrift, besonders Rechtsgelehrten zum Lesen empfehlen.

Der berühmte Verfasser von N^o. 3 erweist durch diese eben so klar als schön geschriebene Dissertation, seinen Gegnern nicht weniger als seinen Anhängern, in der That einen großen Dienst, indem er sie darin über seine Ansicht des bearbeiteten, so wichtigen, und so viel besprochenen Gegenstandes außer allen Zweifel setzt, und es ihnen dadurch leicht macht, die Gründe dafür und dawider ohne große Schwierigkeit aufzufinden. — Unser Zweck kann es hier nicht seyn diese Ansicht, von ihrem eigentlichen Standpuncte aus, einer Critik zu unterwerfen, doch glauben wir bemerken zu müssen, daß die ganze Dissertation, in der sie völlig folgerecht entwickelt ist, wohl bloß psychologica, nicht aber medico-psychologica heißen sollte. Der Arzt der immer Physiolog und Psycholog zugleich seyn muß, kann, wenn vom Menschen, in welcher Beziehung es seyn mag, die Rede ist, auf die beständige Wechselwirkung zwischen Seele und Leib nirgendswo und niemals verzichten, und er muß, wenn er beurtheilen soll, was ein Mensch ist, thut, und

gethan hat, immer auf beide Rücksicht nehmen. Dieser Wechselwirkung geschieht aber in der ganzen Schrift so gut als gar nicht Erwähnung. Die Beispiele von (fälschlich vorgegebener) sogenannter verborgener Manie, die der Herr Verf. anführt, sprechen freylich ganz für seine Meinung, sehr leicht ließen sich aber andere ihnen gegenüberstellen, die ihr geradezu entgegenstehen. Wir erinnern nur an die vielen Fälle von religiöser Manie, in denen Väter ihre angebeteten Gattinnen, und Väter ihre theuren Kinder, aus reiner Liebe, um ihnen die ewige Seligkeit zu sichern, mit kaltem Blute ermordeten. Auch die von Referenten anderswo mitgetheilten Beispiele von krankhafter Wuth ohne Wahnsinn, lassen über das Daseyn solcher Zustände, als unschuldiger Ursachen höchst gefährlicher Handlungen, keinen Zweifel. Ereignisse dieser Art dürften zugleich zur Genüge beweisen, daß Ueberführung und Bekenntniß (*convictio et confessio*), die dabey in der Regel nicht fehlen, nicht zureichen, um gewaltsame, ja Anderen tödtlich gewordene Handlungen, zu *facinoribus apertis*, im Sinne des Herrn Verfassers, zu stempeln.

Mde.

P a r i s.

De l'imprimerie royal 1831: Description du Tibet, traduite partiellement du chinois en russe par le P. Hyacinthe Bitchourin, et du russe en français par M. * * *; soigneusement revue et corrigée sur l'original chinois, complétée et accompagnée de notes par M. Klaproth, membre des

sociétés asiatiques de Paris, de Londres et de Bombay. 280 S. in 8. mit zwey Charten.

Lu-hua-tschu, der sinesische Verfasser dieser Schrift, ward während des sinesischen Kriegs gegen die Ghorfa's in Süd-Tibet vom Kaiser K'hian-lung im J. 1786 nach Tibet gesandt und durchreiste den größten Theil des so schwer zu durchreisenden und so wenig bekannten Alpenlandes; aus den Erinnerungen dieser Reise und aus Auszügen früherer sinesischen Schriften entstand dieses Werk, welches im April 1792 in Sina herausgegeben wurde. Es enthält manches Wissenswerthe, welches man durch europäische Reisende oder aus andern Quellen noch nicht weiß. Vorzüglich jedoch bezieht es sich nur auf die sinesischen Provinzen Li in der Mitte des Landes mit H'assa, der Hauptstadt von ganz Tibet, und Zjang westlich davon mit der Hauptstadt Dschaschilumbo; über das südliche Bhutan, welches später durch Engländer bekannter geworden, und über die westlichsten Theile gibt es nur spärliche Nachrichten. Die beiden Hauptstädte sind auch die heiligen ihres Landes, in reizenden Berggegenden und an Flüssen sehr klaren Wassers gelegen; H'assa 'der Mittelpunkt der Erde' ist jedoch größer und reicher. Die beiden geistlichen Oberhäupter des Landes, in deren weltliche Herrschaft der sinesische Kaiser wenig eingreift, der Dalai-Lama in H'assa und der Bokhdha-Bandschin in Dschaschilumbo bestreiten sich jetzt nicht, sondern unterstützen ihre Herrschaft wechselseitig: wenn der eine von beiden, als lebender Buddha verehrt, stirbt d. h. nach den Dogmen der Lamas sich aufs neue verkörpert, bestimmt der andere, in welchem Kinde er wiedergeboren sey (S. 254 flg.). Wie schäd-

lich die vielen Tausende von Mönchen und Nonnen so wie der das Land regierenden Geistlichen (S. 166 werden 87,000 gezählt) auf die Cultur und Bevölkerung des Landes wirken, bestätigt auch diese Schrift; wie tief die Hierarchie in alles eingreift, zeigt schon der eine Umstand genug, daß nach dem Tode eines Familienvaters die Hälfte seines Vermögens dem Tempel anheim fällt, die andere den Lamas, welche die Gebete für den Todten verrichtet haben (S. 92). Glänzend ist freylich der Schein der Hierarchie in den beiden heiligen Städten, wo man überall das Gemurmel der Gebete hört, wo die ausgesuchtesten Wohlgerüche Indiens bis zu den blauen Gipfeln der Berge einen köstlichen Geruch verbreiten, welches der Verf. S. 253 versichert ohne Uebertreibung so zu schildern: aber das übrige Land ist traurig und öde. Die bekannte Polyandrie in Tibet erklärt der Verfasser S. 90 aus der diesem Lande eigenthümlichen größern Stärke der weiblichen Natur und geringern der männlichen. Daß die Hierarchie dem von dem Verf. oft beschriebenen Aberglauben jeder Art günstig ist, liegt in ihrer Natur: manches der Art scheint aber aus uralter Zeit in Tibet geblieben und mit der lamaischen Religion vermischt zu seyn; dasselbe Schicksal hat der Buddhismus in Ceylon erfahren. Dahin gehört gewiß die für ehrenvoll gehaltene Zerfleischung des Todten, indem das Fleisch heiligen Hunden hingegeben, die Knochen aufbewahrt werden S. 92; ähnliches erzählen die Classiker von den Scythen und Parthern. Auch hat die Budhareligion in Tibet nicht das ganze Land sich unterworfen: in Südwest lebt noch ein freyes Jägervolk, genannt H'loka S. 272. Der Han-

del des Landes war zur Zeit des Verfassers auf Sina beschränkt. Aus den historischen Notizen, welche der Verfasser einschaltet, bemerken wir bloß, daß das Land, nachdem die sinesische Herrschaft lange zweifelhaft gewesen war, im Jahre 1751 nach Besiegung des letzten Königs den Lamas und dem Kaiser völlig unterworfen wurde. Unter den naturhistorischen Bemerkungen verdient die Beschreibung des lange bezweifelt, vor kurzem auch von Hodgson in Tibet gefundenen Einhorn's Auszeichnung. Ein Verzeichniß tibetischer Wörter, von dem Sinesen gesammelt, findet sich S. 142 . . 162. — Diese Schrift ist aus den letzten Heften des Journal asiat. abgedruckt; aus demselben erschien einzeln:

Rapport sur les ouvrages du P. H. Bitchuriuski, relatifs à l'histoire des Mongols, par M. J. Klaproth. 40 S. in Octav. Septembre 1830.

Der Uebersetzer des vorigen Werks über Tibet, früher Archimandrit des Klosters und Haupt der russischen Mission zu Peking, hat im Jahre 1828 Bemerkungen über die Mongoley, und 1829 eine Geschichte der vier ersten Chans vom Hause des Tschinghis, in russischer Sprache zu Petersburg herausgegeben. Herr Klaproth beweist, daß er das Sinesische in den Quellen ziemlich gut verstanden, aber ohne Critik gebraucht habe, besonders indem er den beschränkten Etymologien der Sinesen über Eigennamen fremder Sprachen ohne Vorsicht gefolgt sey. Es kommen darin Bemerkungen über den Namen der Türken, Mongolen und Tataren vor; auch vertheidigt der Verfasser seine bekannte Ansicht über die Uiguren.

G. H. A. C.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 7. April 1831.

F r e y b u r g.

Wir haben früher schon vorläufig St. 21 d. J. der großen Unternehmung der Herderschen Kunst- und Buchhandlung eines Atlas der Schlachten erwähnt, wovon die erste Lieferung vor uns liegt: Atlas der merkwürdigsten Schlachten und Treffen der alten, mittlern, und neuen Zeit in 200 Blättern von Fr. v. Kaußler, Major im K. Württembergischen G. Quartiermeister-Stab. 1830. Fol. Die erste Lieferung 14 Blätter; der Text Deutsch und Französisch. — Schon die Zahl der Blätter lehrt, daß wir diesen Atlas mit Recht eine große Unternehmung genannt haben; mag man sie von Seiten der dazu erforderlichen Studien, oder der Kosten betrachten. Wir glauben sie aber auch mit Recht eine nützliche Unternehmung nennen zu können, da sie gleich lehrreich für den denkenden Militär, und für den Forscher und selbst den bloßen Freund der Geschichte ist. Das Bild

tragischen Auftritten entworfen, die wir Schlachten nennen, bleibt immer ein dunkles Bild, wenn wir nicht dasselbe uns durch einen Plan vor die Augen gerückt sehen. Viele der wichtigsten Abschnitte in den Werken der Geschichtschreiber erhalten dadurch ihr Leben, und die Geschichte der Kriegskunst nach den Veränderungen, die sie als Kunst erfahren hat, kann ohne sie nicht bestehen. Freylich liegen in der Aufgabe selbst Schwierigkeiten, die nur in einem gewissen Grade besiegt werden können. Nur die Stellungen zunächst vor der Schlacht lassen sich darstellen, und wie viele Veränderungen erleiden diese nicht nothwendig schon mit dem Anfange der Schlacht? Aber der Plan des Heerführers läßt sich doch deutlich machen, und auch die Veränderungen die dieser vielleicht erlitt, lassen sich leichter auffassen. — Aus dem Titel erhellt schon welcher Umfang dem Unternehmen gegeben ist, indem es nicht etwa die neuere Geschichte, sondern das ganze Gebiet derselben umfassen soll. Und das ist sein erstes und großes Verdienst. Das Werk wird dadurch zu einem fortlaufenden militärischen Commentar für die Weltgeschichte; man kann hier die Geschichte der Kriegskunst in tactischer Rücksicht durch alle Zeiten verfolgen; ihre Veränderungen, ihre Fortschritte werden uns klar.

Diese erste Lieferung enthält 14 Blätter mit 34 Plänen. Die 14 ersten sind der alten, die 15 folgenden der mittlern, und die 5 letzten der neuern Geschichte gewidmet. Es ist sehr zweckmäßig daß der Unternehmung dieser Umfang gegeben ist, ohne den es keine universalhistorische Brauchbarkeit haben würde. Wir hoffen daher auch, daß man bey den folgenden Lieferungen damit fortfahren werde, da sowohl für das Alterthum (wie z. B. die Schlacht bey Zama) und

das Mittelalter noch manche wichtige Schlachten zurück sind, wenn gleich allerdings demnächst die neuere Zeit den Hauptstoff darbieten wird. Auch wünschten wir, daß die Darstellung wichtiger Belagerungen, insofern hinreichende Beschreibungen davon vorhanden sind, fortdauernd und selbst vermehrt hereingezogen werde, da gerade diese der versinnlichten Darstellung am meisten bedürfen. Die in diesem ersten Heft enthaltenen Schlachtpläne für das Alterthum sind die von Mantinea, Leuctra, am Berge Taurus, bey Agrigent, Adis, Tunis (beide in Africa) Panormus, an der Abda, am Thrasimener See, an der Trebia, bey Telamon in Etrurien (Römer und Gallier), bey Sellasia, bey Cannae; Belagerung von Numantia. Von den 14 Schlachten aus dem Mittelalter gehören 12 der Byzantinischen Geschichte an; außerdem die bey Hastings und auf dem Lechfelde gegen die Ungarn. Für die neuere Geschichte fünf Schlachten; bey Meerwinden (1693), Breitenfeld, Fleurus (1690), Zentha und Belgrad. Die Schlachtpläne enthalten die Stellungen vor dem Anfange der Schlachten, zuweilen auch noch den Angriff. In dem Text des Herrn Major Kaußler, der deutsch und französisch in gespaltenen Columnen gegeben ist, wird bey jeder Schlacht die Stärke der beiderseitigen Heere, ihre Aufstellung, der Angriffsplan, der Verlauf der Schlacht nach ihren Hauptmomenten, ihre Resultate, und endlich die Ursachen ihres Verlustes angegeben. — Wir haben einzelne derselben mit den Quellen verglichen, wie namentlich die von Cannae mit Polybius, die von Leuctra und Mantinea mit Diodor und Xenophon, und haben mit Vergnügen gesehen, mit welcher Treue die Quellen benutzt sind; so daß wir nicht zweifeln, daß dieses auch bey den übrigen geschehen seyn wird.

Diese Vergleichen gewähren einen großen Genuß, und Niemanden kann es entgehen in ein wie viel helleres Licht die Beschreibungen der Geschichtschreiber treten. Wer den Plan der Schlacht bey Cannae ansieht, wird es leicht erklärlich finden, wie der Carthagische Feldherr mit einer so viel geringern Macht die Römische fast vernichten konnte; so wie die Pläne der Schlachten von Leuctra und Mantinea eine deutliche Ansicht der von Epaminondas erfundenen neuen Schlachtordnung geben. In den folgenden Lieferungen erwarten wir für das Alterthum die Darstellungen der Macedonischen und Römischen Kriegskunst unter Scipio und Cäsar, und für das Mittelalter die aus den Englisch-Französischen Kriegen.

Ein anderes großes Verdienst dieser Unternehmung ist die Schönheit und Sauberkeit des Stils der lithographierten Blätter, und die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Uebersicht. Diese letzte wird theils durch den großen Maaßstab, theils dadurch erreicht, daß man nicht zu viel, nicht die Bewegungen der einzelnen Abtheilungen der Heere während der Schlacht, wie es oft bey solchen Plänen versucht ist, hat darstellen wollen. Wir empfehlen indeß eine nochmalige strenge Revision der das Local bezeichnenden Buchstaben. So fehlt in der Schlacht von Zenta der wichtige Buchstab K. Mehr glauben wir nicht nöthig zu haben zu der Empfehlung dieser Unternehmung zu sagen, der wir den besten Fortgang wünschen.

Auch von dem lithographierten Atlas von Europa in 220 Blättern eben dieser Verlags- handlung, wovon wir bereits St. 21 d. Blätter gesprochen haben, ist uns die Fortsetzung in 6 Blättern zugekommen. Sie liefern gleichfalls Theile von Frankreich, nebst den Inseln Corsica und Elba. Alles was wir von den Vorzügen

dieser umfassenden Unternehmung an d. a. St. gesagt haben, können wir auch hier wiederholen, und zweifeln daher nicht, daß sie fortdauernd mit dem verdienten Beyfall aufgenommen werden wird. Hn.

B e r l i n.

Bey Dümmler 1830: *Nalodaya sanscritum carmen Calidaso adscriptum una cum Pradschnacari Mithilensis scholiis edidit latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferdinandus Benary, Phil. Dr. II. orient. in academia Friderica-Guilelma privatim docens. XXII u. 130 S. in gr. 4.*

Die Episode des Mahabharata, welche des Königs Rala Schicksale besingt, ist durch die Ausgabe und Uebersetzung Bopp's, von welcher jetzt schon eine zweyte verbesserte Auflage mit dem ersten Hefte (Berlin* 1830) erschienen ist, unter uns bekannt genug. Ein späterer Dichter hat die reizende Erzählung dieses alten Epos in dem vorliegenden Gedichte Nalodaja wiederholt, welches die indischen Scholiasten vielleicht nur der von ihnen bewunderten außerordentlichen Kunst und Schönheit wegen dem berühmtesten Dichter des zweyten Alters der Literatur, dem Kalidasa, zugeschrieben haben; wenigstens fehlt es bis jetzt an entscheidenden Zeugnissen für denselben. Die Sage geht aber von Kalidasa, daß er dieses in feiner Art schönste Gedicht von 220 Stanzas verfertigt habe, um ein kürzeres Gedicht eines andern Dichters, dessen schöne Reime bewundert wurden, in der Reimkunst zu übertreffen. Wirklich liegt die Haupttendenz so wie die Hauptschönheit dieses Gedichts in dem überaus künstlichen Reime, den man in Gedichten anderer Sprachen kaum entfernt nachahmen könnte, und dem selbst die an

Reimkünsten so reiche persische Poesie nichts gleiches entgegenstellen kann. Keine Sprache hat aber auch bey unerschöpflicher Fülle von Wörtern, Bildungen und Zusammensetzungen so viel Biegsamkeit und Flüssigkeit, so viele dem Laut nach gleiche, nach Sinn und Ursprung aber verschiedenes bedeutende Wörter als das Sanskrit; so daß man auch in dieser an sich unwichtigen Künstlichkeit, die nur dem spätern Geschmack gefallen konnte, wenigstens sieht, wessen diese Sprache fähig ist. Der innere Gehalt mußte freylich unter dieser Aufmerksamkeit auf die bloße Form zergehen; und obgleich dieses Kunstgedicht nicht ohne manche einzelne schöne Schilderung ist, und im zweyten Gesange auch die sonst treu befolgte alte Erzählung durch eine anziehende lyrische Beschreibung des Glücks Nalā's mit Damajanti vermehrt wird, ragt doch das alte Epos, dem wie allen Gedichten der frühern Zeit der Reiz des Reimes fehlt, an innerer Schönheit und Lieblichkeit weit über dieses künstliche Reimlied hervor. Dem Geübtern wird das Stück aber immer in vieler Rücksicht bemerkenswerth seyn: daher wir sehr billigen, daß Hr. D. Bernary, ein talentvoller Schüler Bopp's, dessen vortreffliche Kenntnisse im Sanskrit die Bearbeitung eines so schwierigen Stücks hinlänglich bewährt hat, dieses Gedicht nach der seltenen Calcuttaer Ausgabe mit manchen Verbesserungen und mit steter Wortabtheilung herausgegeben hat. Wenn man von dem Gesichtspuncte ausgeht, daß ein solches Gedicht nur von dem geübtern Sanskritkennner mit Nutzen gelesen werden kann, so wird man es leicht entschuldigen, daß die Anmerkungen des deutschen Herausgebers wenig ausführlich sind, da das meiste schon in den Sanskritscholien deutlich und umständlich erklärt ist: die Uebersetzung aber scheint nach diesem Zwecke zu wörtlich und in sich unverständlich, kurz, zu sehr wieder für

den Anfänger berechnet zu seyn. Ref. muß sich hier begnügen zu versichern, daß der Sinn eines so schweren und nicht selten schon von den indischen Gelehrten verschieden erklärten Gedichts im Ganzen richtig gefaßt ist. Ueber das Aeußere des Gedichts aber, welches bey ihm in der That das Wichtigste ist, mögen hier einige Bemerkungen folgen. Der Hr. Herausg. handelt in der Vorrede über die Metra und Reimarten des Gedichts mit großer Genauigkeit; die Hauptsache war zwar schon nach indischen Metrikern von Colebrooke in den As. Res. V. X. p. 400 ff. erklärt: aber der Fleiß und die Schärfe der Beobachtung des deutschen Herausg. hat alles umfassender und deutlicher dargestellt. Man dürfte indeß doch wünschen, daß die vielfachen Erscheinungen nicht in der Form bloßer Bemerkungen so einzeln und zerrissen aufgereiht, sondern das Ganze mehr in seinem Zusammenhange aufgefaßt und dargestellt wäre; denn auch das Künstliche ist der Geschichte nach nicht willkürlich oder zufällig so geworden, und in diesen künstlichen Versen ist doch noch so große Mannigfaltigkeit und Freyheit, daß man ohne auf den Ursprung und Zusammenhang zu achten, leicht auch die Form nicht klar genug erklären kann. So erklärt der Hr. Herausg. die drey verschiedenen Versarten, welche in dem Gedichte vorkommen, alle nur einzeln, ohne ihr Verhältniß und den Grund ihres Wechsels zu berühren. Das häufigste Metrum dieser drey, welches den Grund der Erzählung bildet, ist durch sehr große metrische Freyheit, die zwey seltenern durch die größte Gebundenheit und Festigkeit ausgezeichnet; jenes ist der ruhigen Erzählung, diese sind dem Pathos vorzugsweise eigen: das Verhältniß der drey ist also dasselbe wie das der freyern und gebundenern Verse im alten Epos, und nach dessen Vorbilde entstanden, obgleich im Malodaja ein anderer

Rythmus und höhere Kunst ist. Auch ist der Rythmus aller drey Versarten im Großen gleich, indem keine vom Dactylus oder Trochäus ausgeht, sondern alle vom Anapäst oder vom Jambus; in der ersten hält zwar Hr. B. den im sechsten Fuße stets nothwendigen Amphibrachys für den Grundrythmus: aber da aus ihm der sonst herrschende Anapäst oder Spondeus nicht hervorgehen kann, wird man ihn wohl besser für eine bloße Variation halten. Ref. berührt außerdem nur noch eine in critischer Hinsicht wichtige Einzelheit. Die letzte Sylbe des Verses ist, auch wenn eine kurze gesetzt ist, durch die absolute Pause nothwendig tonlang, eine Erscheinung welche nicht den indischen Gedichten eigenthümlich ist (S. VIII), sondern an sich nothwendig und daher allgemein geltend in allen Sprachen. Man könnte nun denken, daß diese Freyheit sich auch auf die Endsylbe der ersten Hälfte des Verses erstreckte, zumal der Reim beider Hälften derselbe ist. Hr. B. hat diese Frage nicht aufgeworfen: sie ist aber schon der Textcritik wegen nothwendig. Bey weiterer Untersuchung zeigt sich, daß die Dichter nur am Ende des vollen Verses diese Freyheit sich erlauben: auch begreift man, daß sie am Ende der ersten Hälfte unpassend wäre, weil hier keine absolute Pause ist. Dasselbe bestätigt die arabische und griechische Metrik. Daher wird man denn auch nicht zaudern, in der einzigen Stelle wo eine Kürze steht, I, 25, b. und gegen deren Richtigkeit Hr. B. keinen Zweifel erhebt, eine falsche Lesart zu erkennen. Diese ist auch in dieser Stelle leicht zu heben: statt jadi bhârjâ sjâh setze man in umgekehrter Folge sjâ jadi bhârjâ, wodurch die vorige Sylbe lang wird; die falsche Stellung der Worte konnte hier sehr leicht entstehen, wenn ein Abschreiber die Worte nach ihrer prosaischen Ordnung umstellte. G. H. U. C.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 9. April 1831.

P a r i s.

Chez Treuttel et Würtz 1829: Oeuvres diverses de M. le Baron Auguste de Stael, précédés d'une notice sur la vie et suivies de quelques lettres inédites sur l'Angleterre. Tome I. 294, II. 335 und III. 236 S. in 8.

Der ungenannte Herausgeber der Oeuvres diverses des August von Stael (Holstein) liefert in der vorgeschickten Lebensbeschreibung einige Notizen über den Gang seiner wissenschaftlichen Bildung. Seine Mutter, die in der gelehrten und politischen Welt Aufsehen erregte, Tochter Necker's, Mad. de Stael-Holstein, ertheilte ihm bis er 11 Jahr alt war selbst Unterricht, und zwar auf eine so seltsame Weise, daß sie während sie ihm Lehrstunden gab ihre eigene Correspondenz und andere Geschäfte besorgte. Eine ungemein lebhafte Wißbegierde, verbunden mit großem Ernst, der diesen ihren Sohn von seiner ersten Jugend an characterisierte, ließ ihn die nachtheiligen Folgen, die ein solcher spielender

weiblicher Unterricht besorgen ließ, nicht fühlen. Er kam dann in eine Pensions-Anstalt in Genf. In seinem 14ten Jahre begleitete er seine Mutter in ihrer Verbannung nach Deutschland, wo Herr A. W. von Schlegel sein Lehrer ward. Ein Jahr später ward er nach Paris in eine Pensions-Anstalt geschickt. Das Vertrauen, das Frau von Stael schon damals in diesen ihren Sohn setzte, war so groß, daß sie ihm nicht nur völlige Freyheit über seine Person und Zeit nach eigenem Gutdünken zu verfügen, während er in dieser Pension war, ertheilte, sondern ihm auch den für sie so wichtigen Auftrag gab, ihr bey dem damaligen Französischen Gouvernement die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erwirken. So geschah es daß August von Stael, kaum dem Knabenalter entronnen, sich mit dem Ernste und Anstande eines Mannes der Besorgung der finanziellen und politischen Angelegenheiten seiner Mutter unterzog, die ihn als ihren Freund und Rathgeber behandelte. Mr. Suard und die Marschallin de Beauveau verstatteten ihm Zutritt in ihren Circeln. Die Gesellschaft die er hier fand war gegen Napoleon nicht günstig gesinnt; August von Stael schloß sich ihr um so bereitwilliger an, als er einen Mann nicht lieben konnte, der seine Mutter aus Frankreich vertrieben hatte. In seinem 17ten Jahre, 1808, hatte er zu Chamberen mit Napoleon jene, in vielen Zeitschriften bereits abgedruckte, berühmte Unterredung, die hier vollständig mitgetheilt wird. Die Ungnade die Napoleon auf seine Mutter geworfen hatte, verhinderte ihn irgend eine Anstellung in Frankreich nachzusuchen, oder anzunehmen. Er nahm seinen Wohnsitz auf jenem, durch Necker's Aufenthalt so berühmt gewordenen Gute Coppet, sich ganz den Wissenschaften und

der Besorgung seines Haushalts hingebend. A. von Stael, obgleich in der ersten Blüthe des Jugendalters, fand sich in dieser ländlichen Einsamkeit glücklicher als er es zu Paris gewesen war. Aber seine Mutter, die damals in Schweden war, verlangte ihn zu sehen. Im J. 1813 begab er sich nach Schweden und begleitete seine Mutter nach England. Auf ihr Verlangen statete er von dort einen Besuch bey dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, in dessen Hauptquartier zu Lüttich, ab. Frau von Stael und ihr Sohn hatten die Catastrophe die Napoleon in Rußland betraf und seinen herannahenden Fall mit Vergnügen gesehen, aber die sich für Frankreich jetzt entwickelnde Zukunft erfüllte beide mit Kummer. A. von Stael schrieb seiner Mutter aus Lüttich: 'Faut-il que ce soit ainsi, que l'Europe soit delivrée, et qu'il n'existe pas une cause à laquelle on puisse se livrer avec enthousiasme? qu'on trouve de tous les côtes de machiavelisme, ou de l'ignorance? Nach diesem Glaubensbekenntnisse dürfen wir uns nicht wundern daß er, der unter Napoleon keine öffentliche Anstellung begehrte, keine unter den Bourbons suchte.

August von Stael setzte in Coppet wieder sein früheres isolirtes Leben fort. Im J. 1817 verlor er seine Mutter. Dieser für ihn unersehliche Verlust scheint die nächste Veranlassung, sich einer religiösen Schwärmerey zu überlassen, gewesen zu seyn. Die Schriftstelleren diente als Gegenmittel gegen den ihn verzehrenden Kummer. Von seiner frühen Jugend an durch den Unterricht seiner Mutter und durch das Beyspiel seines Großvaters Necker, das Frau von Stael ihm immer und immer mit den lebhaftesten Farben vorzeichnete, in das Feld der Staatswissenschaften

eingeweiht, widmete er ihnen seine ersten Versuche. Im J. 1819 erschienen kurz nach einander drey politische Druckschriften aus seiner Feder: de la responsabilité des Ministres; — de renouvellement intégral de la chambre des Deputés; — und: du nombre et de l'âge des députés. Diese letzte Broschüre war eine Schutzschrift für ihn selbst. Er brannete vor Begierde eine Stelle unter den Deputierten der Kammer in Frankreich einzunehmen, allein seine Jugend trat ihm in den Weg. — Zu der Herausgabe des *oeuvres completes de Mad. la Baronne de Stael*, der er sich selbst unterzog, schrieb er ein *avertissement*. Merkwürdiger als diese Schrift ist die *Notice*, die er der neuen Ausgabe der Werke seines Großvaters Necker vorsezte. Wenn seine Mutter den Character und das öffentliche Leben Necker's der Welt mitgetheilt hatte, so bezweckte A. von Stael nun jene Darstellungen zu ergänzen, vorzüglich die Grundsätze der Administrationen seines Großvaters zu entwickeln. Die *Notice sur M. Necker* macht den 2ten Band dieser angezeigten Sammlung aus.

Im J. 1822 unternahm A. von Stael eine zweyte Reise nach England, die einen unverkennbar großen Einfluß auf seine Denkungs- und Handlungsweise hatte. Er lernte Wilberforce kennen. Was dieser für England war, wollte er für Frankreich werden. Zum *Secretair de la société biblique* ernannt, stattete er dieser Verbindung in den Jahren 1822, 23 und 25 ausführliche Berichte ab. Eine zweyte Ehrenstelle ward ihm zu Theil: *trésorier de la société des traités religieuses*. Er übersetzte für diese Gesellschaft eine Erzählung des Schiffbruchs des Schiffes *Kent*. Auch in der *Société des missions* ward er ein thätiges Mitglied. Außer

dieser Verbindung beschäftigten ihn das établissement de la Société de prevoyance pour les ouvriers protestans, die Société helvétique pour les Suisses pauvres éloignés de leur patrie, und die Société de la morale chrétienne, zu deren Präsidenten er 1826 ernannt ward, ungemein. In der Mitte dieser Beschäftigungen, die durch häufige Reisen nach Paris unterbrochen wurden, suchte er die Kenntnisse, die er sich über den Ackerbau und die Fabriken in England erworben hatte, zu Hause in Anwendung zu bringen. Er war der Stifter einer Union agricole. Im J. 1824 ließ er in dem Journal des archives du christianisme mehrere Memoirs über die Verfolgung, welche eine religiöse Secte im Pays de Vaud erfuhr, einzurücken. Im folgenden Jahre erschien dasjenige Werk, das ihm einen Ruf in der gelehrten Welt verschafft hat, nämlich: les lettres sur l'Angleterre, von welchem sich in dem 70. u. 71. St. vom J. 1826 dieser Blätter eine ausführliche Anzeige befindet. Wenn A. v. Stael in dieser Schrift durch eine Vergleichung Englands mit dem damaligen Frankreich zeigen wollte, was ersteres ist, und letzteres nicht war, aber nach seiner Ansicht werden könnte, so ahndete er damals wohl nicht, daß der Zeitpunkt nahe sey, da die liberale Parthey in Frankreich und mit ihr viele der Grundsätze, denen er in diesen Briefen über England das Wort redete, so bald und so unbedingt die Oberhand erhalten würden, als in unsern Tagen geschehen ist. A. von Stael gehört zu denjenigen die die Freyheit Englands unbedingt auf Frankreichs Boden verpflanzen wollen, ohne die Aristocratie Englands mitzunehmen. Wenn die Haupttendenz der Briefe über England dahin gerichtet war, den Beweis zu führen, daß um den Franzosen die Wohltha-

ten der Carte Ludwig XVIII. zu sichern, dem Volke eine größere Theilnahme an der Staatsverwaltung eingeräumt werden müsse, und zwar um so mehr, weil die Elemente einer Aristocratie in Frankreich nicht vorhanden wären, so treffen diese Ansichten mit den Ideen des alten Lafayette von einer demokratischen Monarchie zusammen, so wie denn aus den Briefen über England, die Sprache der Assemblée constituante, als sie die Königliche Macht in Frankreich ausschließlich von republicanischen Einrichtungen umgeben wissen wollte, unverkennbar widerhallet. Die Erfahrungen der Französischen Revolution, so wie sie bis jetzt vor uns liegen, reden dem Uebergewichte der Volkspartei nicht das Wort; sie bestätigen vielmehr was Englands Beyspiel vor Augen stellt: daß eine repräsentative Verfassung nur dann im geregelten Gange erhalten werden kann, wenn der Einfluß der Aristocratie und Democratie richtig abgewogen, und in seinen Schranken gehalten wird.

Im nämlichen Jahre, als die lettres sur l'Angleterre erschienen, unternahm A. von Stael eine Reise nach dem südlichen Frankreich, in der Absicht, das Interesse der dort befindlichen Protestanten zu befördern, und ihre verschiedenen Etablissements durch seinen Rath und Beystand zu unterstützen. Er stiftete in mehreren großen Städten Associationen der Arbeits- und Bibel-Gesellschaften. Zu Nantes zog der Sklavenhandel seine Aufmerksamkeit auf sich. Nachdem er sich dort von der Art, wie dieser schändliche Handel in allen seinen Verzweigungen in Frankreich noch fortdauernd getrieben ward, genaue Kenntnisse verschafft hatte, begab er sich nach Paris. Hier bestürmte er gleichsam alle Autoritäten, der Menschheit ihre Rechte wieder zu

geben, einem Handel ein Ende zu machen, der Frankreich mit Schande bedeckte. Der in dieser Sammlung abgedruckte Lettre à M. le Président de la Société de la morale chrétienne schildert das Schicksal der Schwarzen die den Slavenhändlern in die Hände fallen, mit Schauern erregenden Farben. — Mit gleichem Eifer nahm er sich der Griechen an; er veranlaßte zu ihrem Besten Sammlungen, zu denen er aus eigenem Vermögen reichliche Beyträge leistete, und reifete um sich für sie zu verwenden im Jahre 1826 nach England. Wieder nach Coppet zurück gekehrt, beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung des zweyten Theils seiner Briefe über England (von welchem der Herausgeber einige Bruchstücke mittheilt); auch ein religiöses Werk, das gleichfalls unvollendet geblieben ist, war unter seiner Feder, als ihn der Tod der Welt entriß. August von Stael liefert den Beweis, daß ein Mann von Talenten, Geburt und Reichthum, ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden, auch auf dem Festlande sich selbst einen nützlichen und ausgebreiteten Wirkungskreis verschaffen kann. Nur kurz war sein Leben, und groß waren seine Leistungen. Seine Devise war: alles für Gott und die Menschheit!

E b e n d a s e l b s t.

Bey Gebrüder de Bure: *Astronomie Solaire d'Hipparque, soumise à une critique rigoureuse et ensuite rendue à sa vérité primordiale par J. B. P. Marcoz. 1828. LXII und 352 S. in 8.*

Der Verfasser geht bey seinen Untersuchungen und Beurtheilungen über die Beobachtungen der

Himmelskörper und den aus selbigen gezogenen Resultaten, welche uns die alten Astronomen hinterlassen haben, von dem Grundsatz aus, daß diese Angaben von den Alten mit Fleiß verfälscht worden seyen, vorzüglich von den im Besitz der damaligen astronomischen als Geheimniß behandelten Kenntnisse sich befindenden ägyptischen Priestern, und daher der Sinn der von der Astronomie handelnden ältern uns übergebliebenen Schriften nicht wörtlich zu nehmen sey. Hierdurch sucht er die Vorwürfe, die dem Ptolomäus über die in seinem Werke enthaltenen Unrichtigkeiten, vorzüglich von Seiten Delambres gemacht worden sind, zu entkräften; und da Ptolomäus vorzüglich aus Hipparch's Beobachtungen und Schriften geschöpft hat, so wendet der Verfasser hauptsächlich sein Augenmerk auf Hipparch, um aus dessen Angaben seinem Grundsatz gemäß die Wahrheit zu schöpfen, und zu zeigen, daß das von diesem Astronomen aufgestellte geheimnißvolle System, uns eine eben so vollkommene Astronomie darbietet, als die der Neuern nach der Erfindung der optischen Instrumente ist. Daß hierbey die ältern numerischen Angaben gehörig behandelt werden, um die gesuchte Wahrheit herauszudrehen, versteht sich von selbst. Uebrigens verspricht der Verfasser uns künftig noch mit mehr Untersuchungen dieser Art zu beschenken, unter andern über den Phönix und das Zurückgehen der Aequinoctialpuncte, welche beide Gegenstände in genauem Zusammenhange stehen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 9. April 1831.

L e y d e n.

Bey G. und J. Euchtmanß: *Lettres à M. Letronne, sur les Papyrus bilingues et Grecs, et sur quelques autres Monumens Gréco-Egyptiens du Musée d'Antiquités de l'Université de Leide, par C. J. Reuvens, Professeur d'Archéologie et directeur du Musée, membre de l'Institut-Royal des Pays-Bas etc. 1830. Première Lettre. 89 Seiten. Deuxième L. 57 S. Troisième 164 S. in Quarto. Nebst einem Atlas, bestehend aus 4 Druckblättern und 6 lithographierten Tafeln in Folio.*

Dieses Werk gibt ein neues Zeugniß, mit welchem Eifer und welcher gründlichen Sorgfalt Hr. Prof. Reuvens das Studium der Archäologie in Holland zu beleben, und das antiquarische Museum der Universität Leyden, welches die niederländische Regierung mit ungemeiner Liberalität gegründet und durch sehr bedeutende Erwerbungen bereichert hat, zur Erweiterung der Wissen-

schaft zu benutzen sich angelegen seyn läßt. Ein besonderes Interesse hat aber der Verfasser seinem Werke dadurch gegeben, daß er aus den Schätzen der ihm anvertrauten Sammlung zunächst die Aegyptischen und Aegyptisirenden Urkunden und Denkmäler zur Bekanntmachung ausliest, und über den Inhalt derselben in der Weise eines Mannes berichtet, der die neuern Systeme über die Aegyptische Schrift sorgfältig studiert hat, aber, wie überall, so besonders hier mit Vorsicht und Behutsamkeit zu verfahren gewohnt ist. Wenn es auch natürlich ist, daß wir noch mehr erfreut worden wären, wenn der Director des Leydner Museums sogleich vollständige lithographierte Copien aller dort befindlichen mit hieratischer, demotischer und Griechischer Schrift beschriebenen Papyrus, in der Art der von Thomas Young besorgten Hieroglyphics, ins Publicum geschickt hätte, so begreifen wir auf der andern Seite sehr wohl, welche Mühe und Zeit eine solche Publication, zumal bey der großen Anzahl der Gegenstände (das Leydner Museum besitzt 147 Aegyptische und Griechisch = Aegyptische Papyrus-Rollen) nothwendig dann erfordert, wenn sie nicht handwerksmäßig, sondern mit derjenigen Akribie, welche wissenschaftliche Zwecke verlangen, besorgt werden soll; und wir können uns der gegebenen Berichte und Mittheilungen, auch ohne in den Stand gesetzt zu seyn sie selbst zu prüfen, um so sicherer erfreuen, da die Weise des Verfassers überall den Eindruck der größten Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit macht. Doch zum Einzelnen.

In dem ersten dieser Briefe, welche der Vf. Niemandem mit mehr Grund zuschreiben konnte als dem trefflichen Petronne, behandelt der Vf. zwey höchst interessante Papyrus, welche mit der

ganzen Sammlung des Schwedischen Viceconsul in Alexandria, Anastasy, nach Leyden gekommen sind. Beides sind magische Rituale, wie der Inhalt klar ausweist; das eine in Aegyptischer und zwar größtentheils hieratischer Schrift abgefaßt, doch mit einigen Griechischen Texten und, was das merkwürdigste ist, mit interlinearen Uebersetzungen mehrerer demotisch geschriebenen Worte ins Griechische versehen; das andere auf der einen Seite mit hieratischer, auf der andern beynah ganz mit Griechischer Schrift beschrieben. Von diesem letzteren Papyrus ist die zweyte Hälfte, welche Anastasy der bereits verkauften Sammlung als eine Zugabe nachgeschickt hat, erst später nach Leyden gekommen; und hat daher nur in einem Anhange zu diesem Werke berücksichtigt werden können. Man sieht, daß diese Papyrus eben so wichtig sind, um dem nur zu rasch in die Lüfte emporgeführten Gebäude der Aegyptischen Schriftkunde eine neue solide Basis zu gewähren, wie sie für die Geschichte der Religion und des Aberglaubens im Alterthum lehrreich werden müssen. Es gibt wohl keine Urkunde, die es so deutlich machte, wie die Magie, diese Seuche der Geister, vor allen in Aegypten sich entwickelt, und von dem alten Religionssystem dieses Volkes ausgehend, mit Hilfe metaphysischer Speculationen und verworrener Naturkenntnisse, sich zu einem Schrecken erregenden Umfange ausgebildet habe. Magische Anrufungen und Ceremonien, welche verschiedene Aegyptische und Griechische, aber durchaus im Geiste eines spätern Pantheismus ausgebildete Gottheiten betreffen, Vorschriften wie man sich Träume verschaffen und sie deuten, wie man dämonisch auf andere Menschen wirken, Ehegatten entzweyen, Leute durch Schlaflosigkeit tödten könne,

Lehren einer abergläubischen Medicin, alchymistische Regeln stehen auf diesen Rollen bunt durch einander, welche auch durch die stark abgeriebene Außenfläche zeigen, daß sie wirklich einmal sehr viel gebraucht worden sind. Die unter Sambilichos Namen auf uns gekommene Schrift über die Aegyptischen Mysterien, besonders der siebente Abschnitt derselben, erhält hier manche überraschende Erläuterung; es sind dieselben theurgischen Gebräuche, wodurch die Geisterwelt dem menschlichen Willen unterthan werden soll, von denen dort und hier die Rede ist.

Um einen Begriff von dem Ton und Character dieser Rituale zu geben, wollen wir eine Stelle aus der Anrufung des mystischen Gros, welche der auf einer Seite fast ganz Griechisch beschriebene Papyrus enthält, nach der Lesung des Herausg. in deutscher Sprache mittheilen. 'Ich rufe zu Dir, der Du auf dem schönen Lager, in dem ersehnten Hause bist. Du sollst mir dienen, und jederzeit ausrichten, was ich Dir immer auftrage, und wohin ich Dich sende, indem Du in Gestalt eines Gottes oder einer Göttin erscheinst, wie sie gerade von den Männern und Frauen (zu denen ich Dich sende) verehrt werden, und Alles aussprichst, was Dir schriftlich oder mündlich mitgetheilt und aufgetragen wird. Schnell! Das Feuer erteilte die größten Götter (eigentlich Idole), und verschlungen ward der Himmel, weil er den Kreis des heiligen Scarabäus nicht erkannte, der da heißet Phorei. Der Scarabäus, der besittigte, der Herrscher in Himmels Mitten, wurde geköpft oder zerrissen. Sein Größtes und Ruhmvollstes vertilgte man, und ließ den Herrn des Himmels eingekerkert sterben. So wirst Du mir dienend folgen müssen, zu welchen Männern und Frauen ich Dich senden will. Es kam

zu mir der Herr des Himmels, der über den Erdkreis leuchtet. Folge mir dienend zu Männern und Frauen, großen und kleinen, und zwing sie stets zu thun nach meiner Vorschrift.' Unter den traurigen Götterschicksalen, mit welchen der Beschwörer die Weigerung des angerufenen Gottes zu strafen droht — denn darauf gehen die sonderbar abgebrochenen Sätze deutlich hinaus — ist besonders merkwürdig, was dem Scarabäus, dem bekannten Symbole aller erzeugenden und schaffenden Kraft in Aegyptischer Religion, widerfahren seyn soll, so wie der Name dieses Scarabäus, Phorei. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß Champollion eine Modification des großen Gottes Phthas oder Ptah mit dem Benamen Tore aufgefunden hat, welche Modification durch einen großen Scarabäus characterisirt wird, der bisweilen auch die Stelle des Kopfes an der Gestalt des Gottes vertritt (s. diese Anz. 1825 S. 1111). Es ist wohl klar, daß jener Tore und dieser Phorei einerley ist, es sey nun daß der erste Buchstabe von Champollion falsch gelesen worden ist, oder daß ein Wandel des männlichen Artikels (P oder Ph) mit dem weiblichen (T) statt findet, was aber dem Ref. schon deswegen nicht recht wahrscheinlich ist, weil der Scarabäus immer als das eigentlich männliche Princip dargestellt wird. Dabey erwähnen wir, daß auch das Instrument, welches der Gott Phthas in Aegyptischen Reliefs und Mahlereyen fast immer vor sich oder hinter sich hat, oft auch mit beiden Händen umfaßt, und welches bisher die Meisten, aber frenlich ohne hinlänglichen Grund, für einen Nilmesser gehalten haben, eine Erklärung aus dieser Inschrift erhält. Hier wird nämlich mehrmals 'der, welcher die vier Basen (τὰ τέτταρα δεμέλια) hält' erwähnt; je-

nes Instrument besteht aber aus vier übereinandergelesenen Stufen oder Basen, und man kann kaum zweifeln, daß es hierdurch bezeichnet wird. Der Verf., welcher dabey die Heiligkeit der Zahl Vier bey den Aegyptiern nachweist, vermuthet mit Grund darunter eine Darstellung der vier Elemente. — Auch von dem andern Papyrus (dem mit den Interlinear-Glossen) wollen wir eine Griechische Stelle übersetzt mittheilen, welche den Zusammenhang der Dämonologie jener Zeit mit dem Aegyptischen Glauben besonders deutlich macht (wobey wir aber etwas mehr wie bey dem vorigen von der Erklärung des Herausgebers abgehen zu müssen glauben): ‘Ich rufe dich an, der du im Leeren bist, ein Wind, ein schreckliches Unsichtbares, den allgewaltigen Gott der Götter, verderbend und veröddend. Der du jedes Haus im Wohlstand habest, du wurdest, als man dich aus Aegypten und dem Auslande verdrängte, der Alles Erschütternde und Unbesiegbare genannt. Ich rufe dich an, Typhon-Seth (ein auch aus andern Quellen wohlbekanntes Name dieses Dämon); ich vollführe deine Verkündigungen, indem ich dich mit deinem eigensten (wörtlich: authentischen) Namen anrufe, wo du dein Gehör nicht versagen kannst. (Hier folgen vierzehn barbarische Beynamen.) Nun komm ganz und gar, schreite her und wirf nieder den . . oder die . . (*τὸν θεῖον ἢ τὴν θεῖον*, man sieht aus dem Fehlen der Namen recht deutlich, daß man es mit allgemeinen Formularen zu thun hat) durch Frost und durch Feuer. Er, oder sie, hat mich verletzt und hat das Blut des Phyon bey sich vergossen (eine sehr dunkle Stelle).’ Wenn man hier durch Alles an den positiven Glauben Aegyptens erinnert wird: so sieht man dagegen aus andern Stücken der Rituale noch deutlicher,

daß sie dem Zeitalter des Gnosticismus und jenes buntgemischten Alexandrinischen Aberglaubens angehören, aus welchem auch die magischen Gemmen, welche man unter dem Namen der Abraxas zusammenfaßt, hervorgegangen sind. Die deutungsvolle Spielerey mit den sieben Vocalen, von der wir neulich zu sprechen Gelegenheit hatten (s. diese Anz. 1830 St. 144), und von der wir wissen, daß sie besonders in Aegypten zu Hause war, findet sich sehr viel auf diesen Papyren, besonders in dem später angekommenen Theile des Papyrus ohne Transcriptionen; man liest häufig die Namen des Urgeistes Abraxas, Iao u. dgl., und die Formeln: Ablanathanalba, Akrammachamarei. Für die Gemmenkunde des spätern Alterthums ist die Vorschrift sehr wichtig, welche für die Verfertigung eines Talisman hier gegeben wird. 'Schneide in einen Jaspis, heißt es, der in einem Goldring getragen werden soll, die Figur einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, mit zwey Sternen und der Sonne darüber und den Worten Abrasar, Iao und Sabaoth.' Merkwürdig und ganz im Geiste mancher von den gnostischen Systemen ist auch die Vorschrift, zu gewissen abergläubischen Zwecken im Schlaf ein Brustbild Jesu bey sich zu haben. Wir müssen hiermit den Inhalt dieser merkwürdigen Urkunden beseitigen, um noch ein paar Worte über die paläographischen Resultate, die dem Verf. aus denselben zu ziehen geglückt ist, hinzuzufügen. Es ist aber hier durchaus nicht von der Aegyptischen Sprache, sondern nur von der Schrift die Rede, obgleich auch jene vielleicht ein neues Licht erhält, wenn sich die Ansicht des Vfs. bestätigt, daß der Aegyptische Text des Rituals mit Griechischen Interlinearglossen dem Griechischen des andern im Ganzen entspricht

(Append. p. 149). Die bisher gewonnenen Resultate betreffen besonders das sogenannte demotische Alphabet, die im gemeinen Leben gebräuchliche Schrift der Aegyptier, und bereichern wesentlich die von Young, Champollion und Andern gegebenen Alphabete. Hr. Prof. Neuvens findet in den demotisch und griechisch geschriebenen Namen nicht bloß die einfachen, sondern auch die doppelten Consonanten der Griechischen Sprache, und eben so nicht bloß alle einfachen Vocale sondern auch die meisten Diphthongen auf eine constante Weise durch einzelne oder gruppierte Zeichen der Aegyptischen Schrift ausgedrückt. Man sieht daraus, daß, ob zwar die Aegyptischen Buchstaben den Griechischen von Haus aus wenig genau entsprachen, und namentlich die kurzen Vocale im Aegyptischen sehr in einander flossen, denn dieß lehren alle ältern Schriftdenkmäler Aegyptens, sich doch allmählich für die correspondierende Anwendung beider Schriftarten ein festes System der Uebersetzung bildete, wozu nach des Vf's. Meinung besonders die religiösen und philosophischen Secten Alexandrias einen Antrieb gaben. Man kann mit Grund darin den ersten Schritt zur Entstehung der neu-Aegyptischen oder Koptischen Schrift erblicken, in welcher die Aegyptischen Buchstaben ganz den Griechischen weichen, und nur sechs ursprünglich hieratische Zeichen für Laute bleiben, welche man mit dem Griechischen Alphabet nicht bezeichnen konnte. Hr. Prof. Neuvens gibt auf der Taf. A eine sehr zweckmäßig eingerichtete Uebersicht seines so gebildeten Alphabets nebst einer Explication derselben; wer, wie der Unterz., sich die früheren Bestimmungen demotischer Zeichen durch Young, Champollion, Salt und Rosgarten notiert hat, kann diese Supplemente leicht hinzufügen. Es versteht sich, daß dabey, wie

bisher, immer noch eine Masse demotischer Zeichen bleibt, die man nie Griechischen Buchstaben correspondierend findet; und noch immer darf Niemand behaupten, demotische Schrift, wie sie ihm vorkömmt, durchweg lesen zu können. Während nun aber auf diese Weise die Geschichte der Aegyptischen Schrift neue Basen gewinnt, fallen auch nebenbey neue Lichtstrahlen auf die Griechische Sprache hinsichtlich ihrer Laute und Zeichen. Wir wollen nicht von dem hier besonders sichtbaren Fortschritte in der Aussprache der Vocale zum Itacismus reden (obgleich es bemerkenswerth ist, daß dieselben Vocale hier homophon sind, wie in dem ältesten historisch zu documentierenden Texte des Neuen Testaments), aber dagegen den Umstand ein wenig ins Auge fassen, daß, wie der Verf. nachweist, der Buchstabe γ in der demotischen Schrift oft durch ein κ mit darüber gesetztem ν , daß δ durch ein τ mit ν , daß ζ endlich durch ein σ mit einem ν bezeichnet wird. Man sieht deutlich, daß die Liquida ν durch ihren weichen Ton den Laut der tenuis mildern und zur Stufe der mediae herabstimmen sollte, gerade wie die Neugriechen den Laut b durch $\mu\pi$ ausdrücken, weil ihr β ein vau ist. In die Reihe dieser mediae tritt nun auch ζ , indem dieser echt Griechische Buchstabe ursprünglich zwar ein eigenthümlich geschärfter und aspirierter D-Laut gewesen, allmählich aber immer mehr zu einem weichen S geworden war, das sich zu dem Z ungefähr wie der buzzing sound zu dem hissing sound im Englischen verhielt: Daraus erklärt sich auch die im spätern Alterthum übliche Schreibung $\zeta\beta\epsilon\nu\nu\mu\iota$, $\kappa\acute{o}\zeta\mu\omicron\varsigma$, Ζυβόνα , indem μ wie β nach den Gesetzen Griechischer Euphonie den Laut einer media vor sich zu haben verlangt, ζ aber zu σ sich wie media zu tenuis verhielt.

Zugleich ist bekannt, daß gerade dieselben Buchstaben, γ δ und ζ , nebst den zusammengesetzten Consonanten ξ und ψ , auch im Koptischen Alphabete eigentlich keine Stelle haben, sondern nur bey der Uebertragung Griechischer Worte vorkommen; auch in dieser Hinsicht bauen die hier mitgetheilten Urkunden uns gleichsam die Brücke vom Altägyptischen zum Koptischen hinüber.

Wir wenden uns zu dem zweyten Brief, welcher aus zwey Abschnitten besteht. Der erste beschäftigt sich mit einem Denkmale aus Marmor, welches eine Gule darstellt, die unter der einen Kralle ein Mäuschen hält, mit einer Griechischen Inschrift an der Basis. Das Stück befand sich früher in der Sammlung des Prälaten Bianchini, aus welcher es A. Fr. Gori theils in den Inscr. ant. Etruriae, theils in einer besonderen Abhandlung (*Archatis bubonis vatis Assoriorum statua marmorea*) herausgab, die ziemlich selten zu seyn scheint, aber, beyläufig bemerkt, sich auf der hiesigen Bibliothek vorfindet. Gori's Erklärung war sehr wenig treffend; er bezieht das Ganze auf die Sicilische Stadt der Assorier, indem er diesen Namen zu lesen glaubte, wo auf dem Monumente selbst doch nur von *ἄσσοριος*, d. h. Affen, die Rede ist. Hernach ist das Monument durch allerley Hände in die des Grafen de Thoms und mit dessen Cabinet in die Sammlung des Stadhouder Wilhelm IV. und so nach Leyden gekommen. Hr. Prof. Neuvens liest nun die Inschrift wie folgt: *ΑΡΧΑΤΗ ΠΕΤΡΙΟΚ ΗΟ ΜΑΝΤΙΚ ΜΑΝΤΕΟΑΕΤ. Δ. ΑCΑΠΙΩΝ.* *Ἀρχάτης Πέτριος ὁ μάντις μαντεοαετὸν τεσσάρων ἄσσοριων (ἀνέθηκε)*, und erklärt: *Archates Petrios, der Weissager, hat diesen Weissagevogel für vier Affe geweiht. Er nimmt nämlich an, daß die Gule der Pallas hier in der Weise*

eines spätern Synkretismus mit dem heiligen Sperber Aegyptens identificiert, und dieser wieder *μαντεοαετός*, ein mantischer und mystischer Adler, genannt worden sey. Die vier Asse werden für die Summe des Werths genommen: da aber das marmorne Denkmal schwerlich um diesen auf jeden Fall sehr geringen Preis feil seyn konnte, so wird dieß auf den Kaufwerth des Vogels selbst bezogen, und zugleich an die hohe Bedeutung der Zahl vier im Aegyptischen Religionsystem erinnert. Wir gestehen offen, daß diese Erklärung, so gelehrt sie ausgeführt ist, uns nicht ansprechen will. Die sonderbare Abkürzung *μαντεοαετ.*, die auffallende Zusammensetzung des Wortes, die sonst gar nicht nachzuweisende Verwechslung so verschiedener Thiere sind uns eben so viele Steine des Anstoßes und Hindernisses. Allerdings ist der Kopf der Gule auf eine ägyptisierende Weise behandelt, und wie mit einer Art von Haube bedeckt, aber dadurch verliert doch die Gule nicht ihre besondere Bedeutung und Natur. Auch können wir uns darein nicht recht finden, daß durch den Preis von vier Pfennigen ein Wesen, in dem etwa eine elementarische Vierheit zur mystischen Einheit verbunden ist, angezeigt werden soll. — Der Unterz. sagt dieß aber nicht etwa, um dadurch seine eigene Erklärung zu heben und anzupreisen, die er vielmehr selbst nur mit großem Bedenken vorträgt, um so mehr, da sie, vor der Herausgabe dieses Werks, einzig und allein nach dem von Gori darüber Mitgetheilten gebildet war. Es hat sich nämlich sonderbar getroffen, daß dieß seit Gori von Niemandem erwähnte Denkmal in derselben Zeit, in der sich Herr Prof. Reuvens damit beschäftigte, auch von dem Unterz. hervorgesucht worden ist, der sich freute, darin eine Parallele zu der von Hn. Hofr.

Böttiger kürzlich in der Amalthea Bd. III. herausgegebenen und mit so viel Heiterkeit und Phantasie erklärten Gule als Mäusefängerin zu finden. Er las, wie er in dem Handb. der Archäol. S. 489 angibt, indem er bey der Gorischen Abbildung einige Ungenauigkeit voraussetzte, und eine solche Vorstellung bey diesem Denkmale später Zeit nicht sonderlich vermeiden zu müssen glaubte: Ἀρχάτης πέτρινος ὁ μάντις μαντεύεται δ' ἄσσοριων; 'Dieser steinerne Prophet Archates (so würde dann der Uhu selbst mit einem pompösen Namen genannt) prophezeit für vier Pfennige'. Wer sich aus Persius, Lucian, Athenagoras und Andern erinnert, daß im spätern Alterthum oft Statuen sehr seltsam dazu kamen, vom vornehmen und geringen Pöbel als wunderthätig, prophetisch, Träume verleihend verehrt zu werden, wird es nicht undenkbar finden, daß auch diesem Bilde des Minervenvogels eine solche Kraft beygelegt worden sey, und die Gewinnsucht von der Leichtgläubigkeit dabey Nutzen zu ziehen versucht habe. Steht nun aber auf dem Stein MANTEO AET, so darf man freylich nicht MANTETETAI lesen; aber es fragt sich ob nicht bey erneuerter Betrachtung sich eine ähnliche Form, etwa MANTETCEI, herauslesen lassen wird; einige Incorrectheit in Sprache und Orthographie wird man sich dabey gern gefallen lassen. Wir bemerken nur noch, daß der Vf. die Gelegenheit benutzt, um einige andere kleinere Denkmäler eines religiösen Synkretismus bekannt zu machen und zu erklären, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

Dagegen wenden wir uns zur Mumie der Senfaos, von der der zweyte Theil dieses Briefes handelt. Diese Mumie gehört zu den von dem Piemonteser Reisenden Lebolo in einer

Grabhöhle bey Theben entdeckten, von denen diese Anzeigen im Jahrgange 1827 S. 1554 nach San Quintino berichtet haben. Sie gehörten alle einer Familie an, deren Haupt nach den Auseinandersetzungen des Kfs. Soter Cornelius Pollius, seine Kinder aber Herakleios Soter, dann Petemenoph auch Ammonios genannt, und unsre Sensaos waren, welche unter Trajan lebten. Bey der Leydner Mumie findet sich, wie bey mehreren andern, eine Griechische Inschrift, die wir übersetzt geben: 'Sensaos, Tochter des Soter Cornelius von der Mutter Kleopatra, auch Kandake geheißen, einer Tochter des Ammonios, eine Jungfrau, alt 16 Jahr, 2 Monate, 9 Tage, starb im 12 Jahre des Herrscher Trajanus, am 21 Epiphi (d. i. 109 p. C. den 15ten Julius).' In dem wir die Beschreibung der Mumie und ihres Kastens, in deren Ausschmückung ein gemischter Griechisch-Aegyptischer Styl herrscht, der öfter an Byzantinische Kunst erinnert, hier übergehen, wenden wir uns zu dem Wichtigsten, dem Gemälde im Deckel des Mumienkastens, welches die Sensaos von einem Zodiacus umgeben darstellt. Dieß Gemälde erhält eine große Bedeutung für die historische Wissenschaft dadurch, daß man es mit dem entsprechenden im Deckel der Mumie des Petemenoph, des schon erwähnten Bruders der Sensaos, vergleicht. Auf dieß letztere gründet sich nämlich eine, auch in diesen Anzeigen (1825 S. 80. 1827 S. 1554) mit gebührendem Preise anerkannte, Entdeckung Petronnes, welche für die Erklärung aller ähnlichen Aegyptischen Monumente die Bahn gebrochen hat. Petronne ging davon aus, daß auf diesem Mumiendeckel der Zodiacus so abgetheilt erscheint, daß auf der einen Seite die Bilder des Löwen, der Jungfrau, der Wage, des Scorpions, des Schützen, auf der andern der

Wassermann, die Fische, der Widder, der Stier, die Zwillinge und der Krebs angebracht sind, der hier ausgelassene Steinbock aber aus der Reihe der übrigen gerückt, und in isolirter Stellung am Kopfe der Figur gefunden wird. Diese isolirte Stellung führte sehr natürlich auf den Gedanken, daß der Steinbock eine besondere Beziehung zur abgebildeten Person haben müsse, und nichts lag näher, als ihn für das Horoscop des Verstorbenen zu halten. Dieß wurde nun auffallend dadurch bestätigt, daß Petemenoph wirklich, wie man aus der am Mumienkasten angegebenen Todeszeit und Lebensdauer leicht berechnen kann, am 17. Tybi oder 12. Januar des J. 93 n. Chr., also unter dem Zeichen des Steinbocks, geboren war. Wenn man nun aber an unsere Mumie der Senfaos mit der Erwartung geht, hier eine Bestätigung dieses Resultats zu finden: so wird man allerdings, wie der Vf. bemerkt, unangenehm getäuscht. Wir finden hier nämlich die Zeichen des Zodiacus gerade eben so, wie bey Petemenoph, abgetheilt, und nach beiden Seiten der Figur angebracht, aber ohne daß eins davon ausgelassen und am Kopfe der Figur angebracht wäre. Dagegen sieht man an dieser Stelle vier Scarabäen, wofür wir die etwas seltsam gezeichneten Thiere noch am liebsten nehmen möchten, obgleich sie auch mit dem Krebs im Zodiacus einige Aehnlichkeit haben. Auf keinen Fall können sie das Gestirn der Geburt anzeigen, welche, wie leicht zu berechnen ist, am 12. Pachon oder 7. May des J. 93 erfolgt seyn muß, während die Sonne sich im Zeichen des Stiers befand. Der Vf. meint nun, daß auch auf dem Mumienkasten des Petemenoph der Steinbock nur deswegen bey dem Haupte der Figur angebracht worden sey, weil der Mahler sich den Raum für

die erste mit dem Löwen beginnende Reihe der Zodiacalgestirne nicht gehörig eingetheilt hatte, und deswegen den Steinbock am Ende derselben nicht mehr anbringen konnte; er sucht wahrscheinlich zu machen, daß man durch diese, auf eine herkömmliche Weise vertheilten Zodiacalzeichen kein *thema genethliacum*, sondern bloß eine Darstellung des Himmels bezweckt habe, der auch, als weibliche Gottheit personificiert, den Todten umfassend dargestellt werde. Der Unterz. muß allerdings gestehen, daß die Mumie der Sensaos die von dem Sarge ihres Bruders hergeleiteten Schlußfolgen nichts weniger als begünstigt (denn daß die Zeit ihres Todes in das Zeichen des Krebses fällt, und jene vier Figuren diesem Thiere ähnlich sehen, kann schwerlich irgend einer neuen Hypothese zur Grundlage dienen); aber immer behält für ihn das Zusammentreffen der beiden Umstände, daß der Steinbock bey der Mumie des Petemenoph durch seinen Platz so merklich hervorgehoben wird, und Petemenoph wirklich unter dem Zeichen des Steinbockes geboren war, noch eine große Ueberzeugungskraft. Der Unterz. kann zugeben, daß die Abbildung des Zodiacus bey andern Mumien, wie bey der Sensaos, eine allgemeinere symbolische Bedeutung hatte, aber er sieht nicht ein, warum diese herkömmliche Darstellung nicht auch hätte zu einem Horoskope benutzt werden dürfen, wenn sie durch eine leichte Modification dazu gemacht werden konnte. In dieser Stimmung erwartet er mit Verlangen, was von Seiten Petronne's, dessen System in diesem Briefe an ihn so ernstlich angegriffen wird, zur Vertheidigung oder Berichtigung desselben geschehen wird.

Der dritte Brief ist vielleicht von allen der lehrreichste, aber duldet am wenigsten einen Auszug, indem er von einer großen Anzahl Griechi-

scher Papyrus der Leydner Sammlung Nachricht gibt und einzelne Stellen aus ihnen mittheilt. Gleich der erste in der Reihe ist der Verkaufscontract des Rechutes und Pamonthes, dessen benahe vollständige Entzifferung durch Böckh diesen Studien die Bahn gebrochen hat, obgleich man jetzt, nach Bekanntmachung so vieler ähnlicher Urkunden, natürlich manche Stelle noch genauer zu bestimmen im Stande ist; dann folgen allerley Urkunden, die sich auf die Thebäische Cholchytenfamilie beziehen, von welcher besonders Turin so wichtige Actenstücke besitzt; hernach eine Beschwerbeschriфт eines gewissen Petesis, welcher der feyerlichen Bestattung der Osiristiere Apis und Mnevis vorstand (er nennt sich Archentaphiastr der sehr großen Götter Osor-Apis und Osor-Mnevis), nebst den darauf erfolgten königlichen Rescripten; weiter eine Liste chemischer oder vielmehr alchymistischer Proceffe; eine fabelhafte Erzählung, welche den in der Geschichte der Astrologie berühmten König Nektanebo betrifft; dann allerley Urkunden, welche sich auf zwey Zwillingsschwestern, Hierodulen in dem Serapistempel bey Memphis, beziehen, und theils Suppliken derselben, theils Aufzeichnungen von divinatorischen Träumen, theils Rechnungen über Einnahme und Ausgabe enthalten, und einiges Andere minder Bedeutende. Sehr schätzbar ist das auf den Druckbogen des Atlas gegebene Tableau des principaux papyrus Grecs et démotiques, in welchem die Leydner Papyrus mit den zu Paris, Berlin, Turin und London befindlichen zusammengestellt und, so viel bis jetzt möglich ist, nach ihrem Ort, Inhalt und Datum classificiert werden.

R. D. M.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 11. April 1831.

M ü n c h e n .

Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt, verfaßt von J. P. Falmerayer, Prof. der allgemeinen Geschichte am K. B. Lyceum zu Landshut. Eine von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. 1827. Verlag von Anton Weber (354 S. außer den XV S. der Borr., in 4. mit latein. Lettern schön gedruckt).

Der Verf., nun auch durch seine Aufschlüsse über die Geschichte von Morea rühmlichst bekannt, hat in dieser schön geschriebenen und aus den besten Quellen geschöpften Abhandlung gezeigt, wie fruchtbar für Länder- und Völkerkunde und für die Culturgeschichte des Menschengeschlechts eine detaillirte Geschichte auch des kleinsten Staates und Erdenwinkels werden kann. Wir wünschen noch einigen ausgezeichneteren Handelsstädten des Alterthums am Pontus Eurinus (z. B. Dioscurias) und im ganzen Nachbarland

von Trapezunt, insbesondere aber dem ganzen Armenien eine ähnliche Beleuchtung. In der Vorrede, welche als Resultat vorurtheilsloser tiefer Forschung in den Geschichten der Menschheit auch ein historisches Glaubensbekenntniß über die Verderblichkeit der Priestermacht und jeder unnatürlichen Verwandlung weltlicher in geistliche Macht enthält, rühmt der Verf. die literarische Unterstützung, welche ihm von den Vorstehern der Bibliotheken und Handschriftensammlungen zu München, Paris, Wien und Venedig zu Theil geworden. Dadurch wurden ihm bisher wenig benutzte (und ein anderes mal zu charakterisierende) Quellen, die Reisebeschreibung des Constantinopolitanischen Nomophylax Eugenicus, der Persische Geschichtschreiber Scherefeddin Ali, die Griechischen Handschriften des Cardinal Besfariön (eines Trapezuntiners, der es aber nicht einmal wagte, sein Vaterland bey den Lateinern zu repräsentieren), die Handschriften des Venezianischen Senators Recanati, und vor Allen die ausführliche besonders in der Geschichte des 14. Jahrhunderts brauchbare Chronik des Trapezuntischen Geschichtschreibers Michael Panaretos eröffnet. Letztere hat ihn besonders in den Stand gesetzt Du Gange und Gibbon zu überflügeln, und das Dunkel der Genealogie der letzten Komnenen aufzuhellen. (Es bleibt jedoch noch Manches über die allerletzten Abkömmlinge zu ergänzen übrig, wenn gleich der Verf. die in neuerer Zeit von dem Dragoner = Capitain Demetrius Komnenus aufgestellte Prätension, daß er der letzte legitime Sprosse der alten Beherrscher von Trapezunt sey, für eitle Erdichtung erklärt). Außerdem sind Orientaler (Abulfeda, Abulpharag u. s. w.), Byzantiner (Procop, Agathias, Zosimus, Nicetas, Chalcondylas) und die ganze

Reihe der alten Reisebeschreiber gehörig benutzt; denn der Verf. brachte außer den besten Sprachkenntnissen jene Liebe zum Gegenstand mit, die immer zum Ziel führt. Die Einleitung führt das alte, leider durch Denkmäler, Münzen &c. bis jetzt nicht erläuterte Trapezunt, eine altgriechische Colonie am Pontus (man vergl. die vom Verf. übergangene Schrift Kambach's de Mileto ejusque coloniis), bis zur Einwanderung der Komnenen, welche vermöge ihrer Byzantinischen Würde und Geburtsrechte ein König- oder Kaiserthum zu Trapezunt gründeten. Hierauf folgen zwey Bücher der Geschichte der Komnenischen Kaiser-Dynastie bis zu ihrem Sturz, und eins der Geographie und Statistik von Trapezunt. Offenbar hat den Verf. die Rücksicht für eine fortlaufende Historie abgehalten dieß zur klaren Anschauung des Ganzen nachgelieferte Gemählde vorauszuschicken. Die reizende Lage der Stadt und der Erdzunge, worauf sie liegt, das paradiesische Klima, Sitten, Lebensweise, Handel, Gelehrsamkeit, Kriegs- und Kirchenwesen der Trapezuntier, selbst die zu mannigfachen Sagen und Romanen benutzte Schönheit der Trapezuntierinnen, Alles ist hier in trefflicher Ordnung zum erstenmal ans Licht gestellt. Dunkel bleibt nur die Abgränzung zwischen dem eigentlichen von den Komnenen wirklich behaupteten kleinen Gebiet von Trapezunt, und der Ausdehnung, welche die Präension derselben dem neuen Reiche gab. Die Oberlehnsherrlichkeit über die benachbarten Caucasischen Staaten des alten Colchis (welches unser Verfasser in einem so weiten Sinne nimmt, daß er auch Trapezunt darunter zu begreifen scheint), wenigstens über Mingrelien und Imereti (das hier nach einem besonders durch Reineggs verbreiteten falschen Sprachgebrauch

meistens Iberien genannt wird, da doch das alte Iberien mit Grusien, dem früher sogenannten Persischen Georgien zusammenfällt), der pomphafte Titel der Könige am Phasis ward außerhalb Trapezunts unseres Wissens nirgends anerkannt. Auch scheint uns der Verf. überall zu viel Gewicht auf die Präntensionen seiner Komnenen zu legen. Die von Klaproth unvollständig übersetzte Geschichte von Georgien (von Wachtang) gibt hin und wieder Aufklärung. Aber die Ergänzung der Georgischen, Armenischen und anderer benachbarten Geschichten, mit denen die alte Trapezuntische zusammenhängt, werden wir erst noch von der Ausbeute der Russen in Persien und von der Aufklärung der Armenischen Handschriften erwarten müssen, welche Herr Prof. Neumann versprochen hat; über die auf Trapezunt stark einwirkenden Zeiten des Dschingis Chan und Timur und über den Sturz des Trapezuntischen Reiches unter Muhammed II. hat schon Herr von Hammer in seiner Osmanischen Geschichte so vortreffliche neue Notizen geliefert, daß sie unser Verf. bey einer zweyten Auflage seiner Preisschrift nicht wird unberücksichtigt lassen. Ein gleiches wünschen wir in Hinsicht auf Schloßers Weltgeschichte, in den Berührungspuncten der Byzantinischen Geschichte, namentlich in Beziehung auf Andronicus I. oder den Tyrannen, welchen unser Verf. nicht nur einen der größten und talentvollsten unter den Byzantinischen Imperatoren nennt, sondern auch in den Handlungen einer selbst in den Annalen von Byzanz unerhörten Grausamkeit zu rechtfertigen versucht. Folgende Stelle klingt wenigstens sehr macchiavellistisch (S. 32): 'Um dieses (die Wiederherstellung des alten Byzantinischen Raub- und Empörungssystems) zu verhüten, gab es

aber leider nur ein einziges Mittel, vor welchem kleine Seelen zurückschauern, welches aber die berühmtesten Schöpfer und Bildner bürgerlicher Glückseligkeit unter barbarischen oder gesunkenen Völkern in ähnlichen Fällen für das einzig wirksame erkannt haben, nämlich gewaltsame Trennung der unheilbar verpesteten Glieder des Staatskörpers. Andronicus nahm es auf sich, diese traurige Bürgerschaft für die künftige Wohlfahrt seiner Unterthanen durch Vernichtung der meisten vornehmen Geschlechter der Byzantinischen Welt zu stellen.' u. s. w. (Freylich hat selbst Schloffer in seiner Weltgeschichte Th. I. Band 3. S. 574 — 600 durch eine Anmerkung über die Regententugenden des Andronicus und über dessen große Bestrebungen zur Wohlfahrt des Reiches es zweifelhaft gemacht, welches Urtheil man überhaupt über Andronicus fällen soll). Auffallend war uns auch folgender Ausspruch des Vf. (S. 142): 'Damals, wie zu allen Zeiten, galt die Vertheidigung der Religion als Deckmantel für jede noch so selbstsüchtige und ehrgeizige Absicht.' Aber sie hängt sehr mit einer tragischen Ansicht aller menschlichen Dinge zusammen, welche dem Verf. dieses Meisterstücks historischer Forschung eigen zu seyn scheint.

Al.

Paris.

Bey Eugen Verbeul: Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la sténographie, avec l'autorisation et la révision du Professeur. 374 S. in 8.

Die zwölf Vorlesungen, welche dieser Band enthält, obgleich ursprünglich nicht für Bekannt-

machung durch den Druck bestimmt, werden doch gewiß manchen Lesern auch in Deutschland willkommen seyn, da gerade die Bestimmung derselben für ein nicht eben Alterthumskundiges Publicum und die ausführliche Erörterung der Hauptsätze, mit Beseitigung aller die Aufmerksamkeit zu sehr verwirrenden Nebenpunkte, sie sehr geeignet macht, zu einer Einleitung in diese Studien zu dienen. Dabey herrscht überall die lebendige und genaue Kunde der Gegenstände, die man von dem Vf. erwarten kann, und das Bestreben, die Mannigfaltigkeit des Historischen auf wenige klar gefasste Principe zurückzuführen; einzelne gewagte Schlüsse oder Ungenauigkeiten wollen wir um so weniger zum Gegenstand einer speciellen Critik machen, da es die Bestimmung des Ganzen nicht war, einer strengen literarischen Critik Rede zu stehen. Der Vf. geht, nachdem er sich erst über die Herkunft der Griechischen Kunst von der Aegyptischen verneinend ausgesprochen, von Aegypten aus, und gibt in drey Vorlesungen eine klare Vorstellung von der Aegyptischen Kunst im Allgemeinen; er hebt dabey besonders das als das Wesen der Kunst dieses Volks hervor, daß die Imitation, die Nachbildung des menschlichen Körpers, in ihr nur gerade so weit geht, als erforderlich ist um die auszudrückenden Begriffe anschaulich zu machen, woraus sich dann die mathematische Einförmigkeit und architectonische Strenge der Formen als die natürliche Folge von selbst ergebe. Hierauf folgt in der vierten und fünften Vorlesung eine Uebersicht der Etruskischen Kunst, deren Character der Vf. hauptsächlich in dem Gewaltfamen und Uebertriebenen der Zeichnung findet; der Vf. benutz dabey die Anschauungen, die ihm von den Tarquinischen Wandgemälden und andern neuentdeckten Denkmälern

Etruriens zu Theil geworden, und parallelisiert, wie er an vielen andern Stellen verfährt, auf eine interessante Weise die Entwicklung der Kunst der Florentiner im Mittelalter mit der ihrer Vorfahren im Alterthum. Die darauf folgende Darstellung der Griechischen Kunstgeschichte reicht, so weit wir diesen Cours d'Archéologie besitzen, nur bis Phidias; Herr Raoul-Rochette schildert mit besonderer Sorgfalt die alten puppenartigen Holzbilder des Griechischen Tempeldienstes, wie man sie in alt-Dädalische Zeit hinaufsetzen kann; dann die aus mannigfachen Stoffen und Farben reich und glänzend zusammengesetzten Götter-Colosse, welche sich allmählich aus jenen entwickelten; darauf folgen allgemeine Auseinandersetzungen über das Wesen der Nachahmung in der Griechischen Kunst, die Schönheit und das Characteristische, welches sie erstrebte, wobey man einen bedeutenden Einfluß Lessings auf die neuere Französische Kunstlehre gewahr wird. Die letzten Vorlesungen verweilen bey den Aeginetischen Statuengruppen, und den auch hier dem Phidias ohne Bedenken zugeschriebenen Sculpturen vom Parthenon.

R. D. M.

B e r l i n .

Im Verlage der Enslinschen Buchhandlung:
Neueste medicinisch-chirurgische Journalistik
des Auslandes in vollständigen, kurzgefaßten
Auszügen herausgegeben von F. J. Behrendt
und K. F. W. Moldenhawer. Erster Jahrgang
(aus 12 Monatsheften). 1830. Octav.

Der Behauptung der Herausgeber gemäß müsse es jedem wissenschaftlich gebildeten Arzte darauf ankommen, schnell und in der Kürze das Neueste kennen zu lernen, was das In- und Ausland in seinem Fache leisten. Da nun diesem Bedürfnisse,

ihrer Ansicht nach, durch das treffliche Magazin von Julius und Gerson so wie durch die Notizen von Froriep nicht abgeholfen würde, so beabsichtigten sie den wesentlichen Inhalt der gelesesten medicinisch-chirurgischen Journale der gebildetsten Nationen so wie überhaupt interessante Nachrichten aus der Ferne zur unverzüglichen Kunde des ärztlichen Publicums zu bringen. Der hier vorliegende erste Jahrgang ist in dem Plane verfaßt Nichts der subjectiven Ansicht der Herausgeber zu überlassen, sondern Alles, Gutes und Schlechtes, ohne Auswahl, in gedrängtem Auszuge in deutscher Sprache wiederzugeben. Glücklicherweise verließen sie jedoch diesen Plan mit dem zweyten Jahrgange, indem sie einsahen, wie breit sich das Untaugliche und Schlechte macht, wie es dem Guten den Platz nicht gönnt, und wie es hart sey außer der Sündfluth unserer vaterländischen Literatur auch noch mit den mittelmäßigen und schlechten Productionen des Auslandes vertraut werden zu müssen. Darum haben sie sich entschlossen aus der sorgfältigen Durchsicht der benutzten Zeitschriften nur das Neue und Wissenswerthe hervorzuheben, gleichsam einen Esprit des Journaux darzustellen und damit in jedem Hefte die Resultate der von den Instituten und gelehrten Gesellschaften des Auslandes gehaltenen Sitzungen, so wie eine monatliche Liste der auswärtig neu erschienenen Werke zu verbinden. Wir wünschen, daß durch dieses verdienstliche Unternehmen ein allgemeiner wissenschaftlicher Sinn geweckt, die Gelegenheit zur Auswahl eines eigenen gründlichen Studiums ausgezeichnete fremder Schriften unterhalten, keineswegs aber das oberflächliche Mit- und Absprechen genährt und die als Prunksucht erscheinende Vorliebe für die ausländischen Bestrebungen gestärkt werde.

M. . r.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 14. April 1831.

L e i p z i g.

Bei Barth: Der Fall des Heidenthums von Dr. H. Tschirner, Professor der Theologie zu Leipzig, herausgegeben von M. C. Wilh. Niedner, Privatdocent an der Universität Leipzig. Erster Band. 1829. 618 S. in gr. 8.

Ein Bericht über vorliegende Schrift dem Plane dieses Instituts gemäß ist in mehrfacher Hinsicht schwierig; nicht allein haben wir hier die letzte Arbeit von der Hand des verewigten Tschirner, also eine verlassene Waise, der zur Einführung ins Publicum ein Freund die hilfreiche Hand reichen mußte; unmöglich ist es deshalb, sich mit dem Verf. über sein Werk vor dem Publico zu unterhalten; sondern eben diese Waise ist nur eine halberwachsene; nur die Hälfte des bezeichneten Plans hat der Verf. vollenden können, und auch an dieser Hälfte hat die Hand des Herausgebers gegen das Ende einiges Material einflechten müssen. Zwar liegt der Plan des Ganzen so einfach und klar vor, zwar läßt die

Manier, womit der Vordergrund des großen Gemäldes schon vollständig ausgeführt ist, leicht auf die Art schließen, wie die schon im Umriss gezeichneten Figuren des Hintergrundes ausfallen, und welchen Eindruck das vollendete Gemälde machen würde; allein es bleibt doch immer Unrecht gegen den Verf., sein Werk auch in den einzelnen Theilen für abgeschlossen zu erklären, und darnach zu beurtheilen, wenn er bey längerem Verweilen dabey durch einzelne Züge noch mehr Ausdruck, oder durch das Zusammenziehen ganzer Partien noch mehr Klarheit hätte hineinbringen können. Daß die stets bessernde Hand des verewigten Verfassers solches nicht unterlassen haben würde, schließen wir aus dessen regem Streben nach vollendeter Darstellung. Bey einer nochmaligen Uebearbeitung nämlich glauben wir, würde der Verf. leicht die so fleißig gesammelten, und schon so sorgfältig geordneten Massen noch etwas bestimmter unter deutlicher verzeichnete Gesichtspuncte gebracht haben. Es fehlt zwar dem Ganzen keineswegs an innerer Ordnung, wodurch sich Eins ins Andere fügt, und aus einander ableitet; allein da der Verf. sich nicht begnügt, den eigentlichen Kampf selbst zu erzählen, den die neue Zeit mit der alten begann, sondern zugleich die Reihen und Glieder der Streitenden, ihre physische und moralische Kraft genau berichtet und gegen einander abwägt: so meinen wir, er führe uns in ein großes Feldlager, wo zwar die Heere im Großen abgetheilt sind, auch jede kleine Parthey den angewiesenen Ort schon eingenommen, aber noch nicht Zeit gehabt hat, die Feldzeichen aufzustocken, die dem Erfahrenen zwar überflüssig, doch den Besucher sofort auch das Einzelne übersehen lassen. Zwar findet sich bey dem Beginn einer neuen Materie

mit ein Paar eingeklammerten Worten der Inhalt der nächst folgenden Seiten angegeben; allein wir müssen darin fast eher Merkmale erblicken, wornach der Verf. beym Arbeiten sich richtete, mehr die Stangen und Zeichen, wornach er sein Lager absteckte, als daß sie dem Zuschauer hinreichend leitende Gesichtspuncte abgeben sollten; dazu stehen sie zu vereinzelt da. Daher kommt es denn, daß man dieselbe Sache an getrennten Orten suchen muß; z. B. das Verhältnis der Philosophie zur Religion in der Griechischen Welt, S. 143 und schon früher S. 81; kleine Wiederholungen werden dadurch herbeigeführt. Doch diese Ausstellung trifft nur die Form und Anordnung; der dem Ganzen inwohnende Geist gibt sich kund, wäre dafür auch noch weniger geschehen; vielleicht hilft der Herausgeber durch ein tüchtiges Register am Ende des Werks diesem Umstande ab.

Der Gesichtspunct, den der Verf. als den seinen bezeichnet, ist der rein geschichtliche: nicht der Theolog sondern der Historiker löset die Frage, wie gelang der Sieg über das Heidenthum? 'Auf dem Standpuncte, wo ich stehe, erklärt sich der Verf., freut es mich zwar, wenn ich das Christenthum aus der vorbereitenden Entwicklung der Jahrhunderte hervorgehen, durch die ihm selbst inwohnende Kraft sich geltend machen, und den Grund zu der höhern Bildung und mildern Sitte, durch welche die christliche Zeit von der vorchristlichen sich unterscheidet, legen sehe; allein es befremdet mich auch nicht, wenn ich wahrnehme, wie der neue Glaube auch in irrigen Meinungen seine Stützpunkte findet, mit heidnischem Aberglauben und jüdischer Hierarchie sich mischet und eben deshalb die Ursache neuer Verirrungen und Uebel wird.' Es ist also nicht

die göttliche Kraft des Evangelii, nicht seine innere Würde die den siegreichen Kampf beginnt, sondern der Kampf wie der endliche Sieg ist ganz das Resultat der Zeitverhältnisse. Der Vf. gibt freiwillig den Standpunct innerhalb des Christenthums auf, sucht sich gegen dessen Einwirkung zu neutralisieren, will unparteyischer Beobachter beider kämpfenden Parteyen seyn. In wie weit es nun aber Unparteylichkeit genannt werden kann, das Christenthum völlig dem Heidenthum zu parallelisieren, in beiden nur Entwicklungen der Religionsform, also Ergebnisse der Zeit, zu erblicken, muß der religiösen Ueberzeugung eines Jeden überlassen bleiben. Um so bedeutender für den theologischen Character unserer Zeit ist übrigens diese Entwicklung, weil der Verf. das directeste Extrem ausmacht zu einem großen Kirchenhistoriker unserer Zeit; kann wohl ein größerer Gegensatz gedacht werden, als zwischen dieser gegen das specifisch Christliche völlig indifferenten Auffassung, und der durchaus vom Mittelpunct des Christenthums ausgehenden Darstellung, wie sie in den Schriften des Herrn Dr. Neander sich mit solcher Wärme ausspricht? Bey diesem überall die Entwicklung des Reiches Gottes festgehalten, und das allmähliche Zurücktreten des Heidenthums als die fortschreitende Durchdringung der ganzen Masse von der wirkenden Kraft des Sauerteigs dargestellt, dem das Christenthum verglichen ist, — dort aber der Fortschritt des Evangelii nur aus dem Gange der Zeit und den für dasselbe günstigen Verhältnissen erklärt; hier überall das Erfassen und Festhalten des Göttlichen im Christenthum, — dort hingegen der bestimmte Vorsatz, weder Begründung und Bertheidigung, noch Anklage und Bestreitung desselben geben zu wollen; hier der

Standpunct innerhalb des christlichen Kirchenbaues, dessen Ausdehnung nach allen Seiten mit dem Auge der Erhebung verfolgt wird, dort der Standpunct zwischen der christlichen Kirche und den heidnischen Tempeln und Altären genommen, und nachgewiesen, wie allmählich von dem zertrümmerten Material dieser der Weiterbau jener fortschreitet. Die Gegensätze, worin sich die theologische Ansicht unserer Zeiterspaltung, können sich nicht bestimmter aussprechen.

Der Plan des Ganzen, wie er in der Einleitung gegeben wird, soll die fünf ersten Jahrhunderte umfassen bis auf Justinians Zeit, wo die letzten Spuren des Heidenthums im Römischen Reiche verschwinden; da nun die Erzählung, wie der Verf. sich ausdrückt, nicht dem Strome, der die Schiffe schnellen Laufs bey den Gestaden vorüberführt, sondern dem ruhigen Gange des Wanderers, welcher langsam und umschauend fortschreitet, und auf alles Merkwürdige die begleitenden Freunde achten heißt, gleichen soll: so mußte daraus, da nicht leicht etwas Merkwürdiges dieser Zeit ohne Wirkung auf den großen Kampf blieb, eine Geschichte dieser Jahrhunderte sich entwickeln. Das Ganze ist außerdem eine nach einem erweiterten Plane gelieferte Bearbeitung desselben Stoffes, den der Verf. in seiner ersten schriftstellerischen Leistung, der Geschichte der Apologetik, behandelte; er selbst gesteht, von diesem Stoffe so ergriffen gewesen zu seyn, daß der gereifte Mann zu eben dem Gegenstande zurückkehrte, der zuerst die Seele des Jünglings bewegt hatte: die Masse des Gegebenen, die Sorgfalt der Sammlung erklärt sich aber auch nur aus einer vieljährigen Beschäftigung mit der Sache.

Hier große Wendepuncte haben sich für die

Reihe der 5 Jahrhunderte dargeboten, nämlich der Eintritt des neuen Glaubens in die Römerwelt und der Anfang seines Kampfes mit dem alten im Zeitalter der Antonine, also die Pflanzung des Christenthums und seine Stellung zum Heidenthume bis zum Jahre 180. Dann der unentschiedene Kampf zwischen einer in Christen und Heiden getheilten Welt, also der Wachsthum und die Befestigung des Christenthums, die Trennung der Welt in Heiden und Christen, die Gegenwirkung des Heidenthums, namentlich des Neuplatonismus, und die mitten im Kampfe erfolgte Annäherung bis zur Diocletianischen Verfolgung, 303. Ferner der theilweise Sieg des Christenthums unter Constantin und seinen Söhnen, tiefer Verfall, aber nicht völliger Untergang des Heidenthums, das sich unter Julian noch einmahl hebt, bis zum Regierungsantritt des Theodosius, 370. Endlich der Untergang des Heidenthums, der im Theodosianischen Zeitalter begann, aber erst unter Justinian vollendet wurde, wo alle Reste des Heidenthums verschwinden, 600. Von diesem so einfach als klar angelegten Plane hat der Vf. aber nur die zwey ersten Bücher, also bis zum Diocletianischen Zeitalter ausführen können; die schwierigere aber auch die erfreulichere Hälfte des Werks ist damit vollendet; denn schon den Historiker, auch auf dem nichttheologischen Standpuncte muß das rege geistige Leben während dieser Jahrhunderte mehr ansprechen, als die bald darauf beginnenden gewaltsamen Vereinigungsversuche der Dekumene durch die Synoden, die oft so eigenmächtig als unbefugt eingreifenden Rescripte der Kaiser, oder endlich die Gewaltthatigkeiten der Mönchshorden, die unter kaiserlicher Autorität zuletzt die Spuren des Heidenthums vertilgten.

Das erste Buch gibt also die Uebersicht der Streitkräfte die den Kampf beginnen sollen, wie den Beginn desselben, und zwar das erste Kapitel S. 1. . 164 beschäftigt sich mit dem Heidenthume und dem Religionszustande der Welt in den Römerzeiten, wie das zweyte S. 165. . 346 von dem Christenthume und seiner Stellung zur heidnischen Welt bis zur Diocletianischen Verfolgung handelt. Recht scharf wird das Eigenthümliche des Heidenthums darin gefunden, 'daß es das Göttliche in die Welt setzte und mit ihr vermischte, in ein Mannigfaltiges theilte, das Sichtbare anbeten lehrte, eine materielle Verbindung zwischen der Menschenwelt und der Götterwelt vermittelte, irdischen Segen mehr als himmlische Güter verhieß, und aller Orten ein nationaler Glaube und Gottesdienst war.' Die so angegebenen Grundzüge des Heidenthums werden nun im einzelnen weiter ausgeführt, und nachgewiesen, wie die Naturvergötterung bey dem Denker sich sofort zum Pantheismus umformte, der keinen Grund hatte, das Göttliche auf einzelne Theile der Natur zu beschränken, während der Volksglaube bey der Mannigfaltigkeit stehen blieb, und so Polytheismus wurde, — wie daraus sofort Belebung des Sichtbaren erwuchs, indem entweder die äußern Objecte, namentlich Himmelskörper, beseelt, und als Götter betrachtet, oder die das Göttliche darstellenden Symbole und Bilder bald mit der vorgestellten Sache verwechselt, und so ebenfalls Gegenstand der Anbetung wurden; materiell ist die Verbindung zwischen der Götter- und Menschenwelt, indem sowohl jene nicht durch Offenbarung dem Geiste, sondern durch Erscheinung den Sinnen wahrnehmbar werden, von dieser aber durch Gebet und Opfer auf den Willen derselben eingewirkt wer-

den kann; auf dieses Leben und seine Beherrschung beschränkt sich das Heidenthum allein, indem ihm der Hinblick auf ein künftiges fehlt, das mehr wäre als Seelenwanderung oder ein träumerischer schattenähnlicher Zustand. Für die Sittlichkeit sind allerdings einige Motive da; die Götter schützen das Recht, strafen den Meicid und Blutschuld; doch Erhebung des Menschen über die Welt durch die Kraft sittlicher Gefühle wird vergebens gesucht. Die Götter konnten den Menschen nicht über die Welt erheben, weil sie selbst darin standen. Bey dieser letzten Ansicht hat der Verf. aber einen Punct übersehen, der zwar wohl nicht ins Volksleben überdringen konnte, allein doch ein Erzeugniß des Heidenthums ist, die sittliche Bedeutung des Fatums in der Griechischen Tragödie: man kann doch nicht läugnen, daß die freylich dunkle Gewalt, die sich da thätig zeigt, über der Welt stehe, nicht etwa so in ihr enthalten sey, wie die übrigen mehr persönlich ausgebildeten Olympusgötter; und so ist doch ein sittliches Element mehr darin zu entdecken, als der Verfasser angibt: schlimm ist es dann freylich immer, daß jene ethische Gewalten stets mystisch in Dunkel gehüllt erschienen, während das Volk sich mehr an die mythischen vielbewegten Gestalten hielt; es blieb also eine Verehrung von Wesen, denen der Character des Heiligen fehlte; daß dieser sich nun abgesondert von ihnen ebenfalls auch irgendwo auffinden läßt, kann den Mangel dort nicht ersetzen. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß die vom Verf. gegebene Analyse des Heidenthums nur auf Griechenland und Rom paßt; der Orient mit seinen enthusiastischen aus Trauer und Jubel gemischten Culten hätte wohl noch einer besondern Berücksichtigung verdient; freylich ist

zunächst der Griechische und Römische Paganismus, dessen Fall hier vorgeführt werden soll; allein die Ausbreitung des Christenthums dem Osten zu, war doch in dem ersten Jahrhundert bedeutend genug, um mehr als eine beyläufige Erwähnung zu verdienen.

Die Untersuchung geht nun ins Einzelne über, und erörtert den religiösen Zustand Griechenlands, dem das Talent seiner Dichter und Künstler aus den anfänglichen Naturwesen idealische Gestalten gebildet hatte; seit dem Zuge Alexanders war im Osten Griechische Religion und Sitte stets mehr herrschend geworden. Rom's ärmere, aber auch ernstere und würdigere Mythologie griff tief in alle Verhältnisse des Staates ein, und konnte, wenn auch nicht eigentliche Moralität, doch wenigstens strenge Legalität hervorbringen. Auf Unterdrückung der nationalen Culte konnte Rom bey Selangung zur Weltherrschaft gar nicht denken, theils vom polytheistischen Standpunct, der ja den fremden Gott neben dem eignen ehren muß, theils aus politischer Rücksicht; sie wollten die unterjochten Nationen nicht aufs äußerste bringen, indem sie ihnen mit Vernichtung der einheimischen Culte die ganze Nationalität raubten; nur wo religiöse Institute zugleich politische Bedeutung hatten, wurden sie vernichtet, wie der Orden der Druiden in Gallien; dieß Land wurde auch mehr, als jedes andere romanisirt. Sonst blieben in Griechenland und Sicilien, in Syrien und Aegypten die alten Culte in Ehren; zwar galt dort der Olympische Zeus nicht mehr als Schirmherr des Staatenbundes, allein die 12 olympischen Götter hatten doch überall ihre Statuen; der Baals- und Molochdienst war freylich verschwunden, doch der Astarte diente man noch zu Griechen- und R.

merzeiten; Griechische Tempel erhoben sich zwar seit der Ptoiomäer Zeiten am Nil, allein der Apisdienst währte doch bis ins 4te Jahrhundert; in Carthago nennt Tertullian noch die Astarte als *coelestis virgo*, bis ins dritte Jahrhundert fielen ihr Menschenopfer. In Rom durfte freylich nur der Staat einen neuen Gottesdienst stiften, wie den der idäischen Mutter aus Pessimus; allein die Aufstellung der den überwundenen Völkern genommenen Götterbilder gestattete doch stillschweigend auch deren Verehrung. So wurden bald die Griechischen Götter in Italien einheimisch, die Isis zog mit ihren leinengekleideten Priestern, die Cybele mit ihren entmaunten Galtern ein; der Jude errichtete seine Synagoge, der Chaldäer weissagte bey Niedern und Hohen, die Apotheosen der Kaiser vermehrten bald die Zahl der zu Verehrenden. Wenn so auch nicht absichtlich von den weltherrschenden Römern, wurde doch der Sturz der alten Culte nothwendig durch mehrere Umstände herbengeführt; die alte Bedeutung des Priesterthums, das ursprünglich auch bürgerliche Gewalt und jede Art der Wissenschaft in sich schloß, war längst vorüber; eine von ihm unabhängige Wissenschaft hatte sich gebildet; die Philosophie von Griechenland ausgegangen mußte schon durch ihre schärfere Verstandesbildung das Gerüst der Mythologie stürzen. Die Socratische Moral und die Platonische Theologie, selbst der stoische Pantheismus hob sich weit über die Nationalculte hinaus, wie die atheistischen und antimoralistischen Systeme der Sophisten, Aristippus und der Epicuräer, und die alle Wahrheit aufhebende Skepsis von der andern Seite auf dieselben verderblich einwirkten. Der Götterdienst stand zwar noch fest; allein allgemeiner Unglaube beherrschte die Gemüther. Die Römerwelt

hatte bisher an ihren alten Instituten und Culten mit frommem Glauben gehangen; mit der Griechischen Philosophie ging auch zu ihr der Unglaube über, nur die Politik stützte die bestehenden Institute und — ihr eignes Alter; das Bestehen selbst wird ein Grund des Fortbestehens; das Volk hängt an denselben, fühlt sich durch ihr Alter imponiert, und außer den Priestern fand auch noch eine Menge anderer Menschen, Handwerker, Kaufleute, ihr Interesse an ihrem Bestehen. Der Uebergang des Unglaubens von Rom in die Provinzen war schnell geschehen; ihrer Selbstständigkeit beraubt, durch Römische Verwaltung auf das Entsetzlichste ausgezogen hatten sie ja nichts der mächtigen Einwirkung der Hauptstadt entgegenzusetzen. Eine Quelle des Fortbestehens der alten Cultusformen hätte vom Verf. auch noch gerade in diesem Unglauben und seiner engen Verwandtschaft mit dem Aberglauben gefunden werden können; die Philosophie war in gewissem Maasse auch auf das Volk wirksam gewesen; es fühlte sich so den Glauben der Väter entrisßen, ohne doch auf eine andere Weise die Leere im Gemüthe ausfüllen zu können, um so fester klammerte es sich darum an die noch bestehende todte Form an, um doch wenigstens etwas zu besitzen; gerade das Fremdartige machte jetzt das meiste Glück; aus Aegypten, aus dem Orient, möglichst fern her mußten die Culte seyn, um Eingang zu finden, ein sicheres Zeichen daß das nichtbefriedigte religiöse Gefühl das menschliche Herz suchend umhertrieb. Eine weitere Stütze der alten Formen waren ferner die Mysterien, die in esoterischer Form wahrscheinlich pantheistische Lehren von einer ewig belebten Natur mittheilten, doch aber auch den Volksgöttern einen Platz in ihrem System an-

zuweisen wußten. Dahin strebten dann auch die schon im ersten Jahrhundert n. Chr. sich wieder hebenden Platoniker, die freylich mit ihrer Theologie über dem Volksglauben standen, doch aber die Offenbarung des Göttlichen auch in der Geschichte nachweisen wollten, deßhalb die alten Culte aufnahmen und dadurch sich den sichersten Eingang zu den Gemüthern des Volks verschafften; Plutarch ist Repräsentant dieser Sinnesart; er vertheidigte die bestehenden Culte mit allen ihren Instituten, Mantik, Orakeln, indem er gerade hierin das einzige Mittel zu Erhaltung der Religiosität unter dem Volke erblickte. Mit den Platonikern theilten die Stoiker wohl die würdigere Götter- und Sittenlehre, allein da sie in der Erfahrung und Geschichte keine Stütze für die religiöse Gesinnung nöthig zu haben glaubten, so waren sie gegen den bestehenden Gottesdienst indifferent; die Epicuräer endlich, mit ihrer antireligiösen Richtung, z. B. ein Lucian, traten als schroffer Gegensatz des Haltens an den Formen auf; während dieses Gegensatzes trat aber von der ewigen Weisheit geleitet die Lehre hervor, die eine völlige Umwandlung des alten Glaubens verursachen sollte.

Auf gleiche Weise wie das Heidenthum wird nun im zweyten Kapitel die Entwicklung des Christenthums bis auf diese Zeit verfolgt, und gerade hier ist zu erkennen, wie der Verf. den schlechthin historischen Standpunct einnimmt. Auf Christus und seine Wirksamkeit wird gar nicht Rücksicht genommen; davon lassen sich ja die Folgen nicht als augenblicklich bedeutend nachweisen. Das Auftreten der Apostel vielmehr wird als der merkwürdige Punct angegeben, wo die Verkündigung der neuen Lehre begann; sie stammt aus dem Glauben der Väter, ist aber

davon doch wesentlich verschieden; ganz dieser Ansicht gemäß ist der S. 175 angegebene Hauptinhalt dieser Lehre. Um nun den Gegensatz des Christenthums gegen das Heidenthum recht zu verdeutlichen, wird an den oben als Merkmal des Heidenthums angegebenen Zügen sehr vollständig gezeigt, wie das Christenthum von allem gerade das Gegentheil enthalte. Während jenes die Natur vergöttert, unterscheidet dieses bestimmt Gott von der Welt; während jenes sich sofort polytheistisch spaltet, hält dieses streng an der Einheit des Göttlichen; während jenes das Sichtbare, betet dieses nur das Unsichtbare an; statt einer dort überall geglaubten materiellen Verbindung der Welt mit Gott, ist hier nur eine spirituelle Wirkung; während das Heidenthum sich auf Verherrlichung des irdischen Lebens beschränkt, verheißt das Christenthum den Himmel; statt der nationalen Grenzen, worin jenes sich bewegt, findet sich hier der vollkommenste Universalismus. Trotz dieser so entschiedenen Gegensätze blieb die neue Lehre doch über ein Jahrhundert im Stillen, ohne von dem Heidenthum beunruhigt zu werden. Christen zeigten ihren Widerwillen gegen dieses bald genug durch strenges Enthaltens Alles dessen, was irgendwie mit der Idololatrie zusammenhing, sprachen ihn noch bitterer in der Apocalypse aus, die vom Verf. unter Domitian, 81. . 90 gesetzt wird. Die unter Nero und Domitian erlittene Verfolgung brachte diese Schärfe der Gesinnung hervor; so wie sich unter Hadrian die Verfolgung erneuerte, traten sofort wieder christliche Dichter und Propheten auf, die nach Art des Apocalypstikers Rom den Untergang weissagten: so die Dichter der sibyllinischen Orakel, die der Verf. der jetzt doch ziemlich allgemein recipierten Ansicht gemäß, größtentheils

dem Zeitalter Hadrians und der Antoninen zuschreibt. Dichteten jedoch die Sibyllisten wohl mehr zur eigenen Herzenserhebung, so begannen dagegen den offenen Kampf mit dem Heidenthume die Apologeten; die äußere Geschichte derselben von Quadratus und Aristides an bis auf Minucius Felix herab wird erzählt, aber wohlverstanden, letzterer wird nicht nach der gewöhnlichen Annahme dem Zeitalter Tertullians, sondern nach einer schon oft aufgestellten Ansicht der Antoninischen Zeit zugesprochen; uns haben die vom Verf. angegebenen Gründe jedoch nicht davon überzeugen können. Rüstete sich so das Christenthum zum Kampfe, so unterließ das Heidenthum nicht, seine Angriffe sofort auf dasselbe zu richten; die Collisionsfälle im Privat- und öffentlichen Leben waren zu häufig, die auf das unangenehmste die Familien durchdringenden Spaltungen regten sofort alle Privatleidenschaften auf, und daher erklären sich denn die oft lächerlichen Vorwürfe Thyesteischer Gelage und Oedipodischer Vermischungen, womit die Apologeten so viel zu kämpfen haben. Nicht mit Ablehnung solcher Anklagen zufrieden suchten sie ihre Lehre auch den Heiden selbst zu empfehlen, und deßhalb in ihrer Mythologie und Philosophie Anknüpfungspuncte für dieselbe zu suchen. Vornehmlich suchten die Apologeten aber der Sache der Christen den Schutz der Gesetze zu verschaffen; den Kaisern suchten sie deßhalb die Ueberzeugung von der moralischen Reinheit des Christenthums beizubringen, ja sie verschmähten auch Ueberredungskünste nicht, suchten aber vor Allem das Christenthum als eine Philosophie darzustellen, die also wie jede andere Secte auf den gesetzlichen Schutz Anspruch machen könne. Vollständig wird nun die Lehre der Apologeten ent-

wickelt, und zwar sowohl thetisch das eigentlich Christliche (248), also Lehre von Gott, von Christo, von der Ordnung des Heils; als antithetisch (273) Bestreitung des Heidenthums, Widerspruch gegen Anbetung des Sichtbaren, Mißbilligung der Opfer. Dieß war der Kampf des Christenthums; es folgt die Gegenwirkung des Heidenthums; freylich ist schon vorher (S. 225) etwas hierüber erörtert, wo es mitten zwischen der Darstellung der christlichen Anstrengung zum Kampfe etwas störend erscheint: wir rechnen dieß zu der schon anfangs bemerkten mangelhaften Anordnung, die sich ja so leicht erklären läßt. Konnte das Christenthum nur mit Waffen des Geistes kämpfen, so hatte das Heidenthum einen doppelten Weg, Verfolgung und Polemik. Die Verfolgungen bis auf Trajan sind ziemlich zufällig und planlos; bedeutender wurden sie zu Trajans Zeit, wo die Gemeinden sich schon hoben; von dem Edelmuthe wie von der Gerechtigkeit der Antoninen hätte das Evangelium Schutz erwarten können; doch die Ansicht, Marc Aurel sey ein Freund und Beschützer der Christen gewesen, wird gründlich widerlegt. Unter den Heiden, die das Evangelium schriftlich bekämpften, wird der Spötter Lucian sehr vollständig behandelt; den Dialog Philopatris setzt der Verf. mit Gesner in ein weit späteres Zeitalter herab: darüber kann schwerlich noch Streit seyn, da die Einwirkungen des Mönchsthums in der Schrift doch unmöglich zu verkennen sind. Crescens, Fronto, Celsus werden eben so vorgeführt, die Gründe entwickelt, womit sie den alten Glauben zu stützen, und den christlichen verdächtig zu machen suchten. In der Anordnung dieser Partien würden wir auf jeden Fall vorgezogen haben, zuerst die Bemühungen dieser heidnischen Schriftsteller zu ent-

wickeln, weil ja die christlichen Apologeten erst durch ihre und ähnliche Beschuldigungen zur Vertheidigung bewogen wurden; auch die Reihe der Verfolgungen stände besser voraus, weil durch sie ja die Lage der Christen erst bestimmt wird, und sich so erst das Bemühen der Apologeten verstehen läßt.

Das zweite Buch (S. 347..618) vom Ende des Antoninischen Zeitalters bis auf die Diocletianische Verfolgung, 180..303, enthält den unentschiedenen Kampf und die gegenseitige Annäherung der Heiden und Christen an einander. Das erste Kapitel bis S. 474 läßt wieder den Zustand der einander befehdenden Kräfte übersehen, zeigt wie beide um diese Zeit erstarkt waren, wie die christliche Parthey zwar bedeutend wuchs, wie sich aber auch die religiöse Stimmung der Heidenwelt sehr verändert hatte, und besonders durch den Neuplatonismus von dem früheren indifferenten, oder gar antireligiösen Streben zurück und zum neuen Festhalten an den Nationalculten hingeleitet wurde. Am Ende des Antoninischen Zeitalters war die Stellung der Christenparthey nicht die günstigste; weder von der Gnade noch von der Gerechtigkeit der Kaiser hatten die Apologeten für sie den mindesten Schutz erlangen können; im Gegentheil mußte der jetzt immer deutlicher sich aussprechende, auf Sturz des Bestehenden abgezwecte Plan, den die christlichen Schriftsteller selbst nicht mehr abläugnen konnten, den Heiden alle Vorsichtsmaßregeln anempfehlen.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften;

60. Stück.

Den 16. April 1831.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Der Fall des Heidenthums von Dr. H. G. Tzschirner u. u.

Sicher hätte so die kleine Partey unterliegen müssen, wenn ihr nicht einige Stützpunkte Kraft verschafft hätten, zuerst nämlich der Enthusiasmus der Christen, der sich im Märtyrerkthume und im Bekehrungseifer aussprach. War dieser Eifer bey einigen auch Schwärmererey, so namentlich bey denen, die absichtlich die Märtyrerkrone suchten, wogegen sich freylich die Kirche stets kräftig erklärt hat, so war die moralische Wirkung davon auf die Heiden doch unberechlich groß. Ein weiterer Stützpunkt war die Verbindung der Christen unter einander; nicht allein Gemeinden zogen sich überall zusammen, sondern diese traten auch wieder mit der Metropolis der Provinz in einen größeren Verband, und die so organisierten Provinzialkirchen wußten mit entferntern Ländern in Verbindung zu kommen. So dämmerte nicht allein, wie der Verf. sich auß-

brückt, seit der Mitte des 3. Jahrhunderts der Gedanke auf, daß die Gemeinden der ganzen Welt eine sichtbare Communität bilden, sondern in der Seele einzelner Männer war dieser Gedanke längst zur größten Klarheit gekommen. Wir vermiffen hier bey dem Verf. ein tieferes Eingehen in die innere Organisation der kirchlichen Verhältnisse; so ist doch gewiß ein nicht unbedeutender Grund des kräftigeren Erblühens der Gemeinden in dem allmählichen Ausscheiden des geistlichen Standes aus der Masse der Layen zu suchen; ganz allein mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt konnte dieser denselben um so größere Sorgfalt widmen. Mag darin freylich ein Zurückkommen von der anfänglichen evangelischen Gleichheit zu beklagen seyn, der Einfluß davon auf die äußere Kräftigung der Gemeinden ist nicht zu verkennen. Vermehrt wurde derselbe, als um die Mitte des 3. Jahrhunderts durch den entschiedenen Sieg des Episcopats über die Presbyterialgewalt der Clerus monarchisch geordnet wurde; der Bischof an die Spitze der Gemeinde gestellt, konnte auf deren Hebung und Stärkung seine ganze Kraft verwenden. Diese kirchlichen Verhältnisse hat jedoch der Verf. weniger beachtet als den inneren Geist, von dem die Kirche bewegt war, und doch werden gerade durch sie manche sehr auffallende Erscheinungen am sichersten erklärt. Ein wichtiger Stützpunkt ist dann dem Verf. das lehrende Wort und die Verfassung der Gemeinde; durch jene hatte sie einen entschiedenen Vorzug vor den Tempeln, wo nur der Priester opfert, und vor den Schulen, wo der Philosoph disputiert; diese aber wird nur in so weit ausgeführt, als die Mitglieder sich zur Kirche vereinigt und von den Heiden absondert fühlten. Bedeutend war endlich der Einfluß

der christlichen Wissenschaft, die sich um diese Zeit immer weiter verbreitete. Apologeten traten freylich weder so zahlreich, noch so entschieden auf als im Antoninischen Zeitalter, doch nahmen besonders die Alexandriner auch als Philosophen einen recht würdigen Platz ein, und verdrängten immer mehr alles Ubergläubische. Es folgt jetzt eine Uebersicht der wichtigsten Kirchenlehrer von Clemens dem Alexandriner bis auf Cyprian; der Verfasser der Clementinen ist ihm ein asiatischer Christ zu Ende des zweyten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts, der in der Absicht, den Gnosticismus und Hellenismus zu stürzen, unter dem fingierten Namen des Clemens ebionitische Grundsätze vorträgt. Zu diesen aus dem Innern des Christenthums hervorgehenden Stützen kommen noch manche günstige äußere Umstände, namentlich das Unglück der Zeiten. Seit dem Ende der Antoninischen Herrschaft war der Despotismus ärger als je erwacht. Bedrückungen römischer Beamten führten allgemeine Verarmung herbey, die Einfälle der Barbaren erschütterten immer mehr das Reich; auch der großen Pest unter Philippus hätte Erwähnung geschehen können. Die Trauer, die so die Nichtigkeit der irdischen Dinge erkennen lehrte, mußte der übersinnlichen Welt den Blick zuwenden, die Herzen den Tröstungen der Religion eröffnen. Bemerkt hat der Verf., auch dem Neuplatonismus und den Altären der väterlichen Götter seyen die Herzen dadurch wieder zugewandt; allein bemerkt hätte auch noch werden können, daß bey dem großen Haufen die Galamitäten oft nur Abwendung vom Christenthume wirkten; sie sahen darin nur Strafe der Götter, die über Vernachlässigung ihres Cultus zürnten; *non pluit Deus, duc ad Christianos*. Sehr

scharfsinnig ist aber die Bemerkung, daß manches edle Gemüth jetzt in der Kirche Ersatz für das allgemein mangelnde öffentliche Leben fand, ein neues Gemeinleben, eine neue Wissenschaft; der Heldenmuth, dem der Tod fürs Vaterland nicht mehr erwünscht war, konnte ja mit mehr Ruhm nach der Märtyrerkrone streben. Selbst die Meinung der Heidenwelt hatte sich so im Allgemeinen zu Gunsten der Christen gewandt, deren Lage mit Ausnahme der eben so planmäßig angelegten als consequent durchgeführten Verfolgung unter Decius, schon sehr erträglich war. Dieselbe Aufregung der Gemüther, die Viele so der Kirche zuwandte, mußte aber auch dem religiösen Bedürfniß andere Wege eröffnen, durch Erneuerung der alten Culte, und vorzüglich durch den Neuplatonismus. Gegen frühere Zeiten hatte sich der religiöse Zustand der Römerwelt sehr wieder gehoben; in der Masse des Volks war der Glaube an die Götter noch nie erloschen; jetzt bekam die Philosophie eine weit religiösere Richtung. Gegen den Epicureismus traten entschiedene Gegner auf, ein Claudius Helianus; Philostratus konnte bey seiner Biographie des Apollonius von Tyana nur die Absicht haben, den väterlichen Glauben in veredelter Gestalt dem wieder ernster und frömmer gewordenen Zeitalter zu empfehlen. Mehr als sie wirkte der Neuplatonismus; er trat entschieden gegen die bisher geltenden antireligiösen Schulen auf, indem er ihrem Materialismus, der nur in der sinnlichen Wahrnehmung Wahrheit fand, die intellectuelle Anschauung, *θεωπια*, entgegenstellte. Um den Angriffen der Sceptiker wie auch der Christen zu entgehen, die aus den Widersprüchen der verschiedenen philosophischen Systeme die Nichtigkeit der ganzen Philosophie zu folgern suchten,

mußte der Versuch gemacht werden, eine eclecticische Vereinigung der großen Wortführer, Platon und Aristoteles zu Stande zu bringen; so wurde nachgewiesen, wie sämtliche philosophische Systeme nur unter veränderter Form dasselbe gewollt haben. In die specielle Entwicklung des Neuplatonismus, die mit vieler Sorgfalt geschieht, können wir dem Verf. hier nicht folgen, meinen aber, es sey nichts so klar als das endliche Resultat der Untersuchung, gerade durch diese philosophische Ansicht ist dem Volksglauben sehr wieder aufgeholfen, und dem Christenthum der Sieg erschwert. Die religiöse Denkart des Volks erhielt nicht allein wieder Etwas, was sein Bedürfniß befriedigte; sondern der Anhaltungspunct dieser Denkart war um so fester, da sie sich sofort mit den noch bestehenden nationalen Instituten befreundete, Götter- und Dämonenlehre stützte, Mantik und Drakel rechtfertigte, dazu durch Schilderung weiser und begnadigter Götterfreunde, wofür ein Pythagoras, ein Apollonius von Tyana galt, die Herzen des Volks zu gewinnen wußte; die entschiedenste Reform des Heidenthums wurde dadurch veranlaßt. Von Plotin als philosophisches System aufgestellt gab der Neuplatonismus dem Denker einige Befriedigung; von Porphyrius und Iamblichus auf bestehende Institute bezogen, wurde er allgemein verständlich und regte zugleich den sittlichen Ernst auf. So wurde er allerdings eine Stütze am zerfallenen Gebäude des Heidenthums; mehr darf man ihm aber auch nicht zuschreiben, denn wenn einer religiösen Form erst von Außen Deutung eingelegt werden soll, die nicht das Gemüth des Volks darin findet, so kann sie unmöglich den innigen Glauben, das Wesen der Religion, erwecken.

Im zweyten Kapitel, S. 474.. 618 folgt nun der Kampf beider Parteyen, und ihre Annäherung an einander. Die Stellung der Parteyen ist seit dem Antoninischen Zeitalter eine andere geworden. Die Christen hatten sich durch die angegebenen Umstände schon so gestärkt, daß eine gewaltsame Unterdrückung nicht mehr möglich war; ihre Stellung im Römischen Reiche wurde durch Weiterbildung der innern Verhältnisse stets mehr gesichert. Die Polemik gegen alles Heidnische ist deßhalb nicht mehr so bitter, die Stimmen erheben sich schon einzelner. Bey den Heiden hingegen war es jetzt nur Politik, die noch Verfolgungen hervorrief, wie unter Decius, oder die Philosophie wollte den Hellenismus retten; nicht aus Interesse der Nation ging der Haß hervor. Die Heiden waren duldsamer, die Christen weniger abstoßend geworden. Nur Tertullian und Cyprian erhoben sich noch zur Vertheidigung und zum Angriff; Origenes Schrift wider den Celsus ist weit ruhiger gehalten. Auch die politische Vertheidigung wird minder eifrig geführt, da ja unter den meisten Kaisern das Christenthum eines factischen Friedens genoß, und bey den wirklich verfolgenden auch keine Gegenvorstellungen würden geholfen haben. Daß dabey die Christen jedes Mittel, die Gunst und den Beystand der Großen sich zu erwerben, nicht versäumten, läßt sich mehr errathen, als nachweisen; doch ähnliche Gelegenheiten, wie die Unterredung des Origenes mit der Mutter des Kaisers Alexander Severus, der einflußreichen Julia Mammäa mögen beredte Christen wohl öfter zur Hebung ihrer Sache gebraucht haben. Bedeutender war aber wohl noch die wissenschaftliche Begründung der Lehre, um die Zustimmung der Weisen der Zeit zu erlangen. Viel geschah hierfür von den Alexandrinern,

die das Christenthum als Philosophie gestalteten; ein früherer ähnlicher Versuch im Gnosticismus enthalten hatte weniger Fortgang, weil er aus dem Orient stammend dem hellenischen Geiste nicht zusagte. Erst Clemens und Origenes führten es durch, wie zwar in allen griechischen Systemen Spuren des Logos enthalten sind, wie aber erst in dem christlichen Glauben die völlig befriedigende Philosophie gefunden werde; so wurde aus christlichen und platonischen Elementen das System gemischt, das jetzt als Gnosis oder Ansicht der Denker, neben der Pöpselweisheit, dem Glauben der Menge, herging. Um aber die philosophisch gültigen Sätze auch in der Schrift nachzuweisen, wurde die seit Philo's Zeiten in Alexandrien geltende allegorische Schriftauslegung angewandt, durch die sich freylich aus Allem Alles machen ließ. Außer dieser Uebertragung und Nachahmung hellenischer Philosopheme unternahm zwar Origenes auch schon, das Christenthum selbst philosophisch zu begründen, die Nothwendigkeit der Offenbarung aus dem Unvermögen der menschlichen Vernunft zu beweisen; weit sorgfältiger hierin ist aber der Verfasser der Clementinen, der an seinem eigenen Beyspiel lehrt, wie die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniß ihn zum Erfassen der göttlichen Offenbarung getrieben habe. Von diesem Standpunct aus wurde dann der göttliche Ursprung der Schrift von der Mittheilung des Logos abgeleitet; freylich ließ sich ein Origenes dadurch nicht abhalten, critische Untersuchungen über den Canon selbst anzustellen, oder ein Julius Africanus, die Glaubwürdigkeit der heil. Geschichte aus anderweitigen historischen Nachrichten darzuthun. Alles lief dann darauf hinaus, die göttliche Sendung Jesu zu erhärten, wozu noch Wunder, Weissagungen und Typen, wie die

schnelle Ausbreitung seiner Lehre benützt wurden. Von diesem Standpunct aus ließen sich dann die christlichen Dogmen von der Einheit Gottes, von der Welterschöpfung, Auferstehung des Fleisches, Zeugung des Sohnes beweisen, und gegen die Einwürfe heidnischer Denker vertheidigen. Allein auch gegen das Heidenthum selbst wurde der wissenschaftliche Kampf wenn gleich mit weniger Erbitterung fortgesetzt, sein Polytheismus als widersinnig, seine Mythen als lügenhafte unsittliche Erfindungen dargestellt. Auch die Gegenwirkung der heidnischen Parthey war minder heftig; die Staatsgewalt verfügte nur vorübergehende Befolgungen; bedeutender war freylich die Einwirkung des Neuplatonismus, der ja recht eigentlich für die sinkenden Tempel und Altäre kämpfte. Plotin stritt gegen den durch die Gnostiker eingeführten Dualismus, also nur ein Kampf metaphysischer Systeme, ohne das Ganze der christlichen Lehre und Institute, oder die vom Christenthume ausgehende Geistesrichtung zu befehlen. Weiter ging Porphyry in seinen verlorren 15 Büchern gegen die Christen. Zwar günstig für Christum gestimmt, den er den Weisen der Vorzeit gleich stellte, erkannte er sogar den Gott der Juden an, erklärte sich aber doch heftig gegen die allegorische Interpretationsmanier, wies in der Lehre der Apostel Widersprüche, wie zwischen Petrus und Paulus nach, suchte in der heil. Geschichte Ungereimtheiten aufzudecken, vorzüglich aber den Zusammenhang mit dem N. T. zu untergraben. Gegen ihn erhob sich zwar Methodius, und später Apollinaris und Eusebius; allein er hatte doch die Gesellschaft der Christen nicht mehr als schädlich und verbrecherisch angeklagt, und so den Widerwillen gegen sich minder gereizt. Im Gegentheil hatte Neuplatonismus und Christen-

thum jetzt schon gegenseitigen Einfluß auf einander gewonnen, und trotz des Streitens manche Ideen ausgetauscht. Durch Berührung mit dem Christenthum war der Pantheismus des Plotin bey Porphyrius zum Theismus, die Seelenwanderungs- zur Unsterblichkeitslehre umgeformt, besonders aber das moralische Princip der Religion stark hervorgetreten. Auffallend zeigt sich diese Annäherung in der Dämonenlehre, die zwar älter als der Neuplatonismus bey Porphyr schon ganz in der jüdisch-christlichen Form erscheint; Iamblichus mischt dann Engel und Erzengel der Christen unter die Dämonen und Herven der heidnischen Welt. Ebenso groß war aber auch von der andern Seite der Einfluß des Platonismus auf das Christenthum gewesen. Wenn auch neuere Gelehrte Platon zu viel Einwirkung auf Gestaltung der christlichen Dogmen zuschreiben, und namentlich die Lehre vom Logos aus anderer Quelle entsprungen höchstens eine platonisierende Fortbildung erhalten hat, so zeigt sich doch die Einwirkung dieser Philosophie in vielen andern Stücken, in der Unterscheidung einer doppelten Seele, einer sinnlichen und einer vernünftigen, in der Annahme von deren Präexistenz u. dgl. Wenn der Vf. hierher auch die Lehre von den Engeln rechnet, insofern sie unter einem höchsten Gott den einzelnen Ländern und Provinzen vorstehen, so dürfte diese Ansicht doch wohl eher orientalischen Ursprungs seyn, und Chaldäa richtiger als deren Vaterland angenommen werden. Durch diese gegenseitige Annäherung wurde die heidnische Welt mehr auf das Uebersinnliche und Göttliche hingeleitet, ganz von der Zeit verschieden, wo Epicurus Lehre geltend war; das Verlangen nach einer moralischen Religion erwachte, indem den oft schlüpfrigen Mythen mehr Würde und sittlicher Ernst

untergelegt ward; die Idee eines Gottes entwickelte sich aus dem Pantheismus immer mehr. Einen weiteren Anknüpfungspunct gab die Idee vom Falle und der Verschuldung der Menschheit, insofern das ganze irdische Daseyn als ein Zustand der Entfernung und des Abfalls von Gott galt, und so den Mystereien und Sühnungsanstalten neue Bedeutung gab. Annäherung war endlich auch in der Ansicht vom Zwecke des Lebens und dem Wesen der Tugend; die neuplatonische Sittenlehre ging ja ganz auf Reinigung der gefallenen Seelen und Losmachung derselben von dem materiellen Körper aus. War es nun auch nicht gerade Lehre des Christenthums, daß die Seele in den Körper eingeschlossen die Schuld eines frühern Daseyn büßen müsse, so gab doch der von Christen stets angepriesene Kampf des Geistes wider das Fleisch ziemlich dieselben Resultate, nicht allein in der Ansicht einiger Schwärmer, die in der Ascetik das Aeußerste verlangten, sondern auch in dem Dringen der bedeutendsten Kirchenlehrer auf Ertödtung des Fleisches. Wer an dem Bilde einer Philosophenstadt, wie Plotin den Plan dazu hegte, oder an des Iamblichus Erhebung des auf Ascetik gegründeten Pythagoreischen Bundes Gefallen fand, durfte sich auch gegen die Uebertreibung der Anachoreten nicht erklären, die um eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu erklimmen, in die Thebaische Wüste flohen. Wirkte so das Christenthum auf die heidnische Welt ein, so erlitt es nicht minder auch den Einfluß derselben. Griechisch-römische Wissenschaft ging ja in dasselbe über; wie verschieden ist doch der einfach herzliche Vortrag der Apostel von der Weisheit eines Alexandrinischen Lehrers! Die nächste Folge davon war die Entfernung vom Judaismus, und dessen chiliaistischen Träume-

reyn. So tief diese Erwartungen den zwey ersten Jahrhunderten eingewebt waren, so bald mußten sie der Alexandrinischen Wissenschaftlichkeit weichen, und nichts so sehr als Entfernung dieser der römischen Welt wenig zusagenden Hoffnungen erleichterte Tausenden von Heiden den Uebergang in die Kirche. Aus der heidnischen Welt stammt ferner die Meinung von der magischen Kraft und reellen Wirkung heiliger Gebräuche; der Ritus, der bisher nur zur Nahrung der Andacht gedient hatte, erhielt jetzt die Kraft, eine reelle Verbindung mit Gott zu bewirken. Besonders im Nachtmahl trat der Begriff eines Opfers stets schärfer hervor. Wenn nun aber auch der Verf. das Entstehen eines christlichen Priesterthums, wie es die apostolische Zeit nicht gekannt hatte, aus dem Heidenthum ableitet, so können wir hierin seiner Ansicht nicht beytreten; nicht allein liegt der Ursprung desselben aus der alttestamentlichen Deconomie weit näher, sondern läßt sich auch historisch nachweisen. Bey Tertullian und Cyprian ist es ja gerade die Vermischung des alten und des neuen Bundes, woraus ihre Ansicht vom Priesterthume, wie die Uebertreibung von dessen Würde hervorgeht. Der Uebertritt in die Kirche wurde durch diese Annäherung dem Heiden bedeutend erleichtert; statt seiner Mythologie fand er ja dort den Kreis der Engel und Erzengel, der Märtyrer und Patriarchen, Tartarus und Elysium in Himmel und Hölle wieder, sogar für seine Festlichkeiten wurde er entschädigt, seitdem Gregor der Wunderthäter an den Märtyrertagen Lustbarkeiten gestattete. Der Christ dagegen scheute sich nicht mehr vor Soldatendienst und bürgerlichen Aemtern, sogar Ehen mit Heiden werden häufiger. So war das Christenthum nicht mehr

daßelbe, wie es die Apostel unter Tiber und Nero verkündigten, aber auch die heidnische Welt nicht mehr dieselbe, in die jene eingetreten waren. Annäherung war da; aber ausgeglichen der alte Widerstreit noch nicht; nahe stand der Kampf bevor, welcher der einen Partey den Sieg, der andern den Untergang bringen mußte.

So weit führte der verewigte Verfasser den so trefflich angelegten und so kunstgerecht verfolgten Faden; der Herr Herausgeber wünscht eine Entscheidung, ob eine Fortsetzung des angelegten Plans rathsam sey: dieselbe muß er mehr von dem Bewußtseyn der eigenen Kraft als von fremdem Urtheil abhängen lassen. Erwünscht ist die Vollendung eines solchen Werks auf jeden Fall, und er würde sich dadurch den Dank des Publicums erwerben.

Dr. R.

E b e n d a s e l b e .

Topographisch-historische Charte von Palästina, mit 90 biblischen Bignetten, entworfen von F. F. Asheton, durchgesehen und verbessert vom Prof. Dr. E. F. K. Rosenmüller. (Baumgärtner's Buchhandlung). Fol. 4 Blätter, lithographiert.

Kein Land der alten Welt von gleichem Umfange ist so reich an historischen Ereignissen der verschiedensten Art, als Palästina; daher auch eine Special-Charte desselben nach einem größern Maasstabe entworfen, für die Exegese sowohl des alten als des neuen Testaments in gleichem Grade Bedürfniß ist. Diesem hilft die hier anzuzeigende Charte in vier Blättern, die jedoch zusammen passen, und an einander geheftet werden können, ab. Sie ist in Eng-

land entworfen, und erscheint dem Titel zufolge durchgesehen und verbessert von einem unserer berühmtesten Exegeten in Deutschland. Sie hat aber eine andere Einrichtung als unsere gewöhnlichen Landkarten, indem man nicht bloß die Namen der Dörfer und Städte, mit dem Ortszeichen darauf findet, sondern auch die neben denselben vorgefallenen Begebenheiten in kleinen Bignetten dargestellt erblickt. So die Heerzüge, Gefechte, Besuche, Erscheinungen, sowohl der Patriarchen-Zeit als der Periode der Richter und der Könige aus dem alten Testamente, als auch die Geschichten Christi und der Apostel, und zwar so, daß bey jeder Bignette auch die Stelle der Bibel bemerkt ist, worauf sie sich bezieht. Für die Richtigkeit der Angaben bürgt der Name des berühmten deutschen Exegeten, der die Charte revidiert hat; in wiefern das Englische Original, das wir nicht gesehen haben, der Verbesserung bedurfte, können wir nicht bestimmen. Wir können mit Wahrheit sagen daß diese Charte uns eben so belehrend als unterhaltend scheint. Die beygefügtten kleinen Bignetten könnten zwar zunächst für den Jugendunterricht bestimmt scheinen, aber sie sind gewiß für jeden Bibelleser interessant, da sie die Begebenheiten zugleich verständlich, und das Local derselben bestimmt angeben. Ja! wir glauben selbst daß auch die gelehrten Exegeten sie mit Dank annehmen werden, da die anschauliche Darstellung, wodurch die Charte gleichsam belebt wird, auch ihnen nicht zuwider seyn kann. Dazu kommt die Sauberkeit des Stichs; die Andeutung der Beschaffenheit des Terrains, und der Begrenzung nach den Stämmen, welche für das A. T. so wichtig ist. Wir können daher mit Ueberzeugung diese Charte den

verschiedenen Classen der Leser empfehlen; von einem Text, der auch überflüssig gewesen wäre, ist sie nicht begleitet.

Hn.

B e r l i n.

Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte der von Schönning und dessen Gütern; gesammelt und geordnet von den Gebrüdern Hans und Curd von Schönning aus dem Hause Jahnfeld. 213 S. in 4. 1830.!

Die Geschichten edler Familien haben theils einen historischen, theils einen diplomatischen Werth. Wir brauchen für jenen nur an die Geschichte der von Schlieffen, für diesen an die Geschichte der von Holzschuber zu erinnern, wodurch einer der größten Historiker des vorigen Jahrhunderts, und der Schöpfer der wissenschaftlichen Diplomatie, wodurch ein Gatterer sich zuerst zu dem bildete, was er nachmals ward. Auch in dem hier anzuzeigenden Werke erhalten wir einen Beytrag, der zwar mehr in historisch-genealogischer, als in diplomatischer Rücksicht von Wichtigkeit ist. Die beiden auf dem Titel genannten Sprößlinge der Familie haben mit großem Fleiß die sehr zerstreuten Nachrichten ihres Hauses gesammelt, wobey sie theils von den Vorstehern der Preussischen Archive und Bibliotheken, theils von Verwandten und Freunden unterstützt wurden; wovon das Genauere in den Vorerinnerungen angegeben wird. Die Herausgabe geschah aber auf Kosten der Familie, weshalb das Werk auch nicht in den Buchhandel gekommen ist. Die äußere Ausstattung

ist sehr anständig; auch ist es durch die Portraits einiger der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie geziert; gleich voran das Bildniß des General-Feldmarschalls von Schönig. Die Familie ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert in Pommern eingewandert; stammt jedoch ursprünglich aus dem Herzogthum Braunschweig, wo ihr Name sich noch in dem Ort Schönigen erhalten hat. Wenige Familien haben wohl dem Preussischen Staate so viele wackere Männer theils in der militärischen, theils in der bürgerlichen Laufbahn gegeben. Unter diesen ragt vor allen der schon erwähnte Feldmarschall, zuerst im Preussischen, demnächst im Sächsischen Dienste, sowohl durch seine persönlichen so sehr abwechselnden Schicksale, als auch durch seinen politischen Einfluß auf die Verhältnisse des Sächsischen und Oesterreichischen Hofes in dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts hervor, weshalb auch über ihn die ausführlichsten Berichte gegeben, und dadurch mehrere Nachrichten in dem Göttingischen historischen Magazin von Spittler und Meiners berichtigt werden. — Der Plan des Werks ist so gefaßt, daß in den ersten vier Abschnitten von dem Namen, Wappen, früherer Ansässigkeit in Braunschweig, und geschichtlichen Notizen über die Güter des Hauses gehandelt wird. Der fünfte Abschnitt handelt von den besondern Personen des Geschlechts, ehe noch eine bestimmtere Genealogie anfängt. Der zuerst erwähnte ist ein Dominus Jordanus de Schenige, der als Zeuge in einem alten Briefe vom Jahre 1140 im Braunschweigischen vorkommt; der letzte in der Reihe ein Thomas Erzbischof in Riga 1524. Mit dem sechsten Abschnitt be-

ginnt dann die Genealogie, und genealogische Geschichte, welche nach den vier Zweigen, in welche die Familie getheilt ist, zerfällt: 1. das Haus Lübtow Jahnsfelde; 2. Uckerhoff Sallentin; 3. Pumptow Tamsel, zu welchem der Feldmarschall gehörte; 4. Schönrade-Blumensfelde. Alle vier Linien blühen noch gegenwärtig. — Hierauf folgt noch ein Nachtrag, in welchem von vierzehn Gegenständen verschiedener Art Bericht gegeben wird. Wir finden unter diesen die, uns wenigstens, bisher unbekannte Veranlassung, weshalb Herzog Ferdinand 1766 mit Friedrich zerfiel und aus dem Preussischen Dienst trat. Als der Herzog als General-Inspecteur der Magdeburgischen Truppenabtheilung zu Magdeburg Revue hielt, und dem Commandeur des Regiments Lentulus wegen Nachlässigkeit zwey Stunden nachzuerexerciren befahl, gehorchte dieser nicht, und der Herzog gab ihm Arrest. Der Commandeur meldete es dem General Lentulus, der sich bey dem Könige zu Potsdam aufhielt, und dem König ward durch den General-Adjudanten von Anhalt die Sache so vorgetragen, daß er den Commandeur des Arrestes entließ, ohne es dem Herzog zu melden. So bald dieser es erfuhr gab er in einem hier eingerückten Briefe an den König seine Dimission, und verließ noch an demselben Tage Magdeburg. Bekanntlich dauerte seitdem das gespannte Verhältniß zwischen beiden fort.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 18. April 1831.

S t o c k h o l m .

Excud. P. A. Norstedt et filii. (In Commission zu Hamburg bey F. Neßler). Diplomatarium Suecanum collegit et edidit Joh. Gust Liljegren, regni Suec. Antiquarius et Archivarius, professor etc. Vol. I. 1829. 4 u. 92 S. in 4. nebst 5 Steindrucktafeln.

Unter den christlichen Staaten ist vielleicht keiner, welcher in seinen inneren Einrichtungen so viele Eigenheiten und Alterthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, als Schweden. Das lebendig gefühlte Interesse für die Geschichte der Nation lebt daher nicht nur in den Herzen treuer und gediegener Vaterlandsfreunde, sondern wird auch durch practische Bedürfnisse der Gegenwart dort häufiger hervorgerufen, als dieses in der Mehrzahl anderer durch und durch modernisirter Staaten geschehen kann. Die Bemerkung, daß daher in Schweden die leztvergangenen Jahrhunderte noch dem Leben angehören und nicht der Geschichte preis gegeben wurden, erklärt vielleicht die Thatsache, daß dort

die historischen Bestrebungen sich fast ausschließlich auf die Aufklärung der dunkelsten Epochen und der räthselhaftesten Erscheinungen der wirklichen, oder (wie häufig bey den Runen = Inschriften sich ereignet hat) vermeinten Urgeschichte wandten und die wichtige Uebergangszeit, wo schriftliche Documente beginnen und dem Forscher sich noch häufig darbieten, sehr vernachlässigt wurde. Die Stunde gründlicher historischer Forschungen hat jedoch auch in diesem Lande bereits geschlagen, wie die von Fant begonnene, jetzt von Mag. Schroder zu Upsala redigierte Ausgabe der Schwedischen Geschichtsquellen verhiess und die neuerlich von Schlyter und Collin unternommene Sammlung der Schwedischen Rechtsbücher, so wie diejenige der hier vorliegenden Urkunden bewähren. Unsern Lesern möge es nicht unwillkommen seyn, von jenem Lande, dessen gediegene, meisterhafte Forschungen in den Naturwissenschaften ihm den exotischen Lorbeerfranz beynahе vaterländisch gemacht haben, dessen Dichtungen in Tegner's und Atterbom's Liedern die Freude Europas geworden sind und dessen stilles Bürgerglück die innige Theilnahme und Verehrung der Zeitgenossen erquickend auf sich zieht, auch in jener Beziehung eine Kunde zu erhalten.

Herr Liljegren, durch Gesinnung, Kenntniß wie durch äußere Verhältnisse für ein solches Unternehmen sehr geeignet, hat seit Jahren, früher von dem verstorbenen Ritter Alexander Seton unterstützt, es unternommen, den bedeutenden größtentheils unbekanntem Schatz Schwedischer Urkunden, zu Tage zu fördern, sowohl diejenigen, welche die öffentlichen Verhältnisse zunächst angehen, als auch die von Privatpersonen herrührenden, mit Einschluß von Finnland, Schonen und andern nicht stets mit Schweden ver-

eint gewesenen Ländern, von dem ersten schriftlichen Denkmale, einer Bulle des Papst Paschalis I. (818.. 824) bis zur Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in diesem Lande. Wir erstaunen, daß in diesem Lande, von dem bekannt ist, daß manche Provinzen bey der langjährigen Oberherrlichkeit benachbarter Staaten und durch Kriege, ihre Urkunden verloren haben, dennoch das Königl. Antiquitäts-Archiv zu Stockholm über 16000 Autographe verzeichnet hat. Die reichhaltigen Sammlungen Schwedischer Privaten, des Grafen Brahe in Skokloster, die des Grafen de la Gardie u. a. sind auch fremden Gelehrten bekannt geworden. Hierzu kommen aber noch die zahlreichen registra oder alten Urkundenbücher, welche wie jeder Kenner weiß, so viele werthvolle Urkunden glaubwürdig gesammelt erhalten haben, deren Originale längst zerstreut und untergegangen sind; ferner umfassende Abschriftensammlungen neuerer Gelehrten, wie Vernhielm, Peringskiold, Hadorph u. a. Mit dem Glücke, welches würdigen und aufopfernden Anstrengungen selten zu entgehen pflegt, sind zu rechter Zeit manche Urkunden, über welchen damals das Schwert des Damocles an zarten, jetzt bereits zerrissenen Fäden hing, aus dem Grabe der Vernichtung und Vergessenheit gerettet. So hatte der treffliche Seton die Abschrift einer reichhaltigen Urkundensammlung nach Stockholm gebracht, welche bald darauf das Opfer des großen Brandes zu Theil wurde. Da die nordische Geschichte so manche ihrer wichtigsten Quellen ähnlichen Begünstigungen verdankt, wie den Privatsammlungen sammelfleißiger Gelehrten, wie Lindenbrog, Staphorst u. a., welche Originale vor sich hatten, welche nicht wieder gesehen sind, so hat der Herausgeber zur großen Erleichterung des Studiums der Schwedischen Geschichte, alle bereits gedruckten Urkun-

den welche sich auf dieselbe beziehen, aufzunehmen beschlossen. Wie wichtig jene Werke sind, können wir aus dem Umstande abnehmen, daß die funfzehen ältesten Urkunden sämmtlich aus Staphorst Hamburgischer Kirchengeschichte haben entnommen werden müssen. Was die Bestrebungen des Hn. Fougner Lündh, von welchen früher in diesen Blättern die Rede war, aus den Archiven zu München nach Schweden zurückgebracht haben, wird erst in einem folgenden Bande benutzt werden können.

Der vorliegende erste Band ist bis zum Jahre 1285 fortgeführt und enthält 902 Urkunden. Die Quelle ist stets nachgewiesen; Schriftproben sind in lobenswerthen Steindrücken beygegeben, Abbildungen seltener Siegel sind verhiessen. Wir können mit dem Herausg. jedoch nicht darin einverstanden seyn, daß ein chronologischer Index jedem einzelnen Bande entbehrlich sey. Noch weniger glauben wir, daß die alphabetischen Register bis zur Beendigung des ganzen Werkes aufgeschoben werden dürfen. Die Bulle des Papstes Agapitus v. J. 954 über die Grenzscheidung der Schweden und Dänen zwischen Amund, König von Upsala und Suenotto von Dänemark ist auch in Runenschrift abgedruckt. Könnte man sie für gleichzeitig halten, so würde sie die älteste der Urkunden in der Landessprache seyn; diese finden sich jedoch erst häufiger in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Bietet nun die vorliegende Sammlung gleich den bedeuten. Ten Gewinn für die Geschichte Schwedens und der angrenzenden Länder: so wird der deutsche Leser zuerst nach derjenigen Belehrung spähen; welche die Geschichte seines Vaterlandes aufklärt. Es möge daher dem Ref. gestattet seyn, hier die interessantesten Bestätigungen und fernern Aufschlüsse hervorzuheben, welche die Geschichte

des deutschen oder hanseatischen Handels in Wisby auf Gothland und zu Lund in Schonen aus mehreren hier zum ersten Male bekannt gemachten Documenten erhält.

Ref. theilt diese neuen Aufklärungen desto erfreuter mit, da er noch vor einem Jahre, als er die Bearbeitung der urkundlichen Geschichte der deutschen Hanse abschloß, nicht ahnden konnte, daß für den wichtigsten, aber auch den dunkelsten Theil dieser Geschichte bereits ein bedeutender Gewinn in dem vorliegenden Werke zu Tage gefördert wurde. Die älteste Geschichte Wisby's (in diesen Urkunden Visby) bleibt freylich noch immer sehr dunkel und namentlich werden die Verhältnisse Kaisers Lothars, Herzog Heinrich des Löwen und der deutschen Kaufleute im 12. Jahrh. zu Gothland nicht deutlicher. Doch die Größe dieser Stadt, welche lange sich in der Tradition erhalten hat, wird hier durch eine bedeutende Anzahl von Documenten, welche sich auf seine dem bischöflichen Stuhle zu Vinköping untergebenen Kirchen und Klöster beziehen, urkundlich erweisbar. Zwey Urkunden v. J. 1225, deren eine bisher nur unvollständig bekannt war, bestätigen die Errichtung der St. Marienkirche durch Deutsche, bey welcher auch diese fremden Schiffer und Kaufleute die statutenmäßige Disposition über die milden Gaben und andere Rechte behielten. Eine dritte, leider etwas verstümmelte, Urkunde von demselben Jahre belehrt uns, daß der Bischof von Piesland in Wisby die Kirche St. Jacobi besaß, welche gleichfalls für die ankommenden Gäste bestimmt war, und daß bey derselben eine Schule errichtet werden durfte, um Schüler aller Nationen zu unterrichten, Fremde aufzunehmen u. s. w. Da diese Capelle jedoch von dem Erzbischofe von Riga vernachlässigt wurde, so vertraute sie im J. 1272 der Bischof der Diöcese dem Pfarrer der

Kirche z. h. Dreyeinigkeit an. Das Patronat der St. Marienkirche wurde jedoch noch im J. 1268 der deutschen Handelsgesellschaft zu Wisby vom Papste Clemens IV. bestätigt. Eine Bulle Gregor IX. an den Bischof von Linköping, den Abt von Gothland und den Probst von Wisby (in andern Ausfertigungen an die Geistlichen zu Lübeck und zu Riga gerichtet) untersagt den Handel dortiger Kaufleute zu den heidnischen Russen, welche die neubekehrten Finnländer feindlich überfallen hatten. Eine zweyte Bulle von demselben Jahre zeigt, wie schwer die Kaufleute von Gothland sich von diesem Handel zurückhalten ließen, welcher dem Feinde des christlichen Namens Waffen, Pferde, Schiffe und Lebensmittel zuführte. Beym J. 1276 wird uns ein merkwürdiger Freybrief des Königs Magnus von Schweden bekannt gemacht, in welchem er auf Bitten *consulum, seniorum et universitatis tam Theuthonicae quam Gutthenensis, Gutland inhabitantium*, denselben den freyesten Handel in seinem Lande und seinen Unterthanen den Besuch Gothlands gestattet. Ein Privilegium vom J. 1285 erlaubt den Gothländern den Handel zu den Karelen. Der Aufenthalt der Deutschen zu Lund erhält zu der vom Ref. in dem gedachten Werke mitgetheilten Urkunde vom J. 1310 über deren geistliche Verbindung mit der dortigen St. Lorenzkirche, ein neues Licht durch die hier zuerst abgedruckte vom J. 1264. Der gedachten Kirche werden in derselben vom König Erich von Dänemark ihre alten Rechte, welche sie auf den schonischen Markt in der Stadt Lund oder in der Straße der Sachsengilde besaßen, bestätigt und zum Schutze der desfallsigen Rechte der Kirche werden auch die Rechte jener Gilde sächsischer Kaufleute bestätigt. Daß fremde Kaufleute auch zu Linköping am Mälarsee in jenen Zeiten nicht selten zu überwintern pflegten und durch

leichte Abgaben begünstigt wurden und also hier das Handelsemporium nach Sigtuna's Zerstörung und vor Stockholm's Aufblühen war, erfahren wir aus einer Urkunde des Erzbischofs von Upsala vom J. 1250. Auf die zahlreichen Documente in Bezug auf die Beschützung der Neubekehrten in den nördlichen Ländern machen wir aufmerksam, theils wegen eines nicht zu verkennenden Zusammenhanges mit der Handels- und Culturgeschichte, theils um anzudeuten, wie wichtig manches derselben für die alte Geschichte Preußens und der Russischen Ostseeprovinzen ist.

Während die nicht geringe Ausbeute, welche diese Sammlung schon in den früheren Theilen, besonders durch die mitgetheilten Privat-Documente für die Schwedische Rechtsgeschichte verheißt, dortigen Forschern und gründlichen Kennern derselben überlassen bleibt, bemerken wir, daß die große Anzahl der kirchlichen Urkunden der Geschichte der im Norden schon früh eigenthümlich gestalteten Kirchenverfassung und des Kirchenrechtes viele Ausbeute gewähren wird. Wir bemerken zugleich für das Römische Recht eine in der vollständigen Form noch nicht bekannte, hier in der für die Schwedische Geistlichkeit erlassenen Abfassung vorhandene Bulle des Papstes Honorius III. d. d. Viterbii X Kal. Decembr. 1219 (anno IV. also nicht 1220), welche drey bisher nur in den Decretalen enthaltene Fragmente umfaßt [C. 10. X. ne clerici (3. 50) C. 5. X. de magistris (5. 5) und C. 28. X. de privilegiis (5. 33)] und sich zunächst auf das Verbot des Studiums des Röm. Rechtes zu Paris bezieht. Daß Schweden nicht selten dort studierten, erfahren wir durch manche für dieselben gestifteten Belege (1178. 1225. 1278. 1283). Daß die Schweden dort zur *natio Anglicana* gerechnet wurden, ergibt sich aus dem *Calendarium Mag. Petri de*

Dacia (gebr. in Langebek Script. rer. Danic. T. VI) welches auch manche Notizen über die dortigen Vorlesungen, Wahl der Rectoren — er selbst war zu solchem im J. 1326 erwählt — u. a. enthält. Canonische Rechtsbücher und Compendien fehlen nicht in den Testamenten; so 1205 u. 1285 *glosa decreti cum paleis et historiis, summa Ganfredi, Decretum, summa Regmundi etc.*; civilistische haben wir in diesem Bande nicht bemerkt. Anflänge aus den römischen Rechtsbüchern verrathen sich jedoch in einigen Urkunden. 1222 verzichtet der Erzbischof von Lund auf *auxilium iuris civilis et canonici* und die *exceptio deceptionis ultra dimidium pretii*. 1253 spricht der Bischof von Upsala von *bonae fidei possessores* und dem *iustus titulus conquisitionis*. 1277 beginnt eine Urkunde des Bengt, Bruder des Königs von Schweden mit Worten aus L. II. §. 14 u. 18. *Cod. de iure vet. enucleato: Omnium habere memoriam etc.* 1282 führt derselbe die *lex Julia majestatis* und ihre Verfügungen an. Der in Schweden abgefaßten Statute des päpstlichen Legaten v. J. 1248 u. a. kann hier nicht weiter gedacht werden.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hier genügen um darzuthun, welcher Gewinn aus diesem Werke für dessen eigentlichen Zweck, die Erläuterung der Landesgeschichte zu erwarten ist, für deren Bearbeitung eine neue Epoche beginnen muß. Eine Fortsetzung müssen wir diesem Unternehmen wünschen, welches, da es für die Geschichtsforschung kein Ausland gibt, von europäischer Wichtigkeit zu werden verheißt: wir müssen wünschen, daß sie baldigst geschehe, damit treffliche Historiker, wie Schweden sie an Geyer u. a. besitzt, den neuen Gewinn eines historischen Falun und Danemora verarbeitet und geläutert zu Tage fördern können.

J. M. L.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 21. April 1831.

L e i p z i g.

Bey Hinrichs, 1831: die Staatsschulden und Staatspapiere mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien, Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland. Eine Uebersicht für Staatsbeamte, Capitalisten und Kaufleute von Adolf L. v. 64 Seiten in 8.

Die Lehre über Staatsschulden und Staatspapiere hat in unserer Zeit eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt. Der Staatsmann erkennt, daß durch sie Bedürfnisse leicht gedeckt werden können, fühlt aber auch nur zu gut, wie drückend sie sind, indem auf eine ganze Reihe von Jahren der laufende Zins bezahlt und der Tilgungsfonds ausgestattet seyn will. Der Capitalist sieht hier die beste Gelegenheit sein Geld fruchtbar anzulegen, denn, wenn keine politischen Unruhen bevorstehen, wo hat er größere Sicherheit? Wo hat er bessere Bedingungen? Ist er nicht all der tausenderley Unannehmlichkeiten, mit dem das Leihen an Private verknüpft ist, überho-

ben? Zuletzt sind diese Schuldverschreibungen ein beliebter Gegenstand des Tausches geworden, und die Handelswelt interessiert sich für dieselben so sehr, daß die täglichen Schwankungen durch alle öffentlichen Blätter Europas bekannt gemacht werden.

Trotz dieser Wichtigkeit des Gegenstandes glaubte der Verfasser, der hier zugleich Referent ist, nachdem er sich gründlicher damit beschäftigt hatte, daß kein Werk sich fände, welches tauglich wäre eine klare und faßliche Uebersicht zu geben und Jedem Mittel an die Hand böte, sich in diesen Verhältnissen zurecht zu finden. Das treffliche Werk von Nebenius über den öffentlichen Credit nämlich ist für solche, die sich nicht schon früher in Untersuchungen der Art eingelassen haben, schwer zu verstehen, und die zweyte Auflage, von der jetzt die erste Hälfte erschienen ist, hat sich darin nicht geändert. Gönners System der Staatsschulden und deren Tilgung ist nicht vollendet. Nur der erste Band ist herausgekommen, und die interessantere Hälfte, in der die staatswirthschaftliche Seite des Gegenstandes hervorgehoben werden sollte, fehlt. Benders Staatspapiere fassen den Gegenstand rein juristisch auf, und Cohens compendium of finances ist nur eine Materialsammlung, wenn gleich eine zweckmäßige. Der Verf. glaubte also nach den vorhin angegebenen Grundsätzen eine Uebersicht aller auf Staatsschulden und Staatspapiere bezüglichen Verhältnisse versuchen zu dürfen.

Im allgemeinen Theile handelt das erste Kapitel von den außerordentlichen Staatsbedürfnissen überhaupt und von den verschiedenen Arten sie zu decken. Es zeigt die Vortheile und Nachtheile, die mit der Erhöhung der Steuern, dem Auffammeln eines Schazes, dem Ausgeben

von Papiergeld und mit den Anleihen selbst verbunden sind. Darauf folgt im zweyten der Begriff der Staatsschulden und der Staatspapiere, der letztern als Staatsschuldverschreibungen und als streng verschieden vom Papiergeld. Das dritte zählt die Arten der Staatsschulden auf. Es ist dabey ganz eigenthümlich, daß der Eintheilung in fundierte und nicht fundierte Schuld so große Wichtigkeit beygelegt wird. Die Namen großer Männer haben sie geheiligt, in die Finanzeinrichtungen aller Staaten der Welt ist sie versflochten, und dennoch ist es ziemlich gleichgültig, ob die Einkünfte zur Zinszahlung bestimmt angewiesen sind oder nicht. Dagegen ist immer scharf ins Auge zu fassen die Art der Zurückzahlung, denn diese gibt den Verschreibungen vorzüglich ihren wahren Character. Hier verspricht nämlich der Staat entweder in bestimmten Terminen zurückzuzahlen, und dieß ist denn das System des gewöhnlichen Capitals. Häufig werden dabey die abzutragenden Obligationen herausgelöst und manchmal mit Prämien verbunden, wodurch die Lotterieranleihen entstehen. Oder der Staat läßt sich gar nicht auf eine Rückzahlung nach Terminen ein, sondern verspricht bloß die Zinsen regelmäßig zu geben und zahlt den Hauptstock heim, wenn er gerade Lust hat. Dieß ist das System der ewigen Renten, in Frankreich und England vorherrschend. Das dritte System der Rückzahlung entsteht durch Anlegung von Zeitrenten. Eben so wichtig sind die Formen des Verkehrs, welche der Staat für den gegenseitigen Tausch der Obligationen festsetzt. Die erste ist die Form der gewöhnlichen Schuldverschreibungen, wo Alles, wie unter Privaten hergeht, und stets eine förmliche Cession nöthig ist. Die zweyte ist die Form der Inscription ins große Buch, und die dritte

die der ungebundenen Circulation oder die der au porteur lautenden. Alle übrigen Arten der Staatsschulden sind im Vergleich mit diesen höchst unwichtig. Das vierte Kapitel stellt das Aufnehmen der Staatsschulden dar, und das fünfte den Verkehr. Das Steigen und Fallen der Verschreibungen, welches sich nur durch die gediegensten Kenntnisse in Staats- und Handelswissenschaften einigermaßen vorausbestimmen läßt, hängt ab von dem Credit und von den Verhältnissen auf dem Capital und auf dem Geldmarkt. Noch wollen wir die Ansicht über die bestrittene Cursdifferenzklage hervorheben. Wenn keine Particulargesetze vorliegen, und der Kläger fordert geradezu die Cursdifferenz, so ist nach Analogie der Wetten zu entscheiden, der Vertrag mag bloß auf die Differenz lauten oder in ein Lieferungsgeschäft eingekleidet seyn. Fordert dagegen der Kläger die Erfüllung des ganzen Vertrags, der der Cursdifferenz zu Grunde liegt, so muß der unterliegende Theil den Contract buchstäblich erfüllen, er müßte denn beweisen können, daß trotz der Formen eines Lieferungsvertrags nur die bloße Differenz gemeint war. Das letzte Kapitel behandelt den Tilgungsfond, eine Anstalt, die in neuesten Zeiten sehr gemißhandelt worden ist. Während die einen behaupten: nur einen Tilgungsfonds angelegt, und der Staat kann unbeschadet Schulden machen nach Herzenslust; lachen die Andern über eine so thörichte Einrichtung, denn England und Frankreich verschuldeten trotz der solidesten Tilgungscassen immer tiefer und tiefer. Die Auflösung dieses Zwiespalts ist nicht ganz leicht; aber man bedenke, daß die Summe der Amortisationskasse stets aus reinem Ueberschuß bestehen müsse. Noch vor wenigen Jahren war der Englische Tilgungsfonds auf 5 Mill. Pf. festgesetzt, aber es fand

sich nur 3 Mill. Ueberschuß, so daß man stets 2 Mill. neu aufnehmen mußte um 5 Mill. abzutragen. Kann denn der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Ferner muß man die Summen der Tilgungskasse nicht anderwärts verwenden. Dieß hat aber England nicht gethan und auch Frankreich nicht. Kann denn der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Zuletzt muß für jede neue Anleihe auch eine verhältnißmäßige Summe zur Tilgung bestimmt werden. Dieß geschieht gewöhnlich nicht. Kann aber dann der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Befolgt man diese Regeln so sind in 37..47 Jahren die Schulden gewiß abgetragen, aber die Staaten doch nicht schuldenfrey. Auf einen Frieden von solcher Dauer können wir nämlich nicht rechnen, und ehe daher die frühern Schulden auch nur zum Theil abgetragen sind, sind neue dazu gekommen und der Staat tiefer verschuldet als je vorher. Der Vorschlag von Casitte, zu berechnen auf wie viele Friedensjahre Europa zu zählen habe und nun die Tilgungskasse so auszustatten, daß in dieser Zeit alle frühern Rückstände gedeckt wären, ist gewiß ganz vorzüglich, aber schwer auszuführen, da dem Volke neue bedeutende Lasten aufgebürdet werden müßten.

So weit der allgemeine Theil. Der besondere legt in 5 Kapiteln kurz die Staatsschulden der 5 europäischen Hauptmächte, Englands, Frankreichs, Oestreichs, Preußens und Rußlands dar; allein da dieß nur die individuelle Darstellung der aufgestellten allgemeinen Grundsätze ist, und in den Angaben der Zahlen so schnell Aenderungen entstehen, so halten wir es für unzweckmäßig davon im Einzelnen Rechenschaft abzulegen.

Adolf Ler., Dr.

B e r l i n.

Bey List 1830: Εζεκιηλου του των ιουδαικων τραγωδιων ποιητου εξαγωγή και Φιλωριος του πρεσβυτερου Ιεροσολυμα. Ezechiel des jüdischen Trauerspieldichters Auszug aus Aegypten und Philo des Älteren Jerusalem. Nach ihren Fragmenten herausgegeben, übersetzt und commentiert von E. M. Philippson. 68 S. in gr. Octav.

Der Verf. dieser kleinen Schrift, welcher aus rühmlicher Liebe zu seinem Volke die wenig bekannten Reste der Gedichte griechischer Juden gesammelt hat, wirft zuerst die Frage auf, warum dramatische Poesie den alten Hebräern fremd gewesen sey? und findet die Ursache in dem Mangel einer polytheistischen Mythologie. Das sinesische Drama zeigt aber, daß dieses nicht die einzige Ursache seyn konnte: die Ursache daß das Drama nicht zur Kunst ausgebildet ist wie bey den Indern und Sinesen, liegt tiefer in der Cultur und Religion des Volks. Die ersten kunstlosen Anfänge der dramatischen Poesie zeigt das vom Verf. nicht berücksichtigte Hohelied deutlich, welches in Reden verschiedener Personen eine Geschichte entwickelt und eine Idee durchführt; fragt man, wie ein solches Drama ohne Scene und Kunst vorgetragen seyn kann, so zeigt noch jetzt der Orient, wie ein einziger Sänger vor einem schau- und hörlustigen Haufen eine ganze Geschichte dramatisch vorträgt, indem er mit großer Geschicklichkeit die Reden der verschiedenen Personen nachahmt und mimisch alles darstellt, s. Buckingham travels in Persia. — Die Kunst aber lernten erst die ägyptischen Juden von den Griechen; und als bloße Kunstübungen sind die Dramen zu betrachten, in welchen die Juden in Aegypten Scenen ihrer heili-

gen Geschichte dramatisirten; daß sie dadurch ihre heilige Geschichte den Heiden bekannter und geachteter machen wollten, wie der Verf. glaubt, ist gewiß weniger in Anschlag zu bringen als das sich überall zeigende Durchdringen der griechischen Literatur und Kunst zu den gebildeten Juden in Aegypten. Den berühmtesten dieser Dramatiker, Ezechiel, von dessen Εξαγωγή sich bedeutende Fragmente, jedoch von geringem dichterischen Werth, erhalten haben, versetzt der Verf. in das zweite Jahrh. vor Chr., weil er von der einen Seite der griechischen Uebersetzung der LXX deutlich folgt, von der andern schon von Alexander Polyhistor citirt wird. Von einem ähnlichen Juden, Philo mit dem Zunamen ὁ πρεσβύτερος, den der Verf. richtig von dem Alexandriner und von Philo Byblius unterscheidet, sind 24 Hexameter aus einem großen Gedicht über Jerusalem erhalten; in einer äußerst geschmückten Sprache, die gegen die schmucklose jenes Dramatikers stark absticht. Auf die Bearbeitung dieser dichterischen Reste hat der Vf. vielen Fleiß verwandt, der sich indeß auf die auch ohne Hülfe von Handschriften zu versuchende Hebung vieler metrischer oder grammatischer Fehler nicht immer erstreckt, wie Ezech. B. 2. 20. G. H. U. C.

I n t e r e s s a n t e s

Einer Schulfeyerlichkeit, welche der Director Hr. Schulrath Brohm ankündigte, ist ein Programm des Hn. Collaborator Dr. Klippel daselbst vorgelegt: de Diogenis Laertii vita, scriptis atque in historia philosophiae Graecae scribenda auctoritate dissertatio. 23 S. in 4. 1831. Ueber den für die Geschichte der griechischen Philosophie so wichtigen Diogenes haben sich wenige Nachrichten aus dem Alterthum erhalten, so daß

die Meinungen über seine persönlichen Verhältnisse, und besonders sein Zeitalter sehr abweichend sind. Es war also ein passender Gegenstand den der Verf. für seine Abhandlung auswählte, die sich sowohl durch ihre Gelehrsamkeit als Schreibart auszeichnet. Er beginnt mit dem Beynamen Laertius, und leitet mit andern diesen mit Recht von seiner Vaterstadt Laerte in Cilicien ab. Die wichtigere Frage über sein Zeitalter wird nach Anführung der verschiedenen Meinungen dahin entschieden daß dasselbe in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu setzen sey; theils nach den von ihm angeführten Schriftstellern, unter denen Plutarch und Epictet die jüngsten sind; theils nach der Stelle in dem Prooemio daß die Eclectische Philosophie kurz vor ihm entstanden sey. Wo Diogenes lebte ist ungewiß, wahrscheinlich in Athen. Daß er, wie man geglaubt hat, sich zu der Philosophie Epicurs bekannt habe, weil er davon ausführlich handelt, läßt sich aus seinen eigenen Aeußerungen widerlegen. Vermuthlich bekannte er sich zu keiner Secte, sondern lebte als Historiker und Grammatiker. Außer dem vorhandenen Werke schrieb er schon früher ein anderes *παµµετρον* betitelt, eine Sammlung von Gedichten und Epigrammen auf berühmte Männer jeder Art. Hierauf wird von dem vorhandenen Werke der Plan kurz dargelegt, und zuletzt die Frage über die Zuverlässigkeit desselben so beantwortet, daß sein Verfasser freylich nicht als tiefer Forscher und Critiker zu loben sey, sondern daß er nur die Geschichte und die Meinungen der Philosophen in einer Sammlung habe zusammenfassen wollen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 23. April 1831.

H a n n o v e r.

Erklärung des Ministers Grafen von Münster über einige in der Schmähschrift: 'Anklage des Ministeriums Münster' ihm persönlich gemachten Vorwürfe, so wie über seinen Austritt aus dem Königlich Hannoverschen Staatsdienst. 1831. 32 S. in 8. (Hahnsche Hofbuchhandlung). Wir glauben diese, über die Verhältnisse ihres Verfassers so vieles Licht verbreitende, Schrift nicht unangezeigt lassen zu dürfen, um dadurch zu ihrer weitem Bekanntwerdung etwas beizutragen; wie es bereits früher St. 26 dieser Anzeigen mit der Actenmäßigen Würdigung u. s. w. geschehen ist, zu der sie ein so wichtiges und so würdiges Seitenstück bildet.

J e n a.

Bey Frommann 1830: Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten Handel treibenden Staa-

ten unserer Zeit, von Gustav von Gülich. Erster Band 466 S. und 9 Bogen Tabellen. Zweyter Band 673 S. u. 8½ B. Tabellen.

Hey dem Einflusse welchen Handel und Industrie von jeher auf das Schicksal der Völker gehabt, bey der zunehmenden ja vielleicht übermäßigen Wichtigkeit welche diese Zweige menschlicher und nationeller Entwicklung besonders in der neuesten Zeit erhalten haben, muß es seltsam scheinen, daß während in allen Theilen der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ein so reges Leben, bey uns und bey unsern Nachbarn herrscht, bisher die Geschichte des Handels und der Industrie, wenigstens seit dem Untergang des römischen Reichs, mit wenig Ausnahmen so gut wie ganz vernachlässigt blieb; und dieß muß um so mehr auffallen, da in Heeren's classischem Werke über Handel und Politik der Alten dieser Zweig der alten Geschichte so erschöpfend behandelt und uns ein Muster aufgestellt ist, welches freylich auch einen Maßstab gibt für die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen oder ähnlichen Arbeit in dem noch ausgedehnteren, reicheren und mannigfaltigern Gebiete des Mittelalters und der neuern Zeit. In der That ist die Geschichte des Handels und der Industrie im weitesten Sinne wohl unstreitig der schwierigste Theil der Geschichtsforschung; denn um hier zu bedeutenden Resultaten zu gelangen bedarf es nicht nur einer eben so genauen als umfassenden Kenntniß aller übrigen Zweige der Geschichte und der dazu gehörigen Hülfswissenschaften, sondern es erscheinen diese gleichsam erst als vorbereitende Bedingungen und die eigentliche Arbeit erfordert außerdem noch Kenntnisse, welche der gewöhnliche Geschichtsforscher auch bey nicht gewöhnlicher Gewissenhaftigkeit doch entweder ganz entbehren oder doch

mit einer allgemeinen Kenntniß derselben sich begnügen zu können glaubt. Wollen wir auch Ehrenhalben annehmen, daß die politische Deconomie überhaupt nicht zu diesen vermeintlich entbehrlicheren Hülfsmitteln gehört, so erscheint sie doch in allen ihren Zweigen als ganz unentbehrlich in der Geschichte des Handels, der Industrie, und schließt hier als eben so nothwendige Hülfswissenschaft Technologie im weitesten Sinne mit ein; und wenn endlich eine genaue, nur durch eigene Anschauung zu erlangende Kenntniß der Localitäten für jeden Geschichtsschreiber wünschenswerth ist, so wird sie bey der Geschichte des Handels, der Industrie, besonders je mehr sie sich der Gegenwart nähert und zur Statistik wird, fast unentbehrlich. Aus allen diesem geht schon hervor, daß nur bey verhältnißmäßig wenigen Individuen die innern und äußern Bedingungen sich vereinigen können, die zu einem umfassenden tüchtigen Resultat auf diesem Gebiete erforderlich sind; und es entsteht die Frage in wiefern der Verfasser des vorliegenden Werkes berufen war die auffallende Lücke, die in dieser Hinsicht vorhanden ist zu füllen, dem immer fühlbarer werdenden Bedürfniß einer umfassenden und gründlichen Geschichte des Handels und der Industrie abzuhelpen. Aus der Vorrede des ersten Bandes geht hervor, daß der Verf. Deutschland, England, die Niederlande und Frankreich bereist hat, zu dem ausdrücklichen Zweck den Zustand des Handels und der Industrie dieser Länder kennen zu lernen; und aus dem (zur Vermeidung der heut zu Tage etwas verrufenen Citationen) hinten angehängten Verzeichniß der von ihm benutzten literarischen Hülfsmittel geht hervor, daß ihm mit wenigen Ausnahmen die bedeutendsten Werke über den gegenwärtigen Zu-

stand und die neuere Geschichte des Handels und der Industrie in eben diesen Ländern zu Gebote stunden. Dagegen aber finden wir unter den hier angegebenen Hülfsmitteln nur wenige welche als Quellen der ältern Handelsgeschichte angesehen werden können, und fast gar keine die sich auf die Geschichte des spanischen und portugiesischen, so wie des italiänischen und überhaupt des mittelmeeerischen Handels beziehen. Der Schluß der sich aus dieser Uebersicht auf den ersten Anblick machen läßt wird denn auch durch eine nähere Bekanntschaft mit dem Werke selbst vollkommen bestätigt. Der Verf. hat damit über den gegenwärtigen Zustand und die neuere und neueste Geschichte des Handels und der Industrie der bedeutendsten Länder Europas, als Englands, Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands und allenfalls Rußlands, so wie auch und eigentlich mit inbegriffen der neuen americanischen Staaten, eine Arbeit geliefert, mit der sich an umfassender Gründlichkeit und practischer Brauchbarkeit (unseres Wissens) keine im In- oder Auslande bisher erschienene auch nur entfernt vergleichen ließe, und die wirklich fürs erste jeden billigen Anspruch vollkommen befriedigt; dagegen aber hat er in Hinsicht auf die ältere Geschichte überhaupt, und auf die Geschichte des Handels und der Industrie in Südeuropa insbesondere noch sehr viel zu wünschen und zu thun übrig gelassen. Wir können jedoch über das was er nicht geleistet hat dem Verf. um so weniger eigentlich einen Vorwurf machen, da er auch in den mangelhaftern Theilen seines Werkes mehr geleistet hat als vor ihm in Beziehung auf eine umfassende übersichtliche Darstellung der Geschichte des Handels irgend Jemand gegeben hat; von den ausführlichen Bearbeitungen einzelner Zweige,

so wie von eigentlichen Quellen ist hier billig nicht die Rede; wir möchten deshalb nur den Titel des vorliegenden Werkes tadeln, der dem Inhalte besser entsprochen hätte, wenn er die eigentliche Geschichte des Handels nur als einleitende Uebersicht, den gegenwärtigen Zustand aber als Hauptgegenstand des Werkes andeutete. Auch für eine solche Uebersicht aber scheint uns in der Darstellung des Verf. der Einfluß der historischen, politischen Ereignisse auf Handel und Industrie in den Hauptepochen nicht deutlich genug hervorgehoben zu seyn, wenn wir auch zugeben, daß es sehr schwer ist hier das rechte Maaß zu treffen und daß Grundsätze und Ansichten wie weit in einer Handelsgeschichte die allgemeine Geschichte eingeflochten werden muß, verschieden seyn können. Jedenfalls aber müßten solche Wechselwirkungen wie z. B. (um nur eins anzuführen) diejenige zwischen der Entdeckung von America und der Ausdehnung des Asiatischen Handels herausgehoben werden. Diese letztere wird gewiß keinesweges hinreichend erklärt durch die Entdeckung und Benutzung des Seeweges nach Ostindien; sondern es gehörte dazu nothwendig auch die, durch die Americanischen Bergwerke erhaltene Vermehrung der edelsten Metalle in Europa, namentlich des Silbers, womit von jeher der größte Theil der Asiatischen Waaren bezahlt wurde. — Einer klaren historischen Uebersicht scheint uns auch schon die Eintheilung hinderlich zu seyn welche der Verf. gewählt hat, indem er nach einander die Geschichte des Handels der einzelnen Völker von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten durchführt ohne auch nur den allgemeinen Hauptabschnitt am Ende des 15ten Jahrhunderts als solchen hervortreten zu lassen, obgleich er, wie sich von selbst

versteht, bey jedem einzelnen Bande berücksichtigt wird. — Den Schluß des Werkes macht die Geschichte des Handels und der Industrie in unserm Vaterlande; und wir können es nur billigen, daß der Verf. diesem Abschnitt mehr Raum zugemessen hat als irgend einem andern (fast noch einmal so viel als demjenigen der sich auf Großbritannien bezieht); da gerade dieser Gegenstand in diesem Augenblick für uns eine so große Wichtigkeit erhalten hat und die Nothwendigkeit durchgreifender politischer Maßregeln zur Begünstigung oder vielmehr zur Rettung des Handels und der Industrie in Deutschland immer allgemeiner, und auch von den Regierenden erkannt wird, und freylich leider vielleicht eben so sehr die Unmöglichkeit bey den bestehenden politischen Verhältnissen etwas Genügendes zu erlangen. Eben so sehr ist es zu loben, daß der Verf. hier sowohl als in andern Ländern, namentlich in England den Ackerbau ganz besonders berücksichtigt; denn es ist wohl kein Zweifel, daß der Druck, unter dem fast in ganz Europa der Ackerbau erliegt, die Verarmung und Demoralisation der ackerbauenden Bevölkerung das Hauptübel unserer Zeit ist, was durch alle Fortschritte und Verbesserungen, deren wir uns in so vieler Hinsicht im Vergleich mit früheren Epochen mit Recht rühmen, keinesweges aufgewogen wird. Wir haben Anzeigen des vorliegenden Werkes gesehen, worin dem Verf. der Vorwurf gemacht wird daß seine Untersuchungen zu keinem bestimmten theoretischen Resultat führen, daß er weder ein eignes System der Staatswirthschaft aufstellt, noch die vorhandenen bestätigend oder widerlegend berücksichtigt; wir gestehen aber, daß wir eben dieß als ein besonderes Verdienst des Verfs. herausheben zu müssen glauben, zu einer

Zeit wo von Neuem die Thorheit so sehr überhand nimmt: mit einigen Alles und eben deshalb Nichts sagenden sogenannten Grundsätzen überall durchfahren zu wollen, die Thatsachen, das Leben auf das Kreuz von Systemen zu nageln, die um so leichter consequent seyn können je weniger sie sich um Möglichkeit, Billigkeit, Wahrheit kümmern, und die von denen am meisten bewundert und gepredigt werden, die am wenigsten im Stande sind den Maßstab des Lebens an sie zu halten. — So weit es sich mit der Aufgabe geschichtlicher Darstellung verträgt spricht indessen der Verf. sein Urtheil über die einzelnen Erscheinungen die er berichtet aus, und dieß ist immer gesund und unbefangen; auch die herrschenden Systeme werden, in so fern sie als Thatsachen ins Leben getreten sind, mit voller Sachkenntniß berücksichtigt, namentlich dasjenige des freyen Handels (der freyen Korneinfuhr insbesondere), der Gewerbefreyheit u. s. w. Bey dem Wunsche unsere Leser recht bald auf dieses Werk, als eine der wichtigsten Erscheinungen in der historischen Literatur aufmerksam zu machen, hindert uns leider eben die große Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes an einer ins Einzelne gehenden Analyse, wobey wir vielleicht auch einige Zweifel und abweichende Ansichten dem Verf. zur Beurtheilung vorzulegen haben möchten. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dem Verf. bey dem Fortschreiten auf einer so rühmlich begonnenen Bahn ein größerer Reichthum literarischer Hülfsmittel zu Gebote stehen möge als bisher.

B. A. H.

L e i p z i g.

Bey Barth: Der Mensch auf seinen körperlichen, gemüthlichen und geistigen Entwicklungs-

stufen geschildert von Dr. J. C. G. Jörg Königl. Sächsischem Hofrathe, ord. Professor der Geburtshülfe an der Universität zu Leipzig 2c. XVI und 520 S. in 8. 1829. — Eine populäre Physiologie und zum Theil auch Psychologie, wie sie der Geschmack der Zeit verlangt, aber doch bestimmt auf jenen selbst läuternd zurückzuwirken. Die Absicht des Verf.: 'für den Menschenforscher überhaupt, insbesondere aber für den Religionslehrer, für den Gesetzgeber und für den Vertheidiger der Gesetze, ferner für den Arzt und für den Erzieher ein möglichst treues Gemälde von dem Menschen, wie er sich während der verschiedenen Lebensalter in der Verbindung und in der wechselseitigen Bestimmung seiner beiden Naturen, im Zusammenhange mit der großen Welt und im Conflict mit seines Gleichen zu benehmen pflegt, zu entwerfen' wird nicht unerfüllt bleiben, und mancher Leser wird dieses Buch nicht ohne mannigfache Belehrung und Anregung aus den Händen legen. In sechs Abschnitten wird der Mensch betrachtet: als Fötus, in der Periode der Kindheit, in der Pubertäts-Entwicklung, auf dem höchsten Standpuncte seiner körperlichen Ausbildung, im Greisenalter, im Sterben und in der Verwesung. Auf jeder Entwicklungsstufe wird seine körperliche, gemüthliche und geistige Seite dargestellt.

Mancherley curiose Ansichten kommen auch darin vor, z. B. S. 211 die, daß die Schamhaftigkeit der Jungfrau hauptsächlich daher rühre, weil sie sich bewußt sey 'daß ihr Geschlechtsapparat unvollkommen, unvollendet und ungeschlossen sey.' Der Vf. verweist auf S. 172, es ist aber S. 173, wo er dieses auseinander zu setzen sich bemüht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 23. April 1831.

Göttingen.

Eine am 15. April von dem Hofr. Gauß der Königl. Societät überreichte Vorlesung: *Theoria residuorum biquadraticorum, commentatio secunda*, ist die Fortsetzung der bereits im sechsten Bande der *Commentationes novae* abgedruckten Abhandlung, wovon auch in unsern Blättern zu seiner Zeit 1825 S. 59 eine Anzeige gemacht war. Auch diese Fortsetzung, obgleich mehr als doppelt stärker wie die erste Abhandlung, erschöpft den überaus reichhaltigen Gegenstand noch nicht, und erst einer künftigen dritten Abhandlung wird die Vollendung des Ganzen vorbehalten bleiben.

Obgleich die Grundbegriffe dieser Lehren und der Inhalt der ersten Abhandlung als allen, die aus der höhern Arithmetik ein Studium gemacht haben, bekannt vorausgesetzt werden können, wollen wir doch jene zur Bequemlichkeit solcher Freunde dieses Theils der Mathematik, welchen die erste Abhandlung nicht gleich zur Hand ist, hier

kurz in Erinnerung bringen. In Beziehung auf eine beliebige ganze Zahl p heißt eine andere k ein biquadratischer Rest, wenn es Zahlen der Form $x^4 - k$ gibt, die durch p theilbar sind; im entgegengesetzten Fall heißt sie biquadratischer Nicht-Rest von p . Es ist zureichend, sich hiebey auf den Fall einzuschränken, wo p eine Primzahl der Form $4n + 1$, und k durch dieselbe nicht theilbar ist, da alle andere Fälle entweder für sich klar, oder auf diesen zurückzuführen sind.

Für einen solchen gegebenen Werth von p zerfallen sämtliche durch p nicht theilbare Zahlen in vier Klassen, wovon die eine die biquadratischen Reste, eine zweyte solche biquadratische Nicht-Reste, die quadratische Reste von p sind, enthält, und in die beiden übrigen die biquadratischen Nicht-Reste, welche zugleich quadratische Nicht-Reste sind, vertheilt werden. Das Princip dieser Vertheilung besteht darin, daß allemahl entweder $k^n - 1$, oder $k^n + 1$, oder $k^n - f$, oder $k^n + f$ durch p theilbar seyn wird, wo f eine ganze Zahl bedeutet, die $ff + 1$ durch p theilbar macht. Jeder, dem die elementarische Terminologie bekannt ist, sieht von selbst, wie diese Worterklärungen in dieselbe eingekleidet werden.

Die Theorie dieser Classificierung nicht nur für den an der Oberfläche liegenden Fall $k = -1$, sondern auch für die, subtile Hülfuntersuchungen erfordernden Fälle $k = \pm 2$, findet sich in der erster Abhandlung ganz vollendet. Im Anfang der gegenwärtigen Abhandlung wird nun zu größern Werthen von k fortgeschritten: man braucht aber dabey zunächst nur solche in Betracht zu ziehen, die selbst Primzahlen sind, und der Erfolg zeigt, daß die Resultate am einfachsten ausfallen, wenn man die Werthe positiv oder

negativ nimmt, je nachdem sie, absolut betrachtet, von der Form $4m + 1$ oder $4m + 3$ sind. Die Induction gibt hier sofort mit großer Leichtigkeit eine reiche Ernte von neuen Lehrensätzen, wovon wir hier nur ein Paar anführen. Die Numerierung der Classen mit 1, 2, 3, 4 wird auf die Fälle bezogen, wo h^n den Zahlen 1, f , -1 , $-f$ congruent wird; zugleich ist für die Zahl f immer derjenige Werth angenommen, welcher $a + bf$ durch p theilbar macht, wenn $aa + bb$ die Zerlegung von p in ein ungerades und ein gerades Quadrat vorstellt. So findet sich durch die Induction, daß die Zahl -3 allemal zu der Classe 1, 2, 3, 4 gehört, je nachdem b , $a + b$, a , $a - b$ durch 3 theilbar ist; daß die Zahl $+5$ der Reihe nach zu jenen Classen gehört, je nachdem b , $a - b$, a , $a + b$ durch 5 theilbar ist; daß die Zahl -7 in die Classe 1 fällt, wenn a oder b ; in die Classe 1, wenn $a - 2b$ oder $a - 3b$; in die Classe 2, wenn $a - b$ oder $a + b$; in die Classe 3, wenn $a + 2b$ oder $a + 3b$ durch 7 theilbar ist. Ähnliche Theoreme ergeben sich in Beziehung auf die Zahlen -11 , $+13$, $+17$, -19 , -23 u. s. f. So leicht sich aber alle dergleichen specielle Theoreme durch die Induction entdecken lassen, so schwer scheint es, auf diesem Wege ein allgemeines Gesetz für diese Formen aufzufinden, wenn auch manches Gemeinschaftliche bald in die Augen fällt, und noch viel schwerer ist es, für diese Lehrensätze die Beweise zu finden. Die für die Zahlen $+2$ und -2 in der ersten Abhandlung gebrauchten Methoden vertragen hier keine Anwendung mehr, und wenn gleich andere Methoden ebenfalls das, was sich auf die erste und dritte Classe bezieht, zu erledigen dienen können

ten, so zeigen sich doch solche zur Begründung von vollständigen Beweisen untauglich.

Man erkennt demnach bald, daß man in dieses reiche Gebiet der höhern Arithmetik nur auf ganz neuen Wegen eindringen kann. Der Verf. hatte schon in der ersten Abhandlung eine Andeutung gegeben, daß dazu eine eigenthümliche Erweiterung des ganzen Feldes der höhern Arithmetik wesentlich erforderlich ist, ohne damals sich näher darüber zu erklären, worin dieselbe bestehe: die gegenwärtige Abhandlung ist dazu bestimmt, diesen Gegenstand ins Licht zu setzen.

Es ist dieses nichts anders, als daß für die wahre Begründung der Theorie der biquadratischen Reste das Feld der höhern Arithmetik, welches man sonst nur auf die reellen ganzen Zahlen ausdehnte, auch über die imaginären erstreckt werden, und diesen das völlig gleiche Bürgerrecht mit jenen eingeräumt werden muß. So bald man dieß einmahl eingesehen hat, erscheint jene Theorie in einem ganz neuen Lichte, und ihre Resultate gewinnen eine höchst überraschende Einfachheit.

Ehe jedoch in diesem erweiterten Zahlengebiet die Theorie der biquadratischen Reste selbst entwickelt werden kann, müssen in jenem die dieser Theorie vorangehenden Lehren der höhern Arithmetik, die bisher nur in Beziehung auf reelle Zahlen bearbeitet sind, an dieser Erweiterung Theil nehmen. Von diesen vorgängigen Untersuchungen können wir hier nur Einiges anführen. Der Verf. nennt jede Größe $a + bi$, wo a und b reelle Größen bedeuten, und i der Kürze wegen anstatt $\sqrt{-1}$ geschrieben ist, eine complexe ganze Zahl, wenn zugleich a und b ganze Zahlen sind. Die complexen Größen stehen also nicht den reellen entgegen, sondern enthalten diese

als einen speciellen Fall, wo $b = 0$, unter sich. Zur bequemen Handhabung war es erforderlich, mehrere auf die complexen Größen sich beziehende Begriffsbildungen mit besondern Benennungen zu belegen, welche wir aber in dieser Anzeige zu umgehen suchen werden.

So wie in der Arithmetik der reellen Zahlen nur von zwey Einheiten, der positiven und negativen, die Rede ist, so haben wir in der Arithmetik der complexen Zahlen vier Einheiten $+1$, -1 , $+i$, $-i$. Zusammengesetzt heißt eine complexe ganze Zahl, wenn sie das Product aus zwey von den Einheiten verschiedenen ganzen Factoren ist; eine complexe Zahl hingegen, die eine solche Zerlegung in Factoren nicht zuläßt, heißt eine complexe Primzahl. So ist z. B. die reelle Zahl 3, auch als complexe Zahl betrachtet eine Primzahl, während 5 als complexe Zahl zusammengesetzt ist $= (1 + 2i)(1 - 2i)$. Eben so wie in der höhern Arithmetik der reellen Zahlen spielen auch in dem erweiterten Felde dieser Wissenschaft die Primzahlen eine Hauptrolle.

Wird eine complexe ganze Zahl $a + bi$ als Modulus angenommen, so lassen sich $aa + bb$ unter sich nicht congruente, und nicht mehrere, complexe Zahlen aufstellen, von denen einer jede vorgegebene ganze complexe Zahl congruent seyn muß, und die man ein vollständiges System incongruenter Reste nennen kann. Die sogenannten kleinsten und absolut kleinsten Reste in der Arithmetik der reellen Zahlen haben auch hier ihr vollkommenes Analogon. So besteht z. B. für den Modulus $1 + 2i$ das vollständige System der absolut kleinsten Reste aus den Zahlen 1 , i , -1 und $-i$. Fast die sämtlichen Untersuchungen der vier ersten Abschnitte der *Disquisitiones Arithmeticae* fin-

den, mit einigen Modificationen, auch in der erweiterten Arithmetik ihren Platz. Das berühmte Fermatsche Theorem z. B. nimmt hier folgende Gestalt an: Wenn $a + bi$ eine complexe Primzahl ist, und k eine durch jene nicht theilbare complexe Zahl, so ist immer $k^{aa+bb} - 1 \equiv 1$ für den Modulus $a + bi$. Ganz besonders merkwürdig ist es aber, daß das Fundamentaltheorem für die quadratischen Reste in der Arithmetik der complexen Zahlen sein vollkommenes, nur hier noch einfacheres, Gegenstück hat; sind nämlich $a + bi$, $A + Bi$ complexe Primzahlen, so daß a und A ungerade, b und B gerade sind, so ist die erste quadratischer Rest der zweyten, wenn die zweyte quadratischer Rest der ersten ist, hingegen die erste quadratischer Nichtrest der zweyten, wenn die zweyte quadratischer Nichtrest der ersten ist.

Indem die Abhandlung nach diesen Voruntersuchungen zu der Lehre von den biquadratischen Resten selbst übergeht, wird zuvörderst anstatt der bloßen Unterscheidung zwischen biquadratischen Resten und Nichtresten eine Vertheilung der durch den Modulus nicht theilbaren Zahlen in vier Klassen festgesetzt. Ist nämlich der Modulus eine complexe Primzahl $a + bi$, wo immer a ungerade b gerade vorausgesetzt, und der Kürze wegen p statt $aa + bb$ geschrieben wird, und k eine complexe durch $a + bi$ nicht theilbare Zahl, so wird allemahl $k^{\frac{1}{2}(p-1)}$ einer der Zahlen $+1$, $+i$, -1 , $-i$ congruent seyn, und dadurch eine Vertheilung sämtlicher durch $a + bi$ nicht theilbarer Zahlen in vier Classen begründet, denen der Reihe nach der biquadratische Character 0, 1, 2, 3 beygelegt wird. Offenbar bezieht sich der Character 0 auf die biquadratischen Reste, die übrigen auf die biquadratischen

Nichtreste, und zwar so, daß dem Character 2 zugleich quadratische Reste, den Charactern 1 und 3 hingegen quadratische Nichtreste entsprechen.

Man erkennt leicht, daß es hauptsächlich darauf ankommt, diesen Character bloß für solche Werthe von k bestimmen zu können, die selbst complexe Primzahlen sind, und hier führt sogleich die Induction zu höchst einfachen Resultaten.

Wird zuerst $k = 1 + i$ gesetzt, so zeigt sich, daß der Character dieser Zahl allemahl $\equiv \frac{1}{2}(-aa + 2ab - 3bb + 1) \pmod{4}$ wird, und ähnliche Ausdrücke finden sich für die Fälle $k = 1 - i$, $k = -1 + i$, $k = -1 - i$.

Ist hingegen $k = a + bi$ eine solche Primzahl, wo a ungerade und b gerade ist, so ergibt sich durch die Induction sehr leicht ein dem Fundamentaltheorem für die quadratischen Reste ganz analoges Reciprocitätsgesetz, welches am einfachsten auf folgende Art ausgedrückt werden kann:

Wenn sowohl $a + b - 1$ als $a + b - 1$ durch 4 theilbar sind (auf welchen Fall alle übrigen leicht zurückgeführt werden können), und der Character der Zahl $a + bi$ in Beziehung auf den Modulus $a + bi$ durch λ , hingegen der Character von $a + bi$ in Beziehung auf den Modulus $a + b$ durch l bezeichnet wird: so ist $\lambda = l$, wenn zugleich eine der Zahlen b , b (oder beide) durch 4 theilbar ist, hingegen $\lambda = l \pm 2$, wenn keine der Zahlen b , b durch 4 theilbar ist.

Diese Theoreme enthalten im Grunde alles Wesentliche der Theorie der biquadratischen Reste in sich: so leicht es aber war, sie durch Induction zu entdecken, so schwer ist es, strenge Beweise für sie zu geben, besonders für das zweyte, das Fundamentaltheorem der biquadratischen Reste. Wegen des großen Umfanges, zu welchem schon die gegenwärtige Abhandlung an-

gewachsen ist, sah sich der Verfasser genöthigt, die Darstellung des Beweises für das letztere Theorem, in dessen Besiz er seit 20 Jahren ist, für eine künftige dritte Abhandlung zurückzulassen. Dagegen ist in vorliegender Abhandlung noch der vollständige Beweis für das erstere die Zahl $1 + i$ betreffende Theorem (von welchem die anderen für $1 - i$, $-1 + i$, $-1 - i$ abhängig sind) mitgetheilt, welcher schon einigen Begriff von der Verwicklung des Gegenstandes geben kann.

Wir haben nun noch einige allgemeine Anmerkungen beizufügen. Die Versetzung der Lehre von den biquadratischen Resten in das Gebiet der complexen Zahlen könnte vielleicht manchem, der mit der Natur der imaginären Größen weniger vertraut und in falschen Vorstellungen davon befangen ist, anstößig und unnatürlich scheinen, und die Meinung veranlassen, daß die Untersuchung dadurch gleichsam in die Luft gestellt sey, eine schwankende Haltung bekomme, und sich von der Anschaulichkeit ganz entferne. Nichts würde ungegründeter seyn, als eine solche Meinung. Im Gegentheil ist die Arithmetik der complexen Zahlen der anschaulichsten Versinnlichung fähig, und wenn gleich der Verf. in seiner dießmahligen Darstellung eine rein arithmetische Behandlung befolgt hat, so hat er doch auch für diese die Einsicht lebendiger machende und deshalb sehr zu empfehlende Versinnlichung die nöthigen Andeutungen gegeben, welche für selbstdenkende Leser zureichend seyn werden. So wie die absoluten ganzen Zahlen durch eine in einer geraden Linie unter gleichen Entfernungen geordnete Reihe von Puncten dargestellt werden, in der der Anfangspunct die Zahl 0, der nächste die Zahl 1 u. s. w. vertritt; und so wie dann

zur Darstellung der negativen Zahlen nur eine unbegrenzte Verlängerung dieser Reihe auf der entgegengesetzten Seite des Anfangspuncts erforderlich ist: so bedarf es zur Darstellung der complexen ganzen Zahlen nur des Zusatzes, daß jene Reihe als in einer bestimmten unbegrenzten Ebene befindlich angesehen, und parallel mit ihr auf beiden Seiten eine unbeschränkte Anzahl ähnlicher Reihen in gleichen Abständen von einander angenommen werde, so daß wir anstatt einer Reihe von Puncten ein System von Puncten vor uns haben, die sich auf eine zwiefache Art in Reihen von Reihen ordnen lassen, und zur Bildung einer Eintheilung der ganzen Ebene in lauter gleiche Quadrate dienen. Der nächste Punct bey 0 in der ersten Nebenreihe auf der einen Seite der Reihe welche die reellen Zahlen repräsentiert, bezieht sich dann auf die Zahl i , so wie der nächste Punct bey 0 in der ersten Nebenreihe auf der andern Seite auf $-i$ u. s. f. Bey dieser Darstellung wird die Ausführung der arithmetischen Operationen in Beziehung auf die complexen Größen, die Congruenz, die Bildung eines vollständigen Systems incongruenter Zahlen für einen gegebenen Modulus u. s. f. einer Versinnlichung fähig, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Von der andern Seite wird hierdurch die wahre Metaphysik der imaginären Größen in ein neues helles Licht gestellt.

Unsere allgemeine Arithmetik, von deren Umfang die Geometrie der Alten so weit überflügelt wird, ist ganz die Schöpfung der neuern Zeit. Ursprünglich ausgehend von dem Begriff der absoluten ganzen Zahlen hat sie ihr Gebiet stufenweise erweitert; zu den ganzen Zahlen sind die gebrochenen, zu den rationalen die irratio-

nalien, zu den positiven die negativen, zu den reellen die imaginären hinzugekommen. Dieß Vorschreiten ist aber immer anfangs mit furchtsam zögerndem Schritt geschehen. Die ersten Algebraisten nannten noch die negativen Wurzeln der Gleichungen falsche Wurzeln, und sie sind es auch, wo die Aufgabe, auf welche sie sich beziehen, so eingekleidet vorgetragen ist, daß die Beschaffenheit der gesuchten Größe kein Entgegengesetztes zuläßt. Allein so wenig man in der Allgemeinen Arithmetik Bedenken hat, die gebrochenen Zahlen mit aufzunehmen, obgleich es so viele zählbare Dinge gibt, woben eine Bruchzahl ohne Sinn ist, eben so wenig durften in jener den negativen Zahlen gleiche Rechte mit den positiven deshalb versagt werden, weil unzählige Dinge kein Entgegengesetztes zulassen: die Realität der negativen Zahlen ist hinreichend gerechtfertigt, da sie in unzähligen andern Fällen ein adäquates Substrat finden. Darüber ist man nun freylich seit langer Zeit im Klaren: Allein die den reellen Größen gegenübergestellten imaginären — ehemals, und hin und wieder noch jetzt, obwohl unschicklich, unmögliche genannt — sind noch immer weniger eingebürgert als nur geduldet, und erscheinen also mehr wie ein an sich inhaltleeres Zeichenspiel, dem man ein denkbareß Substrat unbedingt abspricht, ohne doch den reichen Tribut, welchen dieses Zeichenspiel zuletzt in den Schatz der Verhältnisse der reellen Größen steuert, verschmähen zu wollen.

Der Verf. hat diesen hochwichtigen Theil der Mathematik seit vielen Jahren aus einem verschiedenen Gesichtspunct betrachtet, woben den imaginären Größen eben so gut ein Gegenstand untergelegt werden kann, wie den negativen: es hat aber bisher an einer Veranlassung gefehlt,

dieselbe öffentlich bestimmt auszusprechen, wenn gleich aufmerksame Leser die Spuren davon in der 1799 erschienenen Schrift über die Gleichungen, und in der Preisschrift über die Umbildung der Flächen leicht wiederfinden werden. In der gegenwärtigen Abhandlung sind die Grundzüge davon kurz angegeben; sie bestehen in Folgendem.

Positive und negative Zahlen können nur da eine Anwendung finden, wo das gezählte ein Entgegengesetztes hat, was mit ihm vereinigt gedacht der Vernichtung gleich zu stellen ist. Genau besehen findet diese Voraussetzung nur da Statt, wo nicht Substanzen (für sich denkbare Gegenstände) sondern Relationen zwischen je zweyen Gegenständen das gezählte sind. Postuliert wird dabey, daß diese Gegenstände auf eine bestimmte Art in eine Reihe geordnet sind z. B. $A, B, C, D \dots$, und daß die Relation des A zu B als der Relation des B zu C u. s. w. gleich betrachtet werden kann. Hier gehört nun zu dem Begriff der Entgegensetzung nichts weiter als der Umtausch der Glieder der Relation, so daß wenn die Relation (oder der Uebergang) von A zu B als $+1$ gilt, die Relation von B zu A durch -1 dargestellt werden muß. Insofern also eine solche Reihe auf beiden Seiten unbegrenzt ist, repräsentiert jede reelle ganze Zahl die Relation eines beliebig als Anfang gewählten Gliedes zu einem bestimmten Gliede der Reihe.

Sind aber die Gegenstände von solcher Art, daß sie nicht in Eine, wenn gleich unbegrenzte, Reihe geordnet werden können, sondern sich nur in Reihen von Reihen ordnen lassen, oder was dasselbe ist, bilden sie eine Mannigfaltigkeit von zwey Dimensionen; verhält es sich dann mit den

Relationen einer Reihe zu einer andern oder den Uebergängen aus einer in die andere auf eine ähnliche Weise wie vorhin mit den Uebergängen von einem Gliede einer Reihe zu einem andern Gliede derselben Reihe, so bedarf es offenbar zur Abmessung des Ueberganges von einem Gliede des Systems zu einem andern außer den vorigen Einheiten $+ 1$ und $- 1$ noch zweyer andern unter sich auch entgegengesetzten $+ i$ und $- i$. Offenbar muß aber dabey noch postuliert werden, daß die Einheit i allemahl den Uebergang von einem gegebenen Gliede einer Reihe zu einem bestimmten Gliede der unmittelbar angrenzenden Reihe bezeichne. Auf diese Weise wird also das System auf eine doppelte Art in Reihen von Reihen geordnet werden können.

Der Mathematiker abstrahiert gänzlich von der Beschaffenheit der Gegenstände und dem Inhalt ihrer Relationen; er hat es bloß mit der Abzählung und Vergleichung der Relationen unter sich zu thun: insofern ist er eben so, wie er den durch $+ 1$ und $- 1$ bezeichneten Relationen, an sich betrachtet, Gleichartigkeit beylegt, solche auf alle vier Elemente $+ 1$, $- 1$, $+ i$ und $- i$ zu erstrecken befugt.

Zur Anschauung lassen sich diese Verhältnisse nur durch eine Darstellung im Raume bringen, und der einfachste Fall ist, wo kein Grund vorhanden ist, die Symbole der Gegenstände anders als quadratisch anzuordnen, indem man nämlich eine unbegrenzte Ebene durch zwey Systeme von Parallellinien, die einander rechtwinklich durchkreuzen, in Quadrate vertheilt, und die Durchschnittspuncte zu den Symbolen wählt. Jeder solche Punct A hat hier vier Nachbarn, und wenn man die Relation des A zu einem benachbarten Puncte durch $+ 1$ bezeich-

net, so ist die durch -1 zu bezeichnende von selbst bestimmt, während man, welche der beiden andern man will, für $+i$ wählen, oder den sich auf $+i$ beziehenden Punct nach Gefallen rechts oder links nehmen kann. Dieser Unterschied zwischen rechts und links ist, so bald man vorwärts und rückwärts in der Ebne, und oben und unten in Beziehung auf die beiden Seiten der Ebne einmahl (nach Gefallen) festgesetzt hat, in sich völlig bestimmt, wenn wir gleich unsere Anschauung dieses Unterschiedes andern nur durch Nachweisung an wirklich vorhandenen materiellen Dingen mittheilen können *). Wenn man aber auch über letzteres sich entschlossen hat, sieht man, daß es doch von unserer Willkühr abhing, welche von den beiden in Einem Puncte sich durchkreuzenden Reihen wir als Hauptreihe, und welche Richtung in ihr man als auf positive Zahlen sich beziehend ansehen wollten; man sieht ferner, daß wenn wir die vorher als $+i$ behandelte Relation für $+1$ nehmen will, man nothwendig die vorher durch -1 bezeichnete Relation für $+i$ nehmen muß. Das heißt aber, in der Sprache der Mathematiker, $+i$ ist mittlere Proportionalgröße zwischen $+1$ und -1 oder entspricht dem Zeichen $\sqrt{-1}$: wir sagen absichtlich nicht die mittlere Proportionalgröße, denn $-i$ hat offenbar gleichen Anspruch. Hier ist

* *) Beide Bemerkungen hat schon Kant gemacht, aber man begreift nicht, wie dieser scharfsinnige Philosoph in der ersteren einen Beweis für seine Meinung, daß der Raum nur Form unserer äußern Anschauung sey, zu finden glauben konnte, da die zweyte so klar das Gegentheil, und daß der Raum unabhängig von unserer Anschauungsart eine reelle Bedeutung haben muß, beweiset.

also die Nachweisbarkeit einer anschaulichen Bedeutung von $\sqrt{-1}$ vollkommen gerechtfertigt, und mehr bedarf es nicht, um diese Größe in das Gebiet der Gegenstände der Arithmetik zuzulassen.

Wir haben geglaubt, den Freunden der Mathematik durch diese kurze Darstellung der Hauptmomente einer neuen Theorie der sogenannten imaginären Größen einen Dienst zu erweisen. Hat man diesen Gegenstand bisher aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet und eine geheimnißvolle Dunkelheit dabey gefunden, so ist dieß größtentheils den wenig schicklichen Benennungen zuzuschreiben. Hätte man $+1$, -1 , $\sqrt{-1}$ nicht positive, negative, imaginäre (oder gar unmögliche) Einheit, sondern etwa directe, inverse, laterale Einheit genannt, so hätte von einer solchen Dunkelheit kaum die Rede seyn können. Der Verf. hat sich vorbehalten, den Gegenstand, welcher in der vorliegenden Abhandlung eigentlich nur gelegentlich berührt ist, künftig vollständiger zu bearbeiten, wo dann auch die Frage, warum die Relationen zwischen Dingen, die eine Mannigfaltigkeit von mehr als zwey Dimensionen darbieten, nicht noch andere in der allgemeinen Arithmetik zulässige Arten von Größen liefern können, ihre Beantwortung finden wird.

Leipzig und Darmstadt.

Bey Leske: ΙΩΑΝΝΟΤ ΛΑΥΡΕΝΤΙΟΤ ΦΙΛΑΔΕΛΦΕΩΣ ΑΤΔΟΤ ΠΕΡΙ ΜΗΝΩΝ. Ioannis Laurentii Philadelpheni Lydi de mensibus quae exstant excerpta. Textum recognovit atque emendavit, e Graeco in Latinum convertit et perpetua cum sua

et Nicolai Schowii, tum Car. Bened. Hassii et Frid. Creuzeri aliorumque annotatione instruxit indicemque copiosissimum adjecit Guilelmus Roether, Phil. Dr. A. A. L. L. M. Gymnasii Heidelbergensis nuper Professor, nunc Verbi Divini apud Mosbacenses Minister. Accedit Hermetis Trismegisti *περὶ βοτανῶν χυλώσεως* libellus et Vettii Valentis Antiocheni libri primi *ἀνθολογιῶν* fragmentum. XX und 364 S. in 8.

Da schon der Titel von der Thätigkeit des Herausgebers so vollständige Rechenschaft ablegt, und hier nur Raum für eine kurze Notiz ist, so bemerken wir nur im Allgemeinen, daß der von Schow ziemlich fehlervoll herausgegebene Text dieses Werkchens des Eydischen Joannes hier an vielen Stellen, theils durch die Lesarten eines früher nicht verglichenen Pariser Manuscripts, theils durch Conjecturen des Herausgebers und der ihn unterstützenden Gelehrten, berichtigt erscheint, und dabey zugleich eine Menge antiquarischer und mythologischer Einzelheiten durch Vergleichung anderer Schriftsteller erläutert worden sind, doch so, daß immer noch die Hoffnung bleibt, man werde durch ein tieferes Eingehen in die gesammte Kunde der Astrologie und des spätern Mysticismus noch einmal dahin gelangen auch dieß Büchlein noch vollständiger zu verstehen und zu verbessern. Die Masse der Hülfsmittel für diese Studien, welche nun auch durch Aegyptische Papyrus so bedeutend anwächst, macht eine solche durchgreifende und umfassende Arbeit immer rathsamer. Der Herr Herausgeber bezeichnet mit lobenswerther Offenheit zahlreiche Stellen des Textes, welche ihm nicht klar geworden, durch ein eingeschobenes

sic; wir verwunderten uns darunter II, 9 zu finden, wo von dem fünften Wochentage die Rede ist, welcher dem Planeten Phacthon (d. i. Jupiter) zugetheilt sey, und nun fortgefahren wird: *διὰ δὲ (sic) αὐτὸν Ἕλληνας ζωγόνον θεολογοῦσιν, ὅθεν καὶ ἐν Κρήτῃ τεχθῆναι μυθικῶς αὐτὸν βούλονται*, wo doch, wenn es keine Accente und keinen Unterschied großer und kleiner Buchstaben gäbe, Jedermann sogleich lesen müßte: *Δία δὲ αὐτὸν Ἕλληνας ζωγόνον θεολογοῦσιν*. Hernach fand der Unterz., daß diese Emendation, die man kaum so nennen kann, in der Vorrede nachgetragen wird; sie ist nebst mehreren andern schönen Verbesserungen des Joannes von Jacobs zur Anthologie mitgetheilt worden. Ein Excurs von Herrn Lewald über zwey Stellen des Lydus, welche Sätze des Aristoteles über das Princip der Ethik und die drey Seiten des intellectuellen Vermögens betreffen, ist eine schätzbare Zugabe. Das hinzugefügte Schriftchen, welches unter dem Namen des Hermes Trismegist von der astrologischen Beziehung der Gewächse zu den Gestirnen und ihren daraus erwachsenden wunderbaren Kräften handelt, wird aus einem Leydner und Münchner Codex neu herausgegeben; das Büchlein des Petrus Borsarius aber, eine Anleitung zu astrologischen Berechnungen enthaltend, aus einem Apographon von Jac. Gronow, welches Creuzer von Wittenbach erhalten, hier zuerst bekannt gemacht. Beide bedürfen eines erneuerten Studiums; das letztere Werk wird mit Hülfe weniger leichter Berechnungen im Ganzen sehr sicher herzustellen seyn.

K. D. M.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 25. April 1831.

M a i n z

Bey Kupferberg: Gedrängte historisch-chrestomatische Uebersicht der Literatur Frankreichs, für Gymnasien und andere obere Schulanstalten von Dr. P. J. Peloup. 161 S. in 8. 1829.

Der Titel dieses Buches kündigt streng genommen etwas Unmögliches an. Durch ausgewählte Stücke und Stellen kann man nur in so weit eine Uebersicht einer Nationalliteratur geben, als dieselben ohne Lücke die Hauptmomente ihrer Entwicklung zu erkennen geben; um aber die Auswahl zu rechtfertigen und das Ausgewählte, als bezeichnend eine ganze Epoche, darzustellen, bedarf es historischer Notizen und ästhetischer Urtheile in welchen das, was jene Einzelheiten zu einem Ganzen verbindet, und ihr Verhältniß zum Ganzen nachgewiesen wird. Gedrängt kann eine solche Uebersicht insofern nicht seyn, als sie auch Literaturwerke von größerem Umfang aufnehmen müßte, bey welchem das Ganze nicht aus dem Theile zu erkennen ist. Etwas anderes

ist es, wenn eine solche Uebersicht nur aus dem Gesichtspuncte der Sprache gemacht wird. Der kundige Verf. des vorliegenden Buchs hat nun zwar, was der Titel angibt, nicht geleistet — er gibt keine Uebersicht der Litteratur Frankreichs, sondern in diesem Hefte zuerst nur Fragmente der poetischen — und hier auch noch mit Ausschluß von Stellen aus Romanen und Erzählungen in prosaischer Form — mit historischen und andern Notizen begleitet und durchflochten. Aber Ref. ist überzeugt, daß auch die poetische Litteratur auf diese Weise nicht übersehen werden kann — weil man ja aus Stellen, oder selbst aus einer Scene eines Dramas (wie z. B. der hier aus Corneille u. a. ausgezogenen) ein ganzes Drama und was den dramatischen Geist eines Schriftstellers ausmacht, nicht zu erkennen im Stande ist. Indessen ist man bey Franzosen gewohnt, das Interesse der Sprache und des Styls über das der Poesie vorwalten zu sehen; und so kommt die Aufgabe auf eine Auswahl sogenannter schöner und ausgezeichneten Stellen, kleiner Gedichte, Scenen u. s. w. zurück, zwischen denen einige meist geschichtliche und ästhetische Bemerkungen des Verfs. fortlaufen. Die Auswahl selbst ist im Ganzen mit gesundem Sinn gemacht, obgleich wir nicht wie der Verf. in der Vorrede sagen möchten, daß dabey auf 'die Ausbildung der gesammten Seelenkräfte des Jünglings die möglichste Rücksicht genommen sey'; die ästhetischen und historischen Bemerkungen sind größtentheils richtig, wenn auch nicht neu, und verrathen einen in der französischen Litteratur bewanderten und mit der Zeit fortgegangenen Lehrer. Auch der deutsche Styl ist besser, als ihn sonst Franzosen haben. Den Gang, welchen der Vf. in dieser Uebersicht überhaupt nimmt, möch-

ten wir nicht tadeln. Er verfolgt nämlich die französische Poesie zuerst nach chronologischer Ordnung bis auf das siècle de Louis XIV., von da führt er die Fortschritte der französischen Poesie nach den einzelnen Dichtungsarten weiter und bis auf die neueste Zeit herab. Von jener Epoche an theilt der Verf. reichlicher Stellen der Dichter mit.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über das Einzelne bey. Was den Anfang der historischen Skizze anlangt, welche der Verf. gibt, so hat er die provenzalische und die nordfranzösische, vom Normännischen ausgehende Poesie nicht klar und bestimmt unterschieden. Der Verf. bemerkt nicht, daß letztere sich später entwickelte, und unterscheidet nicht Troubadours und Trouvères. Er führt S. 5 die Aubades, Serenades u. a. Lieder als 'lyrische Dichtungsarten' an, obwohl der Gegenstand hier keinen Unterschied der Dichtungsform macht. — Im folgenden § spricht er von der epischen Poesie, zu welcher man die fabliaux und poetischen Romans zählte — mithin von den nordfranzösischen Dichtungen und im folgenden § kommt er wieder auf die Hauptformen der provenzalischen Poesie, ohne auf jenen Unterschied hinzuweisen. So wird der Lehrling gewiß keinen klaren Begriff über das Verhältniß jener ersten Zweige der französischen Poesie bekommen haben. Beym Grafen Poitou wird, da es mehrere dieses Namens gab, § 2 hinzugefügt werden müssen Wilhelm IX.; das Todesjahr des Pierre Vidal ist 1229 nicht 1129. Die Académie des jeux floraux hat zu wenig Einfluß auf die französische Nationalpoesie geäußert, um ihr in einer gedrängten Uebersicht einen besondern § zu widmen. — In Betreff der neuesten dramatischen

Poesie hätte der Verf., der sonst mit rühmlicher Unbefangenenheit von den Ausländern spricht (z. B. am Schlusse S. 140) und auch öfters A. W. v. Schlegel's und anderer Deutschen Urtheile sich anschließt, in dem Paragraph, in welchem er des Schauspielers Talma Verdienste rühmt (S. 34), nicht vergessen sollen des unverkennbaren Einflusses zu gedenken, welchen, besonders durch Talma und Ducis, Shakespeare auf die dramatische Poesie der Franzosen gehabt hat. Auch vermischen wir überhaupt eine Andeutung des Ganges, welchen die neuere französische Poesie und die dramatische insbesondere in den letzten Jahren genommen, und der Ursachen, durch welche sie eine dem alten System entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat. Die Erwähnung der Romantiker und Victor Hugo's im 20sten §., ferner die Stelle S. 87 über Classisches und Romantisches — welche in dem 25sten an rechter Stelle gewesen wären — und die im letzten § aufgeführten Namen der neuesten Dramatiker füllen diese Lücke nicht aus. — Den meisten, und für diese Uebersicht unverhältnißmäßigen Raum nehmen einige Scenen aus Lustspielen Moliere's ein, von welchem der Verf. S. 37 — 64 spricht und mittheilt. Bey zwey poetischen Stücken Lafontaine's sind auch Uebersetzungen beygesetzt worden. Aus Delavigne's, Lamartine's und Victor Hugo's Poesien hat der Verfasser ausgezeichnete Stücke mitgetheilt. Den Schluß macht ein kleiner Anhang ausgewählter Stellen und Stücke französischer Poesie ohne Ordnung und weitere Angabe des Zwecks. Zu weiterer Erläuterung mag dieß Buch unter gewissen Verhältnissen einen zweckmäßigen Leitfaden abgeben.

B e r l i n.

Bey Dümmler: Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechts-Pflege. Herausgegeben von dem Criminal-Director Hitzig in Berlin. Erster Band, 1828, 458 Seiten; Zweyter Band, 1828, 446 S.; Dritter Band, 1829, 398 S.; Vierter Band, 1829, 424 S.; Fünfter Band, 1829, 446 S. Dann: Jahrgang 1830. Erster Band, 426 S. Zweyter Band, 462 S. Dritter Band, 458 S. Jahrgang 1831. Erster Band, 452 S. Octav. (Jeder Band zerfällt in zwey Hefte, die von I bis XVIII bezeichnet sind).

Das erste Heft dieser mit des Hn. Herausgebers parallel laufenden 'Zeitschrift für Preussische Criminalrechtspflege' erscheinenden Annalen ist zwar beyläufig bey Gelegenheit der Anzeige der letztern in unsern Blättern Jahrg. 1828. Bd. I. S. 855 erwähnt worden; wir kommen jedoch um so lieber auf die erstern zurück, als nunmehr eine genügende Anzahl von Heften derselben vorliegt, um über die Ausführung des ihnen zum Grunde liegenden Plans (über welchen an dem angeführten Orte unserer Blätter das Nöthige bereits bemerkt worden ist), ein sicheres Urtheil fällen zu können. So sehr man es auch erwarten konnte, daß der, als ausgezeichnete Geschäftsman und vielseitiger Gelehrter rühmlichst bekannte Hr. Herausgeber, auch bey der Redaction dieser Annalen den Hoffnungen entsprechen würde, welche das juristische Publicum in ihrer Hinsicht hegte, eben so dreist darf man behaupten, daß jene Erwartungen in voller Maße erfüllt sind, und daß das Urtheil in Betreff der so trefflich und umsichtig erreichten Ausführung des bey der Herausgabe beabsichtigten Zwecks nur unbedingt

zu Gunsten des Hn. Herausgebers ausfallen kann. Wer es, sey es als Theoretiker, sey es als Practiker, nur irgend gefühlt hat, auf welchem unsichern Boden die Berufung auf eine, bey der Anwendung der veralteten und dem jetzigen Rechtszustande so wenig angemessenen gemeinrechtlichen Quellen des Criminalrechts so wesentlich nothwendig gewordene, Ansicht der dieselben modificierenden, abändernden und erläuternden, allgemeinen Praxis oder eines allgemeinen Gerichtsgebrauchs, beruht, dem muß nothwendig ein Werk äußerst willkommen seyn, welches, wie das vorliegende, zur Nachweisung und zur Erkenntniß dieser Praxis die reichhaltigsten Materialien enthält; auf der andern Seite aber wird auch dem Geschäftsmanne durch die Fülle der, wenn gleich gedrängt, aber dennoch in ihren wesentlichen Thatumständen mitgetheilten Rechtsfälle aus dem Auslande (England, Spanien, Portugal, Frankreich, den außereuropäischen Welttheilen) eine Gelegenheit zur Uebung seines practischen Blicks bey dem Inquirieren und bey der Beurtheilung der verbrecherischen Zustände dargeboten, die ihm bisher durchaus ermangelte, so daß auch in dieser Richtung das vorliegende Werk als einzig in seiner Art darsteht. Einer besondern Empfehlung dieses, so ganz und gar auf das Bedürfniß berechneten Werks bedarf es daher gewiß nicht, und dieses um so weniger, als der wachsende Beyfall, welcher eine Erweiterung desselben, in Bezug auf die Vermehrung der in jedem Jahre erscheinenden Bändezahl, nothwendig gemacht hat, zu erkennen gibt, wie sehr der Werth desselben von dem juristischen Publicum bereits anerkannt worden ist. In das reiche Detail desselben hinzugehen, erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht; wir müssen die vollständige Verzeichnung

des Inhalts ändern, den literarischen Erscheinungen in der Rechtswissenschaft besonders gewidmeten Zeitschriften überlassen; im allgemeinen dürfen wir uns auf eine Andeutung desselben beschränken. Um die gemeinrechtliche Praxis nachzuweisen, sind vorzugweise merkwürdige Rechtsfälle nebst ihrer Beurtheilung nach dem gemeinrechtlichen Criminalrechte, und nebst den Entscheidungen der Criminalgerichte und Rechtsfacultäten aus einem großen Theile der deutschen Länder, in welchen noch das gemeine Criminalrecht gilt und nicht durch eigene Strafgesetzbücher verdrängt worden ist, wiewohl auch solche nicht ausgeschlossen sind, die nach den einheimischen Strafgesetzbüchern entschieden wurden, mitgetheilt; fast alle zeichnen sich sowohl durch Inhalt, als durch die Bearbeitung in Bezug auf ihre Darstellung aus. Beispielsweise soll nur an folgende, vorzüglich meisterhafte Darstellungen erinnert werden: Tartuffe als Mörder von v. Feuerbach (Hest III), nachmals auch in dessen Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, aufgenommen; Tödtung mit Einwilligung der Getödteten, von Morgenstern (S. VIII), Theros und Consorten, von Bischoff (S. X), von Tureck, von demselben (S. XI), Sand von Jarcke (S. IX ff.), der Mörder Dau von v. Schirach (S. IX), die Gräuelszenen zu Wildensprach, von Jarcke (S. XV) u. — Gleichfalls zu diesem Zwecke dienen die trefflichen Uebersichten über die Criminalrechtspflege in einzelnen deutschen Ländern, wobey es nur zu wünschen ist, daß der Hr. Herausg. zu Mittheilungen solcher Art recht kräftig unterstützt werden möge. Auszuzeichnen sind in dieser Hinsicht die Uebersicht Schleswig-Holsteinischer Criminalrechtsquellen und der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des jetzt geltenden Schleswig-Holsteinischen Criminalrechts, von v. Schirach (S. IV), die treffliche Uebersicht

über sämtliche Criminalrechtsprüche der Justizcancley zu Celle aus den Jahren 1815..1827, bearbeitet von v. Bothmer (S. VIII ff.), die von dem Hn. Herausg. gelieferte Uebersicht der Criminalerkennnisse des Oberhofgerichts zu Mannheim, die Uebersicht über die Gerichtsverfassung und das Verfahren in Strassachen im Großherzogthum Hessen (S. XVIII) u. — Allgemeinerer Zwecke dagegen verfolgen einzelne schätzbare Abhandlungen über Imputation, Monomanie, einzelne Rechtsfragen u., so wie die in die Gefängnißkunde und Criminalstatistik einschlagenden Beyträge. Auch hier ist vorzüglich zu bemerken: der französische Comte général de l'administration de la justice criminelle pendant l'année 1827, dargestellt und verglichen mit den Nachrichten über den Zustand der Verbrechen in Nordamerica, England, der Schweiz, Baden, Würtemberg und Bayern, mit Untersuchung über die Ursache der Vermehrung der Verbrechen, von Mittermaier (S. V flg.), die Beyträge zur Criminalstatistik mit vergleichenden Bemerkungen über die Verhältnisse der Verbrechen und der Criminaljustiz in Frankreich, England, in den Niederlanden, der Schweiz, Bayern, Baden und Lippe-Detmold, von demselben (S. XIII), die Mittheilungen über ältere berühmte Criminalprocesse, wie z. B. gegen Karl I., Ludwig XVI., so wie über neuere, besonders zur Tagesgeschichte gehörende Straffälle, wie z. B. den Proceß gegen die Französischen Minister, über Caspar Hauser, die Angelegenheit des Oberjägermeisters von Sierstorpff, die Auszüge aus den wichtigsten neuern, die Criminalrechtspflege betreffenden Werken, und andere mehr.

§. 635 §. 1 st. dieselbe l. denselben. §. 637
 §. 19 man l. wir. §. 21 wir l. man.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 28. April 1831.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben der Universität einen neuen Beweis Höchst-Ihrer gnädigen Fürsorge gegeben, indem Sie den Hn. Dr. J. N. E. Gieseler, bisherigen Professor in Bonn, zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät allhier ernannt haben. Derselbige ist bereits bey uns eingetroffen, und wird seine Vorlesungen sofort eröffnen.

M ü n c h e n.

Nova Genera et Species plantarum, quas in itinere per Brasiliam 1817..1820 jussu et auspiciis Maximiliani Josephi I. Bavariae Regis Augustissimi suscepto collegit et descripsit Dr. C. F. P. de Martius, Ord. Reg. Civ. Cor. Bavar. Eques etc. Vol. III. ultimum, Fasc. 1. p 88. cum Tab. 201..231. in 4 maj.

In Beziehung auf die Anzeigen der beiden ersten Theile (Jahrg. 1825. St. 114 und 1829

St. 17) wollen wir jetzt den wesentlichen Inhalt des vorliegenden neuen Heftes mittheilen. Der Gegenstand betrifft vorzüglich einige unter Einné's *Didynamia Angiospermia* begriffene Familien, welche sämmtlich einer genauern Bearbeitung bedürfen. Wir nehmen, was der Vf. auch in dieser Hinsicht darbietet, mit allem Dank an. Den Anfang machen die *Scrophularinen* mit der Gattung *Physocalyx* Pohl. (lc. et *Descript. plant. Brasil.*), ausgezeichnet durch den aufgeblasenen gefärbten Kelch, welche Herr v. M. mit zwey von ihm in Brasilien entdeckten Arten (*major et minor* Tab. 201. 202) vermehrt. Es sind Sträucher von mittlerer Höhe, deren Blätter bald gegenüber bald wechselsweise stehen, und die nur auf einer Höhe von 2500 . . 3000 Fuß vorkommen. *Virgularia* R. et Pav., von den Neuern nicht beachtet, von Mikán aber *Esterhazyia* genannt, steht, wie hier bewiesen wird, der *Gerardia* sehr nahe, unterscheidet sich aber durch eine fast holzartige Kapsel mit gespaltenen Klappen und einer aus zwey Lamellen bestehenden Scheidewand. Die echten *Gerardien* hingegen haben eine häutige Fruchtkapsel, ungetheilte Klappen und eine einfache Scheidewand; auch ist ihr Kelch gewöhnlich tiefer gespalten und die Blumenkrone von zarterer Substanz. Diesen, nicht zu übersehenden Merkmalen zufolge, rechnet der Verf. mehrere, von Schlechtendahl in der *Einnéa* (III. 1828) als *Gerardien* beschriebene Pflanzen zu *Virgularia*, und gibt zugleich von einigen derselben Tab. 3 . . 5 sehr schöne und mit Analysen begleitete Vorstellungen. Auch *Gerardia* erhält einen kleinen Zuwachs nebst sehr instructiven Abbildungen, besonders in Hinsicht ihrer *Fructificationstheile* (Tabb. 206. 207); beyläufig werden noch einige bereits bekannte Arten

derselben Kurz characterisirt. Eine andere, noch wenig bekannte Gattung der Flora Peruana, *Macardonia*, erhält durch die genaue und umständliche Beschreibung einer zweyten, in Brasilien entdeckten und Tab. 208 abgebildeten, Art mehr Festigkeit. Zugleich wird bewiesen, daß die ihr sehr ähnliche *Calytriplex* derselben Flora mit *Herpestes Monnieria* L. (*Bramia* Lamk.) zusammenfällt, aber von *Macardonia* sowohl als von *Herpestes* unterschieden zu werden verdient, wie sich auch aus den hier mitgetheilten generischen Characteren deutlich ergibt. Wir bemerken nur, daß *Bramia* oder *Calytriplex* (zu welcher übrigens noch andere *Herpestes*-Arten gehören) eine trichterförmige Blumenkrone mit einer niedergedrückten kopfförmigen oder eingeskerbten Narbe besitzt, während die wahren *Herpestes*-Arten mit einer zweylippigen rachenförmigen Blumenkrone und einer gespaltenen Narbe versehen sind.

Zu den *Acanthaceen* glaubt Herr v. Martius die allerdings etwas abweichende *Mendozia* Vand. rechnen zu können, wenigstens würde sie sich mit keiner andern Familie besser vereinigen lassen. Vielleicht betrachtet man diese Gattung nicht mit Unrecht als Typus einer besondern Familie, was manche eigenthümliche Merkmale derselben schon anzudeuten scheinen. Daß der Verf. die die Blume der *Mendozia* umhüllenden Blättchen, nicht, wie *Bandelli* u. andere, Kelch, sondern *Bracteen* nennt, das sogenannte *Nectarium* (ein schmaler häutiger, den Fruchtknoten umgebender Ring) hingegen als Kelch ansieht, scheint dem Rec. bey weitem natürlicher; richtiger wird daher auch der äußere Kelch der der *Mendozia* nahe stehenden *Thunbergia* *Bracteen* genannt; so wie ferner die ge-

genwärtige Bezeichnung der äußern Blumenumhüllung von *Gossypium* und andern Malvaceen dieser Ansicht vollkommen entspricht. Was die Mendozien selbst anlangt, von welchen wir hier drey in Brasilien wachsende Arten (*pilosa*, *Vellosiana* und *puberula*, wozu Tab. 209.. 211) kennen lernen, so sind es klimmende, nur in den wärmeren Gegenden vorkommende Sträucher, mit gegenüberstehenden Blättern und meistens schön gefärbten Blumen. Eine der *Mendoza* verwandte, sehr ausgezeichnete Gattung, mit Blumen einer *Justicia* und zu *Diandria Monogynia* gehörig, wird hier beyläufig unter *Clistax brasiliensis* beschrieben. Eine Vorstellung derselben, wenn auch nur ihrer Fructificationstheile, wäre sehr erwünscht gewesen.

Es folgen nun die *Gesnerieen*, welche den größeren und interessanteren Theil dieses Heftes ausmachen und durch 12 Kupfertafeln (T. 212. 226) erläutert sind. Nach des Verfs. Revision begreift diese Familie 15 Gattungen in sich, unter denen mehrere neue. Die generischen Merkmale, welche zum Grunde liegen, sind besonders der Kelch in Rücksicht seines Verhaltens zum Fruchtknoten, eben so der Blumenkrone und deren Form, die Zahl der Staubfäden (wovon, wenn ein fünfter zugegen, dieser, wie bey einigen *Scrophularinen*, stets als steriles Rudiment erscheint), die Gegenwart oder der Mangel des den Fruchtknoten umgebenden oder zu Drüsen anschwellenden apignuischen Ringes, so wie endlich die Beschaffenheit der Frucht, welche als Kapsel, beerenartige Kapsel oder als wirkliche Beere vorkommt. Wir erlauben uns einige der genaueren Bestimmungen und Berichtigungen, nach der Folge der Gattungen auszuheben. *Gesneria*, wie sie jetzt fast durchgehends genommen

wird, besteht aus Pflanzen, die den verschiedenen Blüthen- und Fruchttheilen nach, drey besondere, so unterschiedene Gattungen bilden: 1. *Gesnera* (nach der richtigeren Schreibart des Verfs.), mit fünftheiligem, dem Fruchtknoten und der Kapsel lose angehefteten Kelche, röhriger Blumenkrone, welche zur Hälfte überständig, fast zweylippigem Saum und meistens 5 Drüsen an der Basis des Fruchtknotens. Die Arten dieser Gattung sind, außer einigen neuen brasilischen (*tuberosa*, *rupicola*, *sceptum* &c. &c.): *bulbosa*, *aggregata*, *prasinata* und mehrere andere der bekannteren. 2. *Conradia* (nach Gesner's Vornamen), unterscheidet sich von der vorigen durch einen vollkommen angewachsenen fünfspaltigen Kelch, eine ganz überständige Blumenkrone mit fast gleichspaltigem Saume, so wie auch durch den Mangel der Drüsen an der Basis des Fruchtknotens. Hierher gehören *G. humilis* Plum. und wahrscheinlich mehrere von Swartz beschriebene, z. B. *Craniolaria*, *scabra* &c. &c. 3. *Rytidophyllum*, das Verhalten des Kelchs zum Fruchtknoten ganz wie bey *Conradia*, auch ist die Blumenkrone überständig, aber glockenförmig mit einem fünfklappigem Saume, die Antheren sind weniger verbunden, und statt der auch hier fehlenden Drüsen ist ein dicker ringförmiger buchtiger *discus epigynus* zugegen. Zu dieser Gattung rechnet Herr v. M. die allgemeyn bekannte *tomentosa*, *grandis* Sw. und eine von Sprengel mit *scabra* verwechselte Art, welche nach ihrem Entdecker *Berteroana* genannt ist. — *Episcia* nennt der Verf. eine der *Besleria* zunächst stehende Gattung, zu welcher auch *Besl. melittifolia* gehört. Sie hat einen tiefer getheilten Kelch, eine trichterförmige Blumenkrone mit fünfklappigem Saume (nicht wie dort fast rachenförmige), eine Drüse am Frucht-

Knotten und eine häutige Kapsel, aber keine Beere (Tab. 216. 217). Zu *Besleria*, deren Analyse Tab. 218 vorstellt, scheint dem Verf. *B. pulchella* Don in Bot. Magaz. t. 1146 nicht wohl zu passen, auch nicht ganz zu *Episcia*, der sie übrigens näher verwandt ist. *Nematanthus* (aus d. Gött. Anz. 1821. S. 719 bekannt) bewährt sich nach der Tab. 220 von einer neuen Art mitgetheilten, sehr genauen Vorstellung der Fructificationstheile als eigenthümliche Gattung. Hieran schließen sich: *Hypocyrta*, mit einer beerenartigen Frucht; *Alloplectus*, mit gefärbtem Kelche und einer beerenartigen Kapsel, auf Tab. 223 sehr schön dargestellt. Nach Herrn v. M. sind hierher zu rechnen: *Besler. cristata* L., *hispida* Kunth. und *coccinea* Aubl. (*bicolor* Schott.?). Einige andere *Beslerien*, z. B. *serulata* Jacq., bilden die neue Gattung *Drymonia* des Verfs. (Tab. 224). Unter *Tapina* ist *Gesneria barbata* Nees et Mart. (Nov. Act. Nat. Cur. XI.) begriffen, wozu Beyrich noch eine zweyte Art (*pusilla* Tab. 225. f. 2) in der Serra D'Estrella entdeckte. *Sinningia* Nees. betrachtet Herr v. M. nur als eine Abtheilung der *Gloxinea*, da neuere Entdeckungen keine generische Absonderung gestatten. Von den 10 bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser gemeinschaftlichen Gattung wachsen 9 in Brasilien, haben alle, wie die *Gesnerien*, einen knolligen Wurzelstock, und lieben, gleich jenen, einen feuchten schattigen Standort. Von den gleichfalls zu dieser Familie zu rechnenden, aber nicht in Brasilien vorkommenden *Columnia*, *Trevirania*, *Sarmienta* und *Mitraria* Cav. werden, zur vollständigen Uebersicht, die berichtigten Charaktere mitgetheilt, und von den drey ersteren auch durch beygefügte Analysen ihrer Fructificationstheile anschaulicher gemacht. Hieran schließt sich eine sy

noptische Uebersicht der Gattungen, nebst dem wesentlichen und natürlichen Character dieser Familie, worauf Hr. v. M. noch einige sehr scharfsinnige Bemerkungen über einzelne Fructifications-theile, so wie über das Verhältniß der Gesnereen zu den verwandten Familien folgen läßt, auf die wir aber, des beschränkten Raumes wegen, hier nur aufmerksam machen können. — Die letzteren Tafeln (27. .31) haben *Witheringia* und *Thryallis* zum Gegenstande, von welchen beiden mehrere neue Arten sehr genau und umständlich, wie man es von dem Vf. gewohnt ist, beschrieben werden.

Schrö.

K ö n i g s b e r g.

Historische und literarische Abhandlungen der Kön. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben vom Professor Dr. Schubert, Director der Gesellschaft. Erste Sammlung. 1830. 228 S. in 8. (bey Gebrüder Bornträger).

Wir begrüßen theilnehmend diese Erstlinge einer, zwar nicht neu gestifteten, aber erneuerten, Gesellschaft, welche hauptsächlich der Geschichte gewidmet sind. Sie enthalten nach einer vorangeschickten kurzen Geschichte der Gesellschaft sieben Aufsätze. Die beiden ersten, vom Hn. Prof. Schubert, beziehen sich auf das Studium der vaterländischen Geschichte, welche an die Geschichte des regierenden Hauses zu knüpfen sey, und auf den zu befolgenden Plan bey dieser, nach welchem der Vf. selber eine sehr ausführliche aus den Quellen gearbeitete Geschichte zu liefern verspricht. — Die beiden folgenden des Hn. Prof. v. Bohlen beziehen sich auf Indien. Zuerst über Handel und Schiffahrt des alten Indiens. Es ist dieß ein sehr lehrreicher Versuch durch Hülfe des Sanscrits die Namen mehrerer Handelsartikel zu erklären, unter denen sie in dem Occident bekannt sind. Freylich

wird man immer mit großer Vorsicht dabey verfahren müssen, so daß Etymologie und Geschichte Hand in Hand gehen. So glauben wir, daß der Vf. irrt (S. 63), wenn es aus der Sprache schon erhellen soll, daß der Gebrauch und Handel des Opiums in Indien neu seyn solle. Denn die Nachricht bey Helian Hist. An. IV, 41 aus Ctesias, 'daß der König von Indien dem Persischen König ein schlafbringendes Mittel als Geschenk sende', kann doch schwerlich auf etwas anders als das Opium bezogen werden. Die Fragen von dem alten Geldwesen, und der eignen Schiffahrt der Indier liegen noch sehr im Dunkel, und werden wohl erst durch eine mehr ausgebreitete Bekannthschaft mit ihrer alten Literatur mit Sicherheit beantwortet werden können. Ueber den zweyten Aufsatz des Hn. v. Bohlen: über den Zusammenhang der Indischen Sprache mit der littauischen, steht nur beider Sprachen Kundigen das Urtheil zu. Der folgende fünfte Aufsatz von Hn. Prof. Schubert: Darstellung der ständischen Verhältnisse und des innern Zustandes im Lande Preußen vor 200 Jahren ist ein sprechender Beweis, daß 'die alte gute Zeit' nicht so gut war wie man sie nur zu oft sich denkt. Der sechste Aufsatz des Hn. Director Strube betrifft, als Beytrag für die Literatur, die Veranlassung und Absicht von Horaz Ode III, 3. Besonders lehrreich aber ist der letzte Aufsatz Hn. Geh. Archivar Faber: über die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhle unter Markgraf Albrecht. Er betrifft diese Verhältnisse in der letzten Periode vor der Säkularisation, und ist ganz auf archivalische Berichte gegründet, woraus hervorgeht daß durch den innern Zustand des Ordens jener so folgenreiche Schritt schon länger vorbereitet war.

Hn.

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 30. April 1831.

B e r l i n .

Bey Reimer: Novum Testamentum Graece. Ex recensione Caroli Lachmanni. Editio Stereotypa. 1831. 501 S. in 8.

Wir eilen, ein Werk anzuzeigen, womit so eben einer unserer ausgezeichnetsten classischen Philologen der theologischen Literatur ein höchst erfreuliches Geschenk gemacht hat. Wenn einem, wie die Sachen einmahl stehen, auch sonst wohl dabey das *Timeo Danaos et dona ferentes* einfallen möchte, — in diesem Falle ist jede Furcht ohne Grund. Wer den Verfasser kennt, weiß, daß sein kirchliches Interesse eben so groß und rein ist, als sein wissenschaftlicher Ernst. Bürgschaft genug, daß das philologische Geschenk, wie neu es auch ist, und Ungewöhnliches enthaltend, doch kein Danaisches ist, sondern ein wahrhaft Christliches und echt Protestantisches. Das Werk selbst wird zu seiner Zeit den Meister loben. Aber wir halten es für Pflicht,

ausdrücklich zu sagen, daß ein Werk, welches mit so edler Freyheit des Geistes, mit so entschiedenem Beruf, nicht ohne Selbstverläugnung, und ausdrücklich in der Absicht gearbeitet ist, daß der christlichen Gemeinde bleibender Nutzen daraus erwachse, seine Rechtfertigung und segnende Kraft in sich selber hat, und sich seinen Dank selbst von Widerwilligen und Aengstlichen, die bey ungewöhnlichen Leistungen nicht ausbleiben, schon verdienen wird.

Während im 15ten und 16ten Jahrhunderte die classische Philologie auf Italischem Boden, wo sie geboren worden, freylich nicht ohne Schuld der Kirche, dem christlichen Leben und Interesse sich mehr oder weniger entfremdete, feindlich oder auch gleichgültig, knüpfte sich im deutschen Gemüthe und Vaterlande zwischen der Theologie und Philologie ein so inniges gegenseitiges Verhältniß, daß jede der andern fortan zu steter Gunst und wechselseitigem Schutze verpflichtet war. Reuchlin, Erasmus, Melanchthon lehren, wie solches geschah. Auf diesem Bündniß des theologischen und philologischen Studiums vornehmlich im deutschen Vaterlande beruhet die Reformation der Kirche einem wesentlichen Theile nach. In der That, was war die Reformation anderes, als die wahre, gesetzmäßige Befreyung der Geister aus den Banden der Barbarey, und die Zurückführung derselben zur Ursprünglichkeit und Lauterkeit der wahrhaft versöhnten classischen und christlichen Bildung? — Seit der Reformation und Kraft derselben kann die Theologie nur dann gedeihen, wenn sie die fortschreitende philologische Kunst und Wissenschaft sich fortwährend aneignet; und eben so hat die classische Philologie nur dann einen wahren Halt und Gehalt in der

neueren Bildung, kann auch nur dann mit wahrhaft welthistorischem Sinn die alte Welt durch den Gegensatz der neuen recht verstehen, wenn sie dem christlichen Interesse befreundet bleibt, und an dem Wachstume des christlichen Lebens aufrichtigen und fördernden Antheil nimmt. Diesen Typus haben die großen, epochemachenden Geister der Reformationszeit der gesammten neueren Europäischen Bildung, insbesondere aber der deutschen so tief eingepägt, daß keine menschliche Gewalt ihn je wieder vertilgen, oder das darin liegende Gesetz aufheben kann. Zwar sind seitdem mit dem Fortschritte der geselligen Bildung die theologische und philologische Berufsweise mehr auseinander getreten; die Arbeit hat getheilt werden müssen, und je größer und umfassender die Aufgaben werden, desto mehr fordert jetzt jede ihren Mann. Dieß ist eben so natürlich, als für beide Disciplinen ersprieflich. Jede gegenseitige Befeindung aber und Ausschließung in den Principien, sie heiße Frömmelley oder Frivolität, führt, wie christlich auch die eine und wie classisch die andere sich gebärden mag, unfehlbar immer zur Barbarey. Es fehlt leider nicht an warnenden Exempeln beiderley Art. Wir nannten oben das Werk des Herrn Prof. Lachmann ein echt Protestantisches. Dieß ist es eben deßhalb, weil es im Geiste der Reformation die lebendige gegenseitige Berührung der Theologie und Philologie auf eine eben so gewinnreiche, als ausgezeichnete Weise darstellt. Unbedenklich stellen wir es dem, was Casaubonus, Grotius, Ernesti in demselben Geiste gethan haben, zur Seite.

Um aber von dieser allgemeinen Betrachtung auf das zu kommen, was das Werk in dem be-

sondern theologischen Gebiete, wozu es gehört, zu leisten angefangen hat (denn Anfang will es selber nur seyn, theils in Beziehung auf eine größere Ausgabe des N. T., die der Verf. verspricht, theils sofern der neue Weg, den es anbahnt, nur wenn eifrige Nachfolger ihn weiter bahnen, zum Ziele führt), so müssen wir in die Geschichte der neutestamentlichen Critik etwas tiefer eingehen. Nur so wird es möglich seyn, den eigenthümlichen Character und das wahre Verdienst dieses Werkes rein und richtig aufzufassen. Der Verf. — nach seiner Art fast ein wenig zu schweigsam gegen die Unkundigen — hat ohne alle Vorrede seinem Werke nur eine kurze Nachrede mit auf den Weg gegeben, worin er freylich diejenigen, welche seine Art und Absicht anders und verständlicher als aus dem Buche selbst wollen kennen lernen, auf eine ausführliche Abhandlung darüber in den theologischen Studien und Critiken 1830 S. 817..845 verweist. Diese Abhandlung — eine wahre Perle jener Zeitschrift, erleichtert dem Referenten die Characteristik des Werkes sehr, ja sie macht es ihm allein möglich, so bald nach Empfang des freundschaftlichen Geschenks, Nachricht davon zu geben.

Der Verf. verläßt den unter den Theologen bisher üblichen Weg ganz und geht auf den fast vergessenen, einsamen Pfad des Fürsten unter den neueren Philologen, des großen R. Bentley zurück. Daß der Philolog sich zu dem Philologen hält, ist ein natürliches Recht. Aber wenn auch Bentley nicht eine so starke theologische Seite gehabt hätte, daß aus seinen apologetischen Schriften noch jetzt viel zu lernen ist, so wird doch die Wahrheit gewiß recht bald auch die Theologen zur Nachfolge verpflichten. Die Sache

ist diese: Bisher galt als ausgemachtes Recht, den *textus receptus*, wiewohl dessen uncritische Entstehungsweise und Unbewährtheit besonders seit Griesbach völlig am Tage lag, dennoch allen weiteren critischen Operationen zum Grunde zu legen, so, daß man bey der Constituierung des Textes vor allem danach fragte, ob Ursache sey, von der *recepta* abzuweichen. Widersprachen die ältesten oder auch die meisten Zeugen, so änderte man, wofern nicht etwa sogenannte innere Gründe davon abriethen. Der durch fortgesetzte Collationen immer stärker anschwellende Strom von Varianten, in welchem auch der beste Schwimmer unterzugehen in Gefahr kam, nöthigte am Ende, das immer mehr sich verwickelnde Verfahren zu simplificieren oder wenn man so will, zu rationalisieren. Man theilte die Zeugenmasse, zuerst ziemlich einfach, in Familien, darnach aber in sogenannte Recensionen, deren critischen Character und Werth man genauer zu bestimmen suchte. So wurden die Zahlen, mit denen man zu rechnen hatte, allerdings vereinfacht; aber die historische und diplomatische Grundlage der Recensionensysteme blieb problematisch, unsicher und schwankend. So konnten auch die critischen Kanones, die man darauf bauete, keine Sicherheit gewähren; um so weniger, da sie aus einer unklaren Vereinigung der urkundlichen und sogenannten höheren, oder, wenn man will, exegetischen Critik hervorgegangen, von allen denen, welche die Recensionensysteme nicht aus unmittelbarer Anschauung der Quellen nachzuconstruieren im Stande waren, zu keiner rechten Anschaulichkeit gebracht, und also auch nur mehr und weniger mechanisch gebraucht werden konnten. Das letzte Ziel war,

bis zur ursprünglichen apostolischen Lesart vorzubringen. Aber, wie selbst Griesbach und Hug eingestanden, so war das Höchste, was man erreichen konnte, nur ein approximativer Schluß von der bezeugten, aber oft nur wahrscheinlich ältesten Lesart auf die unbezeugte ursprüngliche. Der ganze Gewinn war, wie unser Verf. richtig bemerkt, am Ende kein anderer, als eine mehr und weniger zufällige und desultorische Nachbesserung des *textus receptus*, der als Ganzes genommen, von der apostolischen Authentie eben so weit entfernt blieb, als das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert, wo er entstanden, von dem ersten. Es fehlte nicht an Widersprüchen und Warnungen: aber sie waren weder in dem, was sie verneinten, durchgreifend genug, noch in dem, was man Besseres wollte, den rechten Punct treffend. Ja die Protestationen und entgegengesetzten Methoden von Matthäi und Scholz würden, wenn sie Eingang gefunden, eher zu noch größerem Verderben, als zur Heilung geführt haben. Nur, was Dr. Schulz in seiner neuen Ausgabe des Griesb. N. T. Praef. p. LI sqq. bemerkte, daß es jezt vor allen Dingen darauf ankomme, *vetustissimos aliquot ac satis probatos codices quam curiosissime examinare, exacte, religioseque describere, et posthabita gregariorum caterva hosce duces in crisi facienda solos eligere*, — schien zum Rechten hinzuführen. Daß aber der bisherige Umweg von der schlecht bezeugten oder völlig unbezeugten *recepta* aus, durch viele Jahrhunderte und den Troß zahlloser Handschriften bis zum dritten oder vierten und von da wieder zum ersten, im höchsten Grade uncritisch und ein Weg durch die Wüste sey, das hat bisher unter

den theologischen Critikern Niemand, so viel wir wissen, zur Sprache gebracht. — Alle ausgezeichneten Erscheinungen — wie denn das Griesbachsche N. T. eine ausgezeichnete, ruhmwürdige Arbeit immer bleiben wird — haben zu ihrer Zeit wie ihren Grund so auch ihr Recht und ihren Nutzen, und die Theologen brauchen sich in der That nicht zu schämen, dem bisher größten Critiker aus ihrer Genossenschaft Beyfall und Nachfolge geschenkt zu haben; Besseres und Richtigeres wußten damals selbst die Philologen nicht. Unser Verf. geht noch weiter; er sagt: 'man kann Griesbach entschuldigen, denn die ganze philologische Critik des achtzehnten Jahrhunderts, wenn man den einzigen unverstandenen Bentley abrechnet, war zufällig und desultorisch, ja sie ist es bey der Masse gewöhnlicher Critiker noch jetzt.' — Jetzt aber, da die gereifere philologische Critik den Theologen den gemachten Fehler aufdeckt, und die bessere Methode in dem, was Bentley freylich nur andeutete, unser Verf. aber in seinem Werke ausführt und rechtfertigt, klar vor Augen liegt, ist es Pflicht, dem Besseren vor dem zu seiner Zeit Guten oder Entschuldbaren, ungesäumt und ohne Neid den Vorzug zu geben.

Was Bentley wollte, ist kurz dieses: Er ging bestimmt davon aus, daß der *textus receptus* sowohl des Griesb. Originals, als der lateinischen Uebersetzung, aus ziemlich jungen Handschriften geflossen die schlechteste Grundlage der Critik sey, die es nur geben könne. Es schien dem großen und frommen Manne, daß, da durch Gottes Fürsorge, wie er sich ausdrückt, bereits damals mehrere an tausend Jahre alte Handschriften beider Texte entdeckt und zugänglich ge-

worden seyen (er hatte bekanntlich schon eine Vergleichung des Cod. Vatic.), es für die Wissenschaft eben so geziemend als für die allgemeine Christenheit ersprießlich sey, den Text des M. T. auf die ältesten und ehrwürdigsten Manuscripte unmittelbar zurückzuführen. Einige Aeußerungen des heil. Hieronymus berechtigten ihn zu glauben, daß, wenn er seinen Text auf die Uebereinstimmung der ältesten Handschriften mit der critisch berichtigten Vulgata des Hieronymus baue, er im Ganzen das Rechte werde getroffen haben, nämlich, mit Ausnahme weniger Stellen, den echten Text des Origenes, der in den 'Codicibus Adamantii et Pierii' dem Hieronymus vorgelegen habe. Von diesem Texte des Origenes aber behauptete er, daß er der gemeinsame Text der gelehrtesten Väter, the Standard to the most learned of the fathers, zur Zeit des Nicänischen Concils und zwey Jahrhunderte lang nachher gewesen sey.

Der Gedanke war für seine Zeit neu und auffallend; ja er ist beides noch jetzt; nichts desto weniger aber der Zeiger des allein richtigen Weges. Der *textus receptus* hat, so bald bessere Documente, als die, aus denen er geflossen ist, es möglich machen, auf einen relativ ältesten und bewährteren Text zurückzugehen, das Recht seiner Existenz und seines Gebrauchs verloren. Nur in dem erweislich ältesten streng historisch constituirten Text haben wir für alle weiteren und höheren Operationen der Critik eine klare und sichere Grundlage.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 30. April 1831.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: *Novum Testamentum Graece. Ex recensione C. Lachmanni. etc.*

Es ist bekannt, daß Bentley's Ausgabe des N. T. gar nicht zu Stande gekommen ist. Der theologische Haß und Unverstand jener Zeit vergällten ihm die edle Arbeit. Nach Wetstein kamen andere Scherereyen dazu. B. beauftragte sterbend seinen Brudersenkeln, zu günstigerer Zeit das Werk herauszugeben. Aber auch dieß ist leider unterblieben. B. war so sehr auf dem rechten Wege, daß er, wie unser Verf. richtig bemerkt, wäre er tiefer in die Arbeit eingegangen, gewiß durch Hieronymus selbst, dem er so gerechtes Vertrauen schenkte, auf ein viel freyeres Verfahren geführt seyn würde. Das mit kräftiger Hand durchgeführte Werk würde schon durch das gebietende Ansehen seines Namens vielen Irrthümern und Mißgriffen der späteren Zeit kräftig gewehrt, und unseren der Wahrheit so offenen Griesbach auf den Punct gestellt haben,

auf den wir jetzt erst, fast 50 Jahre nach Griesbach, als auf den allein richtigen zurückgeführt werden. Aber so geht es auch dem Trefflichsten, wenn die Zeit nicht reif dafür ist. Nur der einzige Wetstein, der doch sonst auf Bentley's Gedanken gar nicht eingegangen ist, seufzt: *Utinam nobis contingat esse tam felicibus, ut Editionem Bentleyi, thesaurum desideratissimum, e tenebris in lucem productum conspiciamus!* Nach Wetstein aber vergaß man allmählich ganz, was B. gewollt und bereits gethan hatte. Am Ende schien man sich sogar Glück zu wünschen, daß die gefürchtete Hand des scharfen Mannes den heiligen Text — nämlich in der That nur den *textus receptus* — nicht weiter, als durch einige leicht zu widerlegende Conjecturen, entweiht habe. Es ist aber zu bedenken, daß, was ein großer Mann thut, auch wenn er fehlgreift, nie ganz ohne Nutzen ist, und daß selbst seine Irrthümer kräftiger zur Wahrheit führen, als das unanstößige Thun der Gewöhnlichen. Wir halten es für ein wahres Verdienst, daß Herr Prof. Lachmann die Vorurtheile über Bentley's Critik des N. T. so glücklich zerstreuet hat. Rec. wenigstens bekennt, daß er erst durch diese Rechtfertigung über B. klug geworden, und sich veranlaßt gesehen hat, die einschlagenden Schriften des großen Mannes mit Gewinn zu lesen. Das größere Verdienst des Verfs. aber ist, daß er den richtigen Gedanken Bentley's so klar und lebendig aufgefaßt, und auf eine so ausgezeichnete Weise theils weiter entwickelt und berichtigt, theils durch die vorliegende Ausgabe des N. T. ins Werk gerichtet hat. Wir lassen den Stolz gern gelten, womit er bescheiden genug es preist, daß ihm gegönnt worden sey, sich auf Bentley's Spur wieder

zurückzufinden, und die Ausführung seines Gedankens wenigstens anzufangen.

Die Ausführung selbst aber ist diese: Den *textus receptus* (der nur im Anhange als *varia lectio* mitgetheilt wird) ganz und gar verwerfend, versucht Herr Prof. Lachmann in seiner Ausgabe den relativ ältesten Text, d. h. den Text, wie er am Ende des 4ten Jahrhunderts in der Kirche gelesen wurde, aus den Documenten herzustellen. Ist dieß gelungen, so haben wir fortan als wahrhaft kritische Grundlage der Critik, statt des bisherigen dreyhundertjährigen, einen vierzehnhundertjährigen Text, und stehen einem sechzehnhundertjährigen unmittelbar nahe. Warum aber nicht lieber gleich bis zum eigensten Text der Apostel zurück? Antwort: In der Ordnung des kritischen Verfahrens kömmt es zunächst darauf an, aus den vorhandenen kritischen Hülfsmitteln den ältesten beglaubigten Text zu gewinnen. Bis zur Hand der Apostel reicht keine sichere Ueberlieferung. Nur die höhere Critik kann so weit reichen, aber nur dann, wenn sie durch den ältesten, historisch beglaubigten Text jenem idealen Zielpuncte so nahe gerückt ist, daß sie mit einiger Sicherheit darnach greifen kann. Der Verf. fixiert als historischen Standpunct seiner Critik das Ende des 4ten Jahrhunderts. Es versteht sich, daß diese Bestimmung nur eine ungefähre ist. Aber warum gerade diesen Zeitpunkt? Die Antwort ist, einmahl, weil unsere besten Handschriften, wir meinen die vornehmsten Uncialen, etwa bis auf diesen Zeitpunkt herabreichen, aber nicht weiter; sodann aber, weil die von Hieronymus im 8ten Jahrzehend des 4ten Jahrhunderts verbesserte lateinische Uebersetzung, die in ihrer echten Gestalt freylich noch nicht wieder hergestellt,

aber auch nicht für uns verloren ist, da sie auf der 'emendata Codicum Graecorum collatio, sed veterum', beruht, für die Erkenntniß der Textesgestalt in dem bezeichneten Zeitraume die sicherste und vollständigste Grundlage darbietet. Dazu kommt, daß sich gerade um den angegebenen Standpunct aus den verschiedenen Gegenden der Kirche so viel ergänzende und helfende Zeugen, Uebersetzungen, und Ausführungen der Kirchenväter zusammensinden, und in mehr und weniger deutliche Beziehung dazu treten (man denke nur an die Beziehung des Hieronymus auf den früheren Origenes), daß der Critiker dadurch in den Stand gesetzt wird, durch vereinfachte Rechnung aus der Einstimmigkeit der Zeugen vor- und rückwärts nicht nur die wahrhaft alte, sondern auch die am meisten verbreitete Lesart zu erkennen. Dieß nämlich, was schon Grundsatz des Hieronymus war, 'nicht nur alt müsse die Lesart seyn, sondern auch verbreitet', hält Herr L. entschieden fest. Der Grundsatz wird den neueren Critikern fast etwas catholisch klingen, wenigstens höchst seltsam, um so mehr, da der Verf. gar nicht in Abrede stellt, daß die alte und verbreitete Lesart darum noch nicht die wahre ist, und diese sich gewiß oft nur in einer einzelnen Quelle erhalten haben, oder gar für den fixierten Zeitpunkt verloren gegangen seyn kann: aber es geht nicht anders, wenn einmahl die Aufgabe einer strenghistorischen Critik rein gelöst, und dabey das subjective Urtheil des Critikers ausgeschlossen, so wie jede mehr und weniger willkührliche und schädliche Beschränkung der traditionellen Grundlage auf eine einzelne Gewohnheit oder ein einzelnes Zeugniß entfernt werden soll. Weil nun doch das Alte und Verbreitete in dem Apparate nicht im-

mer in gleichem Verhältnisse und Werthe zu einander steht, und sich hierin nicht selten eine bedeutende Verschiedenheit zeigt, so stellt der Verf. in Beziehung hierauf als Hauptgesichtspunct seiner Critik dieß auf, daß es ihm vor allem auf die älteste Lesart unter den erweislich verbreiteten ankomme. Auch hierin wird ihm Niemand widersprechen. Der unläugbare, schon bey Irenäus und Origenes bemerkbare, durchgängige Gegensatz zwischen der orientalischen und occidentalischen Familie der kirchlichen Documente wird von dem Verf. berücksichtigt und festgehalten; aber der vorsichtige Critiker bleibt bey diesem einfachen Gegensatze stehen, und hütet sich vor jeder allgemeinen, immer doch schwankenden Characteristik der beiden bezeichneten Familien in critischer Hinsicht. Griesbach und Andere haben es versucht, der Verf. zeigt in seiner Abhandlung mit wie geringem Rechte und Glücke. Der Grundsatz nun, wonach der Verf. in Beziehung auf jene einfache Familiendifferenz der Documente seinen Text bestimmt, ist kurz dieser: 'Was beiden Familien gemeinschaftlich ist, sey es eins oder schwanken beide in gleicher Art, die eine oder die mehreren Lesarten zeigen sich als verbreitet und sind des Textes würdig: für gleich begründet gilt die Lesart der einen Classe und die ihr entgegengesetzte der andern; verwerflich ist (wenn auch vielleicht einzig wahr), für die nur ein Theil der einen von beiden Classen zeugt.'

Der Verf. behält sich vor, in der zu erwartenden größeren Ausgabe das von ihm beobachtete doppelte Schwanke, sowohl in dem, worin beide Familien verschieden sind, als worin sie zusammen stimmen, anschaulich darzustellen. In der vorliegenden Ausgabe hat er, weil die occi-

dentalischen Lesarten theils nur unvollständig bekannt, theils sehr oft nur Lateinisch überliefert sind, in welchem letzteren Falle die nothwendige Uebersetzung ins Griechische den Critiker in Gefahr bringt, sein eigenes Griechisch vorzubringen (wie weiland Erasmus in der Apocalypse), mit Recht vorgezogen, durchaus einen orientalischen Text zu geben, *consuetudinem*, wie es in der Nachschrift zur Ausgabe heißt, *antiquissimarum Orientis ecclesiarum*. Wo aber die orientalischen Quellen schwanken, hat er den Gebrauch des Occidentis entscheiden lassen. Er bemerkt aber vorsichtig in jener Nachschrift, *quantum fieri potuit, ea quae Italorum et Afrorum consensu comprobarentur, prae-tuli*. Ferner heißt es: *Ubi pervagatam omnium auctorum discrepantiam deprehendi, partim uncis partim in marginibus indicavi*. Dieß ist nach der Abhandlung so zu verstehen, 'ein Wort oder ein Satz, der in allen Theilen der Christenheit gelesen und nicht gelesen ward, steht in der Ausgabe als ungewiß zwischen Klammern: was allerorts gleichmäßig verschieden gelautet hat, ist so angezeigt, daß eine Lesart im Texte steht, die andere auf dem unteren-Rande und zwar diese, wo es mehrere sind, oder wo die Deutlichkeit Wiederholung der Textesart verlangte, mit dem Zeichen der Gleichheit.'

Während sich der Verf. auf die Weise, daß er die bloß occidentalischen Lesarten ausgeschlossen, beschränkt, hat er andererseits von seinem guten philologischen Rechte vollen Gebrauch gemacht, und alles, was in der Bestimmung des Textes nicht von Handschriften, sondern von der Auslegung abhängt, frey nach seinem Gewissen und seiner Kenntniß eingerichtet. Dahin gehört die Interpunction, welche in der alten Kirche

frey war, so wie die Abtheilung der Wörter, daß *i subscriptum*, und die Accente. Der Verfasser ist darin den bewährtesten philologischen Regeln gefolgt, und wir müssen ihm für diese Ausböhnung unseres neutestamentlichen Textes mit der neueren philologischen Forschung besondern Dank sagen. Dagegen hat der consequente und gewissenhafte Critiker alle nicht bloß in der Schrift bestehenden Abweichungen geachtet, weil, wie er sagt, 'nicht einzusehen sey, warum man die Orthographie ausnehmen solle, wenn einmahl der Text nach Auctorität bestimmt werde.' Wir enthalten uns der Kürze wegen, dieß und das andere mit Beyspielen zu belegen. Jeder findet sie, wenn er Knapp's Ausgabe genauer vergleicht. Nur dieß eine bemerken wir, mehr zweifelnd, als geradezu mißbilligend: der Verf. hat Joh. 1, 3 die Interpunction *καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν· ὃ γέγονεν, ἐν αὐτῷ ζῶν ἦν* rel. aufgenommen. Sehr alt ist diese Interpunction allerdings; eben so verbreitet als alt, ja in den Handschriften gewissermaßen diplomatisch fixiert. Aber hierin ist ja doch Freyheit, zumahl da schon die Alten darüber stritten, und die jetzt gewöhnliche Interpunction, wonach *ὃ γέγονεν* den Schluß von V. 3 macht, in dem Grade in der Kirche herrschend wurde, in welchem genaue und sorgfältige Interpreten den Gedanken der Stelle klar zu machen suchten, der bey der von dem Verf. beliebten unklar und schielend bleibt. Doch wir wollen uns gern erinnern, daß der Verf. ausdrücklich sagt 'es habe in diesen Stücken jeder eben so viel Recht, als er, und einem Philologen werde man verzeihen, wenn ihm nicht eben von jeder Stelle die sämtlichen Verhandlungen der Ausleger gegenwärtig

waren, die ihn etwa zu einem andern Urtheile hätten bewegen können.'

Wir begnügen uns, hiermit die Haupteigen- thümlichkeiten der neuen Ausgabe angegeben zu haben; und deuten nur vorübergehend an, was der Verf. in seiner Abhandlung Beachtungswer- thes und Anregendes allerley Art über die Quel- len sagt, deren er sich bedient hat. Es sind nämlich was die orientalischen Quellen betrifft vornehmlich die Uncialen, A. B. C. H. P. O. T. Z., Origenes Citate, worin er nicht bloß Griesbach gefolgt ist, und die Vulgata, die er eine gemischte Quelle nennt; was aber die abend- ländische betrifft, Cod. Clar., den der Verf., um ihn von den Cantabrigiensis D in den Evangelisten besser unterscheiden zu können Δ bezeichnet wissen will, und G.; die lateinischen Uebersetzungen, die für rein gelten, in den Evan- gelien verc. veron. colb., in der Apostelgesch. Cantabr., in den Paulinischen Briefen Clar. mit den Ergänzungen aus Germ. und Boer. u. s. w., ferner die Citate des Iren. Cypr. Hilarius Pict., und unter den gemischten Quellen außer der Vulg. vornehmlich Cod. D. Dabey macht der Verf. überall aufmerksam auf die Schranken und Hindernisse, denen seine Arbeit unterworfen sey, und die Nothwendigkeit, daß andere weiter ar- beiten. Es ist natürlich und geziemt dem wahr- en Critiker, die Schwächen seiner Arbeit nicht zu verhehlen. Keiner kennt sie so gut, wie er. Dennoch ist es als ein besonderes Lob anzurech- nen, wenn es so aufrichtig und so im Dienste der Wahrheit geschieht, wie hier. — Die starke Seite und der wahre Gewinn der neuen Aus- gabe springt aber deutlich genug in die Augen, wer nur sehen will. Der Verfasser macht selbst darauf aufmerksam, wie oft dasjenige, was er

allein auf Auctorität gebilligt hat, wirklich auch das einzig richtige sey. Er führt nichts an; er wolle Niemandem die Freude des Findens verderben. Wir machen aber jetzt schon aufmerksam auf gerade Naheliegendes: 1. Tim. 3, 16. AG. 20, 28. Röm. 9, 5. Jac. 2, 18. 1 Joh. 2, 13. Der Verf. gibt zu, daß sein Text nicht nur fehlerhafte Lesarten mit den gewöhnlichen Ausgaben gemein hat, sondern sogar da Fehler hat, wo der receptus wenig oder gar keinen Anstoß gibt; aber einleuchtend ist, daß gerade die anstößigere, aber diplomatisch genaue Lesart den aufmerksamen Critiker auf das Richtige hinweist. Um nur einiges anzuführen, worauf der Verf. selbst aufmerksam macht, so steckt 1 Kor. 9, 15 in der von dem Verf. statt der willkürlichen vulgata recipierten, wohlbeglaubigten Lesart: *καλὸν γάρ μοι μᾶλλον ἀποθανεῖν, ἢ τὸ κἀχρημά μου· οὐδεὶς κενώσει*: die so allerdings keinen Sinn gibt, unstreitig die allein wahre, nämlich *ἀποθανεῖν, ἢ τὸ κἀχρημά μου*. Die Aenderung ist leicht und nahe, und wird durch 1 Kor. 15, 31 vollkommen gerechtfertigt, wo die Alexandrinische Handschrift denselben Fehler hat. Noch interessanter aber ist Matth. 21, 31. Der Verf. liest hier auffallend genug *λέγουσιν· ὁ ὕστερος*. Der diplomatische Grund dafür ist außer Zweifel. Aber, wie der Verf. selbst sagt, die Lesart ist, wiewohl nicht ohne Sinn, doch jedenfalls unschicklich und unerträglich. Absichtlich hat wohl Niemand das schicklichere *ὁ πρῶτος*, was die recepta hat, verstoßen. Die Antworten 29 und 30 umzustellen, ist eine schlechte Auskunft. Wie nun aber? Origenes scheint die Antwort der Juden gar nicht gelesen zu haben. Kurz, die Worte scheinen unecht, späterer Zusatz aus B. 41. Die Aposiopesis gibt der Stelle ei-

ne Schönheit die sie vorher nicht hatte. Wir gehen aber weiter und fragen: woher das seltsame ὁ ὕστερος? Die Correctur ὁ πρῶτος ist leicht erklärlich. Aber wie entstand jenes? Nicht vielleicht aus dem ursprünglichen: ὕστερον λέγει αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς;? Gerade dem Matth. und zwar in diesem Kapitel ist das ὕστερον sehr geläufig.

Höchst wichtig ist eine Bemerkung des Verf., welche das Evangelium des Marcus betrifft. Der Verf. sagt: 'Gerade das von ihm bemerkte Schwanken der Lesart sey oft, wo es massenweise komme, sehr belehrend und führe zur Entscheidung. So werde die Menge von schwankenden Lesarten im Evangelium des Marcus jedem die Ueberzeugung geben, daß es uns wenig sorgfältig überliefert und gewiß in manchen Stellen verdorben sey; dadurch werde dann wieder glaublicher, daß es unvollendet und am Schlusse ungebührlich vermehrt seyn möge.' Eine andere gleich wichtige Observation über die Apostelgeschichte, und die Zusätze darin, besonders Kap. 15, 34 vergl. B. 40, übergehen wir, und verweilen nur noch einen Augenblick bey dem, was der Verf. über den Anfang des Evangelium des Marcus Kap. 1, 2. 3 allerdings sehr Auffallendes bemerkt. Er hält das ganze alttestamentliche Citat für unecht, nicht aus äußeren Gründen, denn die Verse stehen in allen Auctoritäten, aber einmahl sey es nicht die Art des Marcus, sich Stellen des A. T. außer in Reden zu bedienen; sodann, wenn der Evangelist wider seine sonstige Art im Anfange seines Buches etwas besonderes hätte thun wollen, wäre ein Zeugniß der heil. Schrift von Christo wohl schicklicher, ja nothwendiger gewesen, als von seinem Vorläufer; endlich aber werde durch das

lästige Citat der Gang der Rede bis zur völligen Unverständlichkeit unterbrochen, die ohne dasselbe einfach und eben sey. — Der Gedanke ist glänzend; wer die Schwierigkeiten der Stelle kennt und gerade davon gequält wird, möchte wünschen, daß der Verfasser recht hätte. Aber wir fürchten gar sehr, daß dießmahl der von den Theologen bisher gefürchtete Geist Bentley's etwas zu stark über den Verf. gekommen ist. Daß man sich nicht auf 15, 28, wo auch ein Citat außer dem Contexte der Reden in reiner Erzählung vorkommt, berufe, dafür hat der Verfasser gesorgt; er erklärt auch dieß Citat für unecht, und zwar mit Fug und Recht. Aber dieß ist auch glücklicher Weise nicht der einzige Trost gegen den Verfasser. Da Marcus im Ganzen wenig aus dem N. T. citiert, und seine ganze Art überhaupt etwas sehr Schwankendes hat, so ist gewiß sehr gewagt, nach den wenigen übrigen Beyspielen die Anführungsweise so absolut zu bestimmen. Der Verfasser construirt, gewiß sehr richtig, ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου — ἐγένετο Ἰωάννης, βαπτίζων. Aber eben deshalb ist ein Zeugniß des N. T., wir möchten nicht sagen von dem Täufer, sondern vielmehr dafür, daß das Evangelium Christi seinen Anfang mit Johannes und dessen Taufe genommen, weit eher zu erwarten und in der That nothwendiger, als ein Zeugniß von Christo selbst, von welchem erst B. 9 ausführlich die Rede ist. Endlich unterbricht freylich das Citat den sonst ebenen Gang der Rede auf eine etwas auffallende Weise. Aber den Vorwurf der völligen Unverständlichkeit hebt der Verfasser durch die von ihm vorgeschlagene Construction des Sazes selbst auf. Das Auffallendste bleibt doch immer die sonderbare Zusammenstellung

ἀρχὴ — ἐγένετο Ἰωάννης. Aber auch die kühnste Bentley'sche Hand wird diesen Anstoß nicht heben. Was die gewiß echte Lesart Ἠσαία τῷ προφῆτῃ betrifft, so erklären wir sie ähnlich, wie der Verfasser. Nur glauben wir, daß schon Marcus so schrieb aus Ungenauigkeit; das Citat aus Jesaias war ihm als das wichtigste und gewöhnlichste allein recht im Sinne und hatte das andere aus Maleachi gleichsam per attractionem in sich aufgenommen.

Wir schließen mit der festen Ueberzeugung, daß, wenn auch die neue Ausgabe nach ihrer ganzen Art und Einrichtung wenig geeignet scheint, Handausgabe der Studiosa juventus zu werden (schon die kleinen, undeutlichen Kapitelzahlen im oberen Rande und die versteckten Versbezeichnungen machen das Buch unbequem und die Theologen werden sich erst sehr nach und nach daran gewöhnen), das im vollsten Sinne höchst geistvolle Werk in der neutestamentlichen Critik Epoche machen, und je länger je mehr auch unter den Theologen Anerkennung finden wird. Der Verf. wünscht bescheiden durch seine Arbeit nur einen Anfang zu machen, der die Nachfolge fördert und zur Vollendung in gleichem Sinne reizt. Dieses schöne Ziel wird unfehlbar erreicht werden. Nur eins möchten wir bitten, daß der Verf. uns auf das versprochene größere Werk nicht zu lange möge warten lassen.

℞.

L e i p z i g.

Bey Cnobloch: Christiani Gottlob Biener
J. U. D. Seren. atque potent. Regi Saxon. a
Consil. aulae et justitiae, Ordinarii et Prof.
juris primarii in facultate juridica et uni-
versitate studiorum Lipsiensi, ecclesiae ca-

thedralis Merseburgensis Capitularis, supremae curiae Saxonicae consiliarii, Ordinis Saxonici virtutis civicae Equitis Opuscula academica. Edidit et praefatus est Fredericus Augustus Biener, J. U. D. Seren. et potent. Regi Borussor. a consiliis intimis justitiae, juris in universitate litter. Berolinensi Prof. publ. ord. Volumen I. Dissertationes. 1830. XVIII u. 469 S. Vol. II. Programmata. 1830. 451 S. in gr. Quart.

Der hohe Werth der akademischen Abhandlungen des verewigten Verfassers ist allgemein anerkannt, und eine Sammlung derselben gewiß ein Bedürfniß für die Verehrer desselben, da mehrere von jenen kleinen Schriften durch den Buchhandel gar nicht mehr zu beziehen waren. Eine solche erhalten wir gegenwärtig durch Hn. Geh. J. Rath Biener, den gleich würdigen und berühmten Sohn eines berühmten und würdigen Vaters, besorgt nach dem eigenhändigen Verzeichnisse des letztern, und in einem, was Druck und Papier anbetrifft, geschmackvollen Gewande. Der erste Band enthält chronologisch geordnet die Dissertationes, sechs und zwanzig an der Zahl, von der jedoch funfzehn ausgeschlossen sind, welche, zwar unter dem Vorsig des Verewigten vertheiligt, aber allein von den Respondenten verfaßt sind. (Um literarische Irrthümer zu berichtigen, mögen diese hier verzeichnet werden: Prasse historia juris civilis de restitutione in integrum. 1779. F. Prasse de territorio subalterno superioritatis territorialis aemulo. 1779. Herrmann Specimen juris criminalis philosophici de sanctitate jurium civibus delictorum reis ex statu hominum connato adhaerentium. 1784. R. Hommel de fundo dotali ejusque ex jure Rom. Germ. et Saxon. alienatione. 1786. Leo de legum crimina-

lium Saxonicarum antiquarum et medii aevi ingenio. 1786. Fleck de jurisdictione feudali in praedia Saxonica et Lusatica extra territorium Saxoniae Lusataeque nexu clientelari obstricta non competente. 1788. Loehr de collatione feudorum. 1793. Weber juris publici Saxonici commentatio de justa Henrici Illustris in Thuringia successione. 1795. F. B. Weber de suprema principis in sylvas inspectione legibus patriis illustrata. 1796. Landsberger de norma poenam crimini constituendi. 1796. Hauschild variae juris civilis quaestiones. 1797. Hansen quaestio juris publici Saxonici, utrum possessorium summarium et ordinarium in jure coquendae et vendendae cerevisiae obtineat. 1800. F. A. Biener de differentiis itineris, actus et viae genuinis. 1804. Schmid historia aurifodinarum et quae circa earum investituram in territoriis Saxonis obvenere vicissitudines. 1804. Breuer de bonis avitis secundum leges Saxonicas. 1805.) Der zweyte Band umfaßt die Programmata, unter welchen denn auch die Observationes, Quaestiones und Interpretationes. Der Wiederabdruck selbst bietet keine neue Zusätze dar; indem der Hr. Herausg. bemerkt: Plane vero abstinuimus a novis legibus allegandis aut supplementis addendis ex recentiorum scriptorum laboribus, cum ad multiplex eruditionis genus, quod in his tractatibus manifestum est, (sehr viele Abhandlungen betreffen nämlich das Sächsische Particularrecht) emetiendum nostrae vires non sufficerent. Annus, quo singula capita prodierunt, in inscriptionibus sollerter notatus, doctos lectores facile admonebit, quarum legum tempore recentiorum auctoritatem habere non potuerit; hinzugekommen

ist jedoch aus des Vfs. handschriftlichem Nachlaß ein vorher inedites Interpretationum caput XXXVII. de correali obligatione masculi et feminae et recto usu regulae: Subducta femina mas solus tenetur. Beygegeben sind endlich ein Index scriptorum a Chr. Gottl. Biener Icto et antecessore Lipsiensi editorum (154 Nummern), ein Index Dissertationum praeside Chr. Gottl. Biener defensarum, quae respondentibus tribuendae sunt, ein Register über die erklärten Rechts- und Gesetzes-Stellen, und ein genaues Sachregister über beide Bände, welches Hr. Assessor Stieber, der sich auch um die Herausgabe der Hauboldtschen Opuscula so sehr verdient machte, ausgearbeitet hat, und welches namentlich die practische Brauchbarkeit des Werks ungemein erhöht.

P a r i s.

Chez J. B. Ballière: Recherches anatomiques, pathologiques et thérapeutiques sur la maladie connue sous le noms de Gastro-Entérite, fièvre putride, adynamique, ataxique, typhoïde, etc., comparée avec les maladies aiguës les plus ordinaires. Par P. Ch. A. Louis. T. I. XII und 458 Seiten, T. II. 531 S. in 8. 1829.

Der Verf., den wir bey der Anzeige seiner anatomisch-pathologischen Untersuchungen als einen thätigen Schriftsteller schon einmal in diesen Blättern zu nennen Gelegenheit hatten, liefert in diesem Werke einen dankenswerthen Beytrag zur genaueren Kenntniß der typhösen Fieber. Ohne im mindesten ein Anhänger der Broussais'schen Lehre zu seyn, kann man ihm doch das Verdienst zugestehen die Aufmerksamkeit der Aerzte, beson-

ders durch die angeregten Widersprüche und durch die vorgenommenen Prüfungen, auf eine vielfach verkannte oder übersehene Quelle von Krankheiten, auf die schleichenden Entzündungen der Unterleibsorgane, namentlich der Schleimhaut des Darmcanals hingelenkt zu haben. Die pathologische Anatomie hat ihre Aussagen durch mancherley Nachweisungen unterstützt, und auch in Deutschland hat neulich in Beziehung auf den hier in Sprache seyenden Gegenstand das wackere Buch von Esser (m. vgl. damit Lebrecht in den Heidelb. clin. Annalen 1830. B. VI. S. 2. S. 267) verschiedene Beweise dafür geliefert. Auch das vorliegende Werk enthält dazu eine reiche Materialiensammlung. Der Verf. hatte in dem Hospital der Charité 138 Beobachtungen über die typhösen Fieber gesammelt und sie mit 43 Fällen anderer acuten Krankheiten verglichen. Von 50, die gestorben waren, hatte er einen genauen Sectionsbericht aufgenommen. Die Resultate dieser Arbeit legt er in vier Abschnitten nieder, wovon der erste 18 ausführliche Krankheitsgeschichten enthält; der zweyte die Beschreibung der Verletzungen und Veränderungen, welche durch die Krankheit hervorgerufen werden; der dritte die Geschichte der Symptome nach allen Organen, die dabey betheiltigt sind; der vierte die Analyse der Facta hinsichtlich der Wirkung des Aderlasses, der tonischen Mittel, der Vesicatorien und der Anwendung des Eises auf den Kopf. Da man nicht versäumt hat, das Werk in seiner ganzen Breite ins Deutsche zu übersetzen, so ist es auch bey uns schon hinreichend bekannt geworden. Nach unserm Dafürhalten hätte der wesentliche Inhalt in einem mäßigen Octavbände hinlänglichen Raum gefunden. Die Therapie dieser Krankheitsklasse hat keinen nennenswerthen Gewinn daraus gezogen.
